Ingo Donnhauser

Der Kult um das Volk

Wie die Erfindung der „Nation" die sichtbare Einheit der Kirche zerstörte

Impressum

Zweite, leicht verbesserte Auflage 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Erste Auflage © 2021 Ingo Donnhauser

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Inhalt

Einleitung **6**

1) Die Kirche als Volk Gottes

Der Neue Bund als Erfüllung des Alten in messianischer Zeit 8

Die Bewahrung des alttestamentarischen Menschenbildes durch die katholische Kirche 27

Römische Herrschaft und die Kirche 39

Spanien als Schutzmacht der Kirche und Triebkraft weltweiter Katholisierung 45

Ultramontanismus: Triumph des Antinationalen 59

2) Die „Nation“ als heidnisches Gegenvolk

Heidentum als Gegensatz zu Juden- und Christentum 68

Christianisierte Herrschaften im Mittelalter: zwischen tausendjährigem Reich und irdischer Tyrannis 78

Holistische Realitätsentwirrungsversuche: die neuheidnischen Wurzeln des Nationalismus 84

An Adam gefesselt statt zu Christus befreit: die protestantische Weltverwurzelung 91

Abkehr vom jüdischen Erbe, Abkehr von katholischer Einheit 99

Gleichheit gegen Freiheit: die finale Apostasie der „Alten Welt“ 113

Die Selbstzurichtung der Nationsgläubigen 135
Vom autoritären *Demos* und seinen Vertretern: das bürgerliche Zeitalter
als Antithese zum messianischen 147
„Nationen“ gegen Katholiken 160
Der Kampf um das Katholische in der Kultur 188
Kultur und Natur: wie aus einem Gegensatzpaar ein einziger Götze wurde 201
Das tausendjährige Gegenreich: die Manifestierung deutschen Gegenglaubens 213
Der „deutsche Luther“ gegen den „jüdisch-römischen Völkerfeind“:
der Protestantismus auf dem Weg zum Nationalsozialismus 223
Ein „betrogenes Volk“? 231
Der antiimperialistische Krieg im Dienste der „Nationen“ 255
Katholische Abwehr, katholisches Mitlaufen 263
Zurück nach links: Transformation deutschvölkischer Ideologie nach 1945 285

3) Die Welt, ein Völkerzoo?

Der Hass auf das Fremde als Deckmantel des Gotteshasses 311
Weiter auf der Suche nach der intakten Natur 333
Der funktionierende Bürgerleib im schaffenden Volkskörper: von der Panik,
nicht „gesund“ zu sein 347
Der importierte Nationalismus: Antiimperialismus als Angriff auf die Humanität 353
Der nationalisierte Alltag 373

4) Über das Eindringen des „Nationalen“ in die Kirche

Falsche Weichenstellungen durch faule Kompromisse: der Nährboden für den großen Abfall im nichtlateinischen Raum 387

„Nationalheilige“ und Gebete für das „Vaterland“: die Politisierung des Glaubens 393

Die „Nation“ bekehren? 400

Die große Zerstreuung: Nationalkirchen und Volksliturgien 411

Epilog **451**

Einleitung

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil befindet sich die katholische Kirche in einem Strudel scheinbar unaufhaltsamen Niedergangs. Mission findet praktisch nicht mehr statt, und wer noch katholisch ist, bekommt den Glauben von einer zu großen Teilen abgefallenen Hierarchie systematisch ausgetrieben. Die Kirche wird zertrümmert in eine Vielzahl de facto schismatischer Nationalkirchen; außerhalb altritueller Gemeinschaften ist es schwierig, noch Treue zur überlieferten Lehre und zum Prinzip der Einheit des Gottesvolkes zu finden[1]. Als bibel- und bekenntnistreuer Christ steht man zumindest in Deutschland mittlerweile schon evangelikalen Freikirchlern näher als dem durchschnittlichen Mitkatholiken. Zugleich nimmt die Bedrängnis in Europa immer mehr zu. Wer davon ausgeht, dass sein Glaube die Wahrheit ist und nicht bloß unverbindliche Folklore, dass jeder Mensch ein Recht zu leben von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod hat, dass zur Religionsfreiheit gehört, Sünde nennen zu dürfen, was Bibel und Kirche zur Sünde erklären, und wer für das Recht auf dementsprechende religiöse Erziehung eintritt, ist hier längst unerwünschte Minderheit.

Um in dieser Situation angemessen reagieren zu können, sollte man sich über die Hintergründe dieser unerfreulichen Entwicklungen im Klaren sein. Oftmals werden diese leider nicht gesehen, das Konzil als völlig unerwartet aus den Wolken gefallene Quasiverschwörung betrachtet (etwa, wie das „Dritte Reich“ vielen Deutschen als völlig unverständlicher „Betriebsunfall“ erscheint). Die Vorstellung etwa einer freimaurerischen oder gar „kommunistischen“ Unterwanderung der Kirche ist ein absurder Ausdruck der Hilflosigkeit, das Geschehen zu erklären. Der Teufel braucht keine finsteren Verschwörerbanden in abgeriegelten Hinterzimmern – ihm genügen, ganz banal, schon ein paar giftige Ideen.

Die offensichtlich wirkmächtigste Idee, welche die Staatenwelt und die Kirche spätestens seit der Aufklärungszeit erschüttert, ist die der „Nation“, der „Nationalität“, welche der Mensch angeblich von Natur aus habe. Diese letztlich neuheidnisch-esoterische Vorstellung (die ihre Wurzeln in der „Renaissance“ hat) ist, wie in diesem Buch dargelegt werden soll, Hauptursache von weltlicher Bedrängnis, von Glaubensverlust und Niedergang der Praxis, von Spaltung und Verweltlichung.

Zunächst soll daher gezeigt werden, dass es sich bei der Kirche um ein Volk handelt: der Katholik ist durch die Taufe Angehöriger eines weltweit verstreuten Volkes, und jegliche Identifikation mit einem Volk, das nicht die Kirche ist, stellt bereits einen Abfall dar, eine falsche Loyalität zu einem Konkurrenten Gottes; wir stehen in der

[1] So, wie das Volk Israel in der Wüste umherirren konnte, ist auch die streitende Kirche sehr wohl in der Lage, verwirrt zu werden. Dass der Irrtum nicht zu ihr gehört, niemals Teil ihrer Lehre sein kann, schließt nicht aus, dass er von einigen individuell angenommen wird, gar temporär von der Mehrheit, ja selbst vom Papst.

Tradition des einen Gottesvolkes des Alten Testaments, und nur in dieser. Dazu soll der vormoderne Begriff des „Volkes“ näher erläutert und die Entwicklung der christlichen Welt im Lauf des Mittelalters umrissen werden, als Geschichte eines Ringens heidnischer Königtümer mit einem christlichen Papsttum, sodann die ersten Spaltungen in Renaissance und Neuzeit, die pseudowissenschaftliche Untermauerung des aufgekommenen neuheidnischen Volksbegriffs in der Aufklärung, die folgende Geschichte weltweiter Unterwerfung der Kirche unter feindliche Regenten und gottlose Ideologien im Namen der Einheit der „Nation“. Zuletzt soll das Eindringen des teuflischen Konzepts der „Nationalität“ in die Kirche nachgezeichnet werden.
Das vorliegende Buch ist nicht als wissenschaftliches Werk[2] konzipiert, wofür auch der polemische Charakter viel zu dominant wäre, sondern essayistisch zu verstehen. Es soll zeigen, wie der unchristliche Wille zur Macht (aus dem alten Heidentum mit in das messianische Zeitalter geschleppt), von wenigen Herrschergestalten ausgehend, allmählich zu einem allgemeinen geworden ist, im Gottesvolk (im Alten Testament begründet und von Christus veredelt) einen Feind und Störenfried erblickend, da jenes zur Selbstverleugnung, Demut und Gottesfurcht aufruft statt zu Identitätsfindung, Souveränität und Unabhängigkeit.
Das Buch soll dazu ermutigen, falsche irdische Bindungen an „Nationen“ freudiger abzulegen und sich ganz in der Tradition der pilgernden, auf Erden heimatlosen Kirche zu sehen, die den Zielen der Welt gleichmütig gegenübersteht und deren irdisches Interesse allein in der Freiheit für den Glauben liegt, der Freiheit also, *über*irdische Interessen allem voranzustellen - wissend, gerade in Europa Minderheit zu sein, Gegenkultur, Parallelgesellschaft.
Wenn wir anfangen, die Sorgen unserer glaubenslosen Umgebung zu übernehmen (sei jene progressiv oder konservativ), vernachlässigen wir dabei die Sorge um unsere Seele. Seien wir, im Gegenteil, wachsam, ob unsere Umgebung uns nicht wieder, wie so oft in der Geschichte, zum Feind wird.
Unsere Freiheit zum Dienst an Gott ist nach wie vor fragil. Es gilt, in der Welt die Rechte des Christen ebenso zu verteidigen wie in der Kirche die Rechte Gottes.

Waldshut-Tiengen, am Fest des heiligen Hilarius, 2021

[2] Wenn auch auf große Mengen wissenschaftlicher Literatur sowie auf an anderer Stelle verarbeitete Archivquellen zurückgegriffen wurde.

1) Die Kirche als Volk Gottes

Der Neue Bund als Erfüllung des Alten in messianischer Zeit

„*Geistlicherweise sind wir alle Semiten.*“
- Papst Pius XI

Es gibt nur einen Gott, also nur ein Gottesvolk - die Kirche[3]. Manche Mitglieder Seines Volkes lebten vor Christi Erlösungswerk, andere danach. Es hat also nicht ein Volk das andere abgelöst. Der „Neue Bund“ wird mit dem „*Volk Israels*“[4], das schon immer allen offenstand, geschlossen. Wir Christen setzen die Geschichte dieses einen Gottesvolkes fort, welches ebenso aus Ägypten wie später überhaupt aus der irdischen Verbannung, weg von den übrigen Adamskindern, „herausgerufen“[5] wird. Die Geschichte des Alten Bundes wiederholt sich im Neuen, nun auf vollkommene Weise. Der Weg der Getauften in den Himmel gleicht jenem hinaus aus der Knechtschaft unter dem feindlichen „Barbarenvolk“ hin ins gelobte Land. Am Anfang der Reise steht jeweils das Opfer des Pessachlammes. Dadurch haben wir heilende Kräfte mitgeteilt bekommen, wir schreiten voran zu vollkommener Freiheit und ewigem Leben. Die Zeit auf Erden gleicht auch dem babylonischen Exil: „An Babels Flüssen saßen wir und weinten, da wir dein gedachten, Zion“ (Ps 136) - Zion, der Tempelberg, als die „Wohnung Gottes“ gedacht. Gott verspricht uns: „Ich werde heimführen die Gefangenen Meines Volkes Israel, will sie einpflanzen in ihrer Heimat“ (Amos 9), dem Himmel.
Das Christentum ist ein Bekenntnis innerhalb der jüdischen Tradition. Ebenso ist Abraham unser Vater wie Christus der Herr der Menschen des Alten Bundes ist. Wer in die Gemeinschaft mit Christus tritt, wird zum Sohn Abrahams (Röm 4,11ff; Gal 4,9). Vormalige Heiden werden als „wilde Ölzweige“ dem alten, gesegneten Ölbaum aufgepfropft, von dem wiederum einige Zweige abgefallen sind (Röm 11).
Wir können froh sein, in das Volk Israel aufgenommen zu sein, in Gottes Volk noch eingepfropft zu werden, wo doch die Zeit des Neuen Bundes nur eine „kleine Weile“, ein eingeläutetes Zeitenende ist, und wir noch gerade hineinschlüpfen können in das christliche Erlösungsopfer, dessen Beginn 2.000 Jahre zurückliegt und welches immernoch andauert: der Leib Christi folgt gerade dem Haupt. Die „kleine Weile“ auf Erden ist zu nutzen, sich die Ewigkeit zu verdienen.

---

[3] „Kirche“ (Kyriake) meint das „dem Herrn Gehörende“. Das Wort bezeichnet Sein Volk ebenso wie Seine Häuser (eben das, was „des Vaters ist“).
[4] Jer 31; Er wird ihre Sünden vergeben und Sich nicht mehr an jene erinnern.
[5] „Ecclesia“ ist die „Herausgerufene“.

Wie entstand das Gottesvolk? Es sind immer Einzelne, die Gott erwählt, damit aus ihnen Großes hervorgeht. Durch Abraham wollte Er die Menschheit zum Glauben und Gehorsam zurückführen. Gott wollte geehrt und geliebt werden (worin der Sinn der Erschaffung des Menschen besteht), darum schloss Er einen Bund mit einem Menschen, den Er nicht wie die anderen „seiner Wege gehen“ ließ; er erhielt den „Segen“, die Zuwendung, die im Letzten darin besteht, die Strafen für die Ursünde zu überwinden und, nun als Gotteskind, zum himmlischen Vater zurückkehren zu dürfen.
Was war der Preis? Abraham erfüllte die Gebote, die er erhielt, bis hin zur Opferung Isaaks (so, wie Abraham seinen Sohn Gott hinzugeben bereit war, wird Gott später Seinen Sohn opfern zum Heil Abrahams und seiner Kinder). Er gab Gott die Liebe. Wir sollten voller Ehrfurcht auf die Treue eines Abraham schauen, der Gott gehorchte und selbst den jedem menschlichen Naturell zuwiderlaufenden Befehl ausgeführt hätte, seinen eigenen Sohn zu schlachten, und auf all die anderen, die einem so anspruchsvollen Gott, der Schmerz und Zorn kennt, die Treue hielten. Dies ist *unser* Gott, so müssen wir Ihn kennenlernen, um überhaupt eine Vorstellung von dem Wort „Gnade“ zu bekommen.
Gott will sich Sein Volk zusammensammeln, das Reich Gottes soll sich über die Welt verbreiten, von Israel aus, dem Volk der Auserwählten, das der „heilige Stock“ ist, an das sich das ganze Menschengeschlecht anschließen darf, aus dem die bräutlichen Früchte für Gott-Sohn hervorkommen. So entstand die Kirche des Alten Testaments also aus einer Person heraus. Durch die Beschneidung bzw. Taufe wird man vom Rest der Menschheit abgetrennt. Ein jeder geht persönlich (durch rituelle Eingliederung) den Bund mit Gott ein. Das Volk Gottes besteht aus Erwählten, die „Licht für die Welt“ sein sollen. Es ist „aus allen Familien der Erde“ ausgesucht (Amos 3,2). Es bringt Segen zu denen, die noch im Dunkeln sind, durch den Glauben an die bevorstehende Erlösung, später konkretisiert durch den Glauben an den kommenden Messias. Die Angehörigen des Volkes waren Diener und „Werkzeuge“ Gottes. Jesus bezeugt gegenüber der Samariterin (Jo 4,22), dass nur „wir Juden“ den seligmachenden Glauben haben, denn „das Heil kommt von den Juden“. Sie haben nicht „als Volk“ den Messias hervorgebracht, das tat die Person Maria – sie haben dem Messias ein *Reich* bereitet.
„Volk“ im vormodernen und damit biblischen Sinne ist keineswegs dasselbe wie das, was man sich heute unter den Begriffen „Nation“ oder „Ethnie“ vorstellt. Das „Volk“ (*populus*), von dem die Rede ist, steht begrifflich im Gegensatz zu den barbarischen Stämmen (*gentes*). Für die römischen Gelehrten der biblischen Zeit bestand die Welt aus Mitgliedern des *populus Romanus* (den Zivilisierten) und dem Rest - den Barbaren. Nach Livius setzte sich der *populus Romanus* aus vormaligen Mitgliedern einzelner *gentes* zusammen, als durch das Recht (nicht mehr: die alte Tradition) verbundenen Individuen. Freilich waren auch die jeweiligen barbarischen *gentes* „ethnisch“ nicht minder durchmischt als der *populus Romanus* selbst. *Gens* im eigentlichen Sinne war zunächst nur die jeweilige Herrschersippe; zu deren Volk gehört, wer im Heer

mitkämpft. Der deutsche Begriff „Volk“ bedeutet soviel wie Kriegsschar, Gefolge, und ist klar (als eine Menschenmenge) auf eine Herrscher- bzw. Anführerfigur bezogen. Charismatische Heerführer waren es, die neue „Völker“ konstituierten, deren kulturelle Unterschiede sowohl bei Tacitus wie seit der Renaissance stets stark übertrieben werden. Völker wachsen, indem immer mehr Menschen und Gruppen sich anschließen (jeder Heerführer war bestrebt, immer mehr Anhänger zu gewinnen, egal welcher Herkunft)[6]. Heerführer nahmen stets andere (insbesondere besiegte) Krieger ohne jede Rücksicht auf Kultur und Herkunft in ihre Dienste auf, wie etwa im Fall der Hunnen besonders gut belegt ist. Man wurde Hunne wie man Römer wurde. Ein vormodernes „Volk“ ist einfach ein „Aggregat von dienstbaren Leuten“ (Karl von Haller), die sich um eine Herrschergestalt ansammeln – jene ist das einzige Konstante und allen Gemeinsame. Auch das Wesen des Gottesvolkes, der Kirche, besteht in der *Aggregation* um eine zentrale Gestalt herum (nämlich den göttlichen Messias bzw. Seine Stellvertreter)[7]. Parallel zur römischen Unterscheidung *populus – gens* wird im Judentum die Unterscheidung zwischen dem Volk Gottes und den Gojim (Ungläubigen) gemacht; im Kirchenlatein ist diese Unterscheidung fortgesetzt, da mit dem Begriff *gentes* stets die Heidenvölker gemeint sind[8], während Israel, wie der *populus Romanus* konstitutionell (und eben nicht einfach über die Abstammung) definiert, *populus* ist. Erst recht ist das Neue Testament gegen ethnische Kategorien: die *gentes* spielen nur insofern eine Rolle, als sie zu bekehren sind (z.B. Mt 28,18), also in den *populus* zu integrieren. Wer im Mittelalter von *gentes* sprach, meinte damit die aktuell noch unbekehrten Völker, Nichtchristen, die es zu bekehren galt, damit alle Völker in das eine Volk Gottes aufgelöst werden. Das Volk Gottes ist der *populus*, in den die *gentes* aufgehen sollen, wie die Barbaren in der römischen Zivilisation. Dies ist der Wunsch vieler Psalmen. Die ständige Fehlübersetzung von *gentes* als „Völker“ statt „Heiden“[9] in biblischen Texten kommt von der irrigen modernen Vorstellung, es würden „Völker“ (im Sinne von „Nationen“) bekehrt und blieben dann in der Kirche weiter das vorherige „Volk“; in Wahrheit verlassen die individuell Bekehrten den Zustand des Außenstehens, das

[6] Eine antike heidnische *gens* bestand aus maximal 15-20.000 Kriegern (und deren Anhang), die sich um eine kleine Gruppe mächtiger Familien scharten.

[7] Dies verstanden z.B. die von der kollektivistischen Renaissance geprägten Reformatoren nicht, wenn sie sich die Kirche als Assoziation vorstellten, die alten Israeliten gar als „Ethnos“.

[8] Also Personen, die noch nicht bekehrt sind; wer Christ geworden ist, gehört keiner *gens* mehr an, nur noch der Kirche, *sie* ist sein neues Volk. *Gentes* stehen unter der Tyrannei der Götzen.

[9] Im katholischen Raum dürften die *gentes* biblischer Texte erstmals in der Aufklärung als (ethnisch-nationale) „Völker“ fehlübersetzt sein, etwa im Salzburger Gesangbuch von 1783 („Singt dem König Freudenpsalmen“). Aber nicht nur Übersetzungen sind betroffen, sogar vormoderne deutschsprachige Lieder: die moderne Version des Ulenberg-Liedes „Nun lobet Gott im hohen Thron“ spricht von „Völkern aller Nation“, dabei ist die Originalfassung „Heyden aller nation“ (also: Heiden jeglicher Herkunftsländer).

Barbarentum, und werden in das eine Gottesvolk (*populus*) eingegliedert. Die Kirche besteht nicht aus „Völkern“, sondern aus Personen, Individuen. Die Personen des Alten Testaments waren vor allem *Menschen*, nicht einfach „Juden“ (die irgendwie von Natur aus anders als andere „Völker“ wären). Die Kirche besteht auch nicht „in“ Völkern, als seien diese eine übergeordnete Einheit und der Glaube ein unverbindliches, gnädig gestattetes Hobby. Sie besteht vielmehr *trotz* des in sie hineingetragenen neuheidnischen Zerfalls der römisch-christlichen Einheit in neuzeitliche Neo-„gentes“, deren Götze die „Nationalität“ ist.
Die Kirche sah sich bis dahin stets in Kontinuität zum alten Israel. Thomas von Aquin nennt auch die Gerechten des Alten Bundes „Christgläubige“, weil sie ja auf Ihn, den Messias, gewartet hatten. Jesus hat den Menschen den Himmel geöffnet – auf nichts anderes wartete das Gottesvolk seit Anbeginn[10]. Jesus bezeugt, dass Abraham wusste, dass er den Himmel nicht sehen würde, bis der Erlöser gekommen ist (Jo 8,56; vgl. Hebr 11,10-16). Das ewige Glück war der Hauptgegenstand der Verheißungen an Abraham, und alle Generationen nach ihm bekannten, Fremdlinge auf Erden zu sein und sich nach dem himmlischen Vaterland zu sehnen (Hebr 11,13)[11]. Sie litten an Tod, Krankheit, den Widrigkeiten der Welt, und wussten durch Tradition, dass es einst anders war. Kern der biblischen Aussage ist, dass die Menschen der Erlösung bedürftig sind und Gott ihnen diese anbietet (damit sie im Frieden mit Ihm leben können). Das Dasein in der Welt wurde als schmerzlicher Verbannungszustand wahrgenommen. Die messianische Hoffnung war getragen von Menschen, die unter diesem von Gott Getrenntsein litten. Die Israeliten wussten vom paradiesischen Urzustand und dem Widerspruch zum jetzigen, von der Tyrannei des Fürsten der Welt, dem Los des Todes, sie *konnten* nicht hoffen, dass irgendeine menschliche Instanz dies würde sprengen können; die messianische Hoffnung ging von einer Hilfe direkt von *Gott* aus. Vom Messias erhoffte man sich als Rechtgläubiger nichts weniger als die Versöhnung des alten Adam mit Gott, das „Happy End“ der Heiligen Schrift. Der Messias befreit vom Zustand der

[10] In den Schriften des Alten Bundes war bereits ausgesprochen, dass es um das „himmlische Reich“ geht, in das Gott Sein Volk berufen hat, um „die Wonne eurer Herrlichkeit“ (4 Esdr 2). Die Gnade, auf die die Gottesfürchtigen hoffen, besteht darin, vom Tod erlöst zu werden (Ps 33); es wird erstrebt, von Sünden, inklusive der „größten Sünde“ gereinigt zu werden, vom Herrn, dem „Erlöser“ (Ps 19); schon in Sünde wird man im Mutterleib empfangen (Ps 51); ein gereinigtes Herz möge der Herr schaffen, den Geist „erneuern“, Freude am Heil geben (ebd.); der Herr wird bereits als „Bräutigam“ bezeichnet (Ps 19). Das Herz sei immer in Seiner Gegenwart (ebd.). Und wofür ist „das Volk, dessen Gott der Herr ist“ auserwählt? Für „Sein Erbe“ (Ps 33).

[11] Die Sehnsucht nach dem Heiligtum auf Erden (wie während der babylonischen Gefangenschaft, als man schmerzlich den Tempel in Jerusalem vermisste) liegt in der Sehnsucht nach dem Ort, zu dem das Heiligtum, als Brücke zwischen Erde und Himmel, *hinweist* begründet. Auf Dauer will man diese Brücke auch überschreiten. Wie Israel wieder ins Heilige Land kam, führt der Weg der Christen durch die Übel der Welt hindurch zurück ins himmlische Vaterhaus.

Verbannung, durch Ihn wird uns die Schuld Adams und jede eigene vergeben, so dass wir durch, in, mit Ihm zum Vater zurückkehren dürfen. Der „Friede“, von dem der Engelsgesang der Weihnacht kündet, ist der Friede der zu Christus befreiten Seele mit dem Vater: die „Versöhnung“, an der Sohnschaft Christi Anteil gewinnend. Jesus allein bringt den Menschen den Frieden mit dem Vater, der ihnen weiter als strenger Schöpfergott gegenübersteht. Gott hat Seine Einstellung gegenüber den Menschen nicht geändert; nur *Christus* findet bei Ihm Wohlwollen, wir also nur in Christus.
Er bringt nicht deshalb „den Frieden“, weil Er (wie viele andere jüdische Lehrer) Vergebung lehrt, sondern weil er die Menschen mit dem Vater versöhnt[12]. Als Mensch kehrte Christus zum Vater zurück – jenem Menschen, der Sein Sohn ist, verschließt der Vater nicht das Tor. Er wurde Mensch, um uns an Ihm übernatürlicherweise (nämlich sakramental) teilhaben zu lassen, damit wir uns einen „Schatz im Himmel“ sammeln können, in der Gnade Gottes wachsend. Das göttliche Erbarmen erstreckt sich über die anderen Menschen, sofern sie, mit Christus verbunden, Anteil an Seinen menschlichen Werken gewinnen, insbesondere an Seinem Kreuzesopfer.
Der Wunsch nach einem bloß irdischen König war dagegen in der (allseits bekannten) Schrift als „Schwachwerden“ des Volkes (das darunter in Ketten leiden wird) gebrandmarkt. Die Könige schon im alten Israel förderten immer wieder Götzenkult und bedrängten die Diener des Tempels, ließen jene, die ihnen den Zorn Gottes predigten, verfolgen und töten. Die weltliche Herrschaft lag also bereits im Alten Bund mit der „Kirche“ im Konflikt. Das Gegenbild war gerade der erwartete Messias, wenn auch mit davidischer Symbolik ausgestattet.
Etwa im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter präsentiert sich Jesus als ebendieser Messias: er sagt den Zuhörern, welches Glück sie haben – sie sehen den, auf den alle Generationen zuvor gewartet haben. Ein Zweifler will Ihn testen, was genau Sein Anspruch ist, ob Er den Menschen in den Himmel helfen will, und fragt, wie man in den Himmel kommen kann. Jesus erklärt Seine Übereinstimmung mit dem Gesetz: die Gottes- und Nächstenliebe bereitet für den Himmel. Darum aber ging es dem Fragenden nicht; er will wissen, wer ist *ihm* der Nächste, der *ihm* in seiner Not hilft? Bist *Du* es etwa? Und Jesus erzählt das Gleichnis des Mannes, der von der Gottesstadt Jerusalem hinabsteigt (sich von Gott entfernt bzw. entfernen muss), unter die Räuber fällt (die Dämonen, die Sünde, die Übel der Welt), halbtot (ohne heiligmachende Gnade) liegenbleibt. Weder Levit noch Priester können ihm helfen, in der Bildsprache des Gleichnisses huschen sie an der Szene wirkungslos vorbei; dann kommt der „Samariter“ (die Pharisäer beschimpften Jesus als solchen, darauf nimmt Er hier sarkastisch Bezug), gießt Öl und Wein in die Wunden (ein Bild für die Sakramente) und bringt ihn in die Herberge (die Kirche), dessen Wirt (der Papst und seine Priester) sich um den Geschundenen kümmern soll, bis Er (nachdem Er in den Himmel aufgefahren ist)

[12] Die Kirche soll dieses Werk weiterführen, in der Taufe die Gottferne heilen.

wiederkommt (am Ende der Zeiten bzw. am Ende seines Lebens). Der Zweifler versteht: Jesu Barmherzigkeit macht Ihn zu seinem Retter. Aber nur, mahnt Jesus ihn, unter der Bedingung, dass er selbst so barmherzig mit seinen Nächsten umgeht, wie der Messias es tut (vor allem: sie zu Ihm und Seiner Gemeinde führt).
Es geht nicht um die (überall zu allen Zeiten als Selbstverständlichkeit geltende) Nothilfe, sondern um den Messiasanspruch Jesu. Priester und Levit hätten natürlich helfen „dürfen" (man nehme Jesus als authentischen Ausleger des alten Gesetzes ernst![13]) – sie *konnten* es einfach nicht[14]. Sie bereiteten „nur" vor. Das Judentum war ebenso missionarisch war wie das Christentum, ja von missionarischem Eifer erfüllt. Es rief die ganze Menschheit zum Glauben an den einen Gott auf. Es ist Teil der jüdischen wie der katholischen Religion, den Mitmenschen zu helfen; wir sehen uns als von Gott gesandt, Licht in die Welt zu bringen. Schon Abraham war der erste Missionar – er bekehrte die Leute von Haran (Gen 12,5). In Ägypten wuchs das Gottesvolk beträchtlich - durch die vielen Konvertiten. Die Söhne Jacobs nahmen sich Ägypterinnen zu Frauen, und der Pharao führte zum Entsetzen der heidnischen Priesterschaft plötzlich einen monotheistischen Glauben ein, ließ sich von Joseph überreden, von seinen Untertanen die Beschneidung zu fordern; viele Ägypter dürften damals den Glauben angenommen haben, wenn auch aufgrund der Verfolgungen unter den Nachfolgern ein Großteil sicher wieder abfiel. Viele jüdische Exegeten sind jedoch der Ansicht, dass beim Auszug aus Ägypten zahlreiche ägyptische Proselyten dabei waren. Psalmen und Propheten lehren beständig, dass alle Menschen sich zu Gott bekehren sollen. Jeremias und Ezekiel sagen klar, dass die heidnischen Religionen verschwinden sollen. David sollte alle Heidenvölker „auslöschen" durch das Eingliedern der Menschen in das Gottesvolk, alle Welt zu Jahwe führen. Isaias rief das Volk immer wieder auf, Licht für die Heiden zu sein (Is 49,6), die ganze Welt soll von der wahren Religion überzeugt werden.
Die Zahl der aus Judäa nach Babylon Verschleppten hat sich dann gemäß dem Buch Hosea in vier Generationen vervierzehnfacht – offensichtlich gab es auch hier viele Konversionen. Nachdem Kyros II 538 v.Chr. Babylon besiegte und den Juden die Rückkehr ins Heilige Land erlaubte, zog nur eine Minderheit tatsächlich dorthin (um den neuen Tempel zu bauen). Viele blieben im nun persischen Reich, wo das jüdische Leben erblühte - bis nach Äthiopien und Indien war der jüdische Glaube schon damals verbreitet. Ab dem 5. Jahrhundert v.Chr. bestanden große Diasporagemeinden in

[13] Die Berührung von Blut oder Ungläubigen wäre im Übrigen spätestens durch die rituellen Reinigungen vor dem Opfer wieder wettgemacht.
[14] Es ist ein typisch progressistischer Antijudaismus, zu meinen, Jesus habe in dem Gleichnis die „bahnbrechende" Lehre aufgestellt, man solle seinem Nächsten helfen, als sei dies nicht sämtlichen jüdischen Strömungen damals wohlbekannt gewesen. Die Lehre Jesu war generell keineswegs untypisch - alles war „ur-jüdisch", Sein Predigt- und Argumentationsstil gar typisch rabbinisch. Christus war zwar auch ein Lehrer für die Irrenden, aber Er kam vor allem als Erlöser, nicht als Lehrer! Er erfüllte die alte Schrift als der verheißene Messias.

Antiochia, Damaskus und Alexandria, es gibt seit dieser Zeit zahllose Belege für Konversionen zum Judentum, nicht zuletzt in der Bibel selbst (z.B. in den Büchern Esther, Judith, Ruth). Selbst Angehörige von Stämmen, die noch im Buch Deuteronomium wegen Gottes Zorn vom „Haus des Herren" ausgeschlossen werden (Moabiter und Ammoniter), kommen im Buch Ruth durchaus wieder dort hinein. Insbesondere der jüdische Hellenismus (ab dem 3. Jahrhundert v.Chr.) führte zu großen Konversionswellen; Juden in Italien, Gallien usw. waren größtenteils Nachkommen von Proselyten. Ab dem 2. Jahrhundert v.Chr. ist eine große Judengemeinde in Rom belegt. Der jüdische Monotheismus und seine strenge Moral waren in den ziellos-ausschweifenden Gesellschaften als das „ganz Andere" enorm attraktiv. Griechisch wurde damals zur wichtigsten Sprache des Judentums[15].
Auf dem Kaukasus konvertierten Könige im 1. Jahrhundert zum Judentum, und noch im 3. Jahrhundert kam es zu vielen Konversionen im Römischen Reich. Flavius Josephus berichtet von griechischen Konvertiten, die von den Juden freundlich aufgenommen wurden, Tertullian von jüdischer Mission an Christen in Nordafrika. Cassius Dio bezeichnet im 3. Jahrhundert das Judentum als Religion, die sich an alle Menschen richtet, ebenso schreibt Origines, dass jeder, der jüdische Gebräuche annimmt und zum Juden wird auch Jude genannt wird; auch Seneca berichtet, dass die Sitten der Juden in der ganzen Welt angenommen wurden und sehr einflussreich seien. Zur Zeit Jesu lebten Juden im ganzen Römischen Reich, auch jenseits des Euphrat gab es laut Josephus zehntausende. Besonders in Spanien war das Judentum weit verbreitet, durch konvertierte Soldaten, Händler oder Sklaven. Es gibt Schätzungen, nach denen zur Hochphase bis zu 8% der Bewohner des Römischen Reichs Juden waren – der Proselytismus war damals übliche jüdische Praxis. Als das Christentum Staatsreligion wurde, nahm die Gesamtzahl der Juden im ganzen Mittelmeerraum deutlich ab, hauptsächlich wohl aufgrund zahlreicher Konversionen zum Christentum. Laut Maurice

[15] Schon zur Zeit der Septuaginta kann man davon ausgehen, dass die ägyptischen Juden gänzlich hellenisiert waren. Aber nicht nur in der Diaspora, auch im Heiligen Land und speziell in Jerusalem blühte früh das „hellenische" Judentum. Die Makkabäeraufstände richteten sich nicht gegen die griechische Kultur an sich, sondern gegen das aufgezwungene Heidentum; schon die Enkel der Aufständischen waren vollständig hellenisiert. Die Hasmonäer selbst nutzten die griechischen Errungenschaften in der Technik, Wissenschaft, Ökonomie, dem Recht und vor allem der Sprache (betrachteten all dies offenbar nicht als „heidnisch"). Unter ihnen expandierte der jüdische Glaube, mit Hilfe der hellenistischen Infrastruktur. Ab 125 v.Chr. bekehrten sie die Einwohner in den von ihnen eroberten Gebieten Edoms. Erst recht förderte Herodes den Hellenismus. Er machte Jerusalem zur „Perle" des Reichs, im griechisch-römischen Stil, auch den Tempel. Um Christi Geburt war Griechisch in ganz Judäa und Galiläa die gängige Handels- und Verwaltungssprache. Weit über ein Drittel der jüdischen Grabinschriften in Jerusalem war damals in griechischer Sprache. Sicher beherrschten viele andere Griechisch als Zweitsprache, dazu kamen die zahlreichen Pilger aus der Diaspora.

Sartre bekehrten sich im 4. Jahrhundert viele Juden im Heiligen Land, wo es nach wie vor nicht viele Heiden gab - nur so ist der seinerzeitige große Zuwachs an Christen dort zu erklären. Das Christentum war nun die vorherrschende Religion in Judäa.
Schon vorher ist anzunehmen, dass ein sehr großer Teil der Juden im Heiligen Land sich zu Christus bekehrt hatte – Er hatte schon zu Lebzeiten viele Anhänger. Etwa nach der Erweckung des Lazarus heißt es, „viele" von den Juden, die zu Maria und Martha gekommen waren und das Wunder sahen, glaubten an Ihn (Jo 11). Generell scheint die große Masse derer, die Jesus erlebten, Ihm geglaubt zu haben – die Tempelpriester und Pharisäer trauten sich nicht, Ihn zu ergreifen, weil „das Volk" Ihn für „einen Propheten hielt" (Mt 21). Im Gegensatz zu den meisten Tempeldienern glaubten „aus dem Volke viele an Ihn" (Jo 7). Er predigte in den Synagogen, die Ihm offensichtlich geöffnet wurden - ein Synagogenvorsteher warf sich gar vor Ihm nieder und wollte, dass Er seine tote Tochter wiedererweckt (Mt 9). In Galiläa war Er anscheinend so anerkannt, dass in Jerusalem eine ungläubige Frau den Petrus allein wegen seines Dialektes als Jünger erkannt zu haben glaubte (Mk 14), als sei dies bei Galiläern der Normalfall. Die Feinde Jesu (sowohl im Hohen Rat als auch unter den Pharisäern) fürchteten, dass bald alle an Ihn glauben und dass Er einen Krieg gegen Rom auslösen wird, der für die Juden nur böse enden kann[16].
Dann kamen die Wunder im Zusammenhang mit Seiner Kreuzigung und Auferstehung, die Mission der Apostel[17]. Der Glaube aller jüdischen Richtungen außerhalb des Christentums wurde sodann mit der Zerstörung des Tempels 70 n.Chr. von Grund auf erschüttert – diese passte nicht zu den heilsgeschichtlichen Erwartungen. Nur das Christentum, das in Christus den „wahren Tempel" sah, hatte eine Erklärung parat. Dieses Ereignis wird nochmals zu einer Welle des Übertritts zum christlichen Glauben geführt haben. Dieser war im Heiligen Land immer lebendig. Noch aus dem 3. Jahrhundert sind Personen aus Nazareth bekannt, die sich ihrer Abstammung von Verwandten Christi bewusst waren und bezeugten, Ihm von ihren Vorfahren her zu dienen.
Das gesamte Urchristentum war durch und durch jüdisch. Die Anfänge der Heidenmission setzten überhaupt erst spät ein (zu „Lebzeiten" Jesu gar nicht, alle

[16] Kaiphas sprach dann die berüchtigten Worte, es sei besser, wenn einer für das Volk stirbt als wenn das ganze Volk sterbe (Jo 11); der Mord zum „guten Zweck", zum allgemeinen „Volkswohl" ist auch der Moderne nicht gerade unbekannt. Eine vollkommen verweltlichte Ansicht aus dem Munde ausgerechnet des Hohepriesters. Nicht umsonst prophezeite Jeremias, dass es *Gottlose* unter den Juden sein werden (*impii Iudaei*), die Anschläge gegen den Messias planen werden (Jer 18).
[17] Paulus sprach mitten in der Menge in Jerusalem zu jenen, die Jesus ausgeliefert hatten, dass sie, die Apostel, Zeugen Seiner Auferstehung sind; „ich weiß, Brüder, dass ihr aus Unwissenheit gehandelt habt, wie auch eure Vorsteher; tut also Buße und bekehret euch, damit eure Sünden getilgt werden" (Apg 3). Keineswegs ist er nur auf taube Ohren gestoßen.

Sendungen zu den Heiden spricht der Auferstandene aus[18]). Die christliche Predigt richtete sich noch jahrzehntelang überwiegend an Juden[19]. Im ersten Jahrhundert betrachtete der Hohepriester die „Nazoräer" als innerjüdisches Problem, als Häretiker, umgekehrt sah Paulus im Pharisäertum eine Häresie „unserer" Religion (Apg 26,5). Die erste christliche Gemeinde in Rom war griechischsprachig und vermutlich zumindest zum größten Teil jüdischstämmig. Ähnliches muss für die anderen frühen Christengemeinden in ganz Europa gelten. Die Jünger Jesu suchten auch nach der Auferstehung noch den Tempel auf (Apg 2,41; 3,1; 21,26), an Pfingsten verkündigten sie „das Wort niemandem als allein den Juden" (Apg 11,19), welche aus allen Ländern der (bekannten) Erde angereist waren. Israel solle durch Christus „Buße und Vergebung der Sünden" gegeben werden (Apg 5,31). Dafür sollten sie sich „im Namen Jesu Christi" taufen lassen. Jesus hatte 12 Apostel als (priesterliche) „Stammväter" des erneuerten, sozusagen „reformierten" Israel in Anlehnung an die 12 Söhne Jacobs berufen. Diese Apostel rechneten niemals mit dem Entstehen einer „neuen Religion" (glaubte man schließlich an ein nahes Weltende). Gerade das, was sie von den übrigen jüdischen Gruppen trennte, waren ja urjüdische Glaubensinhalte (und nicht irgendetwas Heidnisches, von außen Kommendes): der uns verheißene Messias ist da! An jedem Missionsort gingen die Apostel stets zuerst in die Synagoge, um zu den Juden zu predigen. An Heiden richtete man sich überhaupt erst dann, wenn man in der Judengemeinde auf allgemeine Ablehnung stieß (Apg 13,46). Manche Juden glaubten an den Messias, andere nicht (Apg 28,24), wie es eben zu erwarten war. Auch in Rom hielt Paulus daran fest, zuvorderst den Juden zu predigen; auch die Mission des Apostels Thomas in Indien richtete sich zunächst an die dortigen Juden, um sie zur Fülle ihres Glaubens zu führen. Die jüdischen Gemeinden (wo man mal mehr, mal weniger alttestamentarische Sitten aufgab), teils gespalten, waren im ganzen Reich Ausgangspunkt der ersten Christianisierung. Die Erlösungsbotschaft ging zuerst an Juden, die allein den Messias erwarteten, welche sie dann (wie schon stets zuvor

[18] Zuvor geht es Ihm ausschließlich um die „verlorenen Schafe", die Sünder unter den Juden (Lk 15). Sie will Er zur Reue und Buße führen (Mt 10,5f). Zu Heiden hält Er (mit ein paar Ausnahmen) Abstand, denn Er sei „nur gesandt zu den verloren Schafen Israels" (Mt 15,24).

[19] Auf die überwältigende Zahl der Christen des 1. Jahrhunderts dürfte die Bezeichnung „Judenchristen" sowohl in Hinblick auf die Abstammung wie auf die mehr oder weniger treue Observanz zutreffen, die Diskussion über den Umgang mit heidnischen Konvertiten war großenteils theoretisch, mag es auch bereits einzelne heidnische Konvertiten gegeben haben (so, wie es jederzeit jüdische Proselyten gab; etwa unter den Angesprochenen der Thessalonikerbriefe sind eindeutig Konvertiten, die vorher Götzen angebetet haben). Innerhalb dieses jüdischen Christentums gab es diverse Strömungen, unter anderem eben zur Frage der Minimalanforderungen für Konvertiten, da die Heidenmission bekanntlich ein großes messianisches Thema war. „Heidenchristen" sind also eine innerjudenchristliche Konstruktion, ausschließlich über einen Mangel definiert.

missionarisch orientiert) weitertrugen zu den Heiden[20]. Das Alte Testament war unersetzlicher Bestandteil der apostolischen Verkündigung, die ganzen Ereignisse rund um Jesus wurden vor dessen Hintergrund erklärt. Die Apostel berichteten von den Taten Jesu, Seinem Tod und Seiner Auferstehung und deuteten all dies „gemäß der Schrift" (1 Cor 15). Das Alte Testament war Grundlage jeglicher Beweisführung. Man darf auch nicht vergessen: der Messias war zuallererst für die Gerechten im *Limbus* gekommen, die Heiligen des Alten Bundes; die Liebe zu *ihnen*, die dort teils seit Jahrhunderten ausharrten, drängte Ihn[21]. Später eventuell lebende andere Menschen waren damals sämtlich nur Hypothesen.

Erst im 2. Jahrhundert macht es überhaupt Sinn, rabbinisches Judentum und Christentum zu unterscheiden, als die Pharisäer die mittlerweile aus vielen Unbeschnittenen (gleich welcher Herkunft) bestehende Kirche nicht mehr als jüdisch anerkannten. Dies war jedoch eine einseitige Spaltung. Bis weit ins 4. Jahrhundert (als überhaupt erst größere heidnische Bevölkerungsteile erreicht wurden) wurde z.B. die Sabbatruhe von Christen noch befolgt. Chrysostomos bezeugt, dass zu seiner Zeit die Synagogen am Sabbat (und jüdischen Festen) voll mit Christen waren. Ebenso war die Beschneidung durchaus noch weitverbreitet. Das Neue Testament bekam seinen Kanon erst Ende des 2. Jahrhunderts; vorher war „die Schrift" ausschließlich das Alte Testament, selbst die heute bekannten vier Evangelienbücher waren noch nicht „Heilige Schrift" (die als solche in der Liturgie genutzt worden wären). *Alle* jene Evangelien waren in erster Linie für die zumeist griechischsprachigen Juden (wie Markus und Lukas selbst) geschrieben, sollten aber auch für Heiden verständlich sein. Kein Evangelium richtete sich explizit an Heiden, Matthäus setzte lediglich mehr Wissen über Judäa und Galiläa voraus, die späteren Evangelien hatten ein größeres Publikum (gerade in der Diaspora) vor Augen.

Die katholische Kirche bewahrt zahlreiche Elemente des alttestamentlichen Judentums. Die Gebräuche des Alten Bundes sind auch *unsere* Traditionen. Bereits der Umgang mit dem Gotteshaus, überhaupt dessen Existenz, ist „jüdisch". Während der heidnische Kult immer im Freien dargebracht wurde, fand der jüdische im Inneren eines Raumes statt. Der war so heilig, dass er des besonderen Schutzes und der Abgrenzung bedurfte. Noch in frühneuzeitlichen Andachtsbüchern (etwa bei Martin von Cochem) werden ausschließlich Bilder aus dem Alten Testament gebraucht, um die Heiligkeit des Kirchengebäudes (ausdrücklich mit dem Tempel gleichgesetzt) auszudrücken. Die Ehrfurcht vor dem Gebäude sollte entsprechend erweckt werden, gemäß dem

[20] Schon im Alten Bund galt es, zu verkünden „bis an das Ende der Erde: befreit hat der Herr Sein Volk" (Is 48), im vollkommenen Sinne der messianischen Erlösung natürlich umso mehr. „Macht kund Seine Werke unter den Heiden" (Ps 104)! Der Satz „das Heil kommt von den Juden" meint nichts Anderes als „Außerhalb der Kirche kein Heil". Die Juden im Alten Israel sehnten sich danach, dass endlich die anderen, ihre Feinde, sich bekehren und Teil des Gottesvolkes werden.

[21] In der „Ostkirche" ist beim Gedenken des Osterereignisses daher der Abstieg Jesu in den Limbus angemessenerweise noch von größter Bedeutung.

Schriftwort „entsetzt euch vor Meinem Heiligtum“ (Lev 26), denn: „schauererregend ist dieser Ort, hier ist das Haus Gottes und die Pforte des Himmels“ (Gen 28,17). Martin schreibt von der jüdischen Tradition stets mit größter Hochachtung, sieht sie als beispielhaft an; die ersten Christen hätten „nach dem Exempel der jüdischen Priester“ die Türschwelle zur Kirche geküsst, bevor sie eintraten. Christen, die in der Messe unehrerbietig sind, stellt er den Ernst und das völlige Stillschweigen beim Tempelopfer als positives Beispiel entgegen. Beim Opfer das allerheiligsten Gotteslammes müsse es erst recht so sein. Das Weihwasser, dessen Ursprung in den Reinigungsriten des Alten Bundes liegt, soll von allen Versuchungen zu Ablenkung oder sündigen Gedanken reinigen, damit man sich ganz der Anbetung hingeben kann. Sein Haus ist ein Bethaus[22]. Alles typisch „Katholische“ darin ist jüdischen Ursprungs[23]. Bereits sein Aufbau: die Abgrenzung eines „Allerheiligsten“ (Tabernakel) und eines „Heiligen“ (Altarraum) ist vom Tempel übernommen. Dessen „Allerheiligstes“ (wo Gottes Geist auf dem „Thron“ der Bundeslade, die nur von Priestern berührt werden durfte, verortet wurde) war vom lediglich „heiligen“ Teil (bereits dieser durfte nur von Priestern betreten werden) abgeschirmt mit Vorhängen, bestickt mit Bildern von bewachenden Cherubim. Im „Heiligen“, wiederum mit einem Vorhang vom Vorhof der Gläubigen abgetrennt, stand der Räucheraltar und allerhand goldenes Gerät[24], so der goldene siebenarmige Leuchter (die Menorah) als Symbol für Gottes Gegenwart, vor dem Allerheiligsten postiert[25]; im Vorhof der Brandopferaltar für die Opfertiere, ferner ein Wasserbecken für die Priester, damit sie gereinigt vor Gott ins Heiligtum treten.
Der christliche Opferaltar ist über einem Heiligengrab errichtet, so wie Salomon als Standort des Tempels den alten Berg Zion wählte, in dem sich das Grab Davids befand. Bei der Altarweihe wird explizit auf alttestamentarische Vorbilder Bezug genommen – die Opfersteine Abrahams, Isaaks und Jacobs. Die wohl älteste überlieferte christliche

[22] Martin sieht in der Tempelaustreibung ein Vorgehen gegen mangelnde Ehrerbietung im Haus Gottes: Jesus vertrieb die Händler, „die doch nur im Vorhof“ des Tempels waren und „Dinge verkauften, die zum Dienste Gottes und den Opfern im Tempel nötig waren“; „was sollte Er erst gesprochen haben, wenn Er Christen gesehen hätte, in weit heiligeren Tempeln Ungebühr treiben, selbst an den Füßen der Altäre und unter den heiligsten Opfervorrichtungen schwätzen und lachen“.
[23] Man kann die Entwicklung der Synagoge schön als Vergleich heranziehen: nach der Zerstörung des Tempels entwickelte sich jene (wo vorher überhaupt nicht gebetet wurde) zum Ersatz, wurde ihm architektonisch angeglichen (sogar ein goldener Tabernakel mit Vorhang eingerichtet, ein „ewiges Licht“ erinnert an die Gegenwart Gottes), eine an das Tempelopfer angelehnte Liturgie entwickelt. Die Gebete sind an die alten Opferzeiten gebunden und werden als „Wortopfer“ verstanden. Auch die Synagoge ist nun ein geweihter, für das Gebet zu nutzender Raum.
[24] Wie früher z.B. der Kelch nur von Klerikern ab dem Subdiakonat mit bloßer Hand berührt werden durfte, war nur den Leviten erlaubt, die heiligen Gefäße anzurühren und zu reinigen.
[25] Die jeweils drei Kerzen zur Linken und zur Rechten des Kruzifixes auf dem Altar erinnern daran, mit Christus als dem wahren Licht in der Mitte.

Altarplatte der Welt befindet sich in Syrien, im Kloster Mar Sakis. Es handelt sich um eine um das Jahr 300 entstandene halbkreisförmige Marmorplatte mit Rinnen für das Abfließen des Blutes des imaginären Opfertieres, aber ohne Abflussloch (da beim christliche Opfer ja kein Blut fließt)[26]. So eng sah man das christliche Opfer damals mit dem Opfer des Tempels verbunden. Jenes bildete das Opfer Christi vor[27]; Gläubige lassen Opfergaben, stellvertretend für sich selbst, durch Priester aufopfern, um sich mit Gott versöhnen zu lassen und einst in den Himmel kommen zu dürfen. Durch Christi Opfer wurden jene dann im Nachhinein tatsächlich lebensspendend[28].
Das christliche Osterfest knüpft an das jüdische an, an die Feier der Befreiung aus der Knechtschaft des Pharaos, aus der nun eine Befreiung aus dem erbsündigen Zustand, der Knechtschaft der Welt überhaupt wird (Christus wählte den Termin für Sein Opfer natürlich bewusst). Jesus offenbarte sich als das neue Pessachlamm, als Er seinen Jüngern sagte, sie sollen Sein Fleisch essen und Sein Blut trinken, zu welchem Er das Brot und den Wein gemacht hat. Dass und wie Jesus gerade diese Elemente nutzte, hat ebenfalls natürlich einen jüdischen Hintergrund (den Kiddusch am Vorabend eines Festes). Er leitete damit den Tag Seines Ganzopfers ein. Das ungesäuerte Brot ist eine Anspielung auf den Auszug aus Ägypten, das Manna, die himmlische Wegzehrung.
Aus dem Judentum kommt sodann nicht nur Form, sondern auch Zeitpunkt für den Kult. Am Festtagsmorgen (nicht etwa am Vorabend) ist der Hauptgottesdienst in der Synagoge, mit Lesung aus der Tora nach Prozession mit der Torarolle, Psalmen- und Hymnengesängen, Gebeten und einem „Opfergebet“ als Ersatz für das Tempelopfer. Auch christliche Prozessionen finden ihre Vorbilder im Judentum bzw. Alten Testament (etwa jene mit der Bundeslade, 2 Sam 6 bzw. 1 Kg 8, sowie beim Einzug Jesu nach Jerusalem). Besonders der feierliche Einzug des Priesters zum Altar ist dementsprechend

---

[26] Das christliche Opfer ist freilich nicht „unblutig“, nur weil die Art und Weise seiner *Vergegenwärtigung* im physikalischen Sinne unblutig ist. Das Opfer ist (und bleibt) die Lebenshingabe an Gottvater, um durch den Tod hindurch zu Ihm zu kommen. Das Blut ist „Träger des Lebens“ (Lev 17,11), die Opferweihe wird im Alten Bund darum durch Blutvergießen vollzogen.

[27] Auch der Begriff der „Messe“ (Missa) dürfte seinen Ursprung im hebräischen „Missah“ („Opferdienst“) haben (wie z.B. Reuchlin meinte; vgl. die Verwendung in Dtn 16 und Ps 140,2) – die hilflose Herleitung von der liturgischen Entlassung der Altardiener nach erfolgtem Dienst, „*missa est*“, erscheint wenig sinnvoll.

[28] Christus, „Lamm Gottes“ genannt wegen des jüdischen Opferlamms, ist dabei nicht mit dem in die Wüste geschickten Sündenbock des Yom Kippur-Festes gleichzusetzen, sondern mit jenem Opfer, das dem *Vater* dargebracht wird. Jesus nimmt uns nichts „ab“, sondern öffnet uns ein Tor. Er bietet uns an, uns von Ihm (sakramental) hindurchtragen zu lassen. Der Hebräerbrief nennt Jesus ausdrücklich Hohepriester, vom Vater persönlich dazu berufen. Als solcher ist Seine Aufgabe, die Opfer für die Sünder darzubringen. Der Priester aber ist nur derjenige, der die letzte Station der Darbringung durchführt – sein Opfer zum Altar vortragen muss man selbst.

ein uralter christlicher Brauch. Die Übertragung des Buches zur Evangelienseite[29] ist liturgisch eigentlich eine Prozession, ebenso die Überbringung von Brot und Wein zu Altar.
Mit dem Zeitpunkt des Gotteslobes verbundene Regeln sind von alttestamentarischem Geist geprägt. Das am Sabbat verbotene Arbeiten wurde als Zeichen für die Übel der Erbsünde angesehen; der Sabbat aber war der Tag der bewussten Abkehr von allem Weltlichen, das dem Himmlischen entgegensteht. Die konkreten Verbote, was am Sabbat zu unterlassen ist, ergeben sich aus den Interpretationen von „Arbeit" durch die Halacha, also der Tradition rabbinischer Auslegung seit dem babylonischen Exil. Nach dieser Tradition ist nur solche „Arbeit" erlaubt, die zum Lebensschutz nötig ist (Essen, Trinken, Körperpflege, medizinische Behandlung zur Lebensrettung) – dies befolgte Jesus, wenn er am Sabbat einen Leprakranken durch Sein Gebet heilte. Übertragen auf den Sonntag, das nun höhere Fest, wurde das Verbot der Arbeit (im Westen i.W. auf die „knechtische" beschränkt) von den Christen übernommen. Das Verbot, am Sonntag zu fasten, ist ebenso von den jüdischen Sabbatvorschriften übernommen.
Wie das Heiligtum des Alten Bundes prächtig ausgeschmückt war, sind es erst recht die Kirchen: sie sind der Ort des erlösungbringenden Opfers Christi, gar Seine permanente Residenz. Im Alten Bund ordnete Gott selbst an, dass Sein Volk Ihm für Seine Wohnstätte nur das Beste vom Besten schenke: Gold und anderes Edelmetall, Purpurwolle, Byssus, Edelsteine, Edelhölzer, Öle usw.; in den christlichen Kirchen ist nun etwas noch viel Kostbareres als die Bundeslade. Die goldene Herrlichkeit der alten Kirchen ist ein Bekenntnis zur Gottheit Jesu und Seiner realen Anwesenheit im Tabernakel.
Wenn jene, die nicht mehr an die Gottheit Jesu und an Seine Realpräsenz in der Messe glauben, jeden „Prunk" verachten, sei es im Kirchenbau oder bei den Zeremonien, schieben sie gerne vor, Christus sei doch so arm dran gewesen in der Welt. Ja, aber warum? „Er kam in Sein Eigentum, doch die seinigen nahmen Ihn nicht auf"! Jene aber, die Ihn aufnahmen, wie verhielten die sich? Maria Magdalena goss Ihm ein Pfund kostbarsten Öls über die Füße, und Jesus lobte sie dafür (während Judas über die „Verschwendung" murrte). Wenn man schon Menschen aus Liebe Schönes und Wertvolles schenkt, muss man es umso mehr Gott geben. Richtschnur soll dabei sein, was *Jesus* als wertvoll erlebte, wir versetzen uns beim Messopfer schließlich an den Ort und in die Zeit Seiner Passion. Überall wird in der Kirche daher z.B. Wein, Olivenöl oder Gold verwendet - man soll gerade nicht darauf schauen, was hier und heute zufällig

[29] Zur „Rechten des Vaters" (wo Christus thront), dem wir gegenüberstehen (also ist sie von uns aus links).

und vorübergehend als „wertvoll“ angesehen wird[30]; im Gegenteil prägte die christliche Liturgie lange Zeit überall das Verständnis dafür, was „wertvoll“ ist. Auch der von Christen verwendete Weihrauch (im Buch Exodus bereits mehrfach erwähnt) z.B. ist nichts „Heidnisches“, sondern der jüdischen Tradition entnommen - zweimal täglich wurde er im Tempel vor dem Allerheiligsten als Rauchopfer verbrannt. Psalm 141 setzt ihn mit dem Gebet gleich. Er weiht körperhafte Gegenstände Gott, purifiziert und bereitet sie für ein Opfer vor, trägt sie schließlich „mit nach oben“, als Geschenk[31]. Weihehandlungen, seien es Priesterweihen, Kirchweihen oder Weihen von Öl, Wasser oder ähnlichem, sind immer begleitet von Texten des Alten Testaments, die Handlung in eine uralte jüdische Tradition stellend (das israelitische Priestertum, den alten Tempel vor Augen; erst die nachkonziliaren Ritualbücher kommen immer weiter davon weg). Die Chrisamweihe am Gründonnerstag z.B. nimmt liturgisch Bezug auf Moses, der das Salböl für die priesterliche Weihe seines Bruders Aaron[32] mischte. Die Handauflegung war schon im Alten Bund Mittel der Geistübertragung. Die Weihe erfolgte unter der Salbung (die Durchdringung mit dem Heiligen Geist anzeigend), dem Anlegen der priesterlichen Gewänder und des Diadems. Der Hohepriester soll vor Gott (zum Wohl der Menschen) in erster Linie Gaben und Opfer darbringen, nämlich „Ganzopfer, Rauchopfer“ (Eccl 45), er soll das Gottesvolk im Namen Gottes segnen sowie ihm die Zeugnisse der Offenbarung lehren und es mit dem Gesetz „erleuchten“. Diese Aufgabe führt der Papst, in Vertretung Christi, des abschließenden und zugleich fortdauernden Hohepriesters, der den Himmel durchschritten hat (Hebr 4,14), bis heute fort. Jesus heiligt „durch Sein Priestertum“, wie es z.B. im mittelalterlichen Lied „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ treffend heißt – als Opferpriester. Die Bischöfe werden in frühchristlichen Quellen (etwa bei Clemens) ganz selbstverständlich als „Hohepriester“ bezeichnet, zu bestimmten Zeiten ein Opfer darbringend, auch in der Liturgie werden sie dem alten Hohepriester gleichgestellt. Dass die Bischöfe selbst die alte hohepriesterliche

[30] Der Kulturrelativimus des neuen Kirchenrechts ist eine weitere ärgerliche Loslösung der modernistisch gewordenen Kirche von der jüdischen Tradition und unterschwellige Behauptung, Traditionen der „Heidenvölker“ seien doch genauso gut.

[31] Auch geweihte Dinge, die gegen dämonische Kräfte schützen, waren dem alten Judentum bekannt; schon in der Antike finden sich Belege für den Gebrauch von Bildern der „Hand Gottes“ (Chamsa; der segnenden Hand des Moses während der Schlacht gegen die Amalektiter nachempfunden).

[32] Im Übrigen nicht vom „Volk“ gewählt, sondern von Gott. Moses legte die Stäbe der 12 Anführer der Stämme Israels vor das Heiligtum, jener seines Bruders Aaron ergrünte – das war das Zeichen. Diese Szene im Leben des am 1. Juli verehrten Heiligen ist gerne in mittelalterlichen Kirchen dargestellt, etwa am Taufbecken des Hildesheimer Doms oder auf einem Kirchenfenster der Kathedrale von Chartres.

Kleidung nachahmten[33] war keine Selbstverständlichkeit, zumal Jesus selbst so *nicht* aufgetreten war – dies zeigt, wie noch nach Jahrhunderten ein Bewusstsein für die alttestamentarische Tradition da war.
Die priesterliche Kleidung, mit eingewobenen Goldfäden, Edelsteinen und ähnlichem, war im Alten Bund geradezu königlich. Als Kopfbedeckung hatte der Hohepriester ein Diadem, wie eine Bischofsmitra. Es ist in der Tat das Vorbild für die bischöfliche Mitra bzw. Tiara, wie es in älteren Bibelübersetzungen auch genannt wird[34]. Die priesterlichen Gewänder des Alten Bundes werden bereits als Zeichen der Sühne gedeutet, etwa der bunte Unterrock als Erinnerung an den blutbefleckten bunten Rock Josefs, den die Brüder Jacob gaben, oder die Leinenhosen als Sühne für geschlechtliche Vergehen. Das katholische Zingulum, das symbolisch die Begierlichkeit der Lenden abtöten und zur Enthaltsamkeit mahnen soll (in allegorischer Deutung erinnert es an die Geißelstränge der Passion), steht in dieser Tradition ebenso wie das Messgewand (Casel), aufgrund des darauf normalerweise befindlichen Kreuzes - Symbol für das „süße Joch" des Herrn, dem der Priester nachfolgt und Ihm seinen Leib für das Sühnopfer „ausleiht". Ähnliches gilt für die Stola und den Manipel. Der Unterrock (Albe) des christlichen Priesters ist nun weiß, nicht mehr bunt: er ist, so das Gebet beim Anlegen[35], im Blut des Lammes reingewaschen.
Priester der östlichen Riten stehen in alttestamentarischer Tradition auch durch ihr langes Haupt- und Barthaar[36]. Die schwarze Soutane (das Schwarz steht für die totale Selbstaufgabe) erinnert auch nicht zufällig an die rabbinische Kleidung, der Zuchetto an die Kippa, wobei hinsichtlich der Form historisch ersteres wohl letztere beeinflusst hat. Beide erinnern den Träger jedoch im Sinne des Talmuds (schon im 4. Jahrhundert ist diese Regel, die heute in der Kirche nur noch von Geistlichen befolgt wird, bei Huna ben Joshua belegt), dass über ihm noch Gott steht.

---

[33] Oder auch den Hirtenstab, der auf Moses zurückgeht. Jeder priesterliche Segen erinnert übrigens an den alttestamentarischen Kampf gegen den „Erzfeind" des Gottesvolkes. Die Priester beten mit erhobenen Händen, die Kraft Gottes vermittelnd, wie während der Schlacht gegen die Amalekiter (die große Gefahr auf dem Weg ins verheißene Land, ein Bild für die dämonischen Kräfte), als Moses von einem Hügel herab segnend die Hände emporhalten sollte.
[34] Die Septuaginta verwendet das Wort Mitra auf Griechisch, bei einer Bischofsweihe wird explizit auf die Mitra Aarons Bezug genommen; nur die Form änderte sich in christlicher Zeit aus kulturellen und theologischen Gründen, ursprünglich war sie ein Stirnreif, dem der alten Hohepriester nachempfunden.
[35] Mit Bezug auf Offb 7,13-15.
[36] Die Bartlosigkeit bei vielen Klerikern des lateinischen Ritus ist (wie die Tonsur) Zeichen der Buße und Selbstdemütigung. Im Alten Bund musste der Priester vor dem Opfer seine Haare als entsprechendes Zeichen der Selbstaufgabe abschneiden (die Tonsur wurde bezeichnenderweise 1972 abgeschafft).

Der Priester war schon im Alten Bund sowohl zu besonderen Diensten herausgerufener Diener als auch Repräsentant Gottes (Ben Sira 7, 29-31); Lev 21, 8 besagt, man solle ihn für heilig erachten, und dass er auch heilig sein soll, wie Gott selbst. Nur Priester durften in die Nähe Gottes, nur der Hohepriester das Allerheiligste betreten. Sie waren die Mittler zwischen dem irdischen Gottesvolk und dem Himmel. Die Beschränkung des Priestertums auf Männer kommt ebenfalls aus dem Alten Bund:
Gott selbst reservierte es für männliche Nachkommen Aarons (während in der Antike durchaus heidnische Priesterinnen bekannt waren). Christus als „Hohepriester" steht in der Tradition des alten Opferpriestertums[37] und wird als solcher von den Priestern des Neuen Bundes vertreten, die „*in persona Christi*" handeln.
Ebenso kommt die traditionelle Trennung von Männern und Frauen im Kirchenraum aus Tempel und Synagoge. Die alte Liturgie war zudem bekanntlich eine reine „Priesterliturgie", wie auch die (alte) katholische. Priester und Leviten waren die einzigen an der Opferliturgie Beteiligten (Num 18,2-6). Leviten assistierten den neun Priestern bei den täglichen Opfern, ohne den heiligen Gegenständen oder dem Altar zu nahe zu kommen, besorgten den kultischen Gesang. Laien dagegen hatten keine liturgische Rolle. Jüdisch ist daher auch die Hinwendung des Priesters zum Allerheiligsten (statt zum „Volk").
Überhaupt das ganze katholische Zeremoniell ist aus den Riten des Alten Bundes entwickelt.
Schon die Taufe baut formell auf den jüdischen Reinigungsritus (Tevilah), wie z.B. von Konvertiten oder vor einem priesterlichen Dienst gefordert, auf. Eine geistliche Reinigung und Erneuerung war damit angedeutet (auf die reinigende Sintflut Bezug nehmend). Johannes der Täufer führte solch eine klassische Tevilah durch, um bereits zum Gottesvolk Gehörige auf das Kommen des Messias vorzubereiten. Der eigentliche protosakramentale Vorläufer der christlichen Taufe ist dagegen die *Beschneidung*, die bekanntlich an Kindern vollzogen wird. Die Kindertaufe ist daher die logische Fortsetzung des Beschneidungsritus im Neuen Bund. Ein schöner Brauch in manchen Ländern ist dabei das an das alttestamentarische Opfer erinnernde Legen des getauften Kindes auf den Altar.
Alle äußeren Zeichen der christlichen Anbetung sind alttestamentarisch - das demütige Verneigen und Niederknien etwa. Das Knien vor Gottes Angesicht, sich vor Ihm niederzuwerfen ist freilich wohl die normalste Reaktion der Welt. Zahllos sind die Beispiele in der Bibel. Zur Zeit des Zeltes warfen sich alle vor der Wolkensäule nieder. Der Psalmist rühmt: „anbeten lasst uns und niederfallen vor dem Herrn" (Ps 94). Bei Isaias (Is 45, 23f) wird gefordert: „vor Mir wird jedes Knie sich beugen und jede Zunge wird bekennen: nur beim Herrn gibt es Rettung". Man denke auch an die Jünger auf dem

[37] Wenn Er auch den Pfad der „Ordnung" Melchisedeks aus Abrahams Zeit aufnimmt und Seinen Kult damit vom realen Tempelopfer löst.

Berg Tabor. War Gott selbst gegenwärtig, warf ein gläubiger Jude sich zu Boden, so auch im Tempel (in der Synagoge nicht, dort war Er ja nicht anwesend; der Christ kann sich jederzeit in die Gegenwart Gottes versetzen in der Kraft der Taufe). Sich vor Ihm auch dann niederzuwerfen, wenn wir Ihn (etwa in der geweihten Hostie) nicht in Seiner Gottheit sehen, bezeugt unseren Glauben, dass Er es ist.
Was für die Gesten gilt, gilt auch für die Worte. Jeden Tag stellt sich die Kirche allein schon durch das Gebet der Psalmen in die ungebrochene Tradition des Alten Bundes. Wir beten weiter auch jene Psalmen, die Erwartung auf die Erlösung von Übel ausdrücken, weil die Welt eben immernoch Ort des Leidens und der Sünde ist, Verbannungsort, unsere Erlösung noch nicht vollendet ist und der Gnade und eigenen Anstrengung bedarf. Wir sind noch auf dem Weg, sind das immernoch bedürftige, ruhelose Israel, die streitende Kirche. Bis zur Liturgiereform waren Katholiken mit Juden durch das Gebet des vollständigen Psalters geeint. Im neuen Stundengebet fehlen dagegen ganze Psalmen und viele Psalmenverse, weil sie angeblich dem „christlichen Geist“ nicht entsprächen – hier taucht unterschwellig wieder die alte Irrlehre Marcions auf, der Gott des alten Gesetzes sei ein anderer als der Gott des Evangeliums[38].
Neben den Psalmen nehmen z.B. auch Ordinariumsgesänge der Liturgie ganz selbstverständlich Bilder des Alten Testaments auf, so das Sanctus und das Agnus Dei. Überhaupt basierte der christliche Gesang, in die Gregorianik mündend, auf jüdischen Formen und Melodien.
In den liturgischen Texten ist die Identifikation der Kirche mit „Israel“ offensichtlich. Der Priester betet noch heute in alttestamentarischen Worten um Erhörung der Bitten „Deines Knechtes und Deines Volkes Israel“ (Eccl 36). Besonders in der Fastenzeit ist die Liturgie geprägt von alttestamentarischen Gedanken. Das Gottesvolk bekennt sich, Tag und Nacht das „Gesetz des Herrn“ beachten zu wollen, was „Frucht zur rechten Zeit“ bringen wird (Ps 1). Ständig wird das Halten der Gebote mit alttestamentarischen Texten eingeschworen. Der „Gott Israels“ wird um Erbarmen angefleht, man bekräftigt,

[38] Zahlreiche weitere Missachtungen der jüdischen Tradition brockte das angeblich so ungeheuer judenfreundliche Zweite Vaticanum ein. Das Fest der Beschneidung Christi (1. Januar) etwa fiel in der damit verbundenen Kalenderreform einfach weg, als sei der triviale Umstand, eine andere Jahreszahl auf Dokumente schreiben zu müssen feiernswerter; das Circumcisionsfest war in manchen Gegenden gerade deshalb kalendarischer Jahresbeginn (und nicht der 25. März, der Menschwerdungstag), weil damit das Blutopfer Christi begann. Auch finden im Neuen Ritus der Messe nun zwei Lesungen statt, paritätisch getrennt nach Altem und Neuem Testament – als sei es nicht eine einzige Heilige Schrift. Das „jüdische“ Erbe soll künstlich abgetrennt werden. Vormals war es *eine* Bibel, daraus gab es *eine* Lesung (sei es aus Altem oder Neuem Testament). Es ist ein moderner Mythos, es habe „früher“ immer eine Lesung aus dem Alten Testament und eine zweite aus einem Apostelbrief gegeben –darüber es gibt keinen einzigen Nachweis, im Gegenteil erwähnen Homilien etwa von Augustinus, Leo I oder Gregor I stets nur eine einzige Lesung.

dem Gesetz treu zu bleiben. Jenes mache die Herzen froh, sei „süßer als Honig“ (Ps 18) – weil dadurch vor Gott gute Werke möglich sind. Immer wieder Psalm 77: „Mein Volk, hab Acht auf Mein Gesetz“. Die Fastenzeit wird, wie das irdische Leben überhaupt, mit der Zeit in der Wüste nach der Befreiung aus Ägypten in Verbindung gebracht (z.B. Ps 76). Ja, das 40tägige Fasten ist vielleicht der „alttestamentarischste“ Brauch der Kirche. Das jüdische Fasten dient der Versöhnung mit Gott, der Buße. Es ist notwendige Voraussetzung, die Vergebung zu erhalten. Jesus übte das Fasten als Teil Seines Opfers (vor der Messe wird daher auch gefastet), und zeigte, wie tief verwurzelt all Sein Handeln in der Gedankenwelt des Alten Bundes war.
Und nicht nur das Fasten, die ganze christliche Askese ist jüdisch. Bei den Essenern gab es klare monastische Tendenzen, vom Beispiel des Elias und seiner Anhänger ganz zu schweigen. Viele Rabbiner gaben allen Besitz auf, widmeten in strenger Askese ihr Leben ganz dem Torastudium - auf Komfort, Schlaf und Essen verzichtend, obwohl das Judentum all dies ja keineswegs ablehnt (Abraham, Isaak oder Jacob z.B. waren sehr wohlhabend). Ein Leben ganz für Gott aber wurde als heilswirksames Opferleben erkannt[39].
Überhaupt ist unser ganzes Beten ganz massiv von jüdischen Vorstellungen geprägt. Ja, bereits ein Morgengebet zu sprechen, kommt aus der jüdischen Tradition, ist keine Selbstverständlichkeit[40]. Auch z.B. die Mahnung Jesu, es sei besser, wenig mit viel Konzentration zu beten als viel ohne Konzentration, ist klassisch für jüdische Gelehrte. Gebete werden im alttestamentarischen Verständnis nicht einfach ins Leere gesprochen, sind kein modernistisches „Selbstgespräch“, sondern wirklich effektiv, man kann Gott dadurch zu etwas bewegen. Viele alttestamentarische Texte betonen, wie Gott Seine Pläne ändert, wenn Er innig gebeten wird, mit Opfern verbunden. Dieses Gottesbild pflegte die Kirche weiter, erst die deterministischen „Reformatoren“ kamen davon ab. Der Mensch aber war von Anfang an berufen zur „Mystik“ – zum Wandeln mit Gott, von echtem Austausch geprägt. Von Henoch heißt es nur: er wandelte mit Gott; und jener war davon so erfreut, dass Er ihn belohnte, zu Sich nahm, aus dem Jammertal heraus. Und auch von Noah wird nur gesagt: er wandelte mit Gott - und Gott verschonte ihn, gab ihm eine Mission. Oder Abraham: auf jeden kleinen Akt der Anbetung hin erschien sofort der liebe, väterliche Gott. Mystik ist alttestamentarisch.

---

[39] So pflegten es auch diverse Propheten; die „Tempeljungfrauen“ (Ex 38,8; 1 Sam 2,22; auch im 2. Makkabäerbuch und in rabbinischen Quellen belegt), bei denen laut dem apokryphen Protoevangelium des Jacobus Maria ihre Kindertage verbrachte (man denke auch an die „Seherin“ Anna, ihr Leben in Fasten und Gebet verbringend) können als Vorbild für weibliche Orden gelten. Maria war schlicht zu heilig für solches Gemeinschaftsleben, würde zu sehr hervorstechen, sah sich also zu gleichsam „eremitischem“ Leben (mit vertrauenswürdigem Versorger) berufen.
[40] David bekennt dem Herrn, schon am Morgen über Ihn „meditieren“ zu wollen, den er als seinen „Helfer“ verehrt (Ps 63); das Gebet ist hier bereits ein betrachtendes.

Juden beten auch für die Toten, halten sogar eine „Yahrtzeit“ für Verstorbene an deren Todestag; man zündet eine Kerze für sie an, auf dem Grab oder zuhause. Ja, die Fürbitte für andere ist urjüdisch: auf die Fürbitte des Moses verschonte Gott die Israeliten, die sich dem Götzen zuwandten.
Jüdische Tradition ist sodann auch die christliche Weise der Totenbestattung. Schon im Alten Bund war die Erdbestattung (Dtn 21,23; der Leib soll bis zur Auferstehung am jüngsten Tag ruhen) vorgeschrieben, während Heiden ihre Toten verbrannten.
Sowohl Papstautorität als auch Marienverehrung erklären sich - aus jüdischer Tradition! Im davidischen Reich gab es einen „Stellvertreter“, der als „Vater“ über Jerusalem bezeichnet wird (1 Kg 22,21) und den Schlüssel zum Haus Davids hatte. Zuden hatten die israelitischen Könige „Mitregentinnen“, nämlich die jeweilige Königsmutter (Gebirah); unter Salomon hatte sie einen Thron neben dem des Königs (1 Kg 2,12ff); ähnlich war die Situation im Nordreich (2 Kg 10,13). In Christus finden wir die davidische Königsherrschaft erneuert[41], und mit ihr die besondere Rolle der Königsmutter, die auf dem Thron zu Seiner Rechten sitzt. Und die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel sollte Leser des Alten Testaments nicht wundern, geschah ähnliches doch bereits an Henoch und Elias.
Besonders Elias, der nicht Gestorbene, erfreute sich im Alten Bund großer Verehrung. Die Verehrung von Heiligen knüpft also auch an die Praxis des Alten Bundes an[42]. In altkirchlicher Zeit pilgerten viele Christen nach Hebron, um am dort gehegten Grab Abrahams (der ja nun im Himmel war) zu beten. Heilige auch des Alten Bundes waren in Kirchen stets zugegen, etwa Statuen und Bilder von Moses und Elias. Auch an die jüdischen Erzengel ist zu denken. Die Liturgie ehrt die Propheten und Patriarchen ebenso wie die Apostel und Päpste, zwischen Heiligen des Alten und Neuen Bundes wird kein Unterschied gemacht, auch nicht zwischen Menschen und alttestamentarischen Engeln[43].
Wie die Kirche sich stets in Tradition des Alten Bundes sah, zeigt z.B. auch die Verehrung der sieben Makkabäerbrüder. Unter Antiochos IV wurden viele Juden ermordet, in Jerusalem gab es große Zerstörungen, die jüdische Religion wurde verboten, im Tempel ein heidnischer Altar aufgestellt und dem Zeus geopfert. Judas

[41] Diverse Symbolik, die auf König David hindeutet und dessen Leben parallelisiert, weist Jesus als den wahren König von Israel aus.
[42] Vorbild für die Verehrung Marias ist auch diejenige der Judith – „durch dich hat Er unsere Feinde vernichtet, ihrem Oberhaupt den Kopf abgeschlagen“ (auf Maria bezogen ist hier die Rolle der Schlangenzertreterin gemeint). Schon das Lob Judiths sollte niemals im Mund der Menschen verstummen.
[43] Unser Glaube an Engel und Dämonen stammt aus dem Judentum. Im Buch Hiob ist der Satan als Versucher geschildert, im Buch der Könige weckt er die bösen Leidenschaften bei Saul und David; der „Sündenbock“ wird zu einem Wüstendämon geschickt. Die Lüfte sind im Judentum voll von tausenden Dämonen, die den Menschen umgeben.

Makkabäus führte den Aufstand, befreite Jerusalem, reinigte den Tempel und stellte die Freiheit der wahren Religion wieder her. Er ist leuchtendes Vorbild für die Kirche.

Die Bewahrung des alttestamentarischen Menschenbildes durch die katholische Kirche

„*Ich bestehe darauf, dass die Hebräer mehr dazu beigetragen haben, die Menschen zu zivilisieren, als alle anderen Völker.*“

- John Adams

Das antijudaistische Schlagwort von „alttestamentarischen Verhältnissen“ ist für Christen völlig inakzeptabel. Jesus lehrte nichts Neues (Er *tat* etwas Neues, Er brachte die verheißene Erlösung), wiederholte nur die altbekannten jüdischen Gebote. Das wichtigste: Gott lieben von ganzem Herzen und den Nächsten wie dich selbst. Das Gebot der Nächstenliebe stammt aus dem Alten Gesetz! Die Schrift, die Jesus auslegte, war das Alte Testament; stets ist in jenem auch der liebende Gott präsent, der Gnade walten lässt und abkehrt von geplanten Gerichten. Ebenso ist im Neuen Testament auch ein „fürchterlicher“ Gott durchaus noch erkennbar (Mt 25, 30ff; Röm 12,19; Hebr 10,30). In moralischen Fragen besteht zwischen Altem und Neuem Testament nicht der geringste Gegensatz, der Messias fügte der bestehenden jüdischen Ethik nicht einen Tropfen an Morallehre hinzu[44]. Ja, die ganze Lehre Jesu ist in der Heiligen Schrift schon enthalten. Ein guter Jude lebte ebenso, wie ein guter Christ leben sollte. Wenn etwa Jesus in der Bergpredigt sagt, man solle sich erst mit dem Bruder, der „etwas gegen dich hat“, aussöhnen, bevor man sein Opfer bringt, ist dies nur eine Wiederholung einer mosaischen Regel; vor dem Versöhnungsfest musste man sich miteinander aussöhnen, um Anteil an dem Fest haben zu können (Lev 23,26ff). Jesu Lehre, so wie ich anderen Menschen vergebe, wird auch Gott mir vergeben, stand mit rabbinischer Lehre völlig im

[44] Wenn Antijudaisten meinen, auf das Alte Testament könne ein Christ verzichten, so ist genau umgekehrt zu sagen, dass jene Passagen des Neuen Testaments, wo Jesus oder Paulus nichts anderes tun als das Alte Testament auszulegen, noch eher verzichtbar für den Glauben sind, da nur Kommentar und nichts heilsgeschichtlich Erhellendes. Das Entscheidende am Neuen Testament ist das Zeugnis der Erfüllung der alten Verheißungen. Jesus ist nicht als Moraltheologe gekommen, sondern als Erlöser. Die Verkürzung des Christentums auf die angeblich so wahnsinnig neue „Lehre Jesu“ ist (neben der ungenießbar gewordenen „gottesdienstlichen“ Praxis) der wesentliche Grund dafür, dass die Christen der letzten Jahrzehnte scharenweise die Kirche verließen, erkennend, dass wir mit unserem Verständnis von anständigem Sozialverhalten keineswegs allein stehen in der Welt, es insofern keinen Grund gibt, sich *deswegen* besonders mit dem Christentum zu identifizieren.

Einklang[45]. Rachsucht ist in der Schrift verboten (Lev 19,18; Dtn 23,8), Gott allein rächt bzw. straft. Paulus lehrte nichts Neues, wenn er aufforderte, nicht Böses mit Bösem zu vergelten (Röm 12,17ff) [46]. Die Mahnung, nicht selbst die Rache zu suchen, sondern das Gericht Gott zu überlassen, ist bereits beim ersten Mord, jenem an Abel, offensichtlich – Gott verbietet ausdrücklich, Kain für sein Verbrechen zu töten. Der alttestamentarische Joseph, in seinem Leben Neid und Verleumdung ausgesetzt, erscheint im Judentum als Vorbild der Vergebung (an seinen Brüdern, die ihn aus Neid töten wollten), wie später Moses, der Gott um Erbarmen für Sein Volk bittet[47]. Gott erklärt es zwar als gerecht, dass der, der Leid zufügt, selbst leiden wird, gemäß der Schwere seiner Tat. *Verdienstvoll* vor Gott ist allerdings, Gnade zu gewähren. Im Buch Leviticus ist ausgesprochen, was der Täter in Gottes Augen verdient – nicht, dass der Nächstbeste diese Strafe ausführen soll. Salomon mahnt sogar, nicht ohne Not überhaupt eine Anklage gegen den Nächsten anzustreben (Spr 24,28). Nicht Gottes Gerechtigkeit ist zu begehren, sondern Seine Gnade. Wer selbst um Gnade gebeten wird, gewährt sie daher – nicht aus Gerechtigkeit, sondern um der Barmherzigkeit willen, die man selbst von Gott begehrt. Nie lehrte die rabbinische Tradition etwas anderes, so zeigt es auch die Praxis jüdischer Rechtsprechung. Erst Luther und andere Protestanten erklärten die mosaische Lehre als von „Rachlust" getrieben und eine „Logik der Vergeltung" erzeugend. Stets wurde in Wahrheit im Gottesvolk die Vergebung praktiziert. Am letzten Tag des Pessachfestes wird in der Tradition Gott zitiert: „Meine Geschöpfe ertrinken, und ihr singt ein Lied?" (da die Engel zu jubeln beginnen, wenn die Ägypter im Meer ertrinken). Man kann auch aus den Worten Jesu Rückschlüsse auf die jüdische Praxis ziehen, etwa wenn Er bestimmte Beschimpfungen in der Bergpredigt als todeswürdig bezeichnet, ohne dass sich jemals ein Gericht seiner Anhänger gebildet hätte, das tatsächlich darüber Todesstrafen verhängte. Für Jesus war deshalb nicht die Frage nach Schuld und Sühne obsolet (im Gegenteil) - Gott steht durchaus die Vergeltung zu. Häufig stellt man sich

[45] Auch der Talmud (Makkot 3,15) machte allen klar, dass auch der Sünder ein Bruder ist, den man lieben soll (vgl. Lev 19,18); nie darf man zudem den Nächsten verachten (Spr 14,21).
[46] Auch die Mahnung „Wer meint zu stehen, sehe zu, dass er nicht falle" (1 Cor 10,12) entspricht dem alten „Hochmut kommt vor dem Fall" (Spr 16,18).
[47] Lev 19 verbietet auch die Rache an Andersgläubigen („der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst, denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen"). Die Nächstenliebe impliziert immer auch die Liebe zum „Fremden" (Dtn 10,19). Dem Feind soll man in der Not helfen, ja ihm verlorenes Vieh wiederbringen, wenn man es auffindet (Ex 23,4). Man soll sich nicht über den Fall, über das Unglück des Feindes freuen, das Herz soll nicht über sein Unglück froh sein (Spr 24,17); den Feind soll man speisen und tränken, wenn er Hunger und Durst hat, Gott wird es vergelten (Spr 25,21). Rabbi Akiva lehrte im frühen 1. Jahrhundert, jegliche Erniedrigung eines Menschen (auch Nichtjuden) sei eine frevelhafte Verleugnung der Gottesebenbildlichkeit des Menschen (ebenso sei i.Ü. kein Individuum der Gruppe zu opfern).

z.B. die Szene mit der Ehebrecherin (Jo 8) so vor, als hätte Jesus einen wütenden Mob von der Steinigung abgehalten – im Gegenteil reagierte Er zunächst gar nicht, sondern wurde schließlich zu einer Antwort (Seine Rechtgläubigkeit sollte getestet werden) genötigt. Diese ist: haltet ihr euch doch aus der Sache raus! Damit beschämt er die Ankläger, denn sie wissen ja um die Gebote der Gnade und Barmherzigkeit. Nicht nur, nicht zu richten, sondern bereits nicht anzuklagen ist gottgefällig. Alle rund 20 Vergehen, die im Alten Testament als todeswürdig gelten, konnten mit Ersatzstrafen abgebüßt werden, außer Mord (selbst Körperverletzung mit Todesfolge führte nur zu Geldstrafen). Die Schrift selbst (Num 35,31) belegt, dass Begnadigungen möglich waren, was von Jesus, als Ausleger des Gesetzes, zur Tugend erklärt wurde – Er war sicher damit nicht der erste. An Körperstrafen kannte man nur Schläge, keine Verstümmelungen, und Flavius Josephus berichtet, dass eine körperliche Vergeltung im Judentum überhaupt nur dann praktiziert wurde, wenn der Geschädigte sich nicht mit einer Geldbuße des Täters zufriedengab. Die Todesstrafe durfte nur bei mindestens zwei unabhängigen Augenzeugen vorgenommen werden - auch daher gab es so wenige Todesstrafen (das heutige deutsche Strafrecht ist wesentlich beklagtenfeindlicher, schon ein ausreichender Verdacht anhand von „Indizien“ genügt zur Verurteilung – die Gefängnisse sind daher randvoll, und viele Verurteilte sitzen mutmaßlich unschuldig. Im Alten Bund hätte es sowas nicht gegeben). Das Alte Testament berichtet rund fünf Mal von Steinigungen durch einen Lynchmob, als Unrecht. Die rabbinische Tradition (Mishnah) geht bereits von ungerechtfertigter Destruktivität des Hohen Rates aus, wenn dieser einmal in sieben Jahren (!) ein Todesurteil verhängt. Eleasar Ben Asarja, rabbinischer Gelehrter um 100 n.Chr., verurteilte die Todesstrafe generell und hielt sogar einen Gerichtshof, der einmal in 70 Jahren bereits ein Todesurteil spricht, für „mörderisch“. Von Maimonides (12. Jahrhundert) kommt der Spruch, es sei besser, 1.000 Schuldige laufen zu lassen, als einen Unschuldigen zu töten.
Jesus trat also keineswegs gegen eine „jüdische Hartherzigkeit“ auf. Für Katholiken ist solch eine tendenziöse Verzeichnung der Schrift nicht hinnehmbar – wer die Kirche liebt, verteidigt sie gegen Ungerechtigkeiten, auch die Kirche des Alten Testaments! In Wahrheit sprach Jesus niemals gegen das Gesetz oder den Umgang der Rechtgläubigen damit. Das Gesetz legt Er, ganz im Gegenteil, streng aus - Psalm 33 beherzigend, „die Furcht vor dem Herrn will ich euch lehren“. Unsere Gerechtigkeit muss „vollkommener sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer“, sonst werden wir nicht ins Himmelreich eingehen, und bereits einem Bruder zu zürnen (!) ist ein Ausschlusskriterium (Mt 5). Die Pharisäer waren demgegenüber lau im Glauben geworden, Gott stand bei ihnen nicht mehr an erster Stelle (sondern z.B. das Landgut, der Ochse, die Frau). Die Kritik Jesu traf ihre selbstgerechte Grundhaltung gegenüber dem Vater. Das Gesetz wurde bei ihnen nicht mehr als Mittel, Gottesfurcht und Gottesliebe zu leben und auszudrücken angesehen, sondern als Selbstzweck und Automatismus der Erlösung. Wer selbstgerecht nach dem minimalen Aufwand sucht (was „genügt“, um den Wortlaut zu erfüllen?), Gott

quasi festnageln will mit einem „mehr steht da nicht!“, hat eben die falsche Grundhaltung, will sich nicht die Gnade erkämpfen mit Hilfe des Gesetzes, sondern missbraucht es als Mittel, Anstrengungen zu entgehen. Jesus, als Gesetzesausleger, dagegen erklärte schon zur Todsünde, den Nächsten zu beschimpfen[48]. Sein Vorwurf war, dass die Pharisäer das Gesetz *zu wenig* liebten, nicht in die Tiefe gehen, sondern es sich möglichst einfach machen wollten. Jesus wandte sich gegen diese „laxen Theologen“, die durch solche Schmeichelei sich Macht erworben hatten, und deren Glaube doch so schwach war; die Ihm übelnahmen, dass Er überhaupt an die Hölle und die Möglichkeit, auch als Mitglied des Gottesvolkes dort zu enden, erinnerte. Jesus, der Geber des alten Gesetzes, erntete den Hass derer, die es sich zurechtbiegen wollten.
Er war freilich nicht der einzige, der die Pharisäer für ihre Laxheit kritisierte. Jene entspricht ja auch nicht dem Geist der Schrift. Schon Isaias stritt gegen die (zu jeder Zeit verlockende) Einstellung, in rein äußerlichem Handeln (ohne Liebe) die Erfüllung des Gesetzes zu sehen. Das Alte Testament lehrt keineswegs einen rein äußerlichen Glauben. Die jüdische Religion ist, ganz im Gegenteil, hochgradig „innerlich“; das ganze Prophetentum, alle Visionen sind nur erklärbar aus der tiefen mystischen Tradition des Judentums, der engen gelebten Gottesbeziehung der Einzelnen (die genau deswegen die Mächtigen der Welt stets zur Weißglut trieben). Die Bücher des Alten Testaments offenbaren so viel Gottesliebe, so viel Reflexion über Gott und die Welt.
Das Gesetz stammt von Gott, war Sein authentischer Wille. Die Erfüllung des Gesetzes machte würdig für die kommende Erlösung. Das Gesetz gibt „jenem das Leben, der es befolgt“ (Lev 18,5), so sagt es Gott selbst. Die, die das Gesetz halten, werden für Gott zu einem „Schatz“ (Ex 19,5). David spricht von Moses, Aaron und Samuel, dass sie die Gebote des Herrn hielten, und dafür erhört wurden und Gnade fanden (Ps 99). Und das „Blut von Böcken und Stieren“ hat die „Verunreinigten“ durch die Besprengung in der Tat „geheiligt“ (Hebr 9). Das Gesetz, das eine Gnade war, gab die Möglichkeit, sich in der Treue zu beweisen, seine Gottesliebe auszuleben; man verdiente sich dadurch die „guten Plätze“ im Himmel, die man später Dank des Erlösers einnehmen durfte. Es war natürlich Symbol der alten „Knechtschaft“ - die jedoch nicht abwertend zu beurteilen ist: was gäbe der, der außerhalb steht, dafür, im Hause des Herrn dienen zu dürfen, würde er Ihn kennen! Gott zu lieben bedeutet, für Ihn da sein zu wollen – also Ihm dienen wollen; Diener des Geliebten sein zu wollen ist „normal“ für Liebende. Auch Paulus hielt persönlich das Gesetz, sagte nur, dass Konvertiten jene Teile, die rein disziplinarisch waren und auf das erste Kommen des Messias vorbereiteten, nicht annehmen müssen[49].

[48] Dabei auf gut alttestamentarischem Fundament - „wer seinen Mund hütet, rettet sein Leben“ (Spr 13,3).
[49] Wenn er vom Gesetz spricht, meint er „unser“ Gesetz; wir waren trotz dieses heiligen Gnadenmittels auf dem Weg in den Tod, weil der Messias noch nicht da war; wir Kinder Israels aber haben nun bekommen, was uns das ewige Leben bringt.

Die Gebote sollten zur Demut gegenüber dem Herrn, zur Unterwerfung unter Seinen gerechten Zorn führen, zugleich waren sie Mittel, sich als Diener zu bewähren und der erhofften Gunst würdig zu erweisen. Sicher: vor dem Kommen des Messias verdiente man sich nur Zorn beim Übertreten, nicht aber unmittelbaren Lohn beim Befolgen. Christus aber führte das Gesetz seiner letzten, seiner heiligen Bestimmung zu. Er kam, um als „neuer Adam" den Willen des Vaters zu tun und die Menschen, die Nachkommen Adams[50], zu *Seinen* Nachkommen zu machen. Er ist der Neuanfang der Menschheit. Erst in Ihm nützen uns unsere Liebe und Treue, unsere Werke, unsere Buße – Ihm anhängend finden wir Gnade, die Liebe des Vaters. Deren Keim wächst im Getauften und kommt nach dem irdischen Tod zur Vollendung; mit Christus geht man aus der Verbannung heraus, ins Vaterhaus, durch Sein von uns mitvollzogenes Opfer, aber die Voraussetzung bleibt immer unsere Gerechtigkeit. Das Gesetz hat daher auch im Neuen Bund noch seine Bedeutung; zwar haben wir Getaufte den Keim der Erlösung in uns, können ihn aber wieder verlieren bzw. unfruchtbar werden lassen; um in der Freundschaft Gottes zu bleiben, müssen wir weiter dem Willen Gottes gemäß leben. „Ein Glaube ohne Werke ist tot" (Jac 2,26). Der Gerechte ist nunmal der, der das Gesetz des Herrn befolgt; er allein bringt Frucht (Ps 1). An jedem Märtyrerfest preist die Kirche mit Psalm 111 jenen selig, „dessen große Freude das Gesetz" ist. Gott will von uns die Liebe, als Antwort auf die Seine. Die Gottesliebe lebt und zeigt man, indem man Seine Anordnungen befolgt[51]. Jesus sendet die Jünger unmittelbar nach Seiner Auferstehung aus, alle Heiden in Seinem Namen zu taufen und Sie *alle Gesetze* zu lehren (Mt 28,19f). Er sagt, dass das Gesetz in Kraft bleibt, bis am Ende aller Tage alles erfüllt ist. Durch Sein erstes Kommen ist ja nur *ein Teil* erfüllt; dies bedingte eine Anpassung der alttestamentarischen Vorschriften durch die Kirche (am Sinnfälligsten in der Verlegung des „Tags des Herrn" auf den Sonntag als Tag der Auferstehung). Das Disziplinarische und Kultische wird durch die Kirche (in welcher der Heilige Geist wirkt), den Geist der alten Gesetze aufnehmend und anpassend, lediglich umgeformt, wenn im Neuen Bund

[50] Das Alter der „Menschheit" zu bestimmen, ist nicht exakt möglich, denn wie soll man anhand einiger Knochen erkennen, ob es sich um einen „Menschen" im christlichen Sinne handelte (Ähnlichkeiten sagen nichts über die tatsächliche historische Abstammung aus)? Die biblischen Ahnentafeln können nicht als verlässliche Grundlage für die Berechnung des Alters der Menschheit dienen, denn offensichtlich (man vergleiche allein die Evangelien von Matthäus und Lukas) wimmelt es darin von Auslassungen. Wann auch immer das Universum, die Erde oder auch das, was man als „Homo Sapiens" bezeichnet geschaffen wurde – die Schöpfung des Menschen im christlichen Sinne ist davon unabhängig zu denken.

[51] Canisius etwa mahnt nachdrücklich, keiner soll meinen, die Gebote seien viel zu schwer zu halten – „denn einem Liebhaber ist nichts zu schwer". Die „Schwachheit seiner Natur" vorzuschieben sei eine Ausrede. Die Tora kannte 613 Vorschriften (248 Gebote, 365 Verbote). Ende der 2010er Jahre waren in der Bundesrepublik Deutschland allein auf Bundesebene ca. 2000 Gesetze und weit über 3000 Verordnungen einzuhalten! Zu schwer?

nun etwa die Fastengebote auf die Ereignisse der Messiaszeit angewandt werden. Eine Fortsetzung der Speisegebote des Alten Testaments finden wir in den kirchlichen Abstinenzgeboten (das Fernhalten vom Fleisch von Warmblütern ist in biblischer Tradition ein Zeichen für das Aufgeben des irdischen Lebens)[52].
Eine antijudaistische Dummheit ist die Vorstellung, die Menschen des Alten Bundes seien alle stets böse und unverständig gewesen, erst „wir Christen" wären in der Lage, Gottes Willen zu erfüllen. Im Neuen Testament ist dagegen klar ausgesprochen, dass z.B. unrühmliche Episoden wie die mit dem goldenen Kalb nur deshalb aufgeschrieben wurden, um „Warnung" zu sein für die Lesenden: „Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle" (1 Cor 10). Es wird in der Heiligen Schrift das Negative betont, die menschliche Schwachheit, weil die Leser dadurch gemahnt sein sollen, aufzupassen auf ihre eigenen Wege. Dass die Juden des Alten Bundes auch nicht untreuer als die Christen waren, sollte schon ein kleiner Blick in die Geschichte der Kirche (die vor Untreue nur so trieft) zeigen. Wer verächtlich über „die Juden" des Alten Testaments spricht, beleidigt die abertausenden (die Johannesoffenbarung spricht symbolisch von 144.000) an Heiligen des Alten Bundes. Es ist eine überhebliche Arroganz, zu meinen, wir verstünden die Bibel besser als die Juden des Alten Bundes. Die damaligen Rabbiner kannten die Schrift in- und auswendig, und sie kannten auch alle Bedeutungsnuancen. Darum ja die Fassungslosigkeit des Gottmenschen angesichts der Ablehnung vieler Gelehrter – „warum glaubt ihr Mir nicht"[53]? Deshalb die Beispiele mit z.B. bekehrten Samaritern oder Heiden: seht, sogar *die* glauben Mir (trotz ihres irrigen Glaubens), warum nicht ihr, die ihr doch an Meinen Vater, den wahren Gott, zu glauben meint? Sogar aller Wunder zum Trotz hassen sie Ihn und den Vater (Jo 15). Diese Verstocktheit erklärt Jesus gerade mit mangelndem Glauben im Sinne des Alten Testaments: „Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten aufsteht" (Lk 16).
Moderne Christen, die die Botschaft von Christus als dem einzigen Weg in den Himmel relativieren und Ihn stattdessen zu einem total originellen Revolutionär machen wollen, schmücken neutestamentliche Berichte nun aber gerne in unzulässiger Weise aus, um die jüdische Gesellschaft damals insgesamt als völlig verkommen darzustellen und Jesus als „soziales Gewissen" zu verzeichnen, das den „hartherzigen Juden" (natürlich erfolglos) versucht, Manieren beizubringen. Vom göttlichen Erlöser aus Gnade wird Jesus (gekommen, die Worte der Propheten zu erfüllen) bei ihnen in antijudaistischer

[52] Im 20. Jahrhundert wurden die Kirchengesetze leider immer weiter relativiert und erleichtert, von dem letztlich antijudaistischen (von progressistischer Seite kommenden) Vorwurf des „Legalismus" verschreckt.
[53] Wie so viele „moderne" Kirchenvertreter glaubten sie z.B. nicht, dass *irgendjemand* auferstehen könnte; wie der „moderne" Mensch schlechthin misstrauten sie jedem, der an Wundertäter glaubt (da er ja sicher nur „zu glauben vorgibt" und in Wahrheit ganz andere Interessen hege).

Weise zu einem Streiter, der vom Gesetz „befreie“. Moderne Exegeten tragen dem Antisemitismus des progressiven bürgerlichen Milieus Rechnung, das keine Lust auf die „Zumutungen“ des Alten Testament hat.
„Die“ Juden waren gespalten in Anhänger und Gegner Jesu sowie solche, die von Ihm noch nie gehört hatten bzw. die vorsichtig abwartend waren. Wie in der ganzen Menschheit (auf welche sich die Kirche Gottes ausbreiten sollte, die ihre Wurzeln im Judentum hat) gab es natürlich unter den Juden Gute und Böse. Christus wurde von Einzelnen aus dem Gottesvolk (für die Er sogleich Vergebung erbittet, da der Großteil nicht wusste, was er da überhaupt tat – warum sollte der Vater dieser Bitte des für Ihn gekreuzigten Sohnes nicht sogleich nachgekommen sein?) den Mördern ausgeliefert, von wem denn auch sonst? Nur von jenen verlangte Er schließlich Gefolgschaft. Er sprach nur zu Juden, Seine Anhänger waren Juden, Seine Gegner waren Juden. Mit anderem „Blut“ hätten sie haargenau so gehandelt[54]. Sie taten es weder aufgrund ihrer Abstammung (welche sie mit den heiligen Aposteln, mit Maria, mit Jesus selbst teilten) noch wegen ihrer Religion (die ihnen von Gott selbst gegeben war), sondern aus jeweiliger individueller Schwäche, Stolz und Neid, wofür jeder Mensch anfällig ist. Weder war das „ganze Volk“ schuldig noch gar die Nachkommen. Johannes stellte im Evangelium heraus, dass die ärgsten Feinde Jesu selbst zum Gottesvolk gehörten (nicht etwa Heiden waren), wodurch gerade die Christen gemahnt sind, zuzusehen, dass sie nicht ebenso fallen. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Der Hang, das Leben Jesu zu einem einzigen Weg durch Hass und Ablehnung zu zeichnen, führte besonders in der christlichen Folklore zu einigen Übertreibungen, denen eine gewisse Mitschuld am modernen Antijudaismus zukommt; die heilige Familie (immerhin die eines angesehenen Handwerkers) sollte möglichst „arm“ daherkommen, und „Arme“[55] seien selbstverständlich von den übrigen (scheinbar unsagbar wohlhabenden) Juden „verachtet“ gewesen; die Episode in Bethlehem wird regelmäßig so beschrieben, als hätten dort nur hartherzige Menschen gelebt, die alle die armen Unterschlupfsuchenden abgewiesen hätten (obwohl geschrieben steht, dass die örtlichen Herbergen nunmal

[54] Wer meint, seine imaginierten heidnischen Vorfahren hätten anders gehandelt, wenn Jesus sich um sie statt um „die Juden“ gekümmert hätte, möge sich erinnern, was jene mit Bonifatius angestellt hatten.
[55] Sogar, ausgerechnet, Hirten, obwohl große Patriarchen und selbst König David einst selbst Hirten waren! Die Selbstbezeichnung Jesu später als „guter Hirte“ nimmt direkt Bezug auf diese Vorbilder und war ein jüdisches Sprachbild, das sehr wohl verstanden wurde (mehrere Psalmen nennen den Herrn den „Hirten Israels“, es auf die Weide führend). Dass die ersten Zeugen der Geburt Jesu Hirten waren, zeigt die besondere Würde ihres Standes aus Gottes Sicht – sie zogen die Opfertiere auf, sollten zur „Belohnung“ auch dem frischgeborenen „Gotteslamm“ nah sein. Als Schafe und Lämmer (vom Stellvertreter des wahren Hirten geweidet, mit den Sakramenten) sind auch wir Opfertiere, nicht anders als das „Lamm Gottes“.

völlig überfüllt waren und niemand „böse und hartherzig“ daherkommt)[56]; aus dem berechtigten Anliegen, den sich als Messias Ausgebenden zu „testen“ wird in Übersetzungen immer ein hinterhältiges „Versuchen“, gemeine Fangfragen unterstellend. Es begegneten Jesus keineswegs nur böse Feinde auf Seinem Weg. Er hatte in Galiläa, aber auch in Jerusalem eine mehr als beträchtliche Zahl an Anhängern, und es besteht kein Grund, anzunehmen, dass diese ausgerechnet nach der Auferstehung (mit den begleitenden Wundern und dem Erscheinen Jesu bei einer großen Menge an Anhängern) geringer war. Er wurde von einigen „nicht aufgenommen“, ja von ihnen gehasst und letztlich getötet, aber eben auch von vielen verehrt (und ebenjenen gab Er bekanntlich „die Macht, Kinder Gottes zu werden“). Die Unterstellung, jene, die am Palmsonntag freudig jubelten, seien dieselben gewesen, die wenig später Ihm den Tod wünschten, ist völlig unsinnig. Auch, wenn wir im Hymnus „Puer natus in Bethlehem“ die Freude Jerusalems bekennen, ist klar, dass Jerusalem mehr war als die ungläubigen Tempeldiener (die im Evangelium ganz und gar nicht „erfreut“ scheinen), sondern ebenso viel treues Gottesvolk. Ja, selbst im Tempel fanden sich nicht nur Gegner Jesu. Die Gelehrten dort werden von dem klugen 12jährigen begeistert gewesen sein. Jesus suchte auch ihre Nähe: sie waren die weisesten Autoritäten, und Er, als wahrer Mensch, wollte lernen. Später genügten einigen die Anschuldigungen gegen Jesus nicht, um Ihn als Häretiker verurteilt zu sehen – Jesus musste selbst „nachhelfen“, damit Er überhaupt verurteilt werden konnte. Wie gespalten die jüdische Gesellschaft über die Hinrichtungen von Johannes und Jesus war, ist schon 35 n.Chr. zu sehen, als genau deshalb ein gewichtiger Teil der Soldaten des Herodes jenem den Dienst gegen die Nabatäer verweigerte.

Wegen pharisäischer Abwege nun zu meinen, „die“ Juden des Alten Bundes hätten den Glauben nicht richtig kapiert, wäre dasselbe, wie „den Katholiken“ dasselbe aufgrund der Irrtümer der Protestanten vorzuwerfen. Etwa um 150 v.Chr. hatte im Judentum die große religiöse Zersplitterung durch Entstehung verschiedener Schulen begonnen. Insbesondere das Pharisäertum wird in den (von Juden geschriebenen und in erster Linie an gläubige Juden gerichteten) Schriften des Neue Testamens als laxistisch abgelehnt. Bei den Pharisäern überlagerte, wie später im Protestantismus, die „Alltagsfrömmigkeit“ Opferkult und Messiaserwartung. Die Intention einer Handlung (so auch der Grad der Liebe, mit der sie begangen wird) war ihnen weniger wichtig als das Resultat, während Jesus lehrte, dass man immer „mehr“ tun kann, nie zufrieden sein soll, danach streben, noch heiliger zu leben, inniger dem göttlichen Willen entsprechen. An den Pharisäern wird ihre Selbstzufriedenheit kritisiert, das Sich-Ausruhen auf dem, was sie selbst für „ausreichend“ hielten. Man bedenke: Jesus wurde in eine streng observante jüdische

[56] Gott wollte, dass Sein Sohn außerhalb des Trubels in aller Stille geboren wird - kein Unwürdiger sollte dabei sein. Der Stall war vermutlich auch gemütlicher als eine überfüllte Herberge mit harter Pritsche und lauter anderen Menschen im selben Raum.

Familie hineingeboren. Joseph war ein „Gerechter“ im Sinne des Alten Testaments. Er ging in die Synagoge, war ein Vorbild in Frömmigkeit, betete mit Jesus die Psalmen. Er und Maria lehrten Ihn die jüdische Religion, sie weckten in Seiner Menschennatur die göttlichen Tugenden durch ihre Erziehung. Sie nahmen ihn mit in die Synagoge, später sollte Er dort selbst lehren (Lk 4,16ff), als „Rabbi“ (denn natürlich erkannten Ihn alle bald als besonders „talentiert“[57]). Der Messias relativierte nicht den mosaischen Glauben, im Gegenteil verkörperte Er das „reine“ Judentum des Alten Bundes. Jesus respektierte das Gesetz (Mt 5), hielt den Opferkult für Seinen Vater in höchsten Ehren (im Gegensatz zu den Pharisäern), machte Wallfahrten nach Jerusalem, beendete die Sakrilegien im „Haus des Vaters“, und nachdem Er einen Aussätzigen heilte, schickte Er jenen in den *Tempel*, um dort dem Vater ein Dankopfer darzubringen. Der Opferkult ist auch für Katholiken das Höhere gegenüber den Werken an den Menschen in der Welt, jene sind nur Voraussetzung, um am Opfer teilnehmen zu können.
Doch nicht bloß der Kult, das ganze katholische Menschenbild ist jüdisch. Die jüdische Religion sprach dem Menschen eine außergewöhnlich große Würde zu: Gott schuf ihn nach Seinem Bilde. Darum haben wir den freien Willen – darin sind wir Gott am ähnlichsten. Der Talmud besagt, dass alles in Gottes Händen ist außer der Gottesfurcht der Menschen. Saadia Gaon bestätigte im 9./10. Jahrhundert, dass die Entscheidungen des Menschen dem Wissen Gottes darüber vorausgehen. Auch Gersonides nahm im 13./14. Jahrhundert bereits die katholische Lehre Molinas vorweg: Gott kennt alle Möglichkeiten, aber nicht die tatsächliche Entscheidung. Justin Martyr bezog sich mit seiner Verteidigung des freien Willens direkt auf das Alte Testament. „Von den Propheten“ hätten wir gelernt, dass die Handlungen des Menschen bestraft oder belohnt werden; niemand sei böse geschaffen, ansonsten könne ihm seine böse Tat nicht zum Vorwurf gemacht werden, und für einen „gut“ geschaffenen Mensch sei seine gute Tat nicht verdienstvoll. Tertullian nutzt dieseben Argumente. Irenäus von Lyon erklärt diese Freiheit mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Er zitiert Bibelstellen, die Gottes Zorn über die Nichterfüllung Seines Gesetzes ausdrücken, die er offensichtlich dem Menschen vorwirft, der also auch anders könnte, wenn er wollte. Wenn unser freier Wille mit jenem Gottes in Einklang steht, wir ein Leben nach Seinen Geboten führen, steht uns (dank des Messias) das Himmelreich offen – wir bekommen Anteil auch an der *Gott*heit Christi[58].
Als Abbild Gottes hat der Mensch von Natur aus die Fähigkeit, Gott zu lieben. Die Liebe zu Gott war natürlich bereits im Alten Bund die treibende Kraft im Gerechten,

[57] In Kanaa (wo die Offenbarung als Messias begann) nannten die Leute Ihn respektvoll „Meister“ – wie einen bekannten Hochgelehrten eben.

[58] Diese einzigartige Würde des Menschen ist z.B. auch in der Liturgie betont, wenn das Wasser (Symbol des Gläubigen) mit dem Wein (Symbol für Christus) vor der Opferung vermischt wird, um die Anwesenden in das Altaropfer hineinzunehmen.

nicht bloß die Furcht – auch damals zeigte Er ständig Seine Liebe, und die Erwiderung finden wir etwa in den Psalmen.
Wurzel der Liebe ist der Glaube. Das christliche Glauben, also das Für-Wahr-Halten der Offenbarungen Gottes, ist „jüdisch“, es begegnet uns im Alten Testament, im Glauben an die Wahrheit der Prophetenworte; die Apostel gaben die Offenbarung Christi weiter, wie Generationen vor ihnen schon die Juden stets weitergaben, was sie von den Propheten erfuhren. Was zu glauben ist, kommt von *außen* zu den Menschen. Dieses Prinzip ist das „Jüdische“ am Glauben, da keineswegs selbstverständlich. Im Neuheidentum (und damit auch in der modernistischen Theologie) ist der „Glaube“ etwas, das von *innen*, aus dem Menschen selbst kommt, eine Art natürlicher Ausfluss seiner jeweiligen „Art“ (in der völkischen Esoterik durch die „Rasse“ determiniert). Man glaubt, was man scheinbar natürlicherweise glauben müsse. Darum ist der moderne Pseudo-„Glaube“ nicht mehr universalistisch; in jüdisch-katholischer Tradition dagegen ist er jedem Menschen zugänglich, jedem gleich „fremd“, von außen an ihn herangetragen, auf dass er ihn annehme und sich von ihm umgestalten lasse.
Für Katholiken ist Solidarität auch mit den heutigen Juden selbstverständlich – nicht, weil sie eine von Gott „besonders geliebte Nation“ (die Irrlehre übernehmend, die Juden seien ein „ethnisches“ Volk und nur die Christen übernational) oder „unsere älteren Brüder“ seien (als seien sie die wahren Besitzer des Alten Testaments, welches genauso unsere Tradition ist), sondern weil sie die einzige Religionsgruppe sind, die neben uns unverfälscht den Glauben an den Gott des Alten Testaments bewahrt hat – sie sind unsere *Zwillings*brüder im Dienen. Sie liefen nie falschen Propheten hinterher, sondern erkannten lediglich ihren Messias nicht. Sie wurden und werden gerade wegen ihrem wahren Glauben von der ungläubigen Moderne verfolgt. Dass deren Hass sich noch stärker gegen Juden als gegen Christen richtet, sollte den Christen eigentlich zu denken geben. Der Hass kommt vom Neid auf den Status, von Gott auserwählt zu sein und über den Dingen dieser Welt zu stehen, und wir wissen: eigentlich sind doch gerade auch *wir* damit gemeint. Nur sieht man es den Christen aber nicht mehr an, da sie durch den Nationalismus als Volk, als Gottesvolk, völlig und in desolatester Weise zerfallen und den diversen Geistern der Welt erlegen sind. Wie anders war dies noch in früheren Jahrhunderten, als man eher sagen musste, dass die Neuheiden seit der Renaissance den Juden den Katholizismus nicht verzeihen konnten, war er es doch hauptsächlich, der das „jüdische Denken“ missionarisch nach Europa und an die „Macht“ gebracht hatte, das Gottes- und Menschenbild des Alten Testaments. Die aus dem neuheidnischen Geist der Renaissance heraus entstandene „Reformation“ war ein Versuch, dieses abzuschwächen. Heiden hassten am Christentum stets weniger den freundlichen „Helden“ der Geschichte (den Erlöser Jesus), sondern vor allem den „jüdischen“ Teil, den unbedingten Gehorsam fordernden, eifersüchtigen Gott; die Märtyrermissionare starben weniger für Christus als Erlöser als für den (mit Ihm wesensgleichen) *Vater*, dessen Herrschaft sie verkündeten. Christliche Märtyrer sind, zugespitzt formuliert, eigentlich jüdische. Kennzeichen der

„Moderne“ ist der Kampf gegen den Gott des Alten Testaments, seit der Reformation, die das Christentum vom jüdischen Erbe abkoppeln will – statt zu Christus demütig Zuflucht zu nehmen, der Sünde und der Gerechtigkeit des göttlichen Zorns gedenkend, wird Er (und mit Ihm die Erbsünde) inzwischen einfach geleugnet. Der moderne Mensch hasst jene, die weiter an den „alten Gott“ glauben, weil die sich nicht den neuen Götzen (Nation, Gesellschaft, jegliche Kollektive, die über dem Individuum stehen sollen) unterwerfen wollen.
Gerade die „liberalen“ Fans der sogenannten „Urkirche“ argumentieren besonders antijudaistisch, wenn sie in Jesus einen Befreier von solch alttestamentarischen „Übeln“ wie Gesetzen, Ritualen und sonstigen „Äußerlichkeiten“ sehen. Völkische Theologen wollten daher Christus vom „jüdischen“ Vater abkoppeln und für die Neu-Heiden annehmbar machen. Ein „entjudeter“ Jesus ist freilich sinnlos; man braucht den ganzen Glauben, das Alte wie das Neue Testament.
Das Mittelalter war noch „jüdisch“ geprägt, von jüdisch-christlichem Geist, während die Moderne neuheidnisch denkt. Im Mittelalter wurde noch die Welt verachtet, man beherzigte die Lehre, dass jene in der Gewalt des Satans ist (1 Jo 5,19), man nicht ihr Freund sein (Jac 4,4), sich nicht ihr angleichen darf (Röm 12,2). Die Welt positiv umzudeuten, ist notwendig verbunden mit einer Abkehr von der Heiligen Schrift. Im Mittelalter war noch das Brevier war die tägliche geistige Nahrung für die intellektuellen Eliten in der christlichen Welt, die Schriften des Alten Testaments demnach allgegenwärtig, das Denken war ganz „jüdisch“ (auch daher kommt der verächtliche Blick der Deutschen der Moderne auf das angeblich „finstere“ Mittelalter). Man sieht noch die tiefe Einheit der jüdischen und katholischen Morallehre, etwa beim Respekt für das menschliche Leben, besonders des Kranken und Behinderten, welches der neuheidnischen Moderne völlig verloren gegangen ist[59].
Die heidnischen Glaubensvorstellungen waren immer das größte *Hindernis*, an den jüdischen Messias zu glauben. Erstmal muss man dafür an den jüdischen Gott glauben; nur der eine Gott ist es, der uns zürnt und vergibt. Nur das Judentum ist mit Christus erfüllt, nur Juden erwarteten Ihn, hatten die wahre Religion, alle anderen führten von Gott und damit von Christus weg, anstatt Ihm die Wege zu bereiten. Die heidnischen Götzen bekämpften Ihn, ihre Religionen wurden durch Ihn zerstört.

[59] Bikur Cholim (Krankenbesuch) ist eine der Säulen des Judentums. Man soll dem helfen, der nicht für sich selbst sorgen kann. Vorbild ist der Herr, der Abraham besuchte, als er sich von seiner Beschneidung erholte. In der jüdischen Tradition heißt es: so wie Er die Kranken besuchte, müssen auch wir tun. Die Heiligkeit des Lebens hat immer Vorrang, weshalb es auch rabbinische Lehre ist, dass Sabbat-Gebote hinter Geboten zur Lebensrettung zurückstehen (dies ist mitnichten eine Neuerung Christi). Auch das Leben des Embryos hat in der jüdischen Tradition eine wichtige Stellung; Nachmanides sagte, die Sabbatgesetze dürfen übertreten werden, um das Leben auch während der ersten 40 Tage einer Schwangerschaft zu retten, und einer Frau, die während der Geburt verstirbt, darf man den Bauch aufschneiden, um das Kind zu retten.

Heute sind wir Christen *populus*, keineswegs *gentes*. Wenn von *gentes* in Gebeten und Liedern die Rede ist, fühlen wir uns nicht angesprochen. Der Neue Bund erweitert nicht den Alten um „andere Völker“. Statt „taufet alle Völker“ muss man lesen „taufet alle *Heiden*“, lasst sie in das eine Volk Gottes übertreten, einen persönlichen Bund mit Gott schließen. Als Christ identifiziere ich mich nicht mit heidnischen Germanen, sondern mit jenen „fremdstämmigen“ Missionaren, die von ihnen ermordet wurden – die geistige Tradition ist viel wesentlicher als die fleischliche. Meine Ahnherren sind Abraham, Moses und Jacob - nicht Arminius. Meine (unterstellten[60]) leiblichen Vorfahren wären heute meine Feinde. Wenn wir lesen vom Licht für die Heiden und Ruhm[61] Israels, muss uns klar sein, dass wir als Gottesvolk heute in der Tradition *Israels* sind, die Rolle der *Juden* haben - die „Heiden“ sind die Ungläubigen um uns herum. Nicht die Ahnentafel, sondern der Glaube macht zum Heiden. Alle Heiden aber sollen aufgehen im Volk Israel. Auch für sie ist Jesus gestorben, auch sie müssen zu Ihm bekehrt werden. Gott, der Schöpfer aller Menschen, ist nur der Vater „unser“, der Christen, weil Er der Vater Jesu ist. Der „verlorene Sohn“ (Lk 15) ist ein (jüdischer) *Sünder*, kein Heide. Der Vater ließ die Heiden „ihrer Wege gehen“. Er „kannte“ sie nicht mehr. Dennoch will Christus der Hirte aller sein, der die Schafe auch aus den „anderen Herden“ heimholt[62]. Heiden waren die ausgestoßenen, Juden die auserwählten Menschen. Allein zu ihnen sprach Gott, ließ Er sich herab. Was vor der Christianisierung in einem jener verlorenen „Völker“ geschah, ist irrelevant, es ist die Geschichte Außenstehender, die von Barbaren, nicht „unsere“. Alles andere wäre unchristlicher Ahnenkult.
Warum eigentlich sollte man sich, wenn man sich schon mit irgendwelchen Vorfahren identifizieren zu müssen glaubt, ausgerechnet jene erwählen, die in den ersten paar nachchristlichen Jahrhunderten lebten und von der Geschichtsschreibung als „Germanen“ klassifiziert werden? Warum nicht jene irgendeiner beliebigen anderen Epoche? Die „germanische“ Kultur, so es sie als Einheit denn gegeben hätte, wäre wie alle anderen Kulturerscheinungen vor Ort etwas Temporäres, Vorübergehendes gewesen; weder wären die Menschen vor dieser Epoche „Germanen“ noch danach.

[60] Wieviele meiner Vorfahren zur Zeit des Urchristentums Heiden und wieviele Juden waren, ist unmöglich zu sagen. Unter den Menschen, die vor 2.000 Jahren lebten, sind natürlich haufenweise Vorfahren von mir – einige davon lebten sicher in „Germanien“, viele andere aber sicher auch nicht. Zudem ist kein „Germane“ vom Himmel gefallen, sondern hat seinerseits wiederum Vorfahren, die irgendwann irgendwoher „eingewandert“ sind.
[61] Im Himmel ist der Erwählte „gerühmt“, unter Vermittlung der stets fürsprechenden himmlischen Mutter als Mutter des auferstandenen Königs und Braut des zum Vater hintragenden Heiligen Geistes in den Seelen.
[62] Die „anderen Schafe“ sind in der Gewalt böser Hirten, die sie statt zu weiden in der Wüste aussetzen. Nur Christus ist der *gute* Hirte.

Römische Herrschaft und die Kirche

„*Die Römer haben das meiste Geschick in den Dingen, welche die Griechen für unwesentlich befinden*."

- Strabo

Sehr viel größeren und bleibenderen Einfluss auf die hiesige Geschichte als irgendetwas „Germanisches" hatte Rom (wird dieses Erbe auch seit rund 500 Jahren systematisch zerstört). Das Römische Reich war ein enormer Zivilisationsfaktor für die Welt; prinzipiell grenzenlos ausdehnbar und noch die finstersten Barbarenstämme zähmend, zu Römern machend und so in die zivilisierte Welt integrierend, war es das erste weltliche Reich, das imstande war, die zerstreute und verirrte Menschheit wieder zu einen, so dass miteinander Verständigung und Austausch stattfinden konnte (eine Grundvoraussetzung für die Ausbreitung des christlichen Glaubens). Die Kolonien, wo das Leben einer „neuen Zeit" pulsierte, waren strahlende kulturelle Anziehungspunkte für die ringsum hausende und primitive Knochenarbeit betreibende Bevölkerung, die nach Assimilierung strebte, so dass die Romanisierung von ganz allein funktionierte und in Rom man sich etwas darauf einbildete, möglichst viele Menschen anzuziehen (welch ein Gegensatz zu den ängstlichen nationalen Götzendienern von heute, die sich gegenüber allem und jedem abschotten wollen). „Rom" war ein gigantisches Zivilisierungsprojekt[63]. Zivilisation ist per se für alle offen, ein allgemeinmenschlicher Zustand. Der römische Dichter Rutilius Namatianus pries Rom im 5. Jahrhundert dafür, eine gemeinsame Heimat der Vielfalt der Völker geschaffen zu haben. Für Cassiodor sind z.B. die Goten im römischen *populus* aufgegangen, hörten als „Volk" (*gens*) somit auf zu bestehen. Die römischen „Eroberungen"[64] bestanden in der Gründung von Kolonien und deren militärischem Schutz, dem Landesausbau und Ausbau der Infrastruktur (im wilden Niemandsland), die allen zugutekam. Das römische Heer war ein „internationaler", „bunter" Haufen. Durch seine Präsenz war besonders in den städtischen Zentren eine weitgehende Vermischung nach ein paar Generation hergestellt. Es kam zu weiträumiger Verbreitung der römischen, seinerzeit am höchsten stehenden und damit menschlichen Interessen dienlichsten Kultur.
Gallische Soldaten in römischen Heeren etwa kehrten als römische Bürger, teilweise Adelige zurück, hatten in der mediterranen Welt die Vorzüge der römischen Kultur

[63] Die alten griechischen Eliten hatten dagegen noch kein Interesse an systematischer Zivilisierung der Barbaren, selbst die griechische Sprache verbreitete sich erst zu römischer Zeit im östlichen Reichsteil.

[64] Der Zivilisierte hat zwar kein Recht, über stammeshörige Außenstehende zu herrschen (wenn die nicht wollen), aber jene haben auch keines, den Zivilisierten oder sonstwen davon abzuhalten, sich frei in der Welt zu bewegen und niederzulassen und dort zu leben, wie er will und seine Umwelt entsprechend zu bearbeiten.

kennengelernt, fühlten sich ganz als Römer, nahmen römische Namen an, bauten ihre Wohnhäuser nach römischem Vorbild; Wein und Öl wurden produziert, Tempel, Rathäuser, Theater und Aquädukte gebaut. Das römische Bürgerrecht bestimmte fortan das Selbstwertgefühl, man wollte Teil der zivilisierten Welt werden, importierte sogar das widerliche Garum aus Spanien, um sich den römischen Lebensgewohnheiten anzupassen. Und natürlich: man hatte Latein gelernt. Die zuvor gesprochenen Sprachen starben aus; im Französischen haben vielleicht gerade einmal gute 100 Wörter einen sogenannten „keltischen" (vorromanischen) Ursprung.
Als römischer Bürger konnte man bis in den Senatorenstand aufsteigen. Die Herkunft interessierte in der offenen Gesellschaft des Reichs nicht. Das Reich schuf eine hervorragende Infrastruktur für die missionarischen Religionen, insbesondere das Judentum, das sich im ganzen Reichsgebiet verbreitete. Überall konnten die Menschen nun zu Gott geführt werden. Die Berichte zum Pfingstereignis zählen auf, von wo überallher die Juden nach Jerusalem pilgerten. Die meisten waren längst hellenisiert, im Römischen Reich, und kaum einer hatte keinen Proselytenhintergrund. Und natürlich waren sie in aller Regel dem Reich gegenüber positiv gesonnen, so wie ja auch Jesus niemals die römische Herrschaft in Frage stellte; Ausnahmen waren nur einige Extremisten in Judäa und Galiläa, dem jüdischen „Kernland", die sich noch mit Schrecken der früheren Exzesse heidnischer Herrschaft über die heilige Tempelstadt erinnerten. Und ganz Unrecht hatten sie ja nicht: es gab immer wieder heidnische Extremisten an der Macht, die das Gottesvolk (erst Juden, dann Juden und Christen) blutig verfolgten, weil sie ihre eigene Rolle für die Welt überschätzten – ähnlich den jüdischen geistlichen Eliten, die viel Gutes bewirkten, aber im Angesicht des gekommenen Messias vom Dämon des Neides sich erfüllen ließen. Macht birgt immer die Gefahr der Selbstvergottung.
In der römischen Antike war man von der Notwendigkeit einer Staatsreligion überzeugt. Christen wurden deshalb von den Extremisten verfolgt, weil sie den Götzendienst ablehnten. Die Märtyrer der römisch-kaiserlichen Verfolgungen lehnten bereits ab, den Kaiser „Herr" zu nennen und ihm etwas zu opfern, womit sie ihr Leben gerettet hätten. Sie weigerten sich, diesem weltlichen Herrn auch nur ein Körnchen mehr an Ehre zu geben, als ihm zusteht, selbst wenn sie dafür sterben mussten.
Während der römische Staat und auch die griechische politische Theorie einen starken Hang zum Antiindividualismus hatten (das „Gemeinwohl" als höchstes Gut, die gesellschaftliche Organisation als Selbstzweck), lehrte das Christentum den Wert jeder Einzelseele[65]. Augustinus war ein großer Kritiker des heidnisch-antiken Staatskultes. Er

[65] Der Individualismus ist das Gegenteil des Egoismus – der Individualist schaut nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf die anderen Individuen, liebt sie für ihr Anderssein, ihre Individualität. Der Kollektivist dagegen ist der wahre Egoist, der (nur in Gruppen denkend) sich selbst auf eine Gruppe projiziert, eine „Gemeinschaft", in der jeder ist wie er, weil er nur sich selbst lieben kann und sich damit zu Gott (der allein sich dies leisten könnte) aufspielt.

sah kein Herrschaftswesen göttlich legitimiert und formulierte eine radikale Entwertung des Politischen, die freilich immernoch moderater war als die Ansicht früherer christlicher Lehrer wie des großen Moralisten Tertullian, die jegliche Herrschaft ablehnten. Augustinus schmähte den Staat nicht mehr, aber relativierte seine Bedeutung. Er wies die antike Vorstellung zurück, dass in der Welt irgendein höheres Glück politisch zu erreichen sei, und erklärte das Politische zu einem vorläufigen, nutzenorientierten Geschäft. Dessen guter Zweck liege einzig darin, das Böse im Zaum zu halten.

Nur auf den ersten Blick erscheint es paradox, dass die Kirche trotz dieser Liebe zur Unabhängigkeit und Skepsis gegenüber der staatlichen Gewalt die offizielle „römische" Sprache übernommen hatte. Sie tat dies in einem Moment, als ebenjene gerade nicht für enge Verbindung mit der Herrschaft, sondern für Opposition stand. Die christliche Liturgiesprache war griechisch (die alte Sprache des Diasporajudentums), bis die Päpste im 4. Jahrhundert zum Latein übergingen. Der Grund war die römische Opposition gegen das Kaisertum. Den Christen in Rom war die Verklärung desselben aus guten Gründen suspekt. Der Senat[66] war spätestens seit Diocletian entmachtet, Konstantin baute sich sogar sein „neues Rom" im griechischsprachigen Byzanz auf. Das römische Patriziat war zudem katholisch, die Kaiser aber meist Arianer (bereits Konstantin wurde von einem Arianer getauft). Im Rom war man stark antikaiserlich und betrachtete die griechische Sprache nun als Symbol für dieses „neuartige" Kaisertum und auch für die arianische Häresie, die überall um Rom herum (mit Ausnahme Nordafrikas, wo sich auch das Latein als Umgangssprache hielt) grassierte. Der Arianismus kam den Machtansprüchen der Kaiser entgegen, da das andauernde Königtum Christi (der nur „gottähnliches Geschöpf" sei) darin relativiert wird. Sie sahen sich als Herrscher der Kirche an, unmittelbar von Gott legitimiert, riefen unter päpstlichem Protest Konzilien ein und leiteten sie. Die griechische Sprache war Symbol für den Cäsaropapismus geworden und somit als Sprache der heiligen Liturgie untragbar; Volkssprachen kamen nicht in Frage[67], Hebräisch war unter dem Neuen Bund zu wenig verbreitet. Latein, als

[66] Die rund 600 Senatoren stammten aus uralten römischen Geschlechtern, die im 4. Jahrhundert noch sehr unabhängig gegenüber dem fernen und größtenteils verhassten Kaiser waren.

[67] Das liturgische Latein hatte mit der damaligen Umgangssprache wenig zu tun, es wurde auch im Westen nicht besser verstanden als Griechisch (was hier seit dem 2. Jahrhundert immer mehr Literatursprache geworden war). Schon in vorchristlicher Zeit hatte sich die Umgangssprache von der Schriftsprache getrennt: Endlaute bzw. weniger betonte Silben wurden z.B. verschluckt, der Kasus nicht mehr an den Endungen erkannt, wozu sich die Artikel (aus den Demonstrativpronomen *ille/illa*) entwickelten und die Satzstellung plötzlich wichtig wurde. Sakralsprache unterschied sich schon im Alten Bund von der Umgangssprache – das biblische Hebräisch war den meisten Juden selbst im Heiligen Land eine Fremdsprache, zumindest aber eine, die nur in der Welt des Religiösen angewandt wurde, dem „Anderssein" des Göttlichen gerecht werdend. Im Neuen Bund zelebrierte man auf Griechisch und Latein auch bei jenen, die

Sprache der Päpste, stand für den Widerspruch zur weltlichen Vereinnahmung der Kirche.
Die Päpste kamen entweder selbst aus der stadtrömischen Oberschicht oder waren zumindest in dieses Milieu integriert. Ihr Ideal war ein christianisiertes augusteisches Reich, das der Welt Einheit und Frieden bringt, mit dem Stellvertreter Christi, der keinem weltlichen Tyrannen folgt. Ambrosius stellte klar: der Kaiser ist in der Kirche, nicht über der Kirche. Die Päpste drückten mit der Änderung der Liturgiesprache ihren Führungsanspruch aus: die Christen sollen dem Papst folgen, nicht dem Kaiser. Auch für den Osten sollte dies eigentlich durchgesetzt werden. Der päpstliche Machtanspruch war offensichtlich. Papst Siricius benutzte 384 erstmals den Titel „Papst" und verfasste Weisungsschreiben an Patriarchen.
Zwischen dem päpstlichen Rom und dem kaiserlichen Konstantinopel herrschte seither offene Konkurrenz. Die Kaiserlichen beanspruchten Schritt für Schritt mehr ihnen nicht zustehende Autorität, bis es unter dem großen Leo IX, der als erster „Reisepapst" in die Geschichte einging, zum endgültigen Bruch kam, als die Kirche allgemein aus den Fesseln mächtiger Laien befreit wurde. Leo führte auch das Ordensleben zu neuer Blüte und band es stärker ans Papsttum (weshalb die Orden immer dann, wenn ringsum in den Bistümern wegen schlechter Bischöfe alles verfiel, meistens Leuchttürme des Glaubens und der Romtreue blieben), und stärkte generell durch seine Reisen den päpstlichen Einfluss auf romferne Gemeinden. Er machte das Papsttum überall präsent, verfestigte die Kirche als „römische" in den Köpfen. Es war die Hoch-Zeit des römischen Katholizismus.
Das Papsttum ist das irdische Fundament der Kirche. Dass überhaupt eine Kirchenhierarchie aufgebaut wurde, ergab sich ganz natürlich aus der Tatsache, dass die Kirche eben (die israelitische Tradition weiterführend, unter dem Messias erneut geeint) als ein Volk betrachtet werden sollte[68]. Der päpstliche Titel des *pontifex maximus* (schon bei Tertullian bezeugt) meint nichts anderes als den Hohepriester, aus dem Judentum kommend. Der Titel des „Pontifex" bezeichnet im Lateinischen den Versöhner mit Gott. Die „Brücke" wird zwischen den Menschen und Gott gebaut. Nach Scheeben bildet sich die Kirche um einen gegebenen Mittelpunkt, Christus, der einen Stellvertreter einsetzt; auf jenem baut sich die Kirche auf, nur durch ihn ist die Einheit begründet. Von ihm geht alle Gewalt auf die übrigen Hirten aus wie von einer Quelle. In jeder Diözese

---

kein Wort davon verstanden. Katechese und Predigt war stets in der Volkssprache, Liturgie nie. Ebenso wie ein einheitlicher Ritus objektiviert eine einheitliche Liturgiesprache das Messopfer, als Ausdruck auch der Einheit mit dem Stellvertreter Christi. Auch die christlichen Grundgebete, als „Wortopfer", die ebenso *durch Christus* dargebracht werden sollen, sollten in der Sprache vorgebracht werden, welche die Einheit mit Christi Leib betonen.

[68] Erst im Neuheidentum der Renaissance traten im eigentlich doch von *Christen* bewohnten Europa neue, konkurrierende „Völker" auf den Plan. Noch Thomas von Aquin stellt die Kirche als Volk Gottes neben die Völker mit anderen Göttern.

regiert zuerst der Papst (als „Universalbischof"), dann erst der Ortsbischof. Der Papst repräsentiert nicht „die Kirche", sondern vertritt Jesus. Nicht „die Kirche" hat von jenem die Schlüsselgewalt erhalten, sondern der Papst. Er ist kein Volksvertreter (eine auf dem Ersten Vatikanischen Konzil verurteilte Häresie), sondern Vertreter Christi, des Erlösers. Auch Kardinäle sind bei der Papstwahl nicht „Volksvertreter", sondern vom Vorgänger eingesetzte Amtsträger, die als Wahlmänner Instrument des Heiligen Geistes sein sollen.
Ein weiteres Fundament der Kirche war stets ihre gemeinsame Sprache. Die Existenz vieler verschiedener Sprachen, die nicht von allen Menschen verstanden werden, ist ein bedauernswerter Umstand und in der Bibel ja auch als eine Strafe Gottes beschrieben – wie Krankheit oder Arbeit (zwei weitere Dinge, die Gott uns selbst bekämpfen und zumindest in Teilen überwinden lässt)[69].
Die einheitliche lateinische Liturgiesprache ist darum der Einheit der Kirche angemessen. Überall auf der Welt haben wir denselben Kult, sind verbunden mit allen Mitkatholiken über Raum und Zeit hinweg, der Zelebrant ist nur Vertreter eines Höheren, des obersten Stellvertreters Christi. In keiner Kirche sind wir „fremd". Keine Messe findet in Deutschland, in Frankreich, in Tansania statt – sie findet in einem *Haus Gottes* statt, das gleichsam auf die Erde gefallen ist, ohne Beziehung zur Umgebung, und wo das eine Gottesvolk, das über die Welt verstreut ist, zusammenfinden kann. In der Kirche fühlt man sich überall gleich zuhause – es gibt *eine* Messe, *eine* Gebetssprache, *einen* Himmel, dessen (überall bekannte) Bewohner ringsum verherrlicht dargestellt sind. Man verlässt an der Türschwelle das „Land", das die heidnischen Nationalisten ringsum aufgebaut haben, und geht hinein in die wahre Heimat, wo Jesus ist; man weilt im Haus, welches „Seines Vaters" ist, und die Gleichheit des Ritus und der lateinischen Sprache lässt uns die Messe in jeder Kirche auf der Welt vertraut sein. Die Vorfahren heutiger „Deutscher" oder „Franzosen" feierten die Messe schon auf Latein, lange bevor sie anfingen, sich als „Deutsche" oder „Franzosen" zu betrachten, geschweige denn bevor es so etwas wie eine „deutsche" oder „französische" Sprache gegeben hätte. Bei Sophonias (3,8-10) heißt es: „Ich werde den Heiden eine andere, auserwählte Sprache verleihen, dass sie alle den Namen des Herrn anrufen und einmütig Ihm dienen" – damit ist vor allem die einheitliche Sprache der christlichen Liturgie gemeint[70].
Das römische Reich stellte die Voraussetzungen dafür, dass auch jenseits des Liturgischen die Christen untereinander sich verstehen konnten. In die Umgangssprache auch der Barbaren jenseits des antiken Reichsgebietes kamen daher lateinische

[69] Im Himmel gibt es keine Sprache mehr, sondern nur noch das *eine* Wort. Es gibt dort nur die Schau.
[70] Der Verlust derselben nach protestantischem Muster seit den 1960er Jahren macht sie wieder zu „getrennten Brüdern". Nur die lateinische Weltsprache erlaubt der Kirche, ihre universelle Mission zu erfüllen – in dem Moment, als sie faktisch abgeschafft wurde, zerfiel die Kirche wie einst Babel.

Ausdrücke für all das, was sie erst durch die römische Zivilisation kennenlernten – für alles, was mit Handel zu tun hat, mit Steinbau, Straßenbau, Landbau und neuer abwechslungsreicher Nahrung, mit Luxusgütern, neuen Berufen, nicht zuletzt mit Religion. Auch im mittelalterlichen Reich war somit die Alltagssprache mit lateinischen Begriffen durchsetzt[71]. Ohne Renaissance und Reformation wäre auch unter den „Deutschen" die Romanisierung weiter fortgeschritten. Aus „Kelten" (oder später auch Azteken oder lateinamerikanischen Indianern) wurden ja ohne Probleme „Romanen", warum hätte das hier anders sein sollen? Die deutsche Sprache hätte bei natürlicher Entwicklung möglicherweise so wie das Englische nur noch ein „germanisches" Skelett (wenn überhaupt) gehabt, aber ein schön durchlatinisiertes Vokabular. Noch zu Luthers Zeit waren 90% der im deutschsprachigen Raum erschienenen Bücher Latein, und die „Vermischung" deutscher und lateinischer Wendungen ist etwa in der Dichtung offenkundig. Bis ca. 1680 überwog in der Dichtung noch das Lateinische, erst 1688 wurde die erste Vorlesung an einer Universität (im protestantischen Halle) auf Deutsch gehalten[72]. In Polen und Ungarn[73] konnte man sich noch im 18. Jahrhundert selbst mit der einfachen Bevölkerung auf Latein verständigen.
Die heutige Verbreitung des Englischen (auch durch allmähliche Übernahme englischer Begriffe in die gesprochene Sprache, zum Leidwesen der nationalistischen Sprachvergötzer) beweist die Natürlichkeit des Sprachwandels durch Übernahme des als überlegen (den eigenen Bedürfnissen besser nachkommend) erkannten Instrumentariums.

[71] Erst Mitte des 13. Jahrhunderts gab es z.B. ein erstes Reichsgesetz, das neben der lateinischen Fassung auch eine zusätzliche „volkssprachliche" aufwies.
[72] Erst 1765 wurde dagegen z.B. in Neapel die erste Vorlesung in italienischer Sprache gehalten (vom aufklärerischen Philosoph Genovesi) – der Protestantismus nahm die Irrwege der Aufklärung schon vorweg.
[73] Der Protestantisierer und „aufgeklärt" deutschtümelnde Tyrann Joseph II ersetzte dort die lateinische Verwaltungssprache mit der deutschen.

Spanien als Schutzmacht der Kirche und Triebkraft weltweiter Katholisierung

„*Glücklich ist, wer tapfer zu verteidigen wagt, was er liebt*."
- Ovid

Die weltweite Verbreitung des Katholizismus im Lauf der Jahrhunderte führte zum Untergang getrennter „Völker" und „Kulturen", die allesamt im christlich-römischen *populus* aufgingen - die katholische Universalkultur war die „Globalisierung" der Frühen Neuzeit, die Kirche die „älteste globalistische Institution der Welt" (Jonah Goldberg). Die Ausbreitung des Christentums war dabei niemals „Europäisierung", schließlich war auch Europa vor Eintreffen des Christentums völlig anders charakterisiert. Nicht allein Glaube, Kult und Menschenbild, schon die jüdische Sieben-Tage-Woche und die Feiertage gestalteten allerorts den Rhythmus des Lebens neu, natürlich die Art des Feierns (die vielen, ebenfalls im Judentum wurzelnden Prozessionen etwa, die auch für allerlei weltliche Feiern kopiert wurden), die Symbolik und Wahrnehmung der Farben oder der Tiere (aus Liturgie und Bibel in den Alltag übernommen), die Hochschätzung von Gold, Wein, Olivenöl, allem, was in der Bibel eben als wertvoll gilt, auch die Art der Kleidung (durch die spezifische Sexualethik). Der Zehnte, der dem Herrn gehört (ein Pfeiler des Feudalsystems), stammte aus dem Alten Testament. Und, und, und. Kurz: der aus dem „Nahen Osten" (nämlich dem Judentum) stammende christliche Glaube hatte erst Europa, dann weite Gebiete auf der ganzen Erde vollkommen umgeformt. Freilich hatte sich schon in der Antike das Christentum ebenso wie nach Europa auch nach Nord- und Ostafrika, Persien und Indien ausgebreitet – viele Jahrhunderte lang waren die Christen in der Mehrzahl keineswegs „Weiße". In jenen Gegenden kam die Kirche jedoch früher in Bedrängnis als im Gebiet des alten Rom; daher sah sich der wahre Glaube im 16. Jahrhundert auf dessen Kernländer zurückgeworfen. Das „tausendjährige" Friedensreich, von dem das Buch der Offenbarung spricht, muss als die Zeit (beginnend in der Antike) verstanden werden, in der die Kirche nicht verfolgt wird, sondern von gewissen Mächtigen der Welt beschützt, ihr Orte des Friedens gewährend[74].
Nach Jahrhunderten missionarischer Stagnation kam der neuerliche Aufschwung der Kirche damals durch die Expansion der iberischen Reiche und die Überseemission. Während im Norden sich Laxheit und Abfall breitmachten, blühte im (von der unseligen

[74] Als Herrscher sich dem Stellvertreter Christi unterworfen hatten, konnte man von einer wirklichen Herrschaft Christi in der Welt sprechen. Reste dieses Friedensreichs sind zur Zeit noch in der „westlich" (von den USA) geprägten Welt mal mehr, mal weniger anzutreffen. Die Wiederentfesselung des Heidentums in der Renaissance, dann die Gestalt Luthers und die von deutschen Landen ausgehenden Zerstörungen können auf Gog und Magog ausgelegt werden (so wie die Deutschen vor 1945 angesichts der Shoah teilweise als moderne Amalekiter gedeutet wurden).

Bewegung nicht erfassten) Süden dagegen der Glaube auf. Das 16. Jahrhundert war für die Kirche das Jahrhundert des großen Aufbruchs. Im spanischen und portugiesischen Herrschaftsbereich entwickelte sich das eindrucksvollste Heiligungs- und Zivilisationsprojekt seit der römischen Antike.
Gerade in den Jahrzehnten der „Reformation“ wurden zeitgleich besonders fromme Orden gegründet, so in den 1520er Jahren eine neue, strenge Kongregation von Kamaldulenser-Eremiten in Italien (in kleinen Zellen auf hohen Bergen hausend), die Kapuziner (strenge Büßer, der Frauenzweig von 1538 rein kontemplativ nach der strengen Klarissenregel lebend) oder die asketischen Ursulinen 1535. Die neuen Orden hatten allesamt zunächst die Mystik für sich neu entdeckt – des leeren Geredes der neuheidnischen Renaissance überdrüssig, schauten sie von ihren Büchern auf und fanden Gott, den sie dann, derart ergriffen, zu allen anderen bringen, Ihn teilen wollten. Der Gründer der Jesuiten (besonders der Bekehrung der Heiden gewidmet), Ignatius, fand über die Meditation und die Wallfahrt zu den heiligen Stätten in Jerusalem zu einem tiefen Glauben und legte daher besonderen Wert auf die betrachtenden Exerzitien (neben der Förderung des Bußsakraments und der Jugenderziehung). Von den Mitgliedern war tiefe innere Askese gefordert. Die Jesuiten speisten sich aus der in katholischen Landen ungebrochenen Mystik, für sie waren die Lehrstreitigkeiten weit weg, wie eine fremde Sprache, die sie für ihre Missionen lernten. Ihr Glaube war so tief, weil das alte Feuer, die innige Gottesliebe bei ihnen nie ganz erloschen war, nie durch die neuheidnischen Weltanschauungen verdorben (weshalb sie nicht, wie bei den Protestanten, in einer schalen „Weltfrömmigkeit“ mit „Alltagsheiligung“ enden konnte). Alle Orden förderten zielsicher haargenau all das, was die Reformatoren am lautesten bekämpften. Aus den Erfolgen in Amerika schöpften die Katholiken in Europa den Mut zur „Gegenreformation“. Da der Pfarrklerus seinerzeit zu nichts zu gebrauchen war, konnte sich ein sich seiner Verantwortung gegenüber Gott bewusster Landesherr nur der großen Missionsorden bedienen, die in Südeuropa entstanden waren und anscheinend gerade die ganze Welt zu Christus bekehrten. Die Jesuiten waren die wichtigste Triebkraft dieses neuen katholischen Eifers zur Seelenrettung. 1556, als Ignatius starb, hatte der Orden bereits 1.000 Mitglieder. Auf Franz Xaver geht die Bekehrung eines Großteils der Bevölkerung von Goa und anderer Orte in Asien zurück. Bereits zu seiner Zeit wurden einheimische Novizen in Indien ausgebildet[75]. Auch etwa am Ingolstädter Jesuitenkolleg Mitte des 16. Jahrhunderts sieht man die Internationalität des Ordens. Süddeutsche, Italiener, Spanier, Franzosen, Polen waren hier zugegen. Ihre Sprache war Latein. Jeden

[75] Die Jesuiten betrieben auch Elementarschulen, wo u.a. Latein unterrichtet wurde. In den Jesuitengymnasien gab es sechs Klassen; Geschichte oder Geographie wurden nicht unterrichtet, die Landessprache (und entsprechende Literatur) nicht gepflegt. All das war für einen Katholiken, der einem weltweiten Volk auf dem Weg aus der Welt hinaus angehört, völlig unwichtig. Zweck der Gymnasien war vor allem die religiöse Erziehung: die Weichenstellung hin zu einer persönlichen Gottesbeziehung.

Einzelnen von ihnen formten die Exerzitien zu einem Christusnachfolger, ja dazu, nichts sonst sein zu wollen[76]. Im frühneuzeitlichen Rom lehrte zeitweilig ein aus China stammender Mitbruder am Seminar und erklärte den Studierenden dort die scholastische Philosophie[77] – alle sprachen die Sprache der Kirche, so dass die Verständigung kein Problem war.

Mission ist der größte Akt der Nächstenliebe – es geht um das Heil des Nächsten, darum, dass auch er in den Himmel kommen und ewiges Glück genießen kann. Man will den Menschen zeigen, wie sie nach dem Gesetz Gottes leben und Gnaden aus den Sakramenten schöpfen können, um nach ihrem Tod gerettet zu werden. Dies ist immer und überall Auftrag der Kirche. Christen missionieren ausschließlich um des Nächsten willen - nicht, damit einfach alle dasselbe glauben und alles schön ruhig und ordentlich ist[78]. Jeder Tag kann der letzte für diese Welt sein, zumindest der letzte Tag im Leben dieses Nächsten, daher ist der Dienst an ihm (dessen Seele verlorenzugehen droht) nicht aufzuschieben. Nur der Glaube an den jüdischen Messias führt zum Heil, ist unser großer (unverdient erworbener) Schatz – wahre Nächstenliebe verpflichtet, dies den anderen mitzuteilen, weiterzugeben, was wir selbst auch nur von anderen geschenkt bekommen haben.

Die Gleichheit der Menschen wird nur von missionarischen Religionen wirklich ernstgenommen; sie gehen davon aus, anderer Menschen Denken verstehen und von ihnen verstanden werden zu können, und dass jeder letztlich dasselbe Ziel und denselben Ursprung hat. Sie kennen keine rassischen oder kulturellen Grenzen, die unüberwindbar wären oder sein sollten, sondern wollen sie, im Gegenteil, abbauen. Der Dunkelhäutige etwa war gläubigen Katholiken stets ein Mensch wie jeder andere. „Schwarze“ wurden im europäischen Mittelalter als große Heilige verehrt (Balthasar, Mauritius)[79]. „Rassen“-Unterschiede wurden nicht wahrgenommen. Darstellungen der Schlacht bei Wahlstadt

---

[76] Rassisten wie H.S. Chamberlain warfen den Jesuiten später folgerichtig vor, die Mitglieder dem „Vaterland“ und der „Muttersprache“ systematisch zu entfremden durch die „Durchmischung“ (keiner wurde durch einen „Landsmann“ ausgebildet, die Muttersprache sollte nicht verwendet werden usw.).

[77] Er hatte den portugiesischen Namen Emmanuel de Siqueira angenommen, war seit 1651 in Rom, lehrte später auch in Lissabon und Bologna. Zur selben Zeit wurde z.B. auch bei den Dominikanern ein Chinese zum Priester geweiht.

[78] Pilatus verurteilte Jesus, weil er um die „öffentliche Ordnung“ besorgt war (viele christliche Märtyrer mussten aus demselben Grund ihr Leben lassen) – eine Lehre, dass jene niemals ein Ziel in sich sein kann.

[79] Da der Kontakt zu Menschen etwa in Äthiopien oder dem Jemen nie abgebrochen war, war es im Gottesvolk jedermann stets klar, dass auch Schwarze „normale“ Menschen sind, von Adam abstammen; in der „Neuen Welt“ wiederum traf man später auf (den Entdeckern sehr ähnliche) Anhänger von Hochkulturen, und jene betrachteten wiederum auch die dortigen „primitiveren“ Stämme als Menschen (während ihnen später von ungläubigen „Aufklärern“ das Menschsein bestritten wurde), eine Einschätzung, die natürlich übernommen wurde.

1241 aus dem 14. Jahrhundert etwa zeigen die feindlichen Kämpfer ohne jegliche „mongolischen“ Merkmale. Die in der spätmittelalterlichen Kunst aufkommende Hakennase einzelner jüdischer Antagonisten (keineswegs aller Juden) war zunächst ein allgemeines Stilmittel zur Kennzeichnung einer bösen Gestalt (auch z.B. bei „Zauberern“). Die Physiognomie der amerikanischen Indianer ist auf zeitgenössischen spanischen Stichen nicht anders als die der Europäer dargestellt, sie unterscheiden sich nur in der Kleidung – man nahm offensichtlich keinen „Rassenunterschied“ wahr.
Die Verbote an das Gottesvolk, heidnische Partner zu heiraten, hatten nichts mit „Rasse“ (einem modernen Konzept) zu tun, sondern mit Gottes Unwillen, dass Seine Diener mit heidnischen Vorstellungen und Gebräuchen infiziert werden. Man musste erst konvertieren. Als Konvertit war man vollwertiger Jude, konnte sogar Rabbi werden. „Proselyt“ war der Status einer konkreten Person, nicht ein vererbbarer. Für uns änderte sich diesbezüglich im Neuen Bund überhaupt nichts (vgl. 2 Cor 6,14), Verbindungen mit Heiden sind immernoch gegen den göttlichen Willen. Es ist empirisch nachweisbar, dass aus konfessionsverschiedenen Ehen keine rechtgläubigen Kinder hervorzugehen pflegen. Als die Mischehen zur Zeit des zweiten Tempels einrissen, wurden dementsprechend die Opfer vernachlässigt. Auch heutzutage werden Kinder aus Mischehen kein Verständnis für das Opfer haben, nicht den Herrn in der Hostie anbeten, nicht zur Beichte gehen.
Ursache der Vermischung ist die Angleichung an die Welt. Es ist eine skurrile Vorstellung, gleichzeitig ein authentischer Nachfolger Christi sein zu können und auf alle möglichen „gesellschaftlichen Konventionen“ Rücksicht nehmen zu müssen. Das christliche Leben ist in der Welt gar nicht anders vorstellbar als gegenkulturell. Gerade dadurch (als echte Alternative) ist es ja überhaupt attraktiv: man wird wahrhaft ein neuer Mensch. Man betrachtet die Dinge gleichsam von außen, ja von oben, steht über ihnen. Man ist nicht Kind der Zeit, Kind des Ortes - wie es sich für einen freien, ja befreiten Menschen im besten Sinne gehört.
Der Missionar gibt Anlass zu Bekehrung oder Widerspruch – wofür der mit Gott Konfrontierte sich entscheidet, bleibt seine Sache. Ohne die Konfrontation aber gibt es weder Freiheit zur Bekehrung noch zum Widerspruch, nur unfreies Vegetieren. Bekehrung ist nur sehr selten über Argumente (also die Vernunft) möglich. Glauben ist eine Tugend, demnach vom Willen abhängig. Wer nicht glaubt, tut es normalerweise deshalb nicht, weil er es nicht will. Es sind fast immer „weiche“ Faktoren entscheidend – man braucht ein Vorbild, zu dem man aufschaut. Alles Innere erreicht den Menschen über das Äußere; so ist auch der Zusammenhang von christlichem Glauben und christlicher Kultur in den Missionsgebieten zu bewerten. Erst kommt die Kultur, dann der Glaube von deren Trägern.
Ein heidnischer Konvertit schaut zu konkreten christlichen Vorbildern auf und will werden wie sie. Ein Neubekehrter hat vor allem den Wunsch, so zu leben wie „die Christen“, so, wie er „sie“ eben kennengelernt hat – sie sind seine persönlichen

Vorbilder. Die Vorstellung, er würde trennen zwischen „Christlichem“ und bloß Kulturellem ist grotesk; er will sich umwandeln lassen, fragt nicht: was darf ich behalten, sondern: was kann ich noch verändern! Das alte Leben verachtet er, will ein neuer Mensch werden – nicht der alte Mensch bleiben, der sich noch zusätzlich ein christliches Mäntelchen überhängt. Das Heidentum wird eben (im Gegensatz zum Judentum) *nicht* „erfüllt“ durch das Christentum, sondern ist ein teuflischer Irrweg, den es schlicht und einfach zu verlassen gilt. Wer mit der radikalen Botschaft von dem Erlöser, mit der Falschheit seines früheren Lebens und der Gutheit des Lebens der Christen konfrontiert ist, kann (und will) nicht trennen zwischen „Religiösem“ und „Profanem“ - das Christentum erfüllt schließlich das ganze Leben, alles Handeln soll im Glauben begründet sein. Mission ist nicht, etwas „wegzunehmen“ (so dass der andere denken müsste: „würde mir doch wenigstens dieses und jenes bleiben“), sondern einen anderen Weg zeigen und den Anderen mitnehmen, ihn in ein neues Leben hineinwachsen lassend. Der Christ ist das Produkt einer Neuschöpfung, und der Neuchrist, mit der Botschaft konfrontiert, nimmt diese Wahrheit ernst; er fängt nicht an, den Altchristen zu bewerten und in „Wichtiges“ und „Unwichtiges“ zu zerstückeln, Kultur und Glaube zu trennen, sondern sucht nach voller Einheit mit ihm. Wir kennen dies aus den modernen Subkulturen, die meist gegen die Zwänge der erlebten bürgerlichen Gesellschaft gerichtet sind. Wenn ich Metal-Musik mag, will ich lange Haare und schwarze Band-T-Shirts haben. Man imitiert seine Vorbilder – nicht anders ist es bei Christen. Wenn z.B. neubekehrte Indianer die Kleidung und sonstige Kulturformen der „Altchristen“ annahmen, dann, weil sie einfach in die Lebenswelt ihrer Vorbilder eintreten wollten und sich deshalb ganz intuitiv so verhielten. Wenn schon Paulus sein gesamtes bisheriges Leben (welches ein *gerechtes* Leben in der Fülle der bis dahin bekannten Wahrheit und nach den heiligen Anordnungen des wahren Gottes war!) mit den härtesten Begriffen als wertlos abfertigt und sich radikal in allem erneuern will, wieviel nötiger hat diese Einstellung ein Heide, der in Dunkelheit, Abgötterei und Sünde lebte? Wer werden will wie Christus, will werden wie der Christ, den er sieht und der Ihn vertritt. Mit dem Heidentum zu brechen bedingt eine umfassende Neuausrichtung – man will alles hinter sich lassen, was aus der alten Zeit stammt, erinnert es doch an alte Finsternis. Ausgenommen ist natürlich alles, was von Christen selbst mit Interesse respektiert oder auch übernommen wird. Der Katholizismus ist durchaus für „fremde“ Einflüsse offen, ebenso war es ja bereits im Judentum. Alles prüfet, das Gute behaltet. Der Katholik schottet sich nicht ab, ist nicht nur mitteilsam, sondern auch neugierig und offen. Was er als „gut“ erkennt, ist es auch. Der Christ in Missionsgebieten kann durchaus dort Vorgefundenes für sich selbst übernehmen. Entscheidend ist aber: erstens universalisiert der Christ das Aufgenommene, „katholisiert“ es eben (da er selbst, als Lichtträger, allen zugänglich ist, ist auch alles ihm Zugehörige allen zugänglich), nimmt ihm jeden provinziellen oder separaten Charakter. Auch wenn unter Katholiken irgendwo auf der Welt, sagen wir, in Mexiko,

eine neue religiöse Sitte aufkommt und sich verbreitet, so ist sie nicht „mexikanisch“, sondern katholisch, von Katholiken entwickelt und weltweit von Katholiken übernehmbar. So geschieht es noch heute ständig mit neuen Andachtsformen, die inzwischen vornehmlich außerhalb Europas aufkommen. Zweitens nimmt er nichts auf, was religiös-heidnischen (und damit in sich gotteslästerlichen) Charakter hat. Heidnische Kulte sind nicht für Gott, sondern für Dämonen entwickelt worden und daher von Grund auf schlecht[80].

Die Jesuiten, vor allem von der portugiesischen Krone eifrig gefördert, sowie die anderen Missionsorden waren voller Tatendrang. Franz Xaver schrieb vor seiner Reise nach Japan: „Meine Seele jubelt im vertrauensvollen Vorgefühl der reichen Ernte“. Er predigte 1550 scharf und ungerührt gegen alles, was den japanischen Heiden zuvor heilig war, sagte, sie verehrten Teufel, ihre Ahnen hätten Gott verlassen und rief zur Umkehr auf[81]. Jeglicher Kompromiss in Glaubenssachen war ihm vollkommen fremd, der Ungetaufte war für ihn unrettbar verloren, daher sein großer Eifer. So viele Menschen sterben täglich, ohne ihrer Seele das Heil gesichert zu haben. Man war in Japan mit dieser selbstbewussten Tour äußerst erfolgreich: Anfang des 17. Jahrhunderts gab es dort hunderttausende Christen und bereits 50 einheimische Priester[82].

Immer waren die Unternehmungen der portugiesischen und bald auch der spanischen Könige mit dem Ziel der Missionierung verbunden. Alexander VI teilte in seiner Funktion als Schiedsrichter und Ordnungsmacht unter den christlichen Herrschern die heidnische Welt unter Portugal und Spanien auf, um sie zur Mission zu verpflichten. Die Entdeckung Amerikas durch Christen war für die dort lebenden Heiden das größte Glück. Sie bekamen den Glauben und damit die Möglichkeit, in den Himmel zu kommen. Sie wurden nicht „versklavt“, sondern im Gegenteil reich beschenkt. Die Kolonisten und Conquistadoren hatten nicht umsonst die Unterstützung der von Azteken (und Inkas) unterdrückten Stämme, die in ihnen *Befreier* sahen. Die Truppen von Cortéz bestanden zu großen Teilen aus „indigenen“ Feinden des Aztekenregimes[83]. Natürlich

---

[80] Selbst der einfühlsame Franziskaner Sahagún bezeichnet die Götter der Azteken ausdrücklich als „Teufel“.

[81] 1549 wurde die Japanmission der Jesuiten eröffnet. Als sprachbegabte Mittelsmänner waren sie auch ein wichtiger Faktor beim Handel mit begehrten portugiesischen Waren. Auch das erklärt ihren dortigen Erfolg, weshalb indirekt auch die Japanmission von der Verbreitung „westlicher Kultur“ profitierte. Ab 1586 wurden die Christen in Japan verfolgt.

[82] Als 1582 der Visitator vier Jungen mit auf eine Pilgerfahrt nach Goa, Spanien und Rom mitnahm, hielt einer von ihnen dort eine lateinische Rede. Er wurde später Priester bei den Jesuiten.

[83] Cortéz nannte gar die (zeittypisch übertriebene) Zahl von 100.000 Indianern, die für ihn kämpfen würden; in der Schlacht um Tenochtitlan stellten sie rund 95% der Gefallenen in seinem Heer. Ebenso waren es vor allem die „einheimischen“ Gegner der Azteken, die das folgende Blutbad in der Stadt anrichteten.

wurden jene bekämpft, welche die „Fremden“ angriffen, sie an der Mission oder der Sesshaftwerdung (beides natürliche Menschenrechte) gewaltsam hindern wollten.
Die Kolonisten sahen sich nicht als eine einheitliche Gruppe namens „Weiße“, die als solche ein Herrschaftsrecht über Nicht-Weiße hätten. Solche Klassifizierungen sind völlig anachronistisch. Man unterschied zwischen Christen und Nichtchristen, nicht zwischen Weißen und Nichtweißen. Die allermeisten „Weißen“ in den Kolonien waren genauso herrschaftsferne Untertanen wie die Nicht-Weißen. Sie stellten gerade keine egalitäre Gruppe von Gleichen dar - der aztekische Adel wurde vom spanischen als gleichrangig betrachtet[84], der „weiße“ Tagelöhner (der auch einem nichtweißen Tagelöhner nichts zu befehlen gehabt hätte) dagegen nicht.
Die Kolonien (Filialsiedlungen mit dem Recht der Mutterstadt; *colere* bedeutet in dem Zusammenhang „Land bebauen“) in der Neuen Welt glichen jenen der Antike – kulturelle Zentren, anziehend für das Umland; die spanische Gesellschaft war eine offene, man wurde leicht Teil derselben. Die Idee der universellen Kirche durchdrang das Leben in Amerika; die Menschen dort traten ein in die katholische Welt, das katholische Volk. Vorkolumbianische Kultur verschwand naturgemäß durch die Begeisterung für Christus und Seine Kirche. Es herrschte *Aufbruchsstimmung* angesichts der frohen Kunde und des zivilisatorischen Aufschwungs. Einem Seuchenjahr folgte wieder eine Periode des unbeschwerten Lebens. Die Kolonisten wurden jedenfalls nicht als die „Bringer von Krankheiten“[85] betrachtet, sondern (abgesehen von den Zivilisationswerken und der allgemeinen Befriedung) als die Bringer des Erlösungsglaubens, der *gerade* die irdischen Leiden ihres Schreckens beraubt.
Hernan Cortéz zeigte einen besonders großen Missionseifer. Er war optimistisch, viele, eventuell alle Einheimischen würden sich, wenn ausreichend Dolmetscher und Missionare kämen, sogleich zum Christentum bekehren. Er betrachtete die Eroberung

[84] Viele der Azteken, in städtischen Residenzen lebend, bekamen spanische Adelstitel und Kronenbesitz, einige gehörten zu den reichsten Großgrundbesitzern Neuspaniens. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung war mit dem europäischen zu vergleichen. Sofort kam es auch zu familiären Vermischungen mit dem (im europäischen Vergleich extrem zahlreichen und städtisch geprägten) spanischen Adel.
[85] Es gehört zum Konzept des „Edlen Wilden“, dass der kerngesunde „Ureinwohner“ niemals krank wurde und sowas ekelhaft Zivilisatorisches wie Seuchen in jenem Paradies einstmals völlig unbekannt war. Noch heute hört man von „globalisierungskritischer“ Seite ständig das Argument, „diese Immigranten schleppen ihre ganzen Krankheiten ein“. Bis Mitte des 17. Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl in den spanischen Gebieten Amerikas um bis zu einem Drittel zurück - der europäische Bevölkerungsrückgang in der „kleinen Eiszeit“ mit ihren Pestepidemien ist in etwa vergleichbar. Noch im späten 18. Jahrhundert galten zwei Drittel der Einwohner Mexikos als reine „Indigene“, wie sie noch heute die Hauptbevölkerungsgruppe in vielen Ländern Lateinamerikas darstellen, trotz der biologischen Vermischung mit den Kolonisten.

der Herrschaft als Voraussetzung für die (damit befriedete und logistisch förderbare) Mission[86].
Die Encomiendas wurden als Laienhilfe für die Missionare angesehen. Ein Spanier bekam einen oder mehrere Indianer zugeordnet, mit dem er Sonn- und Feiertags zur Messe gehen sollte. Arbeit war zu den christlichen Festzeiten verboten. Es wurde Lesen und Schreiben gelehrt, ein geeigneter Indianerjunge sollte ausgebildet werden, die anderen katechetisch zu unterweisen. Die christlichen Grundgebete waren auf Latein auswendig zu lernen. Cortéz wünschte ausdrücklich, dass Ordensleute nach Amerika kommen, da der verweltlichte Weltklerus kein gutes Beispiel abgebe. Bereits in den 1520er und 1530er Jahren wurden dank der Franziskanermission hunderttausende Einheimische getauft.
Die große Masse wurde jedoch christlich in den großen Städten, durch das tägliche Leben mit Laienchristen, Sündern wie sie selbst, zur Messe in die Kathedralen gehend, sich das Rosenkranzgebet auf den großen Prozessionen abschauend, die Heiligenbildverehrung in den Wohnstätten ihrer Nachbarn, die „frohe Botschaft“ über das Hörensagen auf der Straße. Die Stadtluft erst machte frei. Die Abkehr vom „indianischen“ Leben war Auftakt des Eintauchens in die Welt des Christentums. Anfang des 17. Jahrhunderts waren „Europäer“ in den mehreren hundert großen Städten (mit teilweise mehreren tausend Gebäuden) immer eine Minderheit, sie machten zwischen 15% und maximal 40% der Bewohner aus, zumeist die Stadtzentren bewohnend. Dennoch waren die Städte der Ort, wo mit Abstand die meisten Europäer lebten[87]. Hier war der wahre „Schmelztiegel“, der Ort der Hispanisierung und Katholisierung. Besonders die das urbane Leben bereits gewöhnten Angehörigen der amerikanischen Hochkulturen waren meist sehr schnell „europäisiert“. Aber auch das Encomienda-System war der mannigfaltigen, typisch katholischen[88] „Rassenmischung“ in den spanischen Kolonialgebieten sehr förderlich. Die Kolonisten (fast ausschließlich unverheiratete Männer) wurden von einheimischen Frauen umworben, weshalb entsprechend weniger einheimische Männer Kinder zeugten und weniger „rein indianische“ Verbindungen eingegangen wurden[89]. Viele Kinder wurden freilich unehelich gezeugt (sie waren die eigentlichen „Mestizen“, ein i.W. sozialer Status[90]).

---

[86] Nach einem militärischen Sieg die Herrschaftsverhältnisse der besiegten Feinde, zum Wohle der Untertanen, zu übernehmen, ist in der Vormoderne ein normaler Vorgang.
[87] Von jenen hatte teilweise nur jeder sechste das Bürgerrecht, so dass keineswegs die Gleichsetzung „Europäer = Oberschicht“ automatisch aufgeht.
[88] Etwa Joseph Roth bewundert in zahlreichen Schriften den Katholizismus als Ursache für die „großartige Rassenmischung“ vieler südländischer Orte, das „farbige Wirrwarr“, alles scheinbar Bleibende auflösend, zu Neuem stets von Neuem zusammenschließend.
[89] Allein im 16. Jahrhundert wanderten ca. 240.000 Spanier in die amerikanischen Kolonien aus.
[90] Unter dem Einfluss der Aufklärung wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung erstmals nach „Rasse“ aufgeteilt; in dieser bunt durchmischten Gesellschaft wurde

Etwa der Franziskaner Fernando de Arbolancha verfasste eine Denkschrift, in der er die Mischung von Spaniern und Indianern pries und gegen Abschottungs-Ideologen wie Las Casas verteidigte[91]. Auch hohe Gerichtsvertreter in Neuspanien waren der Meinung, man sollte den Umgang beider Gruppen gerade durch eine noch engere Lebensgemeinschaft der Siedler und Indianer befördern. In der Praxis wurden in Spanien beschlossene Anordnung zur Trennung der Gruppen nicht beachtet. Immer mehr Spanier ließen sich in Indianerorten nieder und heirateten dort. Man erhielt von den Territorialbehörden teils Lizenzen für die Niederlassung, meistens aber duldeten die Behörden die Ansiedlung einfach stillschweigend. Die Kolonialbehörden erklärten bald ganz offen, dass Segregationsgesetze (auf dominikanischen Druck von Spanien aus zum „Wohl" der Indianer eingeführt) nicht beachtet werden können.
Ähnlich das Bild in anderen Missionsgebieten. Diverse heute indonesische Inseln wurden im 16. Jahrhundert durch Portugal kolonisiert, die verfeindeten Fürstentümer dort befriedet, man richtete Handelsstützpunkte und Missionen ein. Auf der Insel Flores sorgten vor allem die portugiesischen Kaufleute im 17. Jahrhundert, die einheimische Frauen heirateten, für die Katholisierung. Missionare unterstützten hier eher. 1699 berichtete ein britischer Besucher, William Dampier, von Bewohnern der Insel Flores, die derart „gemischt" seien, dass man nicht sagen könne, ob es sich um Portugiesen oder Indianer handele (solche Unterscheidungen treffen zu können war für Engländer damals offenbar bereits wichtig). Ihre Sprache sei Portugiesisch, ihre Religion römisch. Sie schienen den König von Portugal als ihren Herrscher anzusehen.
Um 1800 hatte auch rund ein Drittel der Bewohner der Philippinen irgendwo spanische Vorfahren (auch z.T. über Einwanderung aus Amerika). Das Kastensystem wurde erfolgreich unterdrückt, Eingeborene in größeren Siedlungen zusammengefasst. Die vorgefundene Kultur wurde vollkommen transformiert. Da Spanien eine Schutzmacht war, die Frieden zwischen verfeindeten Stämmen (und auch Schutz vor Piraten) herstellte, war die Herrschaft auch dort beliebt.
Sowohl geistliche wie weltliche Autoritäten in den Kolonialgebieten hatten (im Sinne eines römischen Zivilisationsideals) die „Hispanisierung" und Eingliederung aller Menschen vor Ort in die sozioökonomische und kulturelle Welt der Christen zum Ideal. Dies galt grundsätzlich auch für die schwarzen Sklaven, insbesondere für jene, die in

---

diese meistens am sozialen Stand festgemacht - in den jeweiligen Bezeichnungen ist weniger ein biologisches Verdikt zu sehen als vielmehr ein „mehr" bzw. „weniger" an (kulturell zu definierender) „Hispanität".

[91] Franziskanermissionare betonten gegen Las Casas von Anfang an die hohe Bedeutung der Encomiendas für die Mission. Las Casas war Antiuniversalist, der den Willen der „Völker" über jedes natürliche Recht stellte – er hielt nicht nur die spanische Herrschaft für unerlaubt, sondern sogar jegliches Eingreifen z.B. zur Abschaffung der Menschenopfer, die unter den Azteken jährlich zu tausenden dargebracht wurden (kein Wunder, dass heutige Kulturrelativisten ganz vernarrt in ihn sind).

den christlichen Haushalten lebten. Christianisierung und Hispanisierung (beides großenteils durch andere Sklaven) gingen Hand in Hand. Die Sklaven wurden getauft und bekamen die christliche Lehre, konnten heiraten, ihre Familien durften nicht auseinandergerissen werden; sie führten ein Familienleben in den Häusern der Sklavenhalter, oft in Interaktion mit jenen. Portugiesen waren generell „kosmopolitisch" und vorurteilsfrei[92]. Gilberto Freyre schreibt, alle Brasilianer, auch die hellhäutigen, trügen „in ihren Seelen, wenn schon nicht in ihrem Fleisch", Afrikanisches (oder Indianisches). Der Einfluss der schwarzen Amme[93], die in den Schlaf sang, stillte und fütterte, Geschichten erzählte, der Junge, der der erste Spielgefährte war, eventuell auch die erste Liebe. Von Kindesbeinen an war man gerade als Kind europäischer Herren „afrikanisch" geprägt. Der Sklavenstatus war nach dem antiken römischen Recht geregelt, weshalb in den spanischen und portugiesischen Kolonien die Sklavenhaltung oft sehr jener in der Alten Welt ähnelte (William D. Philipps). Freilich war damalige Sklaven*markt* nicht zu vergleichen mit dem antiken. Da Christen von Christen nicht versklavt werden durften[94], war die (früher überall praktizierte) Sklaverei im Mittelalter in Europa zum Erliegen gekommen. Portugiesische Seefahrer trieben jedoch von Beginn der Entdeckungsfahrten an Handel mit Schwarzafrikanern (Gewürze usw.), nahmen am afrikanischen Markt teil, pflegten Geschäftsbeziehungen „auf Augenhöhe". Dort, außerhalb der christlichen Welt, florierte auch noch der Sklavenhandel; man verkaufte Straftäter oder im Krieg gefangene Feinde (besonders im Benin- und Kongogebiet)[95]. Wenn Spanier oder Portugiesen (mit dem Institut der Sklaverei aus dem römischen Recht vertraut - ein Status, den einst auch z.B. der griechische Hauslehrer hatte) nun also den schwarzen Händlern auch Menschen abzukaufen begannen, war dies offensichtlich nicht Ausdruck von Rassismus, sondern der Kreis der Kunden hatte sich für den Händler (der vorher nur heidnische und muslimische Abnehmer hatte) einfach erweitert. Seit Jahrzehnten gab es portugiesische Missionen im Kongo (wo sich ein Herrscher taufen ließ und einen portugiesischen Namen annahm), junge Schwarze von dort wurden in

[92] Bereits in Portugal hatten viele Menschen dunkelhäutige „Mauren" unter ihren Vorfahren; je nach Region haben 10-30% der Menschen dort genetische Verwandtschaft mit subsaharischer Bevölkerung.

[93] Ein Drittel der Sklaven im spanischen und portugiesischen Reich waren Frauen, häufig Ammen und Erzieherinnen.

[94] Dieses Verbot war direkt vom Judentum übernommen; das mosaische Gesetz erlaubte keine Versklavung mehr (vorher unter den Menschen normal), man durfte nur noch Sklaven von heidnischen „Nachbarvölkern" kaufen; wer zum Gottesvolk gehörte, hatten keinen Herren mehr über sich außer Gott (Lev 25) – und alle Menschen sollten ja einst dazugehören. Wenn ein Sklave ein „hebräischer Bruder" geworden war, musste man ihn freilassen (bedenkend, dass wir selbst in Ägypten Sklaven waren und von Gott befreit wurden).

[95] Wenn Sklaven auch in der hispanischen Welt teilweise sehr rüde behandelt wurden, dann deshalb, weil man sie als Sträflinge betrachtete - nicht wegen ihrer „Rasse".

Portugal erzogen und ausgebildet[96]. Das Reich Kongo war damals Teil der christlichen Welt, mit Vertretung beim Heiligen Stuhl. Rassismus war offensichtlich nicht die Motivation für die Sklavenhaltung (sondern antikrömische Tradition), im Gegensatz zu Protestanten etwa in den englischen Kolonien Nordamerikas, die sich auf missinterpretierte Bibelstellen[97] stützten. Insbesondere das Luthertum war daher auch bar jeder missionarischen Kraft - primitive Völker galten dort als verworfen, der Annahme des Christentums gar nicht fähig. Besonders gegenüber Schwarzen hatten Protestanten eine abfällige Meinung. Anders in der katholisch-hispanischen Welt. Die königlichen Gesetze, das römische Recht und die kirchliche Lehre sorgten für egalitäre Beziehungen. Institutionelle Grenzen der „Rassenmischung" gab es nicht, wobei natürlich vor allem „weiße" Männer „schwarze" Frauen heirateten und „schwarze" freie Männer indianische Frauen. In den Städten Neuspaniens lebten schon im 16. Jahrhundert hunderte Freigelassene[98]. Freie Schwarze arbeiteten oft als Fischer, Kellner oder Konditoren. Einige wurden früh besitzend und z.B. Mitglied in christlichen Bruderschaften, nicht wenige schwarze Frauen konnten sich bald luxuriöse Kleidung leisten. Sklaven konnten, gefördert vom Sklavenhalter, europäisches Handwerk erlernen (Weben, Maurern, Backen), durften auch für andere Arbeitgeber arbeiten und sich mit dem verdienten Geld freikaufen. Die Städte (vergleichbar mit der Situation in Nordamerika, nur ohne Rassenschranken) waren anfangs ideal für den sozialen „Aufstieg", weshalb sie ja z.B. auch für Kolonisten so anziehend waren. Viele von jenen kamen selbst aus einer „Unterschicht", blickten nicht auf die Sklaven und Freigelassenen herab. Vor allem im 18. Jahrhundert gab es auch viele Schwarze im Militär und der Geistlichkeit.
Es waren Christen, die sich als erste überhaupt kritisch gegenüber der (ansonsten nirgends hinterfragten) Sklaverei aufgrund der allgemeinen Menschenwürde äußerten, also aus einem ehrbaren Motiv. Gegner der Sklaverei können unter Umständen Rassisten, Sklavenhalter Antirassisten sein. Ersteres ist z.B. der common sense unter heutigen radikalen Rechten. Deutsche Rassisten waren seit jeher gegen die

[96] Prinz Henrique etwa, ein „guter Lateiner", hielt 1513 vor Papst Leo X eine lateinische Rede; 1520 wurde er zum Bischof geweiht.
[97] Eine Verbindung Kanaans zu Afrika oder schwarzer Haut besteht nicht, am ehesten noch bei seinem Bruder Kusch (dessen Stamm Ostafrika bevölkert haben soll), der von dem Fluch Noahs bezüglich der Knechtschaft Kanaans und seiner Söhne gar nicht betroffen war. Jene endete zudem offensichtlich bald darauf, denn alle Söhne werden später autonome „Stammväter" von Stämmen, die Könige und reichen Landbesitz hatten und wie z.B. Amoriten oder Hettiter als „mächtig" bezeichnet werden.
[98] Bereits in den Truppen der Konquistadoren kämpften Schwarze (Sklaven und Freie), etwa der Freigelassene Juan Garrido bei der Eroberung von Mexiko. Ein schwarzer Sklave aus Mexiko (Juan Valiente) wurde Infanteriekapitän bei der Eroberung von Chile und hatte, nachdem er sich freigekauft hatte, eine eigene Encomienda dort.

Sklavenhaltung, mit dem Argument, ein weißer Mann mache seine Arbeit selbst (Großgrundbesitz und Reichtum waren dem Vergötterer „ehrlicher, deutscher Arbeit“ ohnehin suspekt); Arbeit war „Ehrensache“, nicht „minderwertigen“ Fremden zu überlassen. Auch z.B. portugiesische oder brasilianische Neonazis lehnen diesen Aspekt der Kolonialgeschichte mit demselben Argument ab, zudem habe man sich damit ja lauter „Neger ins Haus“ geholt. Antisklaverei war also nie gleichbedeutend mit Antirassismus, so wie Sklaverei nicht unbedingt mit Rassismus. Es genügt nicht, eine richtige Forderung zu stellen, die Intention muss auch richtig sein. Hier formulierte gerade die spanische Theologie der Kolonialzeit wichtige Grundprinzipien allgemeiner Menschenrechte. Zu der schier endlosen Reihe an Gegnern etwa der unsäglichen kastilischen „Blutreinheits“-Statuten[99] gehörte dementsprechend alles, was in der intellektuellen hispanischen Welt Rang und Namen hatte, aus sämtlichen Orden und Universitäten. Es handelte sich um die weltweit führenden und angesehensten Theologen. Die Argumente betrafen immer die ungute Spaltung der Christen, die doch durch die Taufe geeint sind, unabhängig von Herkunft und „Blut“. Der Jesuitenorden etwa bestand anfangs zu großen Teilen aus Mitgliedern von „Converso“-Familien; Ignatius lehnte die Anwendung der diskriminierenden Statuten entschieden ab. Auch seitens der Päpste (z.B. Pius V, Gregor XIII, Sixtus V) wurden sie immer wieder verurteilt. Das Bemerkenswerte an den Statuten ist also nicht so sehr ihre Existenz[100], sondern der breite Widerstand dagegen. Die spanische Theologie des 16. Jahrhunderts (und nur sie) war mit dem Problem des Umgangs mit Nichtchristen (und des Nichtchristlichseins Verdächtigen) konfrontiert und entwickelte souverän eine klare antidiskriminierende, jeden Rassismus von vornherein ausschließende Haltung.
Bei Protestanten jener Tage hätte sich eine Frage nach der Bewertung von Krypto-Nichtchristen gar nicht stellen können, weil sie per se andere „Völker“ (zumal

[99] Deren Ursprünge liegen in der neidgetriebenen Abwehr von „Emporkömmlingen“ durch städtische bürgerliche Eliten im 15. Jahrhundert. Übernommen wurden sie von einigen Universitäten und Ordensgemeinschaften (die sich damals vor Berufungen nicht retten konnten), ein paar Städten, Domkapiteln, Bruderschaften und Gilden. Zur selben Zeit aber konnten Conversos fast überall studieren, wurden Offiziere oder Geistliche, sogar Inquisitoren oder Bischöfe, auch in den Adelsstand erhoben. Besonders in Staat und Kirche waren sie zahlreich vertreten; auch viele Kartographen und Seefahrer waren Conversos, vermutlich sogar Columbus. In der Praxis wurden die Statuten auch dort, wo sie galten, sehr oft nicht beachtet, oder man kaufte sich von der Krone Sondergenehmigungen, um vormals versagte Ämter zu erhalten. Die spanischen Eliten waren in der Mehrzahl gegen die Statuten, hatten viele doch oft selbst Conversos in ihrer Ahnentafel.

[100] Zwar eine Diskriminierung aufgrund von Abstammung, aber keinen „Rassismus“ darstellend, da allein den *Glauben* betreffend - man konnte sich dafür übrigens zumindest im Grundsatz auf die Heilige Schrift berufen: Kinder aus Mischehen mit Heiden waren (ebenso wie unehelich Geborene) bereits im Alten Bund von der theokratischen Hierarchie ausgeschlossen (Dtn 23, 2-4).

irgendwelche „dunklen“) als gar nicht bekehrungsfähig eingeordnet hätten (dass dagegen die Taufe alle gleichstellt, war ja gerade der Grundgedanke bei dem Druck auf Juden und Muslime, Christen zu werden[101]).
Im Gegenteil spaltete der Protestantismus ja gerade das bereits bestehende Gottesvolk auf, statt zu seinem Wachstum auf Kosten irdischer „Völker“ beizutragen. Der Kampf gegen die Kirche, der sich von den deutschsprachigen Ländern im finsteren Norden Europas ausbreitete, wurde mit Erbitterung geführt. Reihenweise fielen die Mächtigen von ihr ab. Übrig blieb ein Mann, an dem es lag, den Fortbestand der Kirche zu sichern, und der dafür wie kein zweiter bis heute gehasst und verleumdet werden sollte: Philipp II von Spanien. Er war ab 1555 Herrscher über die iberischen Königreiche (ab 1580 inklusive Portugal), große Teile Italiens, die Niederlande, zudem riesige Gebiete (mit zahlreichen neuen Handelsstützpunkten und Bistümern) in Amerika, Asien und Afrika. An ihm lag die Missionierung der Welt und ihre Zivilisierung. Er sah sich vor allem als Verteidiger der Kirche, für das Seelenheil (nicht nur) der Untertanen mitverantwortlich. Seine Regierung stützte er maßgeblich auf den Rat geistlicher Absolventen der Universitäten Salamanca und Coimbra. Jene hatten Weltgeltung; spanische Theologen spielten eine maßgebliche Rolle auf dem Konzil von Trient, spanischer Klerus war auch unmittelbar an der Rekatholisierung der abgefallenen Länder beteiligt. An den Jesuitenuniversitäten Dillingen und Ingolstadt wirkten spanische Professoren, die Werke der dortigen großen Theologen waren auch im Reich weitverbreitet und gedruckt. Die Kirche des 16. (und frühen 17.) Jahrhunderts war „spanisch“ geprägt, und da Spanien von den internationalen Orden geprägt war, war sie umso römischer.
Die Kirche hatte nun eine wirklich weltweite Struktur und Vernetzung, bei überall einheitlicher Lehre, einheitlichem Kultus, einheitlicher Sprache. Die Orden operierten weltweit, vor allem die Jesuiten waren, wie gesehen, betont international und setzten sich überall aus Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammen. Missionsorden beförderten diese Internationalität der Kirche z.B. auch durch die Verehrung ihrer Ordensheiligen[102], die sie überall zu den Menschen brachten. Die begeistert aufgenommenen Berichte von den Missionen machten in Europa allen die Weltdimension ihrer Kirche bewusst. Im frühen 18. Jahrhundert war der religiöse Aufschwung so groß, dass wegen „Überschusses“ ein Drittel der Weihekandidaten zurückgewiesen werden musste. Schon in der zweiten Hälfte des 17. und ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es in ganz Europa zu vielen Konversionen zum Katholizismus in protestantischen Adelsfamilien. Der Enge des jeweiligen Staatsprotestantismus stand die katholische Kultur mit ihrem „internationalen Flair“ entgegen. Diese Blüte katholischer Weltanschauung spiegelte sich in der Kultur wieder. Die Barockmalerei

[101] Die Erkenntnis, dass das Mittel des Drucks dabei kontraproduktiv war, war dann Ursache für das Misstrauen gegenüber Neubekehrten überhaupt.
[102] In Barockkirchen wird man überall „internationale“ Heiligenfiguren antreffen.

war ein internationaler Stil, wie der Katholizismus international ist. Es war vor allem sein Naturalismus, der dem Stil seine universalistische Note gab. Der menschliche Künstler nahm sich zurück (mit „persönlichen Noten“ und Stilmerkmalen) und ließ allein den göttlichen sprechen, einen Ausschnitt der Ideenwelt Gottes zeigend, die sich in der Welt des Gottgeschaffenen offenbart; solche Kunst ist überall und jederzeit gleich verstehbar und adaptierbar, sie kennt keine „Kulturgrenzen“, ist weder „deutsch“ noch „indianisch“ noch „mittelalterlich“, sondern allgemeinmenschlich.
Barocke Kultur ist dennoch spezifisch katholisch, weil sie entsprechend des religiösen, himmlischen Ziels ein Lob auf die Fülle des Seienden darstellt. Der Barockstil ist daher der „lebendigste“ von allen.
Alles im Barock (und Rokoko) ist asymmetrisch-verspielt, floral-naturalistisch, sich rankend, ausbreitend, geschwungen, in unerschöpflicher göttlicher Kreativität aufblühend, die Fühler ausstreckend, bis ins Kleinste ausgeschmückt mit individuell entwickelten Details, ein Abbild der Mannigfaltigkeit, Vorwitzigkeit, Lust, Blüte, Fülle, Dichte der göttlichen Schöpfung.
Gleichzeitig zeigt er in seinem Realismus ungeschönt auch die grausamen, ernsten Seiten des Lebens, nicht zuletzt in Kreuzigungs- und Martyriumsszenen - an die Bosheit der Welt[103], die Strenge Gottes, die Verletzlichkeit des Leibes und der Seele erinnernd und an das Leiden Jesu und der Märtyrer, das Ausmaß ihrer Liebe, die uns Vorbild sein muss[104].
Die Barockzeit war jene, in der Katholiken gemäß dem jesuitischen Ideal der *religio carnalis* (mit allen Sinnen religiös sein) am innigsten „katholisch“ lebten, ihren gesamten Alltag religiös ausrichteten und jegliche weltliche Sorge am meisten vernachlässigten. Man war wirklich als ein "eigenes Volk“ wahrnehmbar, für Außenstehende ein „wunderliches“ Leben führend. Ständig war man am Feiern, nur im Notfall am Arbeiten. Es gab in der Barockzeit eine Fülle an Sakramentalien, geweihte Dinge wie Medaillen, Kruzifixe, Heiligenbildchen, Wasser oder Pflanzen; nichts ist mystischer als der Barock. Die schönsten Kirchen entstanden zwischen 1650-1750, mit

[103] Um das Böse zu bekämpfen, muss man es sehen, also auch zeigen, aus der Deckung holen.
[104] Wenn heute in Deutschland CD-Cover wie jenes des beschlagnahmten Albums „Butchered at Birth“ der international renommierten Death-Metal-Band Cannibal Corpse (die reinste Umsetzung von Adornos Forderung, Kunst müsse heute „Chaos in die Ordnung“ bringen - in die Mythenwelt der nutzenorientierten Bürgergesellschaft) für Empörung sorgen, ist dies in unserer abtreibungsfreudigen Gesellschaft eine lachhafte Bigotterie – man bekommt einen Spiegel vorgehalten und erschreckt unbewusst über sich selbst. Auf „provozierende“ Flugblätter von Lebensschützern wird genauso reagiert, „ihh, wie kann man nur sowas zeigen“ – damit ihr seht, was das *ist*, was ihr euch zurechteuphemisiert und das Thema damit tabuisiert. Verantwortlich für etliche Verbote und Zensurmaßnahmen wegen angeblicher „Gewaltverherrlichung“, die sich schon aus der bloßen unkommentierten Darstellung von Gewalt ergäbe, ist passenderweise eine grüne „friedensbewegte“ Lehrerin – Kunst darf nur noch Belehrung sein, nicht mehr beunruhigen.

Engel- und Heiligenfiguren ausgeschmückt, um den „Himmel auf Erden“ zu bringen (bzw. wenigstens die Pforte des Himmels); hier war der Rahmen für das „innige Gebet und die mystische Versenkung des Einzelnen“ (P.C. Hartmann), ebenso für die immer feierlichere und sinnlichere Entfaltung des liturgischen Gottesdienstes, an welchem die Gläubigen „passiv anbetend“ Anteil nahmen, als fromme, ergriffene Zuschauer und Zuhörer[105].
Der katholische Sieg über das (Neo-)Heidentum[106] wurde im barocken Rom auch dadurch versinnbildlicht (und die Epoche damit eingeleitet), dass die Trajans- und Marc-Aurel-Säulen mit Statuen der Apostelfürsten gekrönt und der Obelisk Caligulas mit einem Kreuz auf der Spitze sowie der Umschrift „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat“ versehen wurden. Noch (bzw. wieder) im Barock findet man glasklar die Auffassung, in ungebrochener Tradition mit dem alten Israel zu stehen, wie noch unzählige Kirchengesänge belegen, welche die Kirche ausdrücklich mit „Israel“ identifizieren, auf das zweite Kommen Jesu hin ausgerichtet.

Ultramontanismus: Triumph des Antinationalen

„*Es gibt keinen Unterschied zwischen Ultramontanismus und Katholizismus. Jeder Katholik ist ultramontan, und wer sich schämt, diesen Ehrentitel zu führen, ist kein wahrer Katholik*.“

- Ludwig Windthorst

Die Vernichtung dieser katholischen Religiosität im Zeitalter der „katholischen Aufklärung“ war nicht überall gleichermaßen ausgeprägt – an manchen Orten fanden sich einzelne Personen, welche den Glauben gegen alle Widerstände kompromisslos weiterlebten. Der Mystiker Benoit Joseph Labre, dem selbst die Trappisten und Kartäuser nicht „krass“ genug waren, machte mitten im Josephinismus als bettelnder Pilger, der ununterbrochen in ganz Europa umherzieht, von sich reden; er besuchte alle

[105] Der folgende radikale Bruch zeigt sich bei einem Vergleich etwa mit dem fürchterlichen „Dom“ in St. Blasien (1770er Jahre). Der neuheidnische Klassizismus stieg wieder auf die skeletthafte, tote Ebene des Abstrakten hinunter. Symmetrie ist steril, tot, unnatürlich, langweilig, antiindividuell, gegen die Schöpfung gerichtet: es begradigt, wer gerne eine andere Welt hätte, nach dem eigenen simplen Geist.
[106] Die weiter thematisierte heidnische Mythologie erklärt sich weniger aus dem Neuheidentum der Renaissance (das weitgehend überwunden war) als vielmehr aus der neuen Lesekultur (Lesen als neues Massenvergnügen in den oberen Schichten): „leichte“ Themen übernahm man eben zumeist der klassischen Antike (eine eigene Literatur war erst im Entwicklungsstatus), daraus speisten sich die Themen für Theater und Oper.

wichtigen Wallfahrtsorte, machte sein Leben in ruheloser Selbstheiligung zu einer Pilgerfahrt im wahrsten Sinne; er war das radikale Gegenbild zum damaligen Zeitgeist. Und etwa die Ausstellung des Heiligen Rocks[107] in Trier 1810, die weit über 200.000 Pilger anzog, ließ nochmal die barocke Frömmigkeit aufblühen. Um zu sehen, was das „Katholische“ kennzeichnet und daher unsere Richtschnur als Anhänger des Messias sein muss, schaue man einfach auf jene Personen, die es durch die Wirren der Zeiten retteten. Man betrachte, wie etwa Clemens Maria Hofbauer die aufgrund der josephinistischen Häresien völlig darniederliegende Kirche in seinem Wirkungskreis wiederaufrichtete. Besonders lag ihm daran, die Sehnsucht nach dem *Himmel* zu mehren: der Sterbende verlasse die Erde, um aus dem Elend in das geliebte Vaterland emporzusteigen, wo er sich ganz in Gott versenken wird. Dort wird Friede im Überfluss sein, die Fülle der Freuden. Im Himmel findet man alles, was man verlangt – nichts hat man mehr zu befürchten, keine Übel zu erwarten, es wird an nichts Gutem mangeln, denn „Gott ist mein Alles, und alles Gute finde ich in Ihm“. Der Sterbende kommt „in das Land der Lebendigen, das Reich des Friedens, zur Hochzeit des Lammes“. Dort wird er „sehen, was kein Auge gesehen, hören, was kein Auge gehört“.
Hofbauer betonte zugleich das Wort Gottes, „Ich bin ein eifersüchtiger Gott und dulde keine fremden Götter neben mir“, erinnerte an die Beispiele der Heiligen, etwa an Abraham, der beim Opfer Isaaks gehorsam war trotz seines unendlichen Schmerzes – und wie viel weniger verlangt Gott von uns, mit Freude sollten wir gehorchen. Er belebte das Bußsakrament neu, machte, dass die Sünder ihre Sünden einsahen und bereuten[108]. Er betete viel um eine gute Sterbestunde, machte den Ernst der Lage deutlich. In seinen Predigten präsentierte er die volle Offenbarungslehre der Kirche, betonte, dass alle unsere Leiden, ja alle unsere Handlungen durch die Vereinigung mit Jesus geheiligt werden. Die Menschen in Wien drängten in die Ursulinenkirche, um seine Predigten zu hören, während die anderen Kirchen längst wie ausgestorben waren. Sie wollten wieder ganz neu den Glauben lernen, den die falschen Hirten ihnen ausgetrieben hatten. Jeder war beeindruckt von Hofbauers frommem Eifer. Er erzählte oft, selbst sichtlich bewegt, von Christi Liebe und Leiden, führte die erschütterten Zuhörer zum einfühlenden, liebevollen Mitleiden. Er empfahl nachdrücklich z.B. die

[107] Der Heilige Rock ist ein Sinnbild der Kirche (ungeteilt, eins), welche das neue Gewand Christi im Himmel darstellt – auch von Maria „geknüpft“ durch ihre Fürsprache und Beistand für die Einzelnen.
[108] Auch der hl. Pfarrer von Ars belebte zuallererst das Bußsakrament neu, saß stundenlang im Beichtstuhl, hielt sich auch sonst quasi ständig in der Kirche auf, betete (in Betrachtung versunken, nicht im Suchen nach vielen Worten) vor dem Tabernakel. Von diesem Beispiel (seine Lehre bestand *vor allem* in seinem Beispiel) Ergriffene kamen allmählich, um es ihm nachzutun; sie konnten sicher sein, ihren Pfarrer anzutreffen – bereit zum Hören und Vergeben.

Betrachtung von Jesu Todesangst[109]. Der ganze Alltag konnte ihm zur Inspiration dienen, etwa wenn die Straßen voller Menschen sind, solle man sich erinnern, wie Jesus zu Pilatus geschleppt wurde. Hofbauer zelebrierte die Messe besonders feierlich, und wenn er mit päpstlicher Vollmacht den apostolischen Segen gab, ließ er den Chor vorher den Bußpsalm Miserere singen, um die Anwesenden auf den feierlichen Segen vorzubereiten. Er verehrte das Altarsakrament ganz besonders, mit verklärtem Blick betete er davor, erwies ihm immer die Ehre, steckte alle mit seiner Andacht an, zeigte ihnen, welch einen Schatz sie bei sich haben. Seine würdevolle Art flößte allen Ehrfurcht ein, er erschien als wahrer Stellvertreter Christi, betonte auch, dass das Heil nunmal durch die Priester kommt. Auch alles in der Kirche sollte an die Majestät des Herrn erinnern, etwa die Kirchenmusik, auf die er großen Wert legte.
Mitte der 1830er Jahre erstarkte auch in anderen deutschen Problemgebieten der katholische Geist wieder, beeinflusst vom Mainzer Kreis und Veröffentlichungen wie Franz Staudenmaiers „Geist des Christentums“ 1835 (letzteres in Baden von Bedeutung). Der Mainzer Kreis war mit seiner Zeitschrift „Der Katholik“ das führende Organ des strikt papsttreuen Katholizismus, der sich in einer Art „Ghetto“ bzw. einem Zustand der Gesundschrumpfung befand[110]. In der Ära Pius‘ IX (1846-1878) ging die Frucht vollends auf. Der Wiederaufstieg der Kirche war bereits in den 1840er Jahren nicht mehr zu übersehen. 1845 war etwa das Jahr der Konversion John Henry Newmans, der Katholizismus war in England (wie im Rest der Welt) im Aufschwung. Die Marienerscheinungen in La Salette (1846)[111] und Lourdes trugen dazu bei, dass deutsche Katholiken immer mehr ins „Ausland“ schauten (vor allem nach Frankreich, zum bösen „Erbfeind“…), übernational dachten; das säkulare Bildungsbürgertum wandte sich wegen seines Skeptizismus umso mehr von der Kirche ab, und Protestanten sahen mit Empörung alle Vorurteile über die „nationale Unzuverlässigkeit“ der Katholiken bestätigt.
Der „ultramontane“ Katholizismus wollte an die voraufklärerischen Traditionen anknüpfen, deren Spuren sich im deutschsprachigen Raum freilich weitgehend verloren hatten. Notwendigerweise erschien die katholische „reaktionäre“ Reform der Mitte des

[109] Das „Priesterjahr“ 2009/10 sollte die Priester anspornen, durch fromme Betrachtungen und Andachtsübungen ihre Treue zu Christus zu verfestigen; auch das äußere Erscheinungsbild sollte nach dem Wunsch des damaligen Papstes wieder priesterlicher werden. Schwester Lucia erkannte im Mangel an der „Vereinigung mit Gott im Gebet“ zu Recht die Hauptursache für den Abfall vieler Geistlicher.
[110] Wichtige Protagonisten waren v.a. Franz Leopold Liebermann und Andreas Räss. Großen Einfluss hatte der Kreis v.a. im Elsass und im Rheinland.
[111] La Salette war die erste Erscheinung mit einer konkreten Warnbotschaft. Als die Prophezeiungen über Missernten in Europa eintrafen (die großen Hungersnöte 1846/47), verbreitete sich der Kult rasant, eine große Bekehrungswelle setzte ein. Der berühmte Pfarrer von Ars förderte die Verehrung noch vom Totenbett aus, und Pius IX verbreitete sie ebenso.

19. Jahrhunderts als etwas Internationales, quasi erfrischend Neues, daher Aufregend-Spannendes. Menschen, die nur einen protestantisch-aufgeklärt verwässerten Mangelkatholizismus kennengelernt hatten, lernten nun ganz neu den Schatz der weltweiten Kirche kennen. Bei abgestorbenen, ursprünglich katholischen Traditionen (lokale Eigenfeste, Fastnachtsbräuche usw.) lässt sich beobachten, dass sie ab dem späteren 19. Jahrhundert vor allem in wenig glaubenseifrigen Kreisen „wiederbelebt" werden sollten, als örtliches „Kulturgut", Aspekt des „Volkslebens", während die echten Gläubigen kein Verständnis mehr dafür hatten, sondern längst ihre eigenen liebgewonnenen Formen des Glaubenslebens (angelehnt an „internationale" Entwicklungen wie eben die Marienerscheinungen) hatten.
Die Kirche ist „katholisch", also grenzenlos. Grenzen sind ihr zuwider, sie stellen eine Bedrohung für ihre Einheit her; die einzigen Grenzen, die sie kennt, sind jene der Sprengel ihrer Bischöfe und Pfarrer. Die Päpste versuchten das Mittelalter hindurch, die Schaffung souveräner Herrschaften und damit Grenzen zwischen Christen wenn nicht zu verhindern (durch Klarstellung ihrer eigenen Macht über die weltlichen Herrscher), so doch zumindest abzumildern. Die Kirche kennt keine Länder und Nationen, nur einzelne Seelen. Der Katholik ist nur katholisch, sonst nichts; er hat nur ein Volk, die Kirche, und nur ein Vaterland, den Himmel. Zwei Herren kann man nicht dienen. Etwa „deutsch" und katholisch wird immer ein Gegensatz bleiben – nicht grundlos ist das Konstrukt einer „deutschen Nation" von Anfang an in einem militanten Antikatholizismus begründet. Je „römischer" ein Katholik ist, desto weniger deutsch ist er. Katholiken sind ein über die Erde verstreutes Volk, überall „fremd". Der Glaubensbruder am anderen Ende der Welt steht einem wesentlich näher als ein ungläubiger Nachbar. Die Feinde der Kirche lagen vollkommen richtig mit ihrer Einschätzung, dass die Kirche dem Gedanken der „Nation" nicht gewogen ist. Der katholische Konservative Carl Ernst Jarcke schrieb im „Vormärz" über den grassierenden Nationalismus: „Der Christ kennt über dem irdischen ein anderes, ein höheres Vaterland. Und wie er um des Glaubens Willen jeden Augenblick bereit sein muss, Leben, Familie und Vaterland dahinzugeben, so kann er auch, wenn zwischen seiner Nationalität und dem Glauben oder der Lebensordnung der Kirche ein Zwiespalt entsteht, auch nicht den mindesten Zweifel hegen, welches von beiden zu opfern sei". Jarcke bestand darauf, dass nicht ein unveränderlicher „Volkscharakter" besteht, sondern das Christentum umgestaltend auf die heidnischen Stämme wirkte. Und: „einst wird der Tag kommen, wo es nur noch einen Hirten und eine Herde gibt. Das Volkstum kann also keine in Ewigkeit sondernde Scheidewand bilden". Dem einen, höheren Vaterland sollen alle Menschen angehören.
Voller Unbehagen blickt der zur deutschen Einigkeit erzogene Nichtkatholik daher noch heute auf die Kirche, diese ihm unverständlichen Gesetzen und Regeln folgenden Menschen, die so gar nicht seinen Normvorstellungen entsprechen. Es ist zwecklos, sich ihm anbiedern zu wollen – er wird der Kirche immer misstrauen, ob von Konservativen oder Progressisten geführt, so lange er sich nicht bekehrt. Er wird immer Ausreden

finden, gegen die Kirche hetzen zu können. Er muss sich komplett umkehren, keinen Millimeter darf die Kirche ihm entgegenkommen, steht er ihr doch komplett entgegen. Die „Nation“ wird, wie die Kirche, als Gemeinschaft von Lebenden, Toten und sogar noch gar nicht Geborenen angesehen und tritt damit automatisch in eine Konkurrenzsituation zu ihr; sie hat angeblich eine gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Gegner, gemeinsame Ziele. Das „Fremde“ ist potenziell immer Bedrohung der „eigenen“ Kollektividentität. Der Nationsgläubige meint, das „Schicksal“ des Volkes müsse von jedem Einzelnen geteilt werden; die Nation bzw. Nationalität sei dominierender Faktor zur Formung der individuellen Identität. Schon die frühen Christen wurden verfolgt, weil sie sich weigerten, die Götzen der sich selbst verabsolutierenden Kulturen, in denen sie lebten, anzubeten!
Der Ultramontanismus war eine kraftvolle Reaktion auf den Nationalismus, der sich als Ersatzreligion breitgemacht hatte. Er ist die Lehre der kirchlichen Einheit und war damit der Rettungsanker der Kirche, die das wahre Volk ist, dem der Getaufte angehört. Er lehrte, dass das Gesetz Gottes und der Kirche (mit dem Mittelpunkt im Papsttum) immer Vorrang hat vor anderen (weltlichen) Gesetzen; dass weltliche Herrschaft (ob von Monarchen oder „Nationen“ ausgeübt) und Souveränität Grenzen haben und kein Selbstzweck sind. Er erkannte an, dass weltliche Herrschaft über Christen überhaupt nur durch die Kirche legitimiert war und die Christen von der Gefolgschaftspflicht auch wieder dispensiert werden konnten. Man knüpfte an die spanische Spätscholastik an, die betonte, dass es dem Papst zusteht, ja seine Pflicht ist, in weltliche Händel einzugreifen, wenn das Seelenheil oder die Freiheit der Kirche in Gefahr sind. Er kann dann befehlen, Gesetze zurückzunehmen oder sie ansonsten für ungültig erklären, auch im Extremfall einen (von der Kirche eingesetzten) Herrscher wieder absetzen. Es gibt kein unmittelbar göttliches Herrschaftsrecht, es gibt ein Widerstandsrecht gegen Tyrannen! Herrschaft über Menschen ist nicht naturgegeben, menschliche Freiheit dagegen schon. Herrschaft entsteht erst durch Verträge. Molina beschrieb den Herrscher korrekt als Dienstleister im Auftrag seiner freien Untertanen, Herrschaft als rein menschliches Geschäft. Der Zweck des Staates ist ausschließlich diesseitig. Über geistlich-religiöse Angelegenheiten hat er keinerlei Regelungskompetenz. Francisco Suarez SJ betonte, dass der Gehorsam gegenüber weltlichen Herren weit unterhalb des christlichen Gehorsams steht, weshalb er den (u.a. gegen das Beichtgeheimnis gerichteten) Eid auf den kirchenverfolgenden König von England ablehnte und den sogenannten „Tyrannenmord“ rechtfertigte. Auch Pius IX war ein entschiedener Gegner der Auffassung, weltliche Herrschaften (z.B. „Nationen“) hätten unbegrenzte Rechte (also volle Souveränität) und seien selbst Quelle von Recht; der mystische Leib Christi verlangte ihm eine enge Verbindung unter den Gliedern und mit ihrem Haupt, gegen jede Behinderung: die Kirche ist überstaatlich und übernational. Treffend meinte Heinrich Heine 1840, wenngleich in herabwürdigender Absicht: „Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa in Rom“. Genauso ist es, und jeder Katholik sollte froh über diese Freiheit sein. Der Konvertit und

Historiker Onno Klopp verglich die Kirche 1873 mit einem Fluss, der an den Ruinen von Schlössern und Burgen vorbeifließt: sie hat Reiche und Staaten entstehen und vergehen sehen und sie alle überdauert; was sie in Europa verlor, ersetzte sie in der Neuen Welt. Ihr Kultus ist allumfassend, ihre Lehre überall dieselbe, sie hat den Anspruch, die Kirche der ganzen Menschheit zu sein, frei von den weltlichen Mächten. Innerkirchlich wird im Ultramontanismus betont, dass der Papst die Quelle aller Gewalt in der Kirche ist, Bischöfe ihm gegenüber dienende Werkzeuge sind.
Das von den nationalliberalen Katholikenhassern so heftig bekämpfte Ersten Vaticanum blieb freilich weit hinter den Ansprüchen der mittelalterlichen Päpste zurück[112] - daran gemessen, war die banale Äußerung, dass Glaubensentscheidungen des obersten Glaubenshüters, wer hätte das gedacht, auch als Glaubensentscheidungen Gültigkeit beanspruchen dürfen, ein geradezu zaghaftes „Hallo, ich bin auch noch da!“. Dass jede weltliche Herrschaft sich aus sämtlichen kirchlichen Angelegenheiten herauszuhalten hat, ist eine absolute Selbstverständlichkeit. Das Volk Gottes nimmt weltliche Herrscher in Fragen des weltlichen Zusammenlebens notgedrungen hin (solange nicht zur Sünde verpflichtet werden soll), aber verbietet sich Einmischungen in die eigenen Belange, die per se den Weg zum Heil der Seele betreffen, von dem jeder Staat sich fernzuhalten hat, wenn er dem Begriff „Freiheit“ irgendeine Bedeutung zumisst.
Ein wichtiges Mittel zur Bewahrung der katholischen Identität waren im Deutschen Kaiserreich die neugegründeten katholischen Vereine, mit denen die staatlich gewünschte Vermischung („Verbrüderung aller Deutschen“) mit Andersgläubigen eingedämmt wurde. Sie wurden daher später vom NS-Staat besonders bekämpft, insbesondere Jugendvereine. Die katholischen Vereine waren bewusst ein „spalterisches“ Gegengewicht zu den bürgerlichen Vereinen, die der Einigwerdung der „Nation“ (in deren lokaler „Manifestation“) dienen sollten; sie drückten aus, dass der Geist (die religiöse Haltung) über dem Fleisch steht, das wahre (grenzüberschreitende) Einheitsstiftende ist. Diese Resistenz brachte manchen zur Weißglut. Paul von Hoensbroech, 1895 zum Protestantismus übergetretener Ex-Jesuit und nun glühender Nationalist, warf dem Zentrum vor, Politik nicht ausschließlich nach nationalen Gesichtspunkten (sondern nach „Rom“) auszurichten und darum ein Fremdkörper in „unserem nationalpolitischen und kulturellen Leben“ zu sein. Die Jesuiten würden die Unterordnung des Staates unter die Kirche betreiben, sie stünden im Gegensatz zu Nation und modernem Staat[113]. Man wolle als Deutscher „Herr im eigenen Hause“ sein,

[112] Man denke allein an die Bulle „Unam Sanctam“ 1302: es gibt nur eine Kirche, mit einem Haupt, nämlich Christus und Sein Stellvertreter, von dem alles Heil abhängt und dessen Gesetz alles Weltliche untergeordnet ist.
[113] Ähnlich die Kritik des 1908 suspendierten Modernisten Joseph Schnitzer (für den z.B. alles immer nur „zeitbedingt“ war, auch Dogmen und Kirchenrecht): die römischen Theologen (unter Jesuiten ausgebildet) seien allesamt erfüllt von der Allgewalt der Kirche, die alle menschlichen Gewalten himmelweit überrage, ja sie seien feindselig „gegen alles, was Staat heißt“.

bräuchte keine „Oberherrschaft von jenseits der Alpen“. Die Nationalliberalen waren die Partei, die sich ganz in der Tradition der „1848er“ sah, deren Grundsätze gewesen seien, „das Vaterland über die Partei“ zu stellen, sich nicht „von den Empfindungen einzelner Gruppen oder Klassen“ leiten zu lassen und „in praktischer Arbeit dem Volkswohl“ zu dienen (Mosbacher Tagung). Das Zentrum wurde von ihnen in diesem Sinne als „reaktionär“ bezeichnet; die Badische Landeszeitung nannte es 1905 „antinational“, „undeutsch“, „staatsfeindlich“ (auch, in eliminatorischem Duktus, „schwarzes Unkraut“). Rund drei Viertel der Ausgaben des nationalliberalen Alb-Boten z.B. enthielten im selben Jahr Angriffe gegen die Kirche, z.B. weil die Priester abstritten, „heilige Pflichten gegen das Vaterland“ zu haben und „unumschränkte Freiheit“ begehrten; weil es zu viele kirchliche Feiertage gäbe; oder weil (ganz modern „bevölkerungspolitisch“ argumentierend) Zölibat und damit Klöster einen „Volksschaden“ darstellten. Bettelorden würden zudem das arme Volk so schändlich „ausbeuten“ (was geht da nicht alles dem Staat und Unternehmer verloren). Als überzeugte Partei der nationalen Einheit waren sie direkte Vorläufer der Nationalsozialisten, was angesichts des besessenen „Kulturkampfs“ (so das zentrumsnahe Tagblatt vom Oberrhein schon 1931) der letzteren (die es im Gegensatz zu ersteren auch schafften, bei der Arbeiterschaft Erfolg zu haben sowie „liberale“ Katholiken nicht von Vornherein zu vergraulen) vom Zentrum exakt so gesehen wurde.
Der Grad an „Katholizität“ einer Person ist ablesbar an der Bereitschaft, anstelle „nationaler Besonderheiten“ (welche zeigen, dass ihr das Nationale letztlich über dem Katholischen steht) sich den einheitsstiftenden Traditionen der „ultramontanen“ Kirche anzupassen – dem Latein, den klassischen Riten, Gesängen und Gebeten, den universellen Traditionen wie dem (internationalen) Wallfahrtswesen und der Verehrung universeller Heiliger.
Heute sind es ehemalige Missionsgegenden, keineswegs Europa und am allerwenigsten der deutschsprachige Raum, wo die Hauptzentren der katholischen Welt zu finden sind. Im glaubenstreuen Katholizismus geben längst „nichtweiße“ Autoritäten etwa aus Indien, Sri Lanka oder Afrika den Ton an - dort leben (ihren i.a.R. abscheulichen Regierungen zum Trotz) noch Menschen, die an die universalistische Lehre des Juden Jesus aus Nazareth glauben; „weiß“ und europäisch ist in der Kirche nur der Rauch Satans, der kryptoprotestantische Ökumenismus. Dass der wahre Glaube sich eine Zeitlang vor allem in Südeuropa festsetzte, war Zufall – es hätten sich ebensogut China oder Marokko zum „Zentrum des Christentums“ entwickeln können. Eine europäische Arroganz, man habe eine gottgewollte Vorreiterrolle, ist absolut abzulehnen (ebenso wie der Vorwurf der Gegenseite, das Christentum sei „europäisch“ und damit fremd für andere Kontinente) – im Gegenteil war es Gottes Willen zuwider, dass anderswo der Glaube versandete und fast nur in Europa vorerst übriggeblieben war. Unter dunkelhäutigen Afrikanern und Südindern herrschte längst seit Jahrhunderten Christus, als in Nord- und Osteuropa noch die Heiden auf ihren Bäumen herumhüpften. Das

Christentum kam erst spät zum Großteil der „Weißen“. Mittlerweile ist es bei ihnen mit Ausnahme einer kleinen Minderheit (reine Kulturchristen zählen nicht) auch schon wieder verschwunden. Wer sind denn heute „die Katholiken“ (die sich als solche definieren und danach leben)? Zu großen Teilen Afrikaner, Südasiaten (vor allem Arme), „Mischlings“-Bevölkerung ehemaliger spanischer und portugiesischer Kolonien. Gerade konservative Katholiken (und damit auch „pro life“) sind in der Mehrzahl weiblich und „nichtweiß“. Die letzte anerkannte Marienerscheinung war diejenige von Kibeho, was nicht aus Zufall in Afrika liegt. Dortige Gläubige können stundenlang beten, mit Freude und Eifer – dort tut die Kirche noch, wozu sie da ist. Wie im 16. Jahrhundert, als in Europa der Glaube zu erlöschen begann und sich zugleich eine „neue Welt“ für die Kirche auftat, die freudig von Maria empfangen wurde, war auch im 20. Jahrhundert, als sich die Kirche in Europa erneut in den Unglauben verabschiedete, ein neuer Erdteil zur strahlenden Bühne katholischen Lebens geworden, und Maria bezeugte den Sehern Anfang der 1980er Jahre, gerne dort zu sein, weil die Menschen sie dort noch lieben, einen starken Glauben haben und Gottesfurcht[114]. Sie kam freilich nicht zu verweltlichten „Sozialkatholiken“, die auch dort in den Wirren von Konzil und Dekolonisierung durch europäische Modernisten, die das „einfache Volk“ (die Hutu-Mehrheit) vergötzten, geschaffen worden waren, ihnen Stammestreue einbläuend statt ausredend. Nein, die Erscheinungen geschahen in einem älteren, noch zutiefst traditionell katholischen Milieu. In den Familien bekamen die Kinder französische Heiligennamen, beteten auf Knien den Rosenkranz vor „klassisch“ gestalteten Marienstatuen, wuchsen auf mit Bibel- und Heiligengeschichten, identifizierten sich mit Personen aus weiter Ferne und damit mit dem universellen Menschsein, mit der ganzen Welt als „Heimat“, räumliche Entfernungen als relativ erkennend. Die katholischen Kinder waren beeindruckt von Fatima, sangen begeistert das Fatima-Lied, und Portugal, so die Lehrerin einer Autorin zu den Erscheinungen, sei „gar nicht so weit von Ruanda entfernt“ – die Seherkinder von 1917 wurden als Menschenkinder wie sie selbst wahrgenommen, nicht als irgendwelche „Fremdrassigen“; ebenso die Heiligen aus Frankreich oder Israel. Man war in katholischen Jugendgruppen oder der Legio Mariae, las die „Nachfolge Christi“ und lebte nicht anders als andere Katholiken auf der Welt. Der Glaube Israels war auch hier angekommen und hatte die Menschen verändert, eingegliedert in die eine uralte Familie, mit der Mutter Maria. Von der Erscheinung heißt es ausdrücklich, es sei keine Farbe ihrer „wie Elfenbein schimmernden“ Haut erkennbar gewesen, sie sei „weder schwarz noch weiß“. Maria lehrte das Gebet, „Vereinige uns alle zu einer Familie in Christus, damit wir gemeinsam Sein Wort auf der ganzen Erde verbreiten“. Vor Gott sind alle gleich. Maria wollte von den Seherinnen, dass sie den Sieben-Schmerzen-Rosenkranz wieder bekannt machen (den sie selbst

[114] In Zeiten, wo selbst vom Papst (sich zum bloßen „Bischof von Rom“ herabwürdigend) nichts mehr zu erwarten ist, muss verstärkt der Himmel selbst eingreifen.

vorher nicht kannten), eine mittelalterliche Andachtsform, die vor allem in einer Betrachtung der Leiden Marias besteht. Sie sagte ausdrücklich, dass sie bei einer Erscheinung immer zur ganzen Welt spricht, nicht etwa nur zu den Menschen in Kibeho; jene sollten die Seelen wieder zu ihrem Sohn führen, da so viele in ihr Unglück rennen. Ihre Botschaften standen in alter Tradition: man soll die Leiden der Welt geduldig ertragen, das irdische Dasein ist kurz, der Schatz im Himmel ewig; „niemand, der nicht gelitten hat, kommt in den Himmel". Seinen Platz dort muss man sich verdienen. Man soll Gott und die Mitmenschen lieben, die Gebote halten, die Sünden bereuen, büßen, vergeben; täglich den Rosenkranz beten (auch den Sieben-Schmerzen-Rosenkranz), gerade auch für die Mitmenschen, für die Armen Seelen, für die Sünder, dass sie sich bekehren.
Viele Christen aus der sogenannten „Dritten Welt" haben längst den Ruf Gottes gehört und sind als Missionare unterwegs in den neuheidnischen Glaubenswüsten Europas, das dort gern für den Nabel der Welt gehalten wird, aber geistlich als primitivster Urwald anzusehen ist[115]. Aus der ganzen Welt pilgern die Menschen unterdessen nach Kibeho zu „Unserer lieben Frau der Schmerzen".
Kibeho zeigt auch nachdrücklich das Teuflische der Spaltung der Kirche in „Ethnien": ein gutes Jahrzehnt nach den ersten Erscheinungen und trotz der Warnungen Marias, die den Genozid in Visionen zeigte, töteten Katholiken andere Katholiken[116], Nachbarn, Leute, mit denen man zuvor noch gemeinsam auf Wallfahrt war[117]. Dies sei eine Warnung, die eine Kirche nicht mehr als in zusätzliche „Völker" mit „eigenen Interessen" aufgespalten zu sehen! In Ruanda spielte sich die Geschichte der Menschheit, ja der Kirche im Kleinen ab.

---

[115] Fatal ist es dagegen, wenn Seminaristen aus ärmeren Ländern mit kirchensteuerfinanzierten Stipendien ausgerechnet an deutsche Ausbildungsstätten gelockt und dort mit dem Modernismus infiziert werden – man möge sie sich in rechtgläubigen Ländern ausbilden lassen und dann von *ihnen* lernen!

[116] Zugleich wurden etliche Menschen ermordet, die aufgrund ihres Glaubens andere schützen wollten. Hunderte Geistliche, auch versöhnungswillige oder gemäßigte Hutu, fielen den Massakern zum Opfer; man höre nicht auf die üblichen Kirchenfeinde, welche scheinheilig jene verwirrten und verweltlichten Hutu-Kleriker, die sich mitschuldig an den staatlichen Verbrechen machten, auf Kosten dieser Märtyrer ins unverdiente Rampenlicht zerren wollen.

[117] Der katholische Sänger (und barocke Komponisten verehrende Organist) Kizito Mihigo setzte sich in der Folge für Versöhnung ein, betonte, dass auch Hutu grausam getötet wurden und betete für sie (auch für die Mörder seiner eigenen Familie), sah seine Würde nicht aus der Nationalität, sondern dem Menschsein kommen: „let the words I am Rwandan be preceded by I am Human" – dafür wurde er zu 10 Jahren Haft verurteilt und 2020 (mit 38 Jahren) im Gefängnis zu Tode gefoltert, wo er zuvor noch zur Versöhnung zwischen Inhaftierten der verfeindeten Lager beigetragen hatte.

2) Die „Nation“ als heidnisches Gegenvolk

Heidentum als Gegensatz zu Juden- und Christentum

„*Wenn die Heiden ihr Opfer bringen, opfern sie in Wahrheit den Dämonen. Nicht möglich ist es, zugleich aus dem Kelch des Herrn und aus dem Kelch der Dämonen zu trinken*.“

- 1 Cor 10

Immer schon war das Heidentum in trauter Einigkeit dem Gottesvolk in Todfeindschaft gegenübergestellt. Das Heidentum ist in der Bibel das Reich des Teufels; seine Anhänger sitzen im Dunkeln, sie sind Volk, das nicht Gottes Volk ist (Mt 15,24; 1 Petr 2,10); Gott lässt sie ihrer Wege gehen, sie sind von Ihm verlassen (1 Petr 2,10, Apg 14,15); sie sind in Feindschaft mit Ihm, ohne Frieden und Hoffnung (Eph 2,16), gehören nicht zum Reich Gottes (1 Cor 5; 12,16), haben sich zu Teufeln gewandt (Col 1,21). So verhielten sie sich auch stets. Perser wollten die Juden töten, weil sie mehr auf das Gesetz ihres Gottes (das anders sei als das aller anderen) schauen als auf das des Königs (Esther 3,8f). Im griechischen Seleukidenreich der 160er Jahre wurde der Tempel entweiht, die Religion verboten; Stoiker wie Cicero und Seneca waren sehr antijüdisch (sie verabscheuten die Juden etwa wegen der „barbarischen“ Beschneidung), der zu Recht lange (wenn auch nicht lange genug) vergessene Tacitus erst recht - sie seien den Göttern verhasst, den anderen Religionen entgegengesetzt; als schlimmste Variante des „judäischen Aberglaubens “ sah er das Christentum an. Tacitus war der einzige unter den römischen Autoren, der die Barbarenstämme dagegen bewunderte; er kann als Schöpfer der ganzen neuzeitlichen Völker-Stereotypen gelten. Seine Germanenbewunderung ist der Ausgangspunkt aller modernen „Edle Wilde“-Phantasien (gegen ein „dekadentes Imperium“ und von ihren „Wurzeln“ Entfernte gerichtet). Augustus wollte die Juden dann dem Kaiserkult unterwerfen, mehrmals wurden sie aus Rom vertrieben; im Jahr 38 fand in Alexandria (dem Zentrum des hellenischen Judentums) ein großes Pogrom statt, bei dem alle verjagt oder getötet wurden. Etwa ab dem Jahr 64 n.Chr. wurden Juden und Christen dann im großen Stil blutig verfolgt. Zwischen beiden Gruppen sahen die Verfolger keinerlei Unterschied. Mehr als die Hälfte der Jahre bis 313, als die Verfolgung langfristig endete, war die Kirche im Untergrund und in steter Todesgefahr. Wer sich den Staatskulten entzog, bedrohte die *pax deorum*, den Frieden mit den Göttern und damit das „öffentliche Wohl“. Juden und Christen waren die einzigen, die eine andere Loyalität als die zum heidnischen Römischen Reich beibehielten; die Loyalität zum wahren Gott.
Die Geschichte des Heidentums ist immer eine Geschichte des Abfalls von Gott, der immer groteskere Kreise zieht. Vom Glauben der Generation Noahs können dabei noch

Reste überall unter den versprengten Heiden vorhanden sein. Wie die ethnologische Forschung (etwa Wilhelm Schmidts) zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei Stämmen, die sich in den schwer zugänglichen Gebieten der Erde noch als reine Sammler und Jäger betätigten, zeigte, haben sich bei jenen „primitiven" Populationen die Grundzüge des ursprünglichen Gottglaubens gehalten, die in anderen, höherentwickelten, durch polytheistische oder pantheistische Vorstellungen verschwunden sind[118]. Dort, wo die Religion wie die Kultur im Allgemeinen sehr wenig entwickelt ist, kennt man stets nur ein einziges höchstes Wesen. Bei einigen Stämmen kommt ein obskurer böser Widersacher desselben vor. Es erscheint immer sehr menschenverbunden, nicht sehr weit entrückt. Dennoch ist die Heimat der Himmel, aus dem es entweder stammt oder in das es (oft wegen menschlicher Schuld) entrückt ist. Es hat eine Persönlichkeit, ist nicht einfach eine „Kraft". Es erscheint anthropomorph und zugleich unsichtbar. Oft wird es als vor Licht strahlend beschrieben, erscheint als Schöpfer, „Vater", auch als Gebieter über Leben und Tod. Das Wesen ist vor allen anderen Wesen da und stirbt nicht; manche glauben, dass es alles sieht, überall ist, allmächtig. Bei manchen erscheint es hart und streng, bei anderen überwiegt der Charakter der Gütigkeit. Bei einigen Stämmen erschafft es den ersten Menschen aus Lehm und haucht ihm Geist ein. Insbesondere bei Stämmen auf der Südhalbkugel ist das Wesen „Gesetzgeber", meist Achtung des menschlichen Lebens, geschlechtliche Sittlichkeit, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft betreffend. Außer den Eltern erkennen jene Menschen ansonsten keine menschliche Befehlsgewalt an. Dort ist auch die Betonung der Strafe und des Todbringens (etwa durch Krankheit) wichtig. Alle glauben an ein Jenseits, ohne allzu konkrete Vorstellungen davon zu haben. Die Guten werden belohnt, die Bösen bestraft (dämmern dahin oder leiden in Feuer, Kälte oder ruhelosem Umherwandern). Viele Stämme kennen Gebete, hauptsächlich Bittgebete, bei manchen sind auch Dankzeremonien bekannt. Einige betreiben Lebensmittelopfer, teilweise gibt es Sühnopfer, bei denen um Verzeihung der Sünden gebeten wird. Bekanntlich sind auch Fluterzählungen ein universell verbreitetes Phänomen. Viele Aspekte der jüdischen und katholischen Religion sind universell in vielen Religionen vorhanden, da sie entweder uralten Ursprungs in der Menschheitsgeschichte sind oder sich aus der menschlichen Natur ergeben. Schon zur Zeit Adam und Evas gab es z.B. einen Opferaltar – jenen, den Kain und Abel benutzten. Vor dem Antlitz der Gottheit niederzusinken scheint eine allgemeinmenschliche Reaktion zu sein (daher das Knien), und das „Klosterleben" als Leben in gleichgeschlechtlicher Kommunität um ein kultisches Zentrum herum, das gepflegt wird, ist die natürliche Form des Zusammenschlusses von gottgeweihten Betern (für die es im Alten Bund schon Vorbilder gibt, in Ostasien ist Ähnliches dagegen frühestens im 2. Jahrhundert vor Christus belegt).

[118] Jene, wie auch Ahnenkulte oder Animismus, sind gegenüber dem Eingottglauben der Uroffenbarung logischerweise jüngere Entwicklungen.

In China gab es vor Polytheismus, Ahnenverehrung und dem völlige Gleichgültigkeit lehrenden, deterministischen Daoismus im 6. Jahrhundert v.Chr. einen klassischen monotheistischen Glauben (Shangdi). Auch noch die assyrische Ashur-Verehrung (im 3. und 2. Jahrtausend v.Chr. belegt) war ein monotheistischer Glaube. Der Monotheismus steht immer am Anfang, aber dann kam der Abfall. Die Menschen wandten sich selbstgemachten Göttern bzw. Dämonen zu. Die Gruppe von 12 Göttern etwa, wie sie in der attischen (spätestens im 6. Jahrhundert v.Chr.) und damit der römischen Mythologie auftaucht, dürfte hettitischen Ursprungs sein. Im 2. Jahrtausend v.Chr. taucht der Polytheismus bereits in Indien auf (mit noch einigermaßen himmelsähnlichen Vorstellungen und Zielen), der später von Jainismus und Buddhismus im 5. Jahrhundert v.Chr. verworfen wird. Der stufenweise Niedergang der Welt außerhalb des Gottesvolkes ist hier sehr „schön" nachvollziehbar. Abgesehen vom Polytheismus, Nihilismus oder regelrechten Satanismus (einer bösartigen Gottheit untertan sein) entwickelten sich im Heidentum noch weitere Abwege. Etwa aus der Überbetonung der göttlichen „Allgegenwärtigkeit". In Persien lehrte Zoroaster bereits im 7. Jahrhundert v.Chr. den Pantheismus, man kam weg vom persönlichen Gott[119].
Der Buddhismus passt zur westlichen Moderne, da er die vom Leiden geprägte Existenz verachtet, keinen persönlichen Gott kennt, die Tierwelt quasi vergötzt, keine hervorgehobene Rolle des Menschen mehr kennt. Das Dasein (inklusive aller „Wiedergeburten") soll beendet werden durch vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden, das „Nicht-Selbst" im „Nirvana" (dem Nicht-Sein, der völligen Leere) realisiert werden. Buddhisten wollen nicht das ewige Leben, sondern im Gegenteil der ständigen Wiedergeburt entfliehen (das Leben erscheint als „Fluch"), durch totale Emotionslosigkeit, gegen jedes Begehren gerichtet. Der christliche Mönch strebt nach Vereinigung mit Christus, der buddhistische mit dem Nichts. Das Christentum liebt das Leben und opfert, um mehr davon zu bekommen, der Buddhist lernt die Gleichgültigkeit. Der Buddhismus ist im Grunde ein Versuch, sich die Hölle erträglich zu machen. Er ist das radikale Gegenteil des Christentums, selbst der durchschnittliche Atheist ist dem Christentum näher[120] als ein observanter Buddhist. Das buddhistische

[119] Der Pan(en)theismus verkennt das Sich-Gegenüberstehen von Schöpfung und Schöpfer; erstere folgt Gesetzen, weshalb es überhaupt erst möglich ist, dass letzterer eingreift in einen Lauf der Dinge. Gott ist der Schöpfer von allem, aber nicht identisch mit allem. Die Schöpfung ist nicht einfach eine Art Ausfluss der göttlichen Existenz (sondern Werk einer freien Person); Er kann einfach von keinem Ort ausgeschlossen werden, sieht alles, kann überall eingreifen, aber „ist" nicht überall – Er kann freilich z.B. in allen Tabernakeln der Welt zugleich sein, so wie Sonnenlicht durch alle Fenster eines Hauses gleichermaßen scheint, wenn sie ihm geöffnet werden. „Omnipräsent" ist eher Ihm die Welt: Ihm ist jeder Ort gegenwärtig; Er lässt sich nicht begrenzen.

[120] Weil er in der Regel zumindest nach epikureischer Maßgabe, die einer stoischen bei weitem vorzuziehen ist, sein eigenes Dasein durchaus bejaht; die westliche „Konsumhaltung" kommt

Ziel, das Nirvana, ist per Definition nichts anderes als die christliche Hölle. Es ist der Ort des größtmöglichen Nicht-Seins, ein Zustand völliger Leere ohne Empfindungen und Bewusstsein. Die Hölle ist die Negation des Seienden, das Streben nach dem Nichts ist das Streben Luzifers, der seinen Schöpfer und sich selbst hasst. Die sozusagen tiefste Hölle ist nicht durch Feuer und sonstige Piesackereien gekennzeichnet, sondern durch das Höchstmaß an Seinsferne und damit Gottesferne. Der Buddhismus bietet als Ausweg aus der Verlustangst das Ablegen aller Begierden und Anhänglichkeiten. Er verschließt sich ganz, will nichts in sich aufnehmen. Der Christ strebt nach der Fülle des Daseins (den Himmel), er liebt sein Dasein so sehr, dass er sich Unendlichkeit wünscht, er strebt nach immer mehr[121]. Mit offenen Augen, sich nicht sattsehen könnend, geht er durch das Leben in Richtung des Ziels, das ihm nochmal eine unendliche Steigerung all dieser heiligen Lust verspricht[122]. Der Buddhist leugnet sowohl Leiden als auch Genuss, sein Ideal ist die teilnahmslos-neutrale Haltung gegenüber allem. Danach strebt die buddhistische Meditation, die nicht zufällig sich gegen alles Äußere abschließt, während die christliche sich gerade so weit es nur geht (für Gott) öffnet. Nichtmal das „Streben nach Glück" ist ein gemeinsamer Nenner, ist doch mit dem Begriff für uns immer ein Gefühl der Freude (normalerweise mit Liebe, Hingabe an einen und von einem Gegenüber verbunden) assoziiert, was für den Buddhisten ein lästiges Hindernis auf dem Weg zum Ziel wäre.

Als die ersten „Germanen" die Männer erschlugen, die ihnen den Heiland bringen wollten, waren ihnen fernöstliche Denkgebäude freilich noch fern – sie mochten einfach keine Fremden, die ihren schönen Fress- und Saufalltag durcheinanderbringen könnten. Als die ersten Missionare bei jenen Wilden eintrafen, stellten sie fest, dass die angetroffenen Weltbilder völlig unvereinbar mit dem Christentum waren. Also sahen die Missionare ihre Aufgabe, diese Traditionen zu bekämpfen. Das Gerede von der angeblichen kirchlichen Toleranz und gar Bewunderung gegenüber der heidnischen Kultur (in so löblichem Gegensatz zum bösen Alten Testament) ist offensichtlich eine Lüge, wenn man sich einfach mal ein paar Heiligenviten aus der Zeit der „Germanen"-Mission anschaut: heidnischen Kulten und Kultstätten gegenüber wird dort alles andere als zimperlich verfahren, oft mit aktiver göttlicher Unterstützung (etwa bei Columban oder Martin). Die Götzen wurden herausgefordert und verloren. Nach ihrer Niederlage wurde vernichtet, was zu ihrer unverdienten Ehre gedient hatte. Kulte, die auf Stärke

---

sowohl in ihrer kapitalistischen wie kommunistischen Variante aus dem Christentum, im Gegensatz zur ökologistisch-misanthropischen Anti-Konsum-Haltung, die nicht ohne Grund die östlichen Religionen rezipiert.

[121] Etwa Psalm 104 ist ein schwärmerisches Lob der Schöpfung, die betrachtet und genossen wird, voller Dankbarkeit dem Schöpfer gegenüber – das komplette Gegenbild des Stoizismus oder der fernöstlichen Religionen.

[122] Die tiefe Unwahrheit des Protestantismus äußert sich auch gerade in seinem genussfeindlichen Charakter.

und Heroismus begründet waren, ließen sich so ohne lange philosophische Diskurse als nichtig entlarven.
Das Christentum wird heute irrsinnigerweise von vielen (unter dem Eindruck, eine „volkseigene“ Religion sei das einzig wahre) nicht nur wegen seiner „jüdischen Moral“ abgelehnt, sondern auch weil es ansonsten eine „Patchwork-Religion“ sei, die allen möglichen Völkern „deren“ religiösen Formen und Inhalte abgeschaut, ja „gestohlen“ habe. Seit dem 19. Jahrhundert ist ja für die liberale protestantische Theologie (Hermann Gunkel usw.) klar: das Christentum sei eine synkretistische, keineswegs eine jüdische Religion. Heidentumsbegeistere Theologen sahen in dieser angeblichen Offenheit für Heidnisches gerade etwas ganz Tolles. Es gab in Wahrheit *keinerlei* christliche Toleranz, erst recht keine „Integrierung“ solcher Elemente. Alte Kultstätten wurden zerstört, neue errichtet (wie man eben im Alten Bund auch vorgegangen war)[123]. Die falsche Behauptung, die Kirche habe so viel „Heidnisches übernommen“, führte erst zu der Annahme, man könne die „germanische“ Religion rekonstruieren. Alles, was man über vorchristliche Religion im „germanischen“ Raum sagen kann, kommt aus einigen wenigen, vagen christlichen Quellen. Die Barbaren selbst haben eben nichts Brauchbares hinterlassen. Ebensowenig Sicheres wie über die Barbarenreligionen lässt sich daher z.B. über ihre Sprache sagen. Es ist nicht feststellbar, wie in Spätantike und Frühmittelalter in den einzelnen „Völkern“ gesprochen wurde. Jegliche Aussagen zur Sprache vor dem Auftauchen schriftlicher Dokumentation sind notwendigerweise rein spekulativ. Für Westeuropa aber gibt es bis weit ins Mittelalter hinein Schriftzeugnisse allein in Latein und Griechisch. „Indogermanen“ dagegen sind eine Erfindung nationalistischer Linguisten, die ihnen gleich ihre angebliche „Sprache“ mitdazudichteten. Es spukt immernoch die Vorstellung von umherziehenden, monogenetischen, auch sprachlich klar abgrenzbaren „Völkern“, die scheinbar einstens irgendwo aus dem Boden gewachsen sind, in vielen Köpfen herum. Die ganzen „Völker“, von denen in der Bibel und anderen antiken Schriften die Rede ist, sind aber nicht gleichzusetzen mit späteren Völkern, wie sie uns frühestens seit dem Mittelalter erstmals in einigermaßen greifbarer Form erscheinen.
Eine Vorstellung zusammengehöriger „Kelten“ etwa gab es in der Antike nicht; „Gallia“ war ein römisches Produkt - keineswegs von Römern „besetzt“, sondern im Gegenteil erst durch Rom geschaffen, als eine römische Provinz nämlich[124]. Als „keltisch“ wird

[123] Wo genau sich heidnische Kultstätten befanden (es dürfte tendenziell wenige gegeben haben, die Vielzahl an Opferstätten ist etwas Christentumsspezifisches und war dem Judentum ebenso wie den bekannteren heidnischen Kulten unbekannt) ist weitgehend unklar (auch wenn man im 19. Jahrhundert bei jedem alten Steinhaufen immer gleich ganz verzückt: „bestimmt eine Kultstätte!“ gerufen hat) – es ist eine bloße Unterstellung, Kirchen seien bevorzugt an Stellen älterer Kultorte errichtet worden.
[124] „Gallier“ waren seither jene „Römer“ (Romanisierte und Zugezogene), die in dieser Provinz lebten.

heute ein bestimmtes Konglomerat an Elementen dinglicher Kultur bezeichnet. Ähnlich wie niemand sagen würde, im Schwarzwald hätten im 14. Jahrhundert „Goten" gelebt oder im 18. Jahrhundert „Barocke", macht es insofern keinen Sinn, zu sagen, irgendwann in vorchristlicher Zeit hätten dort „Kelten" gelebt. Zwischen Schmuck, Töpferei, Waffen und Sprache besteht kein notwendiger Zusammenhang[125]. Über Abstammung oder die genauen Wege, wie diese oder jene Kulturelemente sich ausbreiteten, kann die Archäologie keine Auskünfte geben. Kultur verbreitet sich wild. Einzelne Menschen bringen Kulturelemente mit, die sie wo auch immer selbst wiederum aufgeschnappt haben. Mit jeder Wanderung kamen auch *Sprecher* und damit Sprache. Man muss überall und zu jeder Zeit von einem Zusammenwachsen von Sprache aus einer Vielzahl unterschiedlicher Quellen ausgehen, unabhängig von der Abstammung der Sprecher. Sprachelemente verbreiteten sich quer über alle möglichen Sprecherindividuen; Sprache war eben *gesprochene* Sprache und ständig im Wandel. Bereits ein kurzer Blick auf die jungen Schriftsprachen zeigt, dass selbst bei deren schulisch gedrillten Anwendern innerhalb kürzester Zeit vieles völlig im Fluss ist. Sprache ist ein selbstgebasteltes Instrumentarium des Einzelnen, das er gebraucht, um sich mit anderen zu verständigen (idealerweise mit möglichst vielen[126]). Die Sprache seiner faktischen Lehrer ist die Rohmasse, aus der er sich bedient. Keine Sprache „gehört" von Natur aus zu einer Person. Die „eigene" Sprache umfasst alles, man sich erworben hat und nun beherrscht. Sprache ist das Anhäufen von Wörtern, mit denen man die Realität beschreiben will. Was „dazugehört", ist Sache der Sprecher, und Sprecher sind zugleich Hörer, die nicht nur ihren rassenreinen „Volksgenossen" zuhören. Lernt man neue Dinge kennen, lernt man auch neue Wörter (z.B. Begriffe als „fremd" auszugrenzen und „einzudeutschen" wäre vor dem 16. Jahrhundert niemandem im Traum eingefallen). Sprache ist immer Individualsprache; sie stellt nicht eine Einheit oder einen „Organismus" dar. Jeder nimmt ständig neue Worte auf (die nicht mehr der Sprache der Mutter entsprechen). Den „Ursprung" von Worten zu bestimmen ist völlig unmöglich (niemand kann wissen, was vor den ältesten überlieferten Schriftzeugnissen war – ein Zeitraum, der etliche Jahrtausende umfasst!), und selbst wenn man den Erfinder eines Wortes in grauer Vorzeit auf wundersame Weise ausfindig gemacht hätte: welche „Sprache" hat er denn gesprochen? Sicher keine, die auch nur ansatzweise etwas

[125] Patrick Geary bringt das schöne Beispiel des Toyotafahrers aus Bradford, der nicht notwendigerweise ein Japaner sein muss.

[126] Sprache spricht man, um sich zu verständigen – alles andere wäre Götzendienst (sie um ihrer selbst willen pflegen und bewahren wollen), Zweckentfremdung und nutzlose Fortschrittsverweigerung. Sie wird pervertiert, wenn sie wie im Nationalismus (der in Renaissance und Reformation wurzelt) ausgerechnet der Abgrenzung zum Mitmenschen dienen soll. Die Schaffung eigener „Nationalsprachen" durch nationalistische Grammatiker und „Sprachreiniger" ist etwas komplett Unnatürliches; man erklärt masochistisch eine grässliche Strafe für etwas ganz Tolles und setzt sogar alles daran, sie noch zu verschlimmern.

mit einer heutigen Standardsprache zu tun hätte, die künstliche Produkte der Frühen Neuzeit sind, Versuche, Sprache zu „töten“, ihre natürliche Entwicklung einzufrieren und sinnlose Abgrenzungen zu ziehen. Die gelehrte Schriftsprache presst lediglich eine große Menge verschiedener Individualsprachen zusammen (daher kommen „Synonyme“).
Die spätmittelalterliche Konstruktion einer „deutschen“ Sprache erfolgte über die Abgrenzung zum Romanischen – diese fiel nur deshalb leicht, weil das Latein eine längst kodifizierte Hochsprache war; das „Deutsche“ ist also das vor Ort vorgefundene „Nicht-Lateinische“, bzw. „Nicht-Slawische“; für das „Slawische“ hatte man ja das Kirchenslawisch zur Orientierung, und dass darin irgendwas „Germanisches“ sein könnte, schloss man einfach aus. Dabei ist die Trennung „germanisch – slawisch“ völlig willkürlich, ein Akt notorischer Kategorisierer. Woher hatten denn die von den das „Kirchenslawische“ kreierenden Missionaren angetroffenen „Slawen“ ihren Wortschatz? Konnte man im Frühmittelalter wirklich Sprecher von „germanischen“ und „slawischen“ Idiomen auseinanderhalten? Ist das nicht ein Anachronismus? Zu „deutschen“ oder „slawischen“ Wörtern und Wendungen werden sie erst im Blick des Grammatikers oder Sprachbildners, der zusammenfassen will, was eigentlich autonom ist. Wörter sind Atome. Sprache ist Privatsammlung. Ein Wort ist einfach ein Wort, dem sein Sprecher eine bestimmte Bedeutung zuweist (von anderen Sprechern übernommen). Zum Teil einer bestimmten kodifizierten Standardsprache (die ein bürokratisches Konstrukt ist) wird es erst durch nationalistische Interpretation. Die Unterscheidung zwischen „deutschen“ und „Fremd“-Worten erklärt kurzerhand alles, was sich nicht zu einem „außergermanischen“ (gemessen an den spärlichen Sprachfetzen des Frühmittelalters, die man zusammenkratzen konnte) Ursprung weiter zurückverfolgen lässt, als „deutsch“, und den Rest als „fremd“. Wo die angeblich „germanischen“ Worte nun aber tatsächlich herkommen (denn von einer deutschen Eiche gefallen sind sie sicher nicht), steht in den Sternen bzw. in den phantasievollen Kunstsprachen, die „Germanisten“ dem staunenden Auditorium als Proto-, Ur- oder was auch immer für ein „Germanisch“ präsentieren. Erst der Gedanke der „Nation“ lässt zwanghaft nach solchen Abgrenzungen suchen. Was ist „nur“ Dialekt, was ist „Fremdsprache“? Letztere ist ein gänzlich modernes Konstrukt - die künstliche Norm erst erzeugt die Trennung in „Eigenes“ und „Fremdes“. Der Aufklärer Etienne Bonnot de Condillac etwa meinte dagegen, jede Sprache drücke den „Charakter“ eines „Volkes“ aus. Im späten 18. Jahrhundert blühte daher die „vergleichende Sprachwissenschaft“ auf. „Gemeinsamkeiten“ wurden auf die angebliche „gemeinsame Abstammung“ zurückgeführt wird, eine angeblich gemeinsame „Ursprache“ (während Gemeinsamkeiten mit Sprachen, die nicht in das „ethnische“ Muster passen, „Zufall“ sein sollen). Die Philologie diente dem Zweck, die vorgestellten „Nationen“ identifizierbarer zu machen; die unendlich vielfältige und in jeder Hinsicht fließende Realität der Sprache in Europa wurde schubladengerecht in einzelne „Landessprachen“ zerlegt, also örtliche Dialekte systematisiert und zu

offiziellen Standardsprachen erhoben, die im neuen Schulzwang jedermann eingebläut werden sollten[127]. Sprachgrenzen wurden erst dadurch künstlich unflexibel gemacht. Man setzte den verderblichen Weg fort, den schon „orthodoxe“ und protestantische Herrscher eingeschlagen hatten, die Einheit der Kirche zertrümmernd, die sie erneut in „Völker“, *gentes*, aufteilen wollten, wofür sie in erster Linie die Volkssprache nutzten, die zur Einheitsstiftung nach innen und Abgrenzung nach außen gegen das universelle Latein gefördert wurde.
Die Sprachverwirrung (die Menschen voneinander entfremdend, wie auch Augustinus beklagte) wieder aufzuheben liegt eigentlich, wie das Kurieren aller anderen Krankheiten auch, in der Hand der Menschen; die lateinische Sprache hatte bereits viel dazu beigetragen. Durch den sündigen Stolz der Menschen, die den Makel zur Tugend umdichteten, ist diese Überwindung nicht zum Abschluss gekommen. Die Menschen wollen die Spaltung, nicht Gott; sie wollen nicht ein Volk sein, und erschweren somit ungemein Mission und Bekehrung (wofür eine gemeinsame Sprache extrem hilfreich wäre). Viele Sprachen wurden im Nationalismus (von Intellektuellen, die den Lehrbetrieb bestimmten) regelrecht neu erfunden. Was z.B. soll bloß eine „reine“ deutsche Sprache sein? Es gibt keinen Anfang, wo ein Sprecher plötzlich beginnt, „germanisch“ zu sprechen (vorher also etwas anderes da war), sondern einen ständigen Wandel. Selbst wenn es eine einheitliche „indoeuropäische Sprache“ (schön geordnet wie eine heutige Schulsprache)[128] gegeben hätte (eine absurde Vorstellung) - wo kam denn *jene* wiederum her? Womit will man die Geschichte beginnen lassen? Die Konstruktion eines „deutschen Volkes“ ist ohnehin ein Anachronismus. Der Begriff „deutsch“ in seinen seit dem Frühmittelalter belegten Varianten meint ursprünglich das „einfache Volk“ bzw. die große Menge (Substantiv *thiot*, im 8. Jahrhundert belegt). Auf der sprachlichen Ebene meint *theodiscus* „volkssprachlich“ im Gegensatz zu hochsprachlich[129] und war bezogen auf alles Nichtlateinische[130]. „Zu deutsch“ ist als Übersetzung des lateinischen *vulgo* zu betrachten. Gentile „germanische“

[127] Zur Zeit der Revolution sprachen in Frankreich vielleicht gerade einmal 20 % der Bevölkerung „Französisch“.
[128] Die Annahme einer anatolischen „Brücke“ macht plausibel, dass vom indischen Subkontinent bis Europa gewisse Sprachähnlichkeiten existierten. Die Vorstellung dagegen, Sanskrit (wesentlich später belegt als z.B. die verwandte Sprache des weiträumigen Fernhandel treibenden Hettiterreichs) sei die „Mutter“ der europäischen Sprachen, ist vergleichbar mit jener, die ersten Menschen hätten ausgesehen wie heutige Afrikaner – außerhalb Europas bliebe die Zeit stehen, alles sei dort wild und ursprünglich, nur „wir“ hätten Geschichte und Entwicklung. Auch im frühgeschichtlichen Indien stand die Zeit niemals still und z.B. über Persien gab es stets Kontakt zu Sprechern anatolischer und europäischer Idiome.
[129] Die Eliten sprachen überall ganz anders als die Massen.
[130] 840 z.B. wurden alle Untertanen des sächsischen Herrschers Ludwig, zumeist „Slawen“, als *theodisca lingua* sprechend bezeichnet.

Einzelsprachen hatten dagegen eigene Bezeichnungen, etwa „Fränkisch“ (im 9. Jahrhundert belegt). Ein „Stamm der Deutschen“ o.ä. war nicht bekannt, auch keine „deutsche Sprache“. Es hatten sich keine „Deutschen“ in irgendeiner Form politisch als „Volk“ organisiert. Im mittelalterlichen Rechtsdenken stand der Herrscher dem (nie über Sprache, Kultur oder Abstammung definierten) Volk *gegenüber*. Er hatte ein kirchliches Mandat (da alle rechtmäßige Gewalt nur aus Gott kommen kann). Das Unterwerfen der Herrschaft unter das kirchliche Mandat führte zu einer Einschränkung der alten heidnischen Souveränität. Der Vorgang der Kaiserkrönung zeigte den päpstlichen Anspruch, den römischen Kaiser, den obersten weltlichen Herren der Christenheit, einsetzen zu können. Der Herrscher war an Gott und Seine Gebote (wie im biblischen Gesetz formuliert) gebunden. Er machte keine Gesetze, er fand sie. Er sah sich an das göttlich-natürliche Recht gebunden, hatte nur das *ius dicere*, während das *ius dare* Gott vorbehalten war, der keine anderen Götter neben Sich duldet. Im mittelalterlichen Verständnis hatte der König keine Befugnisse, irgendetwas zu verbieten, was Gott erlaubt. Völlig egal, was er oder die Mehrheit gerne hätten (ein verbotsfreudiges Spießertum, wie es heute allgegenwärtig ist, hätte es im Mittelalter schwer gehabt). Der klassische Zusammenhang von weltlicher und geistlicher Autorität bestand darin, dass weltliche Hoheitsrechte (richten, Leben und Eigentum nehmen) als göttliche Privilegien nur von Gott (durch päpstliche Vermittlung) kommen konnten, dass Gesetze nur mit dem kirchlich gelehrten göttlichen Gesetz übereinstimmen durften und dass die Freiheit der Kirche zu schützen war. Die Verknüpfung von *Staat und Kirche* hingegen war die cäsaropapistische (also gerade die alte Ordnung auf den Kopf stellende, ein „Gottesgnadentum“ propagierende) Maßnahme, die kirchliche Hierarchie in die eigene einzubinden und zu einem ideologischen Mittel der Herrschaftssicherung zu missbrauchen. Im Gegensatz zum Protestantismus kennt der katholische Glaube kein königliches Gottesgnadentum. Die Person des Herrschers gelangte *nicht* unmittelbar durch Gott oder Gottes Gnade in ihr Amt. Nur die päpstliche Gewalt ist gottunmittelbar (so etwa die klassische Lehre der Jesuiten und der spanischen Spätscholastik). Im Mittelalter war selbst der Kaiser stets der vom Papst gekrönte *advocatus ecclesiae*. Der Papst setzte weltliche Herrscher ein. Die kirchliche Salbung ist dabei eine Fortsetzung der Praxis des Alten Bundes, wo der Priester die Gewalt an die Könige übergab[131].
Die „Souveränität“ der Könige bestand zunächst einfach in ihrer persönlichen Unabhängigkeit. Sie hatten keinen Herren über sich, dafür viel (privates) Eigentum und daher viele Leute, die mit ihnen Verträge eingingen, um „Schutz und Schirm“ zu erhalten. Monarchen sind nicht vom Volk eingesetzt, sondern haben im Gegenteil dieses Volk, die Summe aller ihrer Untergebenen, nach und nach um sich versammelt, in ihren

[131] Die Kaiserernennung war stets ein päpstliches Vorrecht, auf das offiziell nie verzichtet wurde – ob die „Kaiser“ seit Maximilian I (mit Ausnahme Karls V) ihre Titel daher überhaupt rechtmäßig führten, darf entschieden bezweifelt werden.

Dienst aufgenommen. Der Fürst ist vor dem Volk, ohne ihn bleibt nur eine zerstreute Menschenmenge[132]. Die heutigen Nationalstaaten sind nicht einfach Nachfolger alter Königreiche, sondern Neuschöpfungen der nationalistischen Bewegungen, die gerade *gegen* die alten Reiche gerichtet waren und jene ablösten. Was wir heute „Frankreich" nennen existiert bestenfalls seit 1789, „Deutschland" seit 1871. In der Aufklärung wurde die Summe der Vertragspartner eines Monarchen erstmals als präexistentes „Volk" (ein ethnisches Kollektiv, „Nation") angesehen, das eines schönen Tages sich geeinigt hätte, einen „Gesellschaftsvertrag" zu schließen und darin diverse individuelle Rechte der nun begründeten Gesellschaft auf Nimmerwiedersehen zu „übertragen". Natürlich ist dies ein Mythos. Niemals verzichteten Menschen auf ihre individuellen Rechte und begaben sich freiwillig in eine Sklaverei gegenüber einer Vereinigung. Der Schutzsuchende verzichtete auf keinerlei Rechte, er genehmigte sich nur Dienste durch einen starken Anbieter[133], für die er sich zu bestimmten Leistungen verpflichtete. Jegliche Organisation folgt schon immer ausschließlich dem Prinzip des freien Zusammenschlusses von Individuen, anders kann es niemals sein, denn kein Kollektiv existiert von Natur aus. „Das Volk", im vormodernen Sinne, kann daher nicht Quelle irgendeiner Gewalt sein oder irgendwelcher Rechte, denn es hat kein eigenes Sein, es ist eine prekäre, zufällige Summe. Ein „Volk" ist im Falle sesshafter Populationen einfach eine Summe von Menschen, die nichts gemeinsam haben außer, dass sie derselben Obrigkeit untertan sind. Sie benötigen nicht eine gemeinsame Sprache, Kultur, Ansichten, Lebensziele usw., es ist völlig unnötig, dass sie „zusammenstehen", sich irgendwie verbunden fühlen oder untereinander solidarischer sind als gegenüber irgendwelchen anderen Menschen. „Volk" sein ist per se etwas Passives. In dem Moment, wenn die Kirche (die ein Volk auf einem Weg ist, einem Nomadenstamm gleich, der gerade ein Ziel ansteuert und im Gegensatz zum bloß verwalteten sesshaft-irdischen Volk daher tatsächlich auch ein gewisses Maß an Interaktion, Solidarität und Einigkeit benötigt) zu zerfallen beginnt, versuchen die Segmente, sie zu kopieren und damit ebenso eigene Sprachen, eigene „Identitäten" zu konstruieren – als weltzugewandte Gegenkirche. Zwar kann man diesen Zerfall unmittelbar der machtpolitischen Schwäche des Papsttums während der Renaissance zuschreiben, jene wiederum ergab sich jedoch aus der Kulmination des sündhaften Machtstrebens weltlicher Herrscher.

[132] Die Kirche ist daher das einzige wirklich „überzeitliche" Volk, weil ihr „Fürst" der einzige ist, der ewig regiert.

[133] Fürsten waren nicht „Diener des Staates", auch nicht deren „Oberhaupt", sondern der Staat war ihre private Unternehmung. Sie verfolgen lediglich ihre eigenen Interessen.

Christianisierte Herrschaften im Mittelalter: zwischen tausendjährigem Reich und irdischer Tyrannis

„*Große Männer sind meistens böse Männer.*“
- Lord Acton

Mittelalterliche Herrscher waren oft genug Gewaltmenschen, bei denen man schon froh sein muss, wenn sie rudimentär etwas von der christlichen Lehre verinnerlicht hatten. Bereits Chlodwig, ein eroberungswütiger Kriegsherr, trat zum katholischen Christentum nur über, weil er sich von Gott Beistand im Krieg erhoffte; dem Papst nötigte er Zugeständnisse ab (Steuerpflicht der Geistlichen, Ernennung der Bischöfe durch den König), auf die sich später die Gallikaner beriefen.
Dass ein König, der in der Kirche nur ein einfacher Laie ist, keine Geistlichen in ihr Amt einsetzen kann, sollte eigentlich jedermann klar sein und wurde mehrfach von Päpsten eingeschärft - was diverse weltliche Herren nicht davon abhielt, Bistümer in ihre Abhängigkeit zu bringen.
Heinrich IV war der erste Kaiser, der von einem Papst (Gregor VII) exkommuniziert wurde; dieser Akt war immens wichtig, um der falschen Sakralisierung des Königsamtes entgegenzuwirken. Die Untertanen wurden von ihrem Treueeid entbunden, ja der Papst verbot es Christen, ihm „wie ihrem König“ zu dienen. Gregor VII wollte die Freiheit der Kirche, und damit auch, dass sie sich ihrer Einheit bewusst ist (darum wollte er die Bischöfe wieder stärker an das Papsttum binden). Der Begriff *regnum teutonicorum*, der bei Gregor erstmals belegt ist, war ein polemisch abwertender Begriff, auf die räumliche Begrenztheit und Randlage (quasi „nordische Barbaren“) des Reiches abzielend und gegen Heinrich IV gerichtet[134], ihn als nur einen unter vielen Königen herabwürdigend. Zuvor wurde der Herrschaftsraum gemeinhin „Francia“ genannt (auch unter den sächsischen Ottonen).
Im 12. Jahrhundert kommt die Wendung des „Sacrum Imperium“ auf (eine Vergötzung ihrer weltlichen Herrschaft unter den Staufern ausdrückend; „Barbarossa“ war bezeichnenderweise der erste, der den Terminus nutzte, der allein deshalb schon abzulehnen ist), Mitte des 13. Jahrhunderts dann das „Sacrum Imperium Romanum“ – als das Reich, das vom römischen Kaiser bzw. dem, der das Vorrecht auf die Kaiserwürde hat, unmittelbar beherrscht wird, wohl in ängstlicher Sorge um dieses Vorrecht. Die moderne Historikerfrage, wann denn wohl das Römische Reich „unterging“ (ein Datum in der Antike meinend), wäre einem mittelalterlichen Christen absurd erschienen. Für ihn war völlig klar, dass jenes durchaus fröhlich weiterbestand. *Translatio Imperii* (Imperium = Herrschaft) meint die Übertragung der Herrschaft über

[134] Ab dem 12. Jahrhundert nannten sich die Könige des Reichs dann im Gegenzug *rex romanorum* – vorher einfach *rex* bzw. *rex francorum*.

das Römische Reich – in seinen *historischen* Grenzen. Es wurde lediglich transformiert. Die alttestamentarische Vier-Reiche-Lehre anwendend, sah man im Römischen Reich das letzte jener vier Weltreiche, das erst am Ende der Zeiten „zermalmt" wird (so dass nur noch das Gottesreich übrigbleibt). Zwar instrumentalisiert die Kirche das Römische Reich, ja bringt „eigene Leute" an dessen Spitze[135], aber sie kann es nicht heiligen, als sei es für die Ewigkeit berufen. Es ist nicht identisch mit dem Reich Gottes, sondern wird jenem dienstbar gemacht, solange es geht. Der Papst, als Verwalter des Gottesreiches, war es, der einen Kaiser berufen und einsetzen konnte (oder auch nicht), er stand als Vertreter Christi über jedem irdischen Reich. Die einzelnen *regna* innerhalb des Römischen Reichs waren nichts weiter als etwas bessere Provinzen, ihre Herrscher weit entfernt von irgendwelcher „Souveränität"[136]. Erst Zisterzienser Otto von Freising, Kritiker der Exkommunikationen gegen Kaiser und später Hofpanegyriker seines Neffen „Barbarossa" (der sich anmaßte, seine Kaiserwürde durch fürstliche Wahl direkt von Gott bekommen zu haben und sich, geistliche Macht über die Kirche im Reich beanspruchend, seinen eigenen „Papst" kreierte), dürfte Mitte des 12. Jahrhunderts das fortbestehende Römische Reich auf das Herrschaftsgebiet der „deutschen" Könige beengt haben. Johann von Salisbury übte damals berechtigte Kritik an den „rohen und gewalttätigen Deutschen" (gemeint sind die Könige), denen niemand das Recht gegeben hat, sich über die Päpste zu stellen und automatisch Ansprüche auf die Kaiserkrone zu erheben. Die Erhebung des ehemals ostfränkischen *regnum* zum angeblichen Alleinerben Roms ist der Beginn des Verfalls. Das vierte Reich (das Römische) steht bekanntlich auf tönernen Füßen und ist in sich gespalten; die Spaltung (durch das Machtstreben der barbarischen Teilfürsten und in der Folge der angeblichen „Nationen") macht seine Fundamente brüchig. Die Kirche sollte sich davon nicht anstecken lassen, sondern sich umso bewusster machen, dass allein sie am Ende (einig und eins) übrigbleiben wird (als die „triumphierende", die Mächte der Welt nicht nur gezähmt, sondern besiegt und überwunden habend). Sie steht, „streitend", im Widerspruch zu den Gewalten der Welt, die per se auf Unterdrückung der Menschen in geistiger und materieller Hinsicht ausgerichtet sind, die doch Christus *befreien* will, hin zur individuellen göttlichen Würde!

---

[135] Die freilich meist spätestens dort, blind vor Stolz, korrumpiert werden und sich nicht viel anders als Heiden aufführen; dass überproportional viele Herrscher unter den Laien heiliggesprochen werden liegt auch daran, dass es an ein Wunder grenzt, wenn jemand in weltlicher Machtstellung anständig bleibt, ein „Höllenfahrtskommando" quasi; dass so viele Heilige zunächst ablehnten, Macht übertragen zu bekommen, war kein affiges Bescheidenheitsgetue, sondern berechtigte und echte Angst vor der Sünde.

[136] Das galt grundsätzlich auch außerhalb des Reichs. Der „Majestäts"-Begriff war ursprünglich (aus römischer Tradition) allein dem Kaiser vorbehalten, andere Könige ließen sich bis ins 15./16. Jahrhundert nur „Hoheit" nennen.

Einen Tiefpunkt in der langen Reihe unwürdiger Kaiser stellte dann Friedrich II, „Barbarossas“ Enkel, dar. Italienische Nationalisten verehren ihn als „Vater des Vaterlandes“, Katholiken erkennen den häretischen Kirchenverfolger. Bezeichnenderweise begannen unter Friedrich II, der selbst die meiste Zeit seines Lebens gebannt war, die grausamen Verbrennungen von Ketzern im Reich, da jene nun als politische Gefahr betrachtet wurden. Persönlich ein Lotterleben mit zahlreichen öffentlichen Konkubinen führend, grausam und gotteslästerlich, wurde er endlich durch Gregor IX exkommuniziert. Das Königtum im Reich war seit dem Ableben des letzten Ottonen Heinrich II ein einziges Desaster. Ein Jammer, dass die papsttreuen Gegenkönige Rudolf von Rheinfelden und Hermann von Salm sich im 11. Jahrhundert nicht durchsetzen konnten. Erst in den 1250er Jahren, nach Ende des staufischen Dramas, wurde es besser. Vom 11.-13. Jahrhundert aber war de facto der, welcher der oberste Schutzherr der Kirche sein sollte, ihr größter Feind und Verfolger, während die Herrscher in Frankreich und England für die Freiheit der Kirche weniger gefährlich waren. Die schlechten Erfahrungen mögen umso mehr zur Vorsicht gemahnt haben, das altrömische Kaisertum bloß nicht zu sehr hochzuschätzen und als ein Ideal zu verklären, da es seinen theoretischen Nutzen de facto in keiner Weise umzusetzen imstande war. Es hatte keinerlei göttlichen Beistand, sondern war der Willkür der Machthaber ausgesetzt. Die Päpste hatten (etwa bei Bonifatius VIII ausformuliert) den Anspruch, ungeeignete Könige von der Kaiserkrönung auszuschließen, jedoch gelang es der Kirche in der Praxis nicht, unwürdige Personen von der Herrschaft abzuhalten, was umso gravierender scheiterte, je mehr Jahrhunderte ins Land gingen[137]. Die Loslösung der Herrschaft aus ihrem kirchlichen Zusammenhang erfolgte im Reich 1338, als die Kurfürsten es dem Papst für die Zukunft verwehrten, den König nach der Wahl zu bestätigen (was vorher eine Selbstverständlichkeit war). Die Machthaber des weder „heiligen“ noch „römischen“ Reichs waren der Kirche im Mittelalter also nur zu oft eine Plage. Übergeschnappte Kaiser versuchten gar, ihnen nicht genehme Päpste zu „exkommunizieren“, als hätten sie die Macht, auch nur ihrem Stallknecht irgendeine Kirchenstrafe aufzuerlegen.

Waren früher jene, die sich zur Herrschaft über den Nächsten und seine Angelegenheiten aufspielten, freilich nur in den Adelspalästen zu finden, tummeln sie sich heute in jeder Hütte. Der Ursprung liegt in der politischen Entwicklung der Städte begründet. Im Reich standen jene zunächst unter Herrschaft des adeligen oder geistlichen Grundherrn oder unmittelbar des Königs. Mit Aufkommen des unchristlichen Willens zur Herrschaft bei

[137] Das Prinzip der Erbmonarchie barg immer die Gefahr, unwürdige Herrscher zu bekommen. Es war nicht von Anfang an von der Kirche gebilligt, sondern entwickelte sich aus Pragmatismus. Selbst in Frankreich herrschte mit den Capetingern vom 10. bis ins 12. Jahrhundert nur deshalb de facto eine Dynastie, weil der jeweilige Sohn noch zu Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger gewählt wurde. Im 13. Jahrhundert war es praktisch zum Erbreich geworden (was im Heiligen Römischen Reich auch die Staufer, zum Glück erfolglos, anstrebten).

besitzenden nichtadeligen Familien seit dem 13. Jahrhundert begann die Loslösung vieler Städte aus diesem älteren Rechtszusammenhang. Es entstand das Konzept der „Kommune“, der „Stadtgemeinde“; die grundbesitzenden Stadtbewohner hörten auf, bloße Untertanen des Stadtherren zu sein, sondern wurden „Stadtbürger“. Die Verwaltung ging an den aus ihnen gebildeten Stadtrat über. „Die Gemeinde“ bezeichnete zunächst nur die tatsächliche Bürgerschaft (längst nicht alle Einwohner), die meist in Korporationen wie Handwerker-Zünften organisiert war, die ihrerseits nach Rechten gegenüber dem (nur aus wenigen Familien gebildeten) Rat strebten. Die gottlose Machtversessenheit der mittelalterlichen Herrschergestalten verbreitete sich als Seuche über die Untertanen. Von den Städten ging dieser böse Geist später auf den ländlichen Raum über; im 19. Jahrhundert, als aus Stadtbürgern „Staatsbürger“ werden sollten, auf das ganze „Staatsgebiet“. Dadurch wurde man im Kollektiv zum Herren über fremde Angelegenheiten und über den Zugang zu fremdem Gut und Raum. Die bürgerlichen Zünfte übernahmen seit dem 14. Jahrhundert die Macht in den Städten und dachten sich z.B. allerhand protektionistische Bestimmungen aus[138], die Ausübung von Handwerk, Preise, aber auch den Zuzug (naturrechtswidrig) regulieren sollten. Seit dem ausgehenden Mittelalter forderten etwa die Zünfte in der Lausitz explizit eine „deutsche“ Herkunft ihrer Mitglieder; in frühneuzeitlichen Geburtsbriefen, die „deutsche“ Städte im „wendischen“ Gebiet ausstellten, ist die „deutsche Nation“ der Gesellen bereits betont. Dies ist noch schlimmer als die Anticonverso-Politik ihrer spanischen Kollegen, da nicht auf christlichen Glauben, sondern bereits die „Ethnie“ (an der man nichts ändern kann) abzielend. Konkurrenz musste um jeden Preis minimiert werden.

Für die von Päpsten, Bischöfen, Königen und Fürsten geschützten und teils privilegierten Juden brachen mit dem Aufstieg des städtischen Bürgertums schwere Zeiten an. Der vormoderne Antijudaismus ist ein Phänomen des Spätmittelalters und liegt in der bürgerlichen Xenophobie begründet (eine judenspezifische Phobie kommt erst in der heidenfreundlichen Neuzeit auf), dem sündhaften Drang, „Andere“, Unangepasste zu verdächtigen und zu fürchten.

Christen waren zuvor trotz des fundamentalen Streitgegenstandes gegenüber Juden relativ tolerant (im Vergleich zur resoluten Ablehnung des Heidentums oder auch zur Ablehnung der Juden wie Christen, die beide dem wahren Gott dienen, durch Heiden). Jüdische Gemeinden bestanden im Gebiet des Römischen Reichs seit vielen Jahrhunderten, an ihrem alten Recht der freien Religionsausübung wurde nicht gerüttelt, strenge Kirchenlehrer wie Augustinus verteidigten dieses ausdrücklich. Juden wurden nicht als „Fremde“ betrachtet, was auch absurd gewesen wäre, waren sie doch

[138] Eigentliche Zölle waren vor allem ab dem Merkantilismus des 17. Jahrhunderts wieder ein Problem (nachdem sie biblisch diskreditiert waren). Der Herrscher im territorialistischen Staat lauert seither Menschen auf, die er beschuldigt, Güter in „sein“ Land zu „schmuggeln“, wenn ein freier Mensch einfach sein Eigentum von A nach B verbringen will.

„alteingesessener“, normaler Teil der städtischen und dörflichen Realität[139]. Auch Grundbesitz war ihnen damals nicht verwehrt. An herrschaftlichen Höfen waren jüdische Eliten stets präsent, sie lehrten wegen ihrer Hebräischkenntnisse sogar an Klosterschulen. Auch im Hochmittelalter waren Juden etwa am exegetischen Diskurs beteiligt. Die mittelalterlichen Scholastiker zogen als Quellen vielfach Werke jüdischer Philosophen heran, umgekehrt wurden ihre Schriften von Juden ins Hebräische übersetzt. Es gab Wechselwirkung und Austausch. Christen und Juden besuchten auch gegenseitig Hochzeitsfeiern, im 11. Jahrhundert sind Juden oft in der Trauergemeinde verstorbener Bischöfe erwähnt. Es war die allgemeine kirchliche Überzeugung, die Juden würden am Ende der Zeiten (das man jederzeit vor Augen hatte) den Messias schon annehmen. Die Hochschätzung der Tradition des Alten Bundes zeigte sich im Mittelalter z.B. auch darin, dass man Hebräisch für die „Ur-Sprache“ der Menschen hielt[140]. Die Pogrome durch vorbeiziehende Kreuzfahrer 1096 reflektieren nicht die Normalität in den jüdisch-christlichen Beziehungen, sondern einen Sonderfall – Bischöfe und lokale Christen in Mainz, Köln und Trier etwa schützten die Juden und wurden dafür auch von den Fanatikern angegriffen. Das jüdische Leben ging danach dort einfach weiter. Schon im Zweiten Kreuzzug war Gewalt gegen Juden nur noch eine Ausnahme. Auch z.B. Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux tolerierte solche nicht. Ebenso waren während der Katharerunruhen Juden nicht betroffen. Der volkstümliche Topos der Hostienschändung endet fast immer mit der Konversion des Juden; er erscheint auch hier nicht als böser Feind, sondern als lokaler „Starrkopf“, der am Ende doch bekehrt wird. Noch im 13. Jahrhundert blühten und expandierten die Gemeinden in Europa. Gar (offiziell natürlich scharf missbilligte) Konversionen zum Judentum sind bekannt[141]. Zwischen dem 11.-13. Jahrhundert entstanden berühmte Synagogen in Europa. Innozenz III ordnete 1199 an, dass kein Jude gegen seinen Willen genötigt werden darf, sich taufen zu lassen. Er selbst vergab wichtige Stellen im Hofstaat an Juden. Spätere Antisemiten sahen gerade in ihm den „Beweis“, dass Papstkirche und Judentum „unter einer Decke“ stecken.

---

[139] Das antisemitische Schlagwort von „Wirtsvolk“ und „Gastvolk“ erscheint etwa Dietrich von Hildebrand daher zu Recht „lächerlich“.

[140] Ab der Renaissance, als die Irrlehre auftauchte, die sogenannten Japhetiten (als deren Vorfahren man sich die Europäer vorstellte) seien beim Turmbau nicht dabei gewesen, erklärte dann plötzlich jeder „seine“ (gerade überhaupt erst in feste Form gebrachte) Sprache zur ersten und ursprünglichsten (im 17. Jahrhundert behaupteten ein paar Protestanten das vom Deutschen).

[141] Wenn im 16. Jahrhundert der Bischof von Konstanz den jüdischen Buchdruckern in Tiengen die Herstellung von Schriften in hebräischer, nicht aber in deutscher Schrift gestattete, aus Sorge, dass sie den Christen „ihren Glauben einprägen“ wollen, zeigt dies, dass selbst in der Frühen Neuzeit das Judentum noch als (zumindest potenziell) missionarisch angesehen wurde.

Ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verschärfte sich zusehends die Antipathie gegen Juden seitens „selbstbewusster Bürger“ und ungebildeter Unterschichten. In den 1280er Jahren gab es schlimme Pogrome in Mainz und München wegen angeblicher Ritualmorde, 1298 die sogenannten „Rindfleisch-Massaker“ in Bayern und Franken mit rund 3.000 Toten und 146 ausgelöschten Gemeinden. Die erste Vertreibung von Juden aus europäischen Herrschaftsgebieten fand seinerzeit in England statt (1290). 1348 kamen dann die berüchtigten Pest-Vorwürfe (jedoch nicht in Rom, obwohl auch dort die Pest ausbrach: zu groß war der schützende Einfluss des Papstes). Im späten 14. Jahrhundert wurden die Juden auch aus Frankreich vertrieben.
Clemens VI forderte die Geistlichen auf, Juden anlässlich der Pestpogrome unter ihren Schutz zu stellen. Er erließ zwei Bullen zu dem Thema, worin er jenen, die den Juden die Schuld an der Pest gaben, klarmachte, dass sie auf den Teufel, den Lügner, hereingefallen sind. Die Päpste hielten diese Geschichten stets für unglaubwürdig. Während der Pestjahre waren auch viele Geistliche gestorben, die Menschen nun ohne geistliche Orientierung, sich entsprechend verhaltend. Insbesondere die Zünfte in den großen Städten wie Basel, Straßburg oder Freiburg waren für die Pogrome verantwortlich, von denen die Stadtherren sie vergeblich abzuhalten versuchten. Relativ erfolgreich waren die Könige in Aragon; Albrecht II konnte Pogrome in Österreich verhindern. Das toleranteste Herrschaftswesen fand sich damals in Polen bzw. Polen-Litauen. Viele Juden, die anderswo vertrieben oder verfolgt wurden, fanden seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hier Zuflucht und freundliche Aufnahme. Auch die Päpste standen den Juden weiter zur Seite. Martin V schärfte den Christen 1419 ein, dass sie Juden nicht zum Halten christlicher Feste zwingen oder ihnen Handel mit Christen verbieten dürfen, dass man sie und ihre Synagogen in Ruhe und sie ungestört ihre eigenen Gesetze und Gebräuche halten lassen soll. Die im Verhältnis zu anderen Religionen relativ freundliche Beziehung der Kirche zum Judentum erklärt sich aus dem Glauben. Die Kirche ist Nachfolgerin der alten Diener Gottes, wobei der Neue Bund des Messias darüber hinaus die neue Kindschaft begründet. Die Kirche setzt darum zum einen das wahre (*verus*) Israel fort, treu Gott dienend als Sein Volk, ist aber zugleich auch ein neues Israel, das der Söhne, Versöhnten. Die nichtmessianischen Juden sind weiter Gottesvolk, aber aufgrund des Unglaubens an den Messias nicht Teil von dessen Heilsgemeinde und ihrer Taufgnade. Sie sind „Brüder“, um die man sich brüderlich sorgt. Darum betet man für sie besonders.

Holistische Realitätsentwirrungsversuche: die neuheidnischen Wurzeln des Nationalismus

„*Man kann den Kosmos verstehen, aber nie das Ich. Das Ich ist weiter entfernt als jeder Stern.*“

- G. K. Chesterton

Die neue bürgerliche Mentalität stellte weltbezogenes Denken in den Mittelpunkt und sorgte sich um eine ideale, „gerechte“ Gesellschaft, was in der Menschheitsgeschichte bisher immer ausnahmslos gewaltig nach hinten losgegangen ist. Durch die Aufnahme heidnischer Philosophien wurde in der intellektuellen Welt zunehmend der organisierten Gemeinschaft die Rolle zugesprochen, den Menschen ein „glückliches Leben“ zu gewährleisten. In diesem heidnischen Denken kommen Staat und Gemeinschaft eine Rolle zu, die sie aus christlicher (jenseitsorientierter) Sicht niemals erfüllen können. Das Zitat des Stoikers Cicero „salus *publica* suprema lex esto“ (oft übersetzt als „Das Wohl des Volkes ist das höchste Recht“) steht im direkten Widerspruch zur christlichen Grundregel „salus *animarum* in Ecclesia suprema semper lex esse debet“, das Wohl der individuellen Seelen geht immer vor (ausdrücklich gerichtet gegen weltliche, tyrannische Gesetze, die man brechen muss, um den Seelen zu helfen). Noch für Thomas von Aquin stand jedoch immerhin klar der *homo* über dem *civis*. Remigio de Girolami OP hingegen schrieb in seinem Machwerk De bono communi 1302 mit vollstem Ernst bereits, das Gemeinwohl sei der allerhöchste Wert, für das Wohl des „Vaterlandes“ (*patria*) müsse der Einzelne selbst die Hölle akzeptieren (was er in Wahrheit nichtmal in Anerkenntnis der Gerechtigkeit Gottes tun müsste), keiner lebe für sich allein. Dieser schroffe Antiindividualismus war unter Christen etwas Neues und leitete die neuheidnische Renaissance[142] ein. Der Kampf gegen Gott ist immer auch ein Kampf gegen das menschliche Individuum, die Person (als Abbild Gottes), die vom menschlichen Konstrukt des Kollektivs beherrscht werden soll – klar, wie kann man Gott hassen, den man nicht sieht, wenn man nicht den (einzelnen) Menschen hasst, den man sieht? Nur das einzelne Individuum ist tatsächlich real, tatsächlich Geschöpf; eine „Bürgerschaft“ etwa existiert dagegen nur im menschlichen Geist. Die Menschheit (allein durch Abstammung definiert) besteht aus freien Individuen, die jeweils nur Gott über sich haben. Nur das Individuum denkt und handelt. Scotus war noch eine durch und durch „mittelalterliche“ (also: von christlichem Geist geprägte) Gestalt. Sein Denken stellt die klarste Herausarbeitung der Beziehung zwischen Gott und der Einzelseele dar. Er prägte den Begriff der *haecceitas* („Dieses-Sein“), den Gedanken, dass die

[142] Hier nicht als Kunstepoche, sondern als Phase zustimmender Rezeption der heidnischen Antike zu verstehen, welche ihren Höhepunkt im 16. Jahrhunderts hatte, aber bereits um 1300 in Norditalien einsetzt.

individuelle Existenz nicht Mangel (wie Kollektivisten meinen), sondern Vollkommenheit bedeutet. Auf das Individuum kann man als etwas Einzigartigem nur zeigend hinweisen: „Das-da“. Es lässt sich nicht fassen, nicht adäquat beschreiben. Jeder Versuch, ein Individuum einer angeblich „höheren Einheit“ zuzuschreiben, scheitert kolossal, da nicht ein Hauch seines Wesens erfasst wird, indem man irgendeine läppische Eigenschaft unter tausenden herausgreift. Was ein Individuum ist, kann nicht durch Sprache ausgedrückt werden. Der Einzelne ist „unsagbar“. Universalien (Artbegriffe, Sammelbegriffe) sind nur Realitäten zweiter Klasse, nur im menschlichen Verstand ein Dasein fristend. Die Nichtfassbarkeit des Individuums, das eine unendliche Fülle an Eigenschaften aufweist, taucht später auch in der spanischen Spätscholastik auf. Auch Ockham, in scotistischer Tradition stehend und gemäßigter Nominalist, sah in den Dingen letztlich isolierte Einzeldinge. Der Nominalismus (noch bis weit ins 17. Jahrhundert an katholischen Universitäten die dominante Schule) war die erste katholische Philosophie – die erste, die allein von Katholiken entwickelt wurde. Die Moderne, mit ihrem charakteristischen Denken in Arten, Gruppen, Klassen, das Individuum von seinem Schöpfer entfremdend und in die Welt einbinden wollend, knüpft dagegen an das Denken des antiken Heidentums an, von dessen Resten sich die Kirche im Lauf des Mittelalters endlich auch systematisch befreien konnte (während sie vorher immer nur Plato und später Aristoteles mit der Offenbarung „zurechtbiegen“ wollte), eben durch die Betonung des Individuellen. Der (Universalien-)Realismus schiebt zwischen den Einzelnen und den Schöpfer tendenziell immer noch ein Zwischending, das ein reines gedankliches Konstrukt ist - die „Gattung“, zur der das Individuum gehöre, die größer als es selbst sei. Moderne, den Menschen entwürdigende Konstrukte wie Rasse, Nation, Gesellschaft usw. bauen auf dieser heidnischen, ja diabolischen Irrlehre auf.

Zu den großen Geschichtsmythen gehört dagegen die Vorstellung einer „Entdeckung des Individuums“ ausgerechnet in der Renaissance[143]. Jene brachte eine obsessive Beschäftigung mit überindividuellen Schein-Entitäten mit sich, begründete nördlich der Alpen den unseligen Kult um das „Germanentum“ und läutete generell das Zeitalter des kollektivistischen Denkens ein. Das Individuum verlor sich in Kategorien und Kollektivbegriffen[144]. Die Renaissance liebte das Abstrakte, den zusammenfassenden,

[143] Nur weil z.B. die damaligen Künstler es mittlerweile fertigbrachten, Gesichter und Figuren realistischer (und damit ausdifferenzierter) darzustellen als vorher - einfach aufgrund des steten Fortschritts in der Hau- und Maltechnik. Gerade die „wiedergeboren“ sein sollende heidnische Antike war durch einen (staatsfixierten) Kollektivismus gekennzeichnet, der durch das Christentum durchbrochen worden war. Nun kehrte er wieder.

[144] Je archaischer die Lebensumstände, desto mehr Individualität. Die primitive Form der Herrschaft z.B. basiert stets auf Einzelabkommen zwischen Untertan und Herrscherpersönlichkeit. Die Demokratie ist die Emanzipation eines Volkes, das eben nicht von selbst existiert, sondern zufällige Summe der Untertanen einer konkreten Herrschaft ist.

schematisierenden Kollektivbegriff und löste damit vom Individuellen, Nicht-Teilbaren (sprich: dem Offensichtlichen). Machte sich die mittelalterliche Theologie noch Gedanken über die Beziehung zwischen Gott und der einzelnen Seele, faselte man in der Renaissance plötzlich von „auserwählten Völkern“ (die man neben die Kirche stellte) und der angeblichen Rolle irgendwelcher irdischen Reiche im Heilsplan[145]; brachte im Mittelalter einer der anderen noch „Minnegesang“ dar, kennt man aus dem 15. Jahrhundert heimatduseligen Unfug vom Schlage „Innsbruck, ich muss dich lassen“, irdische „Heimat“ konstruierend, Städte als mystische Ganzheiten betrachtend (statt als Ansammlung einzelner Gebäude). Stadtgestaltung und Stadtplanung (nach ästhetischen Gesichtspunkten) sind Phänomene, die in dieser Zeit entstehen. Im Mittelalter beschränkten sich Bauordnungen auf marginale brandverhütende und hygienische Vorgaben; herumreisende Humanisten versuchten nun, allgemeine Aussagen z.B. über „die deutschen Häuser“ zu treffen, Idealvorstellungen konstruierend. War das Mittelalter die Zeit der Ritter, war die Renaissance die des alles ordnenden und vereinheitlichenden Staates. War die Kirche des Mittelalters universal (die lateinisch sprechende Heimat aller Menschen mit ganz individuellen Wegen), die christliche Welt eine, wurde im 15. Jahrhundert die „Volks-Zugehörigkeit“ (nun zunehmend über Kultur definiert) plötzlich wichtig, „Volkssprachen“ kultiviert. In der Wissenschaft begann das unselige abstrakte Kategorisieren. Menschliche Individuen hören auf, unbeschreibliches, unaussprechliches Gottesebenbild zu sein, sondern wurden zu Gruppenangehörigen reduziert (sie seien Träger einer endlichen Summe von Eigenschaften). Städtische Kleiderordnungen kamen im späten 13. Jahrhundert auf; sie betrafen nicht nur Juden[146], sondern alle „Stände“, die durch ihre Kleidung voneinander abgegrenzt und in ihrem Identitätsbewusstsein gestärkt werden sollten. Vorstellungen einer „Gesellschaftsordnung“ kamen auf. Der Drang zur Erklärung der Welt, welcher man sich unverdienterweise nun zuwandte, führte zu Schematisierung, Pauschalisierung, Zusammenfassung, Vereinfachung komplexer Realitäten. Je mehr man das Individuum beschreibbar machen wollte, desto mehr Individualität sprach man ihm ab. Weg kam man von der gottgeschaffenen Seele, hin zum „ererbten“ Leib. Das Aufkommen von Familiennamen auch bei Nichtadeligen war ein weiterer Schritt hin zum Kollektivismus der Moderne. Das Individuum ist umso individueller, je weniger „Name“ es hat – es wird immer mehr verteilt, Übergruppen zugeordnet statt als das reine „Ich“ wahrgenommen.

---

[145] Gott bedient sich *Seiner* Werke (konkreter Dinge), um in der Welt zu wirken – nicht jedoch menschlicher Gedankenkonstrukte! Er hat somit keinerlei Pläne für oder mit „Nationen“, „Völkern“ usw., die nur in den Köpfen der Menschen existieren. Was Sache der Menschen ist, ist nicht Sache Gottes.

[146] Überall unterschiedlich, in Wien seit 1267 z.B. mit einem speziellen „Judenhut“; es handelte sich um ein ohnehin traditionelles Kleidungsstück, auf Abbildungen schon des 12. Jahrhunderts ist sogar St. Joseph mit einem solchen Hut, der auch in jüdischen Familienwappen vorkommt, abgebildet.

Der Abstraktionsfetisch der neuheidnischen Renaissance war also die Voraussetzung für die Entwicklung des Nationalismus, der ohne den entsprechenden Symbolizismus nicht vorstellbar ist. Man starrte auf Landkarten, personifizierte Reiche, malte ihnen hübsche Symbole, verlieh ihnen himmlische Schutzherren (man könnte an ein infantiles Spiel phantasiebegabter Jungen denken) und hielt sie irgendwann tatsächlich für irgendwelche Wesen, die miteinander im Wettstreit stünden. Die Heraldik explodierte förmlich; während ein Wappen vorher ein personenbezogenes Turnierzeichen im ritterlichen Milieu war, malten sich plötzlich auch Städte und sonstige Kollektive welche - man fühlte sich als Teil einer realen Entität, die über den Individuen stünde. Die „Rosenkriege“ etwa bekamen ihren Namen aus der Heraldik. Es kämpften nicht mehr Personen mit individuellen Rechten und Interessen, sondern abstrakte Pseudoentitäten gegeneinander. Der Unterschied zwischen realen Dingen und bloßen Zeichen verschwamm mehr und mehr. Das Konzept der „juristischen Person“ (*persona ficta*) entstand. Die Kriege, die (innerhalb der christlichen Welt) ohne jegliche Ausnahme von Herrscherpersönlichkeiten für deren private Interessen geführt wurden, verklärte man allmählich zu Kriegen zwischen den *Reichen* und machte somit eine größere Personengruppe zu unmittelbar Betroffenen. Die neu konstruierte irdische *patria* wurde stark überhöht, patriotische Tugenden (in Anlehnung an die antike Republik) gepriesen. Noch Mitte des 13. Jahrhunderts war unter dem Begriff „patria“ für Christen ganz selbstverständlich der Himmel verstanden worden. Und noch 1270 war es etwa Jacques de Révigny völlig klar, dass man im Kriegsfall Rom, nicht dem König Folge zu leisten hat. Dies änderte sich an der Schwelle zum 14. Jahrhundert, zunächst in Frankreich. Der Vasallenverband sollte durch Appelle an die Pflichten gegenüber dem König stärker zusammengeschweißt werden. Nun entstanden plötzlich viele verschiedene *patriae* (als solche dachte man sich plötzlich die mittelalterlichen *regna*) anstelle der einen, universalen römischen. Philipp IV war damals der erste französische König, der ein schlechtes Verhältnis zum Papst hatte (vorher waren es meistens die deutschen Könige, die der Kirche Probleme bereiteten). Er wollte für seine Kriege auch den Klerus besteuern lassen, den er als ihm (und nicht dem Papst) untertan ansah – Kleriker seien „Glieder des Staates“. Hier liegt die Wurzel des Gallikanismus. Philipp bestritt auch die traditionelle *arbiter* (Schiedsrichter)-Funktion des Papstes bei Konflikten zwischen christlichen Herrschern, nachdem jener in einem Fall gegen ihn entschieden hatte: der Papst solle sich überhaupt nicht in weltliche Angelegenheiten einmischen. Erstmals war damit ein päpstlicher Schlichtungsversuch erfolglos geblieben. Der König ließ einen Bischof verhaften, worauf der Papst wiederum untreue Bischöfe für abgesetzt erklärte und Philipp exkommunizierte. Königliche Schergen ließen daraufhin sogar Papst Bonifatius VIII festnehmen, dem mit Hilfe der Bevölkerung jedoch die Flucht gelang. Seine Bulle Unam sanctam (1302) schärfte unter Einfluss des päpstlichen Juristen Aegidius Romanus und in Anknüpfung an Gregor VII und Innozenz III (Grundaussage: Könige und Kaiser sind vom Papst absetzbar) die Unterordnung der weltlichen Gewalt

unter die geistliche ein und den Ursprung des „weltlichen Schwertes“ (das *für* die Kirche zu führen ist, das geistliche *von* der Kirche) aus den Händen des Papstes. Scharfer Widerspruch kam aus Florenz von Dante, dem Vordenker der Renaissance, der von einem kaiserlichen Universalmonarchen träumte und einem in seinen Rechten stark beschnittenen Papst; von ihm stammt die folgenschwere Irrlehre, die kaiserliche Autorität komme direkt von Gott. Klar, dass Dante auch als einer der ersten Gelehrten von Latein fortkam und in der „Volkssprache“ schrieb, was ihn später zum Helden der italienischen (scharf papstfeindlichen) Nationalisten im 19. Jahrhundert machen sollte. Ein besonders fanatischer Parteigänger Philipps war Guillaume de Nogaret[147], der sich bereiterklärte, „*pro rege et patria*“ zu sterben; *patria* erscheint hier erstmals wieder als Reich eines weltlichen Herren. Der Begriff bezog sich ursprünglich auf das Staatswesen der Römischen Republik („väterlich“, da sowohl bestimmend wie auch alle erdenklichen Wohltaten stiftend) und ist mit der heidnisch-römischen Staatsvergötterung zu erklären, wie sie in Stoikerkreisen üblich war. Die Stoiker, ansonsten Liebe und Hingabe geringschätzend, meinten, die Liebe zur *patria* müsse sogar größer sein als die Bindung an die Familie (Cicero) und erklärten die Verteidigung derselben zur größten Tugend. Mit der Christianisierung spielte der Begriff keine große Rolle mehr. Die *patria* wurde in den Himmel verlegt, die *patria aeterna*, und die Selbstaufopferung sah man nur noch für den himmlischen Herrn als nutzbringend an. Schon im Diesseits war dem Christen die einzig wahre *patria* das Gottesreich. Das heidnische Konzept des „väterlich“ sorgenden Staates war ihm eine Abgötterei. Die Funktion der *patria* nahm Gott ein – *Er* gab Gesetze, *Er* umsorgte, zu *Ihm* strebte man hin. Daher kommt der Begriff des „himmlischen Vaterlandes“ – als schroffer Gegensatz zum pagan-römischen Staatskult. In der Renaissance erwachte wieder der heidnische Geist, die irdische *patria* hatte folgerichtig ihr Comeback[148].

Seit dieser Zeit steigerte sich allerorts der Machtwille der Könige, ihre Untertanen enger an sich zu binden und das Verständnis für die Einheit des Gottesvolkes zu brechen. Man sah sich vormals zuerst als Christ und dann erst als Untertan von König XY – dieses Verhältnis sollte sich umkehren. Besonders die supranationalen geistlichen Orden waren den Machthabern ein Dorn im Auge, vor allem wenn sie bewaffnet waren, wie die Templer.

Das paternalistische „Landesvater“-Konzept kam nun auf; die Untertanen wurden zunehmend infantilisiert. Es begann der Ausbau der Territorialherrschaft (man kam weg vom reinen Personenverband und privatrechtlichen Grundherrschaftsprinzipien), das erhöhte Anspruchsdenken seitens der Fürsten und Könige illustrierend. Unter Philipp

[147] Er steckte vermutlich hinter dem Giftmord an Papst Benedikt XI, in dessen Folge Clemens V, ein Freund Philipps, gewählt wurde, der seinen Sitz nach Avignon verlegte und dort als königliches Werkzeug agierte.

[148] Im Reich setzte er sich spätestens unter dem in jeder Hinsicht größenwahnsinnigen Kaiser Maximilian durch, bei dem nun, neuheidnisch, das Wohl der „patria“ als Leitmotiv auftaucht.

wurde der „patria“-Begriff also nicht nur deckungsgleich mit seinem Staatswesen, sondern auch mit seinem territorialen Herrschaftsgebiet. Wenig später übernahm man diese Terminologie auch anderswo. Die „Leib“-Vorstellung, die zuvor nur von der Kirche bekannt war, wurde auf den weltlichen Herrschaftsverband übertragen und stand somit automatisch in Konkurrenz zur universalen Kirche. Im 100jährigen Krieg stellte die Sakralisierung „Frankreichs“ endgültig das ältere Konzept des *orbis christianus* mit dem geistlichen Haupt in Rom in Frage. Es ist bereits von einem „peuple élu“ die Rede, die französischen kriegerischen Eliten meinend, ein direkter Affront gegen die Kirche, die traditionell *sich* als das auserwählte „neue Israel“, das Gottesvolk sah. Der französische König wurde nun quasi aus der Kirche herausgetrennt: er schafft sich (als „Souverän“) mit seinem Volk (Gefolge) eine Art Parallelleib[149]. Das Lehnsprinzip gegenseitiger Verpflichtungen wurde abgelöst von einem über allem stehenden Monarchen, die *patria* gleichsam verkörpernd.
Ab etwa 1500 wurde der „patria“-Begriff auch stärker auf die Herkunftsorte, nicht nur auf das aktuelle Herrschaftswesen angewandt, analog zum Aufschwung des (ortsbezogenen) „natio“-Begriffs[150]. Das Mittelalter kannte nur ein dynastisches bzw. konfessionelles Bewusstsein. Der Patriotismus, die Vergötzung der weltlichen Gewalt, war zunächst ein Adelsphänomen und bezogen auf eine Herrscherdynastie. Krieg wurde in der Vormoderne stets für einen personalen Herrn geführt – niemals für ein „Land“ oder eine „Nation“. Wenn später die nationalistische Geschichtsschreibung etwa in Schottland oder Irland eine Unterdrückung durch „die“ ruchlosen Engländer, die einer gänzlich anderen „Rasse“ angehören würden konstruiert, handelt es sich in jeder denkbaren Hinsicht um Märchen. Der gegen die englische Krone gerichtete Widerstand einzelner Vasallen war im 14. Jahrhundert noch nicht „national“ motiviert. Zu einer Massenbewegung wurde der irische Separatismus erst infolge der Religionspolitik der abgefallenen englischen Könige (noch immer weit entfernt vom späteren Nationalismus; Hugh O’Neill etwa stellte sich im 16. Jahrhundert Irland als zukünftiges spanisches Protektorat vor). Die Loyalität des jeweiligen Kriegsgefolges bezog sich damals noch ausschließlich auf den König und die Dynastie, nicht auf „Volk“ oder „Land“. Was dagegen im 14. Jahrhundert in der Tat virulent wird, ist der Territorialismus, der zu Kämpfen bislang ungekannter Härte führte und eine wichtige Grundvoraussetzung für die Entwicklung des Nationalismus werden sollte. Territorialismus ist der Anspruch, über alles Geschehen in einem Gebiet monopolistisch zu bestimmen, in dem man nicht selbst Grundherr ist. Er ist eines der Grundübel der modernen Welt, Ausdruck

[149] Auch die Schweizer Eidgenossen erscheinen im späten 15. Jahrhundert als „auserwähltes Volk“ im Sinne eines „neuen Israel“. Natürlich wurde besonders von Häretikern wie Bullinger diese Vorstellung propagiert.
[150] Erst im 18. Jahrhundert aber findet sich die moderne Verknüpfung von *patria* (als „Vaterland“) mit dem „Nationalstaat“ (vorher waren auch Städte und andere Herrschaftseinheiten so bezeichnet).

bodenloser Selbstüberschätzung weltlicher Machthaber. Ein Herrschaftsverband muss nicht zwangsläufig territorial definiert sein. Im Spätmittelalter beginnt überhaupt erst das Konzept des „Landes“ als einer zusammenhängenden Entität Gestalt anzunehmen. Zuvor hatten Herrscher versprengten Besitz und ebenso versprengte Untertanen. Das neue Ideal war die Territorialherrschaft: alles sollte „ordentlicher“ werden, Herrschaft damit effizienter. Der Territorialherrscher bündelte in seiner Hand verschiedene Rechte, die vorher nichts miteinander zu tun hatten – er kombinierte seine Gerichtshoheit (auch nach Erwerb jeglicher Niedergerichtsbarkeit gierend) mit Zoll-, Münz-, Patronats- und allen möglichen Schutzrechten, okkupierte Rechte, die vorher den Grund- oder Lehnsherren zustanden, und drängte danach, all diese gebündelten Rechte auch permanent beisammen zu lassen (nicht etwa durch Erbteilung oder einzelne Veräußerung wieder aufzuspalten). Der selbsternannte „Landesherr“ erschuf ein dichtes Netz an „Ämtern“, in die er sein „Land“ verwaltungstechnisch einteilte, erließ Polizeiordnungen. Nun erst begannen die Herrscher, ihren Untertanen (und der „Konkurrenz“) richtig auf die Nerven zu gehen und sich in alles Mögliche einzumischen[151]. „Landesgrenzen“ wurden plötzlich bedeutsam. Rechte anderer (weltlicher oder geistlicher) Herren wurden zu „fremden“ erklärt, die aus dem „Land“ herauszudrängen seien.

Der 100jährige Krieg, dies am deutlichsten illustrierend, begann als lehns- und erbrechtlicher Konflikt zwischen zwei Königshäusern, die beide aus französischem Hochadel kamen (beide hatten, auf Macht aus, jeweils ihre Probleme mit dem Papst). Der „normalen“ Bevölkerung war der triviale Streitgegenstand, welcher Adelsfritze jetzt wo seine Muskeln spielen lassen darf, wie immer in solchen Fällen, völlig egal; sie wird unter beiden marodierenden Heeren gelitten und sich Frieden gewünscht haben – Kriege dieser Größenordnung waren unter Christen zuvor unbekannt. Es ist anachronistisch, den Krieg als Kampf „England gegen Frankreich“ anzusehen - beide vormodernen Herrschaftsgebilde waren anfangs noch eng ineinander verwoben. Die Loslösung (demonstriert durch plötzliche Übernahme der englischen Volkssprache durch Königshaus und Adel) ergab sich erst im Verlauf des Konflikts[152].

Den Abschluss dieser Entwicklung zur Herausdrängung „fremder“ Rechte aus dem „Land“ bildete die Enteignung der Kirche in der Reformation. Eine Vorgeschichte hatte diese u.a. im Gallikanismus. Die ersten Ansätze einer Verrechtlichung der gallikanischen Ideologie kamen im Spätmittelalter kurioserweise vom von Jeanne d’Arc unterstützten Karl VII (1438), der die Unabhängigkeit des Königs gegenüber dem Papst in kirchlichen Fragen behauptete. In der Sanktion von Bourges stellte er (der sich auch

[151] Vorbei war die Zeit, als das alte Talmud-Wort „in seinem Haus ist selbst der Arme ein Fürst“, die Hochschätzung des Privaten im jüdisch-christlichen Denken, noch Geltung hatte – kein Wunder, dass das Heidentum alsbald wiederauflebte.

[152] Provinzialität wurde nun zur Tugend erhoben. Anfang des 15. Jahrhunderts wurde die englische Volkssprache erstmals in den herrschaftlichen Schreibstuben verwendet.

als erster König von Frankreich eine öffentliche Mätresse leistete) sich de facto über den Papst; er sah sein Reich als „heilig“ und unmittelbar von Gott gestiftet an und war überhaupt eine denkbar üble Gestalt. Dass nicht der fromme Heinrich VI von England (damals, 1425, noch ein Kleinkind; während der Rosenkriege bald darauf wählte er Frankreich als Exilort) die Unterstützung Jeanne d'Arcs erhielt und so viele Menschen ausgerechnet für Karl ihr Leben geben mussten, zeigt, dass die Menschen (wie eben Karl VII) frei sind, sich für das Gute oder das Böse zu entscheiden, sich auch gegen Gottes Pläne auflehnen können. Was auch immer Gott sich von diesem Kerl erhofft haben mag, dessen weltliche Rechte er so vehement verteidigen ließ[153]: es war eben Sein Wille. Nichts, was kam, musste so kommen.

An Adam gefesselt statt zu Christus befreit: die protestantische Weltverwurzelung

„*Ordnung muss sein unter den Leuten.*“
- Martin Luther

Die „Neuzeit“ ist charakterisiert durch die Zunahme und Verdichtung der Staatsgewalt. Das Vorbild der heidnischen Antike bedingte eine Idealisierung des „Landfriedens“, der Ruhe und Ordnung innerhalb der Bevölkerung, generell eine stärkere Konzentration auf das Irdische, das es zu ordnen galt – auch die Religion wurde entsprechend funktionalisiert. Herrscher wollten ihren Staat handlungsfähiger machen und ihm mehr Kompetenzen geben. Ständeversammlungen sorgten für verstärkte Zentralisierung der Macht. „Souveränität“ der Herrschaft war oberstes Ideal. Maximilian I löste eigenmächtig sein „Kaisertum“ von der päpstlichen Ernennung und Krönung, weshalb es als ein schlechter Witz und fortan vollkommen leerer Begriff gelten kann; er löste das „Heilige Römische“ Reich vom kirchlichen und antiken Zusammenhang und fügte demonstrativ den Zusatz „deutscher Nation“ an, um eine Herkunft quasi aus sich selbst heraus zu unterstellen.
Herrscher sahen nicht mehr ihre Aufgabe vornehmlich darin, die Rechte der einzelnen Untertanen zu schützen, sondern für „Einheit“ und „Frieden“ unter ihnen zu sorgen. Unter Maximilian I wurden die zentralen Reichsinstitutionen gestärkt (bzw. z.T. überhaupt erst geschaffen) und die „Fehde“, der Versuch, selbst das Recht wiederherzustellen, verboten. Der „Befriedungs“-Fimmel weitete sich später auf das folgenschwere Verbot konfessionellen Unfriedens aus. Der Herrscher betrachtete seine Friedensstiftung zunehmend als das letzte Ziel überhaupt. Der Friedensbegriff wurde

[153] Die Treue Jeanne d'Arcs galt Gott, nicht einer wie auch immer zu denkenden „französischen Nation“ oder einem „Land“ Frankreich.

gelöst von der vormaligen Hauptbedeutung als Friede des Einzelnen mit Gott und stattdessen auf die Abwesenheit von Kampf und überhaupt jeglichem Streit zwischen Menschen beschränkt. Die Frage, ob eventuell eine der streitenden Parteien im Recht sein könnte, wurde unerheblich: der Streit als solcher wurde kriminalisiert, Uneinigkeiten waren ausschließlich durch die Hoheit zu schlichten. Vormals galt der Grundsatz, dass es bei Konflikten (der Normalzustand zumindest unter Christen ist der Friede) mindestens einen Schuldigen gibt. Als Schiedsrichter fungierte oft die geistliche Gewalt, der Papst galt als *arbiter* der Christenheit und wurde (auf der Ebene der Könige) von den streitenden Parteien angerufen. Krieg war (idealerweise) der Kampf gegen den ungerechten Rechtsbrecher. Nun war jeglicher „innere" Krieg per se illegal, der „souveräne" Herrscher beanspruchte das Monopol zur Kriegführung, zur Erklärung, wann ein Krieg gerecht ist und sogar, zu entscheiden, wie konfessioneller Streit beizulegen sei.
Landesfürsten des 16. Jahrhunderts sahen sich also als für die Religion verantwortlich an und wollten auch auf diesem Gebiet vor allem Unruhe und Streit beseitigen. Die neoghibellinische Propaganda Karls V beanspruchte offensiv den Übergang der päpstlichen Rolle des Schiedsrichters der Christenheit für den Kaiser, galt doch der Papst nun selbst als sturer „Unruhestifter". Die staatskirchlich Orientierten fanden ihre gottlosen Grundsätze später systematisiert bei Jean Bodin, für den ein Widerstandsrecht gegenüber dem „Vater Staat" nicht in Frage kam. Seine „Six livres de la république" von 1576 redeten einem starken, absolutistischen Machthaber das Wort, um die schändliche „Spaltung" des Volkes in religiöse Parteien zu überwinden. Einheit um der Einheit willen. Renaissancefürsten waren Utopisten, von einer perfekten, harmonischen irdischen Gesellschaft träumend. „Unordnung" im „Land" galt ihnen als das schlimmstmögliche Übel. Vielen Fürsten kam die Reformation gerade recht: sie steigerten ihre Unabhängigkeit und damit ihre Macht ins Bodenlose, da sie sich zu souveränen Kirchenführern erklären konnten, die über die Religion ihrer Untertanen entscheiden können. Dass Luther überhaupt weltgeschichtliche Bedeutung erlangte, liegt ausschließlich daran, dass er den Fürsten seiner Zeit ein willkommenes Werkzeug war, endlich die „römische Knechtschaft" abzuschütteln und die Religion für den eigenen Machtausbau missbrauchen zu können. Luther war nicht mehr als ein Instrument böser Machthaber. Er schimpfte über die alte Lehre, dass sie die kirchliche Obrigkeit über die weltliche stellte. Sowas hörte der Renaissancefürst natürlich gerne[154]. Fürsten und Städte gierten nach den Besitzungen der Klöster und Stifte, nach Besteuerung des Klerus und Aufhebung seiner Immunität. Schlimm waren weniger die Häretiker selbst als die sie

[154] Während viele christliche Märtyrer von ihren Herrschern ermordet wurden, weil sie jenen ihre Sünden vorhielten (Stanislaus, Thomas Morus usw.; Prinz Hermenegild wurde vom eigenen Vater ermordet, weil er Christus treu war und Ihm mehr gehorchte und mehr Ehre erwies) tat Luther genau das Gegenteil gegenüber Philipp von Hessen, dem er dessen „Zweitehe" genehmigte.

fördernden Mächtigen, die die Häresie zur verpflichtenden Staatsreligion machten. Das protestantische Rumpfchristentum des 16. Jahrhunderts war nichts anderes als ein herrschaftliches Instrument zur Sozialdisziplinierung und Gleichschaltung. Nie zuvor waren Menschen in Glaubensfragen so unfrei und bevormundet wie in den protestantischen Staaten. Sahen die Gelehrten des Mittelalters in der Obrigkeit noch etwas ursprünglich Heidnisches, Ungöttliches, erhob Luther sie zu etwas Göttlichem, mit göttlichem Ursprung. Seit der Reformation gelang es den Päpsten nicht mehr, „die deutsche Macht unter eine geistige Obhut zu beugen. Von Luther datiert das Ende des religiösen Universalismus in Deutschland", so korrekt Hugo Ball. Das Mittelalter sah jener geprägt von einem Kampf zwischen der Kirche und der „Wildheit barbarischer Könige". In der Reformation bekamen dann weltliche Herren die Gewalt über die Kirche. Vormals herrschte relativ wenig „Kirchenzucht", nun eine regelrechte Kontrolle des Denkens.

Die angebliche „Knechtschaft Roms" wurde ersetzt durch jene des Landesfürsten und seiner Hoftheologen. „Befreien" taten die Reformatoren von einer der beiden Offenbarungsquellen (der Tradition), von den meisten Gnadenmitteln durch die Abschaffung des Priestertums (fast alle Sakramente außer der Taufe fielen weg), von den göttlichen Hilfsmitteln in Form der Sakramentalien und der Gemeinschaft mit Engeln, Heiligen und Armen Seelen, von der Unmittelbarkeit und Nähe Gottes in der Eucharistie. Die „Freiheit" bestand darin, es nun ohne diese Mittel und ohne diese Nähe des Himmels versuchen zu müssen, „getröstet" durch das starre Dogma, alles sei eh allein in Gottes Hand. *Kein* Effekt des Protestantismus war dagegen die Religionsfreiheit. Nicht der (auch massenhafte) Glaubensabfall Einzelner war das vorrangige Problem im 16. Jahrhundert, sondern der Anspruch der Häretiker, die „wahre Kirche" zu sein, was sich in der Okkupation kirchlicher Gebäude, Stiftungen und sonstiger Besitztümer und Anrechte niederschlug. Gegenreformation war nicht nur ein Kampf um die Seelen, sondern auch um sehr „Handfestes". Der Konflikt war vor allem deshalb ein gewaltsamer, weil es um ganz konkrete Rechte ging, nicht nur um Meinungen. Die Kirche hätte eine Koexistenz mit Häretikern verkraftet, wenn jene sich nicht als die „wahre" Kirche betrachtet und das Eigentum der Kirche für sich beansprucht hätten; im Osten fand man ja auch zu einer Koexistenz mit den Schismatikern. Die Aggressoren waren die Protestanten, die die Kirche enteignen und mundtot machen, ihre Autorität an sich reißen wollten. Es ging ihnen nie um Freiheit von, sondern Freiheit *zu* der kirchlichen Autorität, weshalb sie die Legitimität der Amtsinhaber leugneten. Die mittelalterliche Kirche war durchaus tolerant gegenüber divergierenden Meinungen – es gab viele verschiedene Schulen, die sich gegenseitig angriffen; kritisch wurde es erst bei Radikalen, die diese Toleranz nicht teilten, den Bischöfen ihre Rechte streitig machten und Kirchenbesitz einstecken wollten – das war die Ursache jeder kirchlichen „Ketzerverfolgung" (die in der Bestrafung der Anführer

der entsprechenden Bewegungen bestand – die Anhänger versuchte man ja dagegen mühsam zurückzugewinnen).
Die Reformatoren wollten nicht einfach eine Alternative anbieten, sondern die katholische Kirche vertreiben und zerstören - alle Christen vor Ort sollten protestantisch werden. Die Gefahr, die der Kirche durch den Protestantismus drohte war um ein vielfaches schlimmer als jene durch das (zumeist relativ tolerante) Osmanische Reich. Freilich mussten die Renaissancefürsten den Umgang mit dieser neuen Bewegung erst noch lernen – das Zusammenwachsen von „Reformation" und Fürstensouveränität ist zu vergleichen mit jenem von Nationalismus und preußischem Konservativismus rund 350 Jahre später; was zusammengehört, findet früher oder später auch zusammen. Im Bauernkrieg, der sich um das Konstrukt einer autonomen „Gemeinde" (aus der Liebe der Renaissance zur Überhöhung abstrakter Begriffe erwachsen) drehte, sahen sich die Fürsten noch von der Dynamik überrumpelt. Das Vorbild der „Ur-Gemeinde" (bzw. was man sie sich darunter vorstellte) war für die radikalen „Reformatoren" zentral. Der hier entwickelte Kollektivismus richtete sich diametral gegen die herkömmliche Ekklesiologie. Die alte Sakramentenlehre, mit der Existenz eines Weihepriestertums verbunden, wurde als fremdartig abgelehnt, man sah im „Pastor" einen Repräsentanten des „Volkes", einen „Teil" seiner Gemeinde[155]. Für Katholiken erledigt der Pfarrer dagegen seine Dienste im Auftrag des Bischofs, denn die Pfarrei ist eine Einrichtung der Diözese; die Pfarrkirche, durch den Bischof geweiht und Gott geschenkt, ist einer Bestimmung übergeben, die nicht von Pfarrer geändert werden kann. Insbesondere ist sie der Ort der Sakramentspendung. Protestantisch gewordene Priester usurpierten nun Rechte des Bischofs, besetzten dessen Kirchen und veranstalteten dort etwas völlig Neues, Eigenes, sehr zum Missfallen des wahren, göttlichen Hausherrn und zum Schaden der Seelen, denen der Bischof hier eigentlich die althergebrachte Lehre und die wirksamen Sakramente gespendet sehen wollte, wofür er die Priester hergeschickt hatte. Der Aufstand der fanatisierten „Bauern" war ein kollektivistischer Aufruhr gegen die „Knechtschaft Roms", wie ihn die damaligen „Geistesgrößen" gerade auch an den Adelshöfen seit Jahren heraufbeschworen hatten. Klar, dass die antirömischen, souveränitätsvernarrten Machthaber, nachdem sie die allzu Euphorisierten in die Schranken verwiesen hatten, sich fortan in bester „Führer"-Manier an die Spitze des unruhigen Mobs stellen sollten. Der erste bewaffnete Angriff protestantischer Fürsten auf katholische Nachbarn erfolgte bereits 1529, infolge einer (erwiesenermaßen falschen) Verschwörungstheorie: katholische Fürsten würden heimlich einen Angriff planen.

[155] Jeglicher Organisationsform unterstellte man in der Renaissance ein Assoziationsprinzip (bereits in die Häresie des Konziliarismus führend), wofür die von Cicero übernommene Bezeichnung *res publica*, die völlig anders zu charakterisierenden Dingen wie *principatus, dominium, regnum, imperium* übergestülpt wurde, symptomatisch ist.

Abgefallene Landesherren erließen besonders ab den 1530er Jahren „Kirchenordnungen“ für ihre „Landeskirchen“ und schöpften die neuen Mittel der „Kirchenzucht“ ausgiebig aus, die Pfarrer wurden vom Landesherrn geprüft, ein- und abgesetzt und seiner Administration weltlicher Beamter unterworfen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts musste die Kirche mitansehen, wie ein Fürst nach dem anderen im Reich vom Glauben abfiel und einen Zwangsstaat begründete, in dem die Bevölkerung genötigt wurde, Häresien anzunehmen und der Kontakt zur Kirche, zu romtreuen Priestern und Bischöfen, abgeschnitten war (von der Verfolgung der Ordensleute und dem Raub von Kirchengütern, nicht zuletzt von geschändeten Sakralräumen, ganz abgesehen). Die Situation war vergleichbar mit der Errichtung totalitärer Regimes im 20. Jahrhundert. Melanchthon sah in der weltlichen Obrigkeit das „*praecipuum membrum ecclesiae*“, den Vorsitz der Kirche, welche sogar die „*custodia utriusque tabulae*“ habe, die Pflicht zur Durchsetzung der allgemeinen Einhaltung der Gebote. Diese Schnapsidee ist genuin protestantisch. Die seit dem Spätmittelalter immer penetranter werdende Ausübung landesherrlicher „Polizei“ hatte zwar naturgemäß die Tendenz, in immer mehr Lebensbereiche einzudringen, war aber durch christliche Lehre eher noch *gehindert*, allzu umfassend zu werden (da sich die Kirche eine Einmischung in ihre, also auch moralische, Bereiche strikt verboten hatte); nun wurde genau dies gerade durch häretische „Kirchenmänner“ gefördert.
Karl V, pro forma immerhin oberster Schutzherr der Kirche, agierte weitgehend hilflos gegen diese sich krebsartig ausbreitende Bewegung, er versuchte gar, mit einer Interimsordnung ihr entgegenzukommen. 1544 wollte er ein „Reichskonzil“ einberufen (erst dadurch alarmiert, war der Papst zu einem Universalkonzil bereit)[156] – den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Jene mächtigen Landesherren, denen die inzwischen lutherischen Territorien unterworfen waren, hatten ohnehin keinerlei Interesse an religiösen Fragen, sondern vor allem an einer ruhigen, treuen Gefolgschaft. Sie tolerierten hier und da Überbleibsel vorreformatorischer Religiosität, am wichtigsten war ihnen aber die beruhigende protestantische „Trostbotschaft“[157]; die Menschen sollten sich um persönliches Heil keine Sorgen mehr machen, stattdessen ihren profanen Untertanenpflichten anständig nachkommen. „Glaube“ ist für Luther lediglich das

[156] Der durch seinen Neoghibellinismus selbstverschuldete, völlig überflüssige Gegensatz mit Frankreich (auf dessen Seite sich das Papsttum schlug) trug das übrige zur Lähmung der weltlichen Kräfte des Katholizismus bei.
[157] Luthers auffälligste frühe Häresie bestand in der Behauptung, der Sünder bräuchte zum Heil die Glaubensgewissheit, dass Gott ihm vergeben hat. Hier liegt u.a. die Wurzel für die lutherische Überbetonung des Gottvertrauens im Glaubensleben, die schließlich jede Eigenverantwortlichkeit ausschließt. Das Luthertum ist geradezu krankhaft davon besessen, die Leute „beruhigen“ zu wollen, auch dann noch, wenn sie gar nicht beunruhigt sind. Durch die permanente Beruhigungsrhethorik entstand dann vor allem in Deutschland *gerade* das Gefühl, ständig von irgendetwas bedroht zu sein.

Vertrauen auf das eigene Gerechtfertigtsein bzw. die göttliche Barmherzigkeit. Diese radikale Erleichterung (und damit Verfälschung) der Religion war natürlich extrem beliebt.
Landesherren gestalteten die Gottesdienste und das Kirchenrecht nach ihren Vorstellungen, die „Kirche“ war zur staatlichen Weltanschauungsbehörde geworden. Die nun errichteten Zwangsstaaten unter entfesselten selbsternannten „Oberhäuptern“ in weltlicher und geistlicher Hinsicht verboten per Gesetz alles, was sie persönlich als „sündhaft“ ansahen. Der Staat sah sich als großer Disziplinator, eine „perfekte“ Gesellschaft herstellend[158]. Der Gemeindekult der Protestanten (umso schlimmer, je radikaler „protestantisch“ man war) machte die Mitchristen zu abscheulichsten Spießern und Denunzianten, die sich für alles im Leben des Nächsten mitverantwortlich fühlten, so dass ein unerträglicher sozialer Druck auf den Einzelnen aufgebaut wurde. Die „Heiligung des Zusammenlebens“ ging der Heiligung des Einzelnen (die ja allein Sache der göttlichen Gnade sein sollte) nun deutlich vor; die „Reformation“ wurde vor allem als Neuordnung des „Gemeinwesens“ verstanden, alles sollte dem „bonum commune“ untergeordnet werden. Besonders der Calvinismus führte die soziale Kontrolle durch die Gemeinde zu totalitären Ausmaßen. Das geistliche Regiment sei, laut Calvin, dem weltlichen ausdrücklich eine „Hilfe“ bei der Herstellung von Ordnung. Über alles hatte man sich gegenüber der „Gemeinschaft“ zu rechtfertigen. Der Beichtvater wurde durch jene ersetzt. Die Gemeinde neigte auch hinsichtlich der Kleidung zur Uniformierung (und zwar möglichst eintönig, unauffällig). Der sozialdisziplinierende Protestantismus bescherte seinen Anhängern auch eine strenge Sexualmoral, die prägend für die Kultur des Bürgertums (mit ihrem Ideal der Kleinfamilie) werden sollte; kamen in katholischen Gegenden noch lange viele Kinder unehelich zur Welt, war dieses „asoziale“ Verhalten bei Protestanten bald spürbar ausgemerzt (der Begriff der „Sünde“ wurde dort zunehmend unverhältnismäßig auf das sechste Gebot eingeengt) – eine Vorstufe der „Bevölkerungspolitik“, die seit dem 20. Jahrhundert auf Verhinderung der „Reproduktion unproduktiver Schichten“ setzt. Das katholische „Sittenleben“ zielte vor allem auf die rechte Ehrfurcht vor dem Heiligen ab, das Kultische, den Einhalt der Kirchengebote – der Protestant, den das alles nicht mehr jucken konnte, hatte nur noch das selbstbeschränkende Verhältnis zu seiner irdischen Umwelt (und dem eigenen Körper) übrig, an dem er seine „Sittlichkeit“ messen konnte.

[158] Katholische Fürsten (schließlich waren es Renaissancefürsten) übernahmen in der Abwehr des reformatorischen Giftes teilweise ähnliche Methoden, freilich in deutlich abgeschwächter Form, da sie weder eigene Kirchenordnungen machen konnten noch in geistliche Dinge, die Sache der Bischöfe waren, sich einmischten – vieles also jenseits ihres Zuständigkeitsbereichs lag. Das bereits vorreformatorische Mittel der Pfarrvisitation blieb z.B. unangetastete Sache der Bischöfe.

Mit dem reformatorischen Gesellschaftsmodell einher ging schließlich auch die Herausbildung des modernen Arbeitsfetischs (jeder soll was „Sinnvolles beitragen“)[159]. Luther sah in der Arbeit nicht mehr Last, Fluch und Strafe, sondern vielmehr eine Berufung, er deutete sie positiv um; sie wurde zur ehrenvollen Pflichterfüllung am jeweils vorbestimmten Platz innerhalb der Gemeinschaft. Treu und ergeben solle man sich einfügen in das vorgefundene Arbeitssystem (wohingegen Calvin immerhin den „Aufstieg“, das wirtschaftliche Eigeninteresse kannte). Aus diesem Denken (der typisch protestantischen „Weltfrömmigkeit“, auf die nach der Zerstörung des Kultischen alles religiöse Handeln hinabsinken muss) erwuchs die Wahnidee von „ehrlicher deutscher Arbeit“ als Gegensatz zu, unter anderem, dem unproduktiven Judentum – Juden leben laut Luther von „unserem erarbeiteten Geld“ in Saus und Braus, was so schrecklich ungerecht sei, sie seien (wie „faule Junker“) die „Herren“ in „unserem Land“ [160]. Ihre Synagogen und Schulen sowie religiösen Bücher solle man zerstören (Rabbinern soll das Lehren bei Todesstrafe verboten sein), sie selbst, gemeinsam mit den Zigeunern, internieren, ihnen ihren Rechtsschutz nehmen, sie arbeiten lassen (freilich ohne, dass sie das bessern könnte)[161] und schließlich aus dem „Land“ (als „öffentliche Feinde“) vertreiben. Ihr Besitz sei einzuziehen, da sie ihn „uns“ durch ihren „Wucher“ ohnehin in Wahrheit „gestohlen“ hätten[162]. Aus diesem Geist lutherischen Arbeitsideals entstanden die Arbeits- und Zuchthäuser in den protestantischen Territorien seit Anfang des 17. Jahrhunderts (in katholischen Gegenden erst zur Zeit der „katholischen Aufklärung“), in welche die eingefangenen „arbeitsfähigen“ Ortsarmen und Bettler (fremde wurden gleich vertrieben[163]) interniert und zur tugendsamen Arbeit „erzogen“ wurden. Luther hasste demzufolge auch das „unproduktive“ Mönchtum. Es stand ihm für den „Traum

[159] Feiertage sollten in diesem Sinne ganz aufgehoben (wenn Heiligenverehrung, „Götzendienst“, betreffend) oder auf die Sonntage verschoben werden, Jahrzeiten (zum Wohle Armer Seelen gestiftet) und die „nutzlosen“ Wallfahrten (sowie Fastengebote, entsprechend auch die Fastnacht) abgeschafft. Die luthersche „Trostbotschaft“ trug dazu bei, dass man (ja eh schon „erlöst“) keine wertvolle Arbeitszeit mehr mit irgendwelchen rein religiösen Werken „verschwenden“ musste.

[160] 1543 fragte Luther, „welcher Teufel sie hier in unser Land gebracht hat. Wir haben sie zu Jerusalem nicht geholet“.

[161] In den Konzentrationslagern der Nazis wurden Juden (als nicht bzw. nur „unehrlich“ arbeitend angesehen) später vor ihrer Ermordung auf ähnliche Weise mit sinnloser Arbeit erniedrigt – in Buchenwald etwa mussten sie Mauern aufbauen, wieder einreißen und am nächsten Tag von vorne beginnen.

[162] Verständlich die Freude des thüringischen Landesbischofs Martin Sasse 1938, dass an Luthers Geburtstag die Synagogen brannten und damit wahr gemacht wurde, was Luther schon 1543 gefordert hatte.

[163] Wie unchristlich es ist, sich nur um einheimische Arme zu kümmern, zeigt schon der Blick in die Heilige Schrift: die fremden Witwen sollten in Jerusalem ebenso versorgt werden wie die ortsansässigen, die Apostel kümmerten sich extra um Personal (vgl. Apg 6,1ff).

vom Alleinleben“, für das missbilligte „Autonom-sein-wollen“[164]. Galt vorher nur der geistliche Stand als „Beruf“ im eigentlichen Sinne, war es für Luther umgekehrt: als „Beruf“ galt ihm nur die knechtische Arbeit in der Welt – er begründete die heute noch typischen Ideale des deutschen Bürgertums. Kontemplation sei Egoismus, behindere die Arbeit. Arbeit sei „Gottesdienst“, wurde damit Selbstzweck. Katholiken schätzten die *vita contemplativa* (sich Jesu Mahnungen an Martha zu Herzen nehmend) dagegen stets wesentlich höher als die *vita activa*. Man tut auf Erden schon, was man im Himmel weiter tun wird (Anbetung, Hingabe), während die Strafe der Arbeit dort endlich aufhört.

Auch, dass Luther vor allem gegen die Ablässe gegen Geldspende hetzte, lag an seiner Abneigung gegen nicht „ehrlich erarbeiteten“ Gewinn, die eng mit seinem Judenhass verknüpft war. Er glaubte zum einen nicht an die Wirksamkeit von Ablässen (die Kirche mache Geldgewinn für „nichts“), ja nicht ans Fegefeuer, zum anderen hasste er Geld, Reichtum und die Vorstellung, mit dem „ungerechten Mammon“ etwas für die Seele tun zu können[165]. Luther zementierte die deutsche Abneigung gegen die Zirkulationssphäre (sprich: den Markt), die hierzulande traditionell als Gegensatz zur „ehrlichen“ Produktionssphäre aufgefasst wird, während die romtreue Theologie gerade (ab dem 15. Jahrhundert) dazu übergegangen war, z.B. das Zinsnehmen zu verteidigen - Juan de Medina OFM (gestorben 1546) etwa rechtfertigte es mit dem Risiko des Verleihers; die Kirche verwarf damals ältere Argumente des 13. Jahrhunderts, während Luther sie gerade wiederbelebte[166]. Immer wieder hetzte er gegen die „jüdische“ Praxis des Zinsnehmens, alle Juden für Räuber haltend, die nicht einen Bissen essen, „den sie uns nicht durch ihren Wucher gestohlen haben“. Luther sah im quasi autarken Bauern das „biblische“ Ideal, Kaufleuten solle der Handel nur bis zu 10.000 Gulden erlaubt sein, Import von Überseewaren (seien nutzlos, dienten nur der „Pracht“) solle ganz verboten

---

[164] Für Luther ist (aufgrund seiner persönlichen Probleme mit dem zölibatären Leben und seinem Hang, von sich auf alle anderen zu schließen) die Ehe zwischen Mann und Frau etwas völlig Selbstverständliches, wonach jeder von Natur aus strebe. Der klassische „Königsweg“ des Christen, der des gottgeweihten Lebens, wurde für ihn damit zur Perversion.

[165] Luther kritisierte weiterhin am Ablass, die Leute würden die Sündenstrafen mehr verabscheuen als die Sünde selbst, dabei solle man gefälligst mannhaft seine verdienten Strafen abbüßen, statt sie mildern zu wollen – ein neuheidnischer Heroismus schimmert hier durch. Später wird diese Haltung kennzeichnend für das nordische Neuheidentum sein: darin wolle man keine Verzeihung, nicht „um Erbarmen betteln“, sondern sich „ehrlich und mannhaft zur verdienten Strafe“ stellen, wie Erzbischof Gröber kopfschüttelnd konstatierte, diesen Wahn damit erklärend, dass der „moderne deutsche Mensch“ von der Schwere der Strafen im Jenseits nichts mehr hören wolle und Hölle und Fegefeuer als merkwürdige „asiatische“ Vorstellungen abtue.

[166] Besonders die Schulen von Salamanca und Coimbra traten für den freien Markt ein; etwa Molina erkannte, dass der „gerechte Preis“ über Angebot und Nachfrage geregelt wird, nicht über die Produktionskosten; ein objektiver Wert eines Produktes existiert nicht. Die einflussreichste katholische Universität war also vollkommen wettbewerbsfreundlich und freiheitlich.

werden, Preissteigerungen galt ihm als „Diebstahl“, „eigennützigen“ Kaufleuten sprach er das Menschsein ab.
Luther (der sich als pöbelnder Tabubrecher gefiel) rief auch dazu auf, geistig behinderte Kinder zu töten. Sie seien nur ein „Stück Fleisch“, das „frisst und säugt“, der Satan plage die Menschen damit. Seine Mitmenschen bewertete Luther also nach deren gesellschaftlicher Nützlichkeit - er ist damit der Prototyp des modernen Bürgers. Mit diesem von vielen Reichsfürsten gepäppelten Verrückten[167] beginnt das „deutsche“ Denken, wie es bis in die Gegenwart wuchert. Seine Schriften wurden die erste Massenlektüre der deutschen „Hausväter“. Er hatte einen immensen Einfluss auf die hiesige Geistesgeschichte, nicht nur die moderne deutsche „Normalsprache“ verantwortend, sondern auch die diversen modernen deutschen Götzen und Phobien.

Abkehr vom jüdischen Erbe, Abkehr von katholischer Einheit

„*Wer etwas Eigenes zu besitzen sucht, verliert das Gemeinsame*.“
- Thomas von Kempen

Da aber auch Luther nicht unmittelbar aus der Hölle emporgestiegen ist, sondern Vorläufer hatte, ja theologisch sogar reichlich unoriginell war[168], sei nochmals sein geistiges Umfeld in den Blick genommen, besonders hinsichtlich der Entwicklung des „Deutschtums“, welches in seinem Denken ganz zentral ist. Im Verlauf der Reformation nahm die moderne Vorstellung der „Nation“, die „sich“ gesellschaftlich organisiere, Stück für Stück Gestalt an.
Die Genese des Nationalismus beginnt mit der Renaissance, ihrem Fokus auf antike Stämme und der Behauptung von deren Fortbestehen. Es begann die Gleichsetzung „Deutsche“ – „Germanen“; Urgeschichten einzelner *nationes* (anfangs nur den Adel meinend, schon bald aber auf dessen „ganzes Volk“ ausgeweitet[169]) bis in die Antike

[167] Natürlich kommen Protestanten, auf die Aussagen ihres Helden angesprochen, stets mit der Ausrede, Luther sei eben ein „Kind seiner Zeit“ gewesen - als könnten sie irgendeinen Autor jener Zeit benennen, der Ähnliches gesagt hätte.
[168] Nämlich ein verworrener Nachbeter des Häretikers Wyclif, der schon im 14. Jahrhundert die völlige Unterordnung der Kirche unter die weltliche Gewalt forderte, gegen klösterlichen Besitz, Beichte und den Papst polemisierte und auch sonst protestantische Irrtümer (etwa die Prädestinationslehre) vorwegnahm.
[169] Der Begriff „Nation“ war z.B. in katholisch gebliebenen Ländern wie Polen noch lange auf den Adel beschränkt, es gab dort keinerlei Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem „einfachen“ Volk; ebenso war in Frankreich der „Franzose“ lediglich der („fränkische“) Adelige, der in „Gallien“ herrscht. In der Revolution wurde dementsprechend der Aufstand auch als gegen

wurden phantasiert. Der bedauerlicherweise wiederentdeckte Tacitus hatte seine Germanen zu tugendhaften „edlen Wilden“ hochstilisiert; deutsche „Patrioten“[170] nutzten sein Machwerk nun zur Kritik am Einfluss der römischen Kirche. Fieberhaft wurde seit Ende des 15. Jahrhunderts infolge der Tacitus-Rezeption nach einer kulturellen Einheit der „Deutschen“ gesucht, Arminius zum Symbol eines antirömischen „deutschen Freiheitskampfes“, die „deutsche Sprache“ plötzlich identitätsstiftend. Arminius wurde freilich nur „bei jenen Humanisten zum Helden der Deutschen [..], die der Reformation nahestanden“, während jene Gelehrten, die katholisch blieben, in ihm weiterhin einen Barbaren sahen (Georg Schmidt).
Das neuartige Nationalgefühl, der wunderlichen Liebe der Renaissance zu abstrakten und damit hohlen Begriffen geschuldet, war eine kaum zu unterschätzende Triebkraft für den Protestantismus. Der Hass, der sich im 16. Jahrhundert gegen die Kirche entlud, so dass man sie enteignete, die Anwesenheit von Geistlichen nicht ertrug, ihre Kultstätten entweihte und für eigene Kulte umnutzte, die Spendung von Sakramenten verbot und die Verteidiger ihrer Rechte bekriegte und auf beispiellose Weise verleumdete als den Abschaum der Menschheit, ist natürlich nicht mit einer tiefen Überzeugung zu erklären, diese neue, freudlos-triste Mangelreligion sei die einzig wahre, sondern mit dem Gefühl, „wir“ bräuchten doch etwas „Eigenes“ und wollen bei unserem Aufbauwerk eines souveränen Staatswesens, eines irdischen Paradieses, von niemandem gestört werden – ein antirömischer Affekt. Ein Widerstand gegen den Universalismus der katholischen Kirche, welcher die Menschen weltweit vereint und erhebt. Nicht umsonst beriefen sich Reformatoren wie Melanchthon ausdrücklich auf Tacitus. Auch Zwingli war ein obsessiv antirömischer, religiös kaum gebildeter und stark weltlich orientierter „Humanist“, der vor allem die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft sich als höchstes Lebensziel gesetzt hatte und daher ab 1520 mit ins antipäpstliche Horn stieß. In Texten dieser Zeit bedrückte stets ein finsteres Rom die Freiheit der „deutschen Nation“, „uns Deutsche“, des „Volkes deutscher Nation“, ihr „Recht, deutsch zu sein“ (Luther). Im Bauernkrieg finden wir inflationär den Begriff der „teutschen Nation“, die den „gemeinen Mann“ mit einbezieht im zu reformierenden Reich. Am massivsten wohl bei Ulrich von Hutten, der die „Deutschen“ von der römischen „Knechtschaft“ in jeglichem Sinne endgültig befreien wollte. Bei ihm taucht erstmals die Vorstellung von „deutschem Blut“ auf. Hutten, viel Interesse am alten Heidentum zeigend, nannte den Papst schon 1513 „Verderber der Welt“, wünschte sich dagegen Albrecht von Brandenburg als Oberhaupt einer zukünftigen Nationalkirche. Im Nationalsozialismus später hochgeschätzt, hetzte er gegen „Pfaffen“ ebenso wie gegen „räuberische“

„fremde Eindringlinge“ (die nach Osten gehörten) gerichtet gerechtfertigt (so auch bei Augustin Thierry oder dem extrem antiklerikalen Jules Michelet). Man beachte den Ausdruck des „unreinen Blutes“ des Feindes in der Marseillaise.

[170] Richtig nennt Tolstoi den Patriotismus ein unmoralisches Gefühl, weil wir uns nicht mehr als Söhne Gottes, sondern als jene eines „Vaterlandes“ sehen.

Kaufleute, die „fremde Waren“ einführten. Er fragte rhetorisch, ob „Deutschland keine Ehre“ habe, weil „es“ noch warte, das „römische Joch“ abzuschütteln. Luther wollte er als Zugpferd für einen politisch-kirchlichen Umsturz instrumentalisieren. 1521 dankte er „den Göttern“, dass „Deutschland sich seiner selbst erinnert“ habe und seine „Knechtschaft“ abschüttele. Von seinem Heidentum kam er ab, wie auch andere Humanisten, die unter dem Einfluss des pöbelnden Augustiners (der von angesehenen Gelehrten wie Melanchthon beworben wurde) alle plötzlich anfingen, die Bibel ganz toll zu finden. Die vormals neuheidnischen „Humanisten“ schmissen nun mit (aus allem Zusammenhang gerissenen) Bibelsprüchen um sich wie später der deutsche Bildungsbürger mit Goethezitaten. Jeder hielt sich plötzlich für einen „Theologen“. Dabei war Luther ganz und gar nicht der große Verteidiger der jüdischen Schrift gegenüber dem Neuheidentum, er las als Auslegungshilfe lediglich *andere* Heiden als die ihm verhassten Scholastiker (nämlich gnostisch-pseudohermetische Literatur)[171]. Die positive Bewertung des Heidentums in der Renaissance hatte bei den „Romfernen“ längst eine große Distanz zum jüdischen Erbe bewirkt. Selbst ernsthafte Bibelleser wie Calvin warfen den Juden ihre „falsche“ Exegese vor, ihren strengen und zornigen Gott, dazu ihre „Habgier“; auch Zwingli sah die Juden verantwortlich für die katholischen „Zeremonien“ und „Irrtümer“ beim Bibelverständnis. Wenn Rosenberg später die katholische Kirche als „verjudet“ ansah wegen ihres Universalismus und Kosmopolitismus, als „judaisierte“ Version des Christentums, konnte er sich direkt auf die Urheber der Reformation berufen. Auch Hitler sah in der Katholischen Kirche eine „jüdische Ethik“ am Werk. Antikatholizismus und Antisemitismus gingen schon bei Luther (radikal antirömisch, die Liebe zum „Deutschen“ glorifizierend) in diesem Sinne Hand in Hand. Er rief zur Ermordung des Papstes und seines „Anhangs“ ebenso auf wie zu Judenpogromen und führte den Wahn von der „Ausbeutung der Deutschen“ weiter, wenn er z.B. in Demagogenmanier behauptete, „Rom“ lebe in Saus und Braus „von dem Gute der Deutschen“. Auch er wünschte eine Nationalkirche, einen mächtigen „Primas in Germanien“ (Albrecht von Brandenburg), der alle Fragen der kirchlichen Hierarchie im Reich regelt, ein von der weltlichen Gewalt einberufenes Konzil, das gänzlich von Rom loslöst. Päpstliche Legaten seien als „Feinde Deutschlands“ zu behandeln, Bettelmönche mit Steinen zu bewerfen und zu verjagen. Auch schürte Luther ein Nationalgefühl gegen die „Welschen“.
Je „deutscher“ und „freier“ sich die „Reformatoren“ sahen, desto mehr hassten sie alles „Fremde“ oder sonstwie „Undeutsche“ – „Zigeuner“, Bettler, römische Geistliche, und besonders, als „Urheber“ alles „Ungermanischen“: Juden, „seit 1.400 Jahren unsere

[171] Was freilich nicht die durchaus bizarre Liebe der Hochscholastik zu heidnischer Philosophie besser macht. Während Christen in der Antike heidnische Literatur noch aus der Perspektive des Arztes, der die Krankheit studiert, betrachteten, wollte man, als es kein reales Heidentum mehr gab, tatsächlich von ihm „lernen“ – und lernte, die jüdisch-christliche Tradition verunreinigend, beispielsweise Definitionen von „Gutheit“ und „Gerechtigkeit“ jenseits des Willens Gottes.

Plage, Pestilenz und alles Unglück“, ja „uns in unserem eigenen Land gefangen“ haltend (Luther). Daniel Goldhagen schrieb richtig, dass die Shoah als Folge des spezifisch deutschen eliminatorischen Antisemitismus, der mit Luther begann, zu begreifen ist. Diese Aussonderung der Juden wurde bei Luther als endgültig betrachtet; wenn zuvor Juden vertrieben wurden, hatte das konkrete lokale Anlässe, und oft genug kamen sie nach einigen Jahren wieder. Nun aber wurde die Trennung als wesentlich aufgefasst und systematisch begründet (im Sinne von: Gleichheit herstellen, Uneinigkeit verhindern). Melanchthon hielt Luthers Hetzschriften für eine „nützliche Lehre“, Bucer forderte eine strengere „Knechtschaft“ der Juden, und Zwingli verabscheute die Juden so sehr, dass er sie als Urheber der Kriege katholischer Fürsten ansah (da sie den Papst beeinflussen würden)[172]. Im Reich suchten die Juden daher den Schutz von Kirche und Kaiser. Rabbi Josel von Rosheim[173] erkannte, dass von den Lutheranern eine große Bedrohung ausging und ihr Einfluss (etwa auf die Judenordnungen) zurückgedrängt werden musste. Er erwirkte einen kaiserlichen Schutzbrief für alle Juden des Reichs. Niemals zuvor habe „ein Hochgelehrter solch grob unmenschlich Buch mit Scheltworten und Laster uns armen Juden auferlegt“ (gemeint ist „Von den Juden und ihren Lügen“, von dem Karl Jaspers sagte, darin habe man bereits das komplette Programm der Nazis; Rudolf II ließ das vielgelesene Machwerk, zum Kanon der „Hausväterliteratur“ gehörend, 1595 als „schamloses Schmachbuch“ konfiszieren).
Die Vertreibung (oder zumindest schärfere Gängelung) der Juden war Lutheranern Teil der „Kirchenreformen“ ebenso wie das behauptete „ius reformandi“: Mittel, die Untertanenschaft zu ordnen und zu vereinheitlichen. Bei ihnen wurden die Juden ganz grundsätzlich vertrieben, nichtmal die Gelegenheit zum Glaubenswechsel eingeräumt. Albrecht von Mansfeld ließ auf persönliches Drängen Luthers hin 1546 alle Juden aus seinem Territorium verjagen. Wenn Christen bei sich Juden dulden, würden sie sich „mitschuldig an deren Verbrechen“ machen. In den 1540er Jahren verschärfte der sächsische Kurfürst das Aufenthaltsverbot für Juden, bald wurden sie auch aus Braunschweig und diversen großen Städten vertrieben. Jüdische Ärzte wirkten nicht mehr an protestantischen Universitäten. 1547 ordnete Philipp von Hessen die Verbrennung des Talmuds an und verbot Juden das Zinseinnehmen. Katholische geistliche Fürsten dagegen tolerierten sie weiter; da das Vertreiben von Andersgläubigen seit dem späten 13. Jahrhundert eine Seuche in Europa war, ist ihnen hochanzurechnen, wenn sie gerade im hysterischen 16. Jahrhundert *nicht* diesen Weg gingen (bzw. nach

[172] Verschwörungstheorien prägten auch das Denken Luthers: die Juden hätten sich zusammengerottet, um Christen allen erdenklichen Schaden zuzufügen (Brunnen vergiften, Kinder stehlen - das ganze Programm). Jüdische Ärzte würden in Wahrheit die Christen erst krank machen (falls jemand Zweifel haben sollte, wo die heutige Abneigung gegen „die Schulmedizin“ herkommt).
[173] Seit 1520 oberster Vertreter für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden im Reich.

kurzer Zeit Juden wieder aufnahmen)[174]. Weltliche katholische Herren waren in jenen vom Religionsstreit geprägten Zeiten leider oft auch nicht viel toleranter als die Lutheraner; wenn Katholikenhasser freilich die Vorgänge in Spanien skandalisieren, als würden sie irgendwie hervorstechen, ist zu sagen, dass sie das höchstens insofern taten, als hier noch am ehesten eine reale Bedrohung durch andersgläubige Großgruppen vorlag[175]. Die Habsburger wiesen die Juden aus einigen ihrer Länder aus und erlaubten ihnen zugleich, sich in anderen niederzulassen – ihre Gegnerschaft war also keine grundsätzliche, sondern eine ortsbezogene. Ähnlich sind die in Italien im Zuge der Religionsstreitigkeiten geschaffenen Ghettos zu sehen, welche die Christen vor fremden Einflüssen „schützen" sollten; dort konnte sich das jüdische Leben ungestört entfalten, das Ghetto garantierte die jüdische Selbstverwaltung. Die dem gegenüberstehende Entrechtung der Juden durch die protestantischen Herren hatte offensichtlich doktrinelle Hintergründe. Luthers Antisemitismus war bereits protorassistisch: Juden *könnten* ihren „Neid", ihre Gier nach irdischen Reichtümern niemals ablegen, sie zu missionieren und zu taufen sei sinnlos (eine bislang noch nie gehörte Auffassung); Juden waren für Luther ausdrücklich nur „unsere Gäste", Fremde, die eigentlich nicht hierhergehörten. „Wir" Deutsche seien (kollektiv) die Herren. Er sah die Juden als ein „anderes Volk" an, darum auch meinte er, mit dem alten Gesetz nichts zu tun zu haben[176].
Der Protestantismus hat seit Anbeginn den Hang zum Antinomismus: extrem gesetzesfeindlich, das Christentum als wesensverschieden vom Judentum ansehend. Dieses Denken erst ist die Wurzel des christlichen Antisemitismus[177]. Luthers

---

[174] In katholischen Territorien war die Ausübung des jüdischen Kultus generell weniger eingeschränkt als in protestantischen; auch später kamen die schärfsten antijüdischen Schriften (Eisenmenger, Schudt, Johannes Müller) aus dem evangelischen Milieu. Die günstigsten Bedingungen lieferten die Judenordnungen in geistlichen Territorien und kleineren Reichsherrschaften.

[175] Um 1570 etwa kam das expansive Osmanische Reich Spanien bedrohlich nahe (die Halbinsel war Ziel einer islamischen „Rückeroberung"); unter den ca. 300.000 Moriscos gab Anhänger, es kam zu einer Revolte. 1571 ließ Philipp II 50.000 Beteiligte über das Land verteilt umsiedeln, im gleichen Jahr schlug er mit Truppen des Kirchenstaates und Venedigs die Osmanen bei Lepanto. Hätten jene weiter Spaniens Kernland bedroht oder gar teilweise erobert, wäre der Kampf Philipps für die Kirche weltweit entscheidend geschwächt gewesen.

[176] Das mosaische Gesetz inklusive Dekalog war für Luther „der Juden Sachsenspiegel" und gälte nicht für Deutsche. Die 10 Gebote hätten keinerlei Wert für das christliche Dasein, sondern beschrieben einfach allgemeine Notwendigkeiten für gesellschaftliches Zusammenleben. Er vertrat eine rein utilitaristische und entsprechend relativistische Ethik, die Geltung der Gebote vom aktuellen Nutzen abhängig machend – mit so einem „Christentum" konnten auch sich die Nazis später anfreunden.

[177] Ganz anders der ältere Antitalmudismus etwa des jüdische Konvertiten Pfefferkorn, der keineswegs gegen die mosaische Religion als solche eingenommen war, sondern aufgrund der paar (in der Tat unschönen) christusfeindlichen Passagen des Talmud die ganze Tradition einer

Feindschaft gegen das Gesetz untermauerte er mit der Häresie, die Rechtfertigung sei reine Gnade und unabhängig vom Wirken des Menschen. Nun konnte er das Gesetz als etwas „Böses“ verkaufen, von dem Christus „befreit“ hätte; zu einem „Heiland der Heiden“ geworden, hätte er jene aus jeglicher jüdischen Tradition herausgehalten.
Der Protestantismus muss als konsequente Entjudaisierung des Christentums begriffen werden. Er brachte den Wegfall des Glaubens an das volle Alte Testament[178], den Wegfall des strengen[179], strafenden Gottes (der Mensch sei unfrei und damit persönlich nicht schuldfähig), des Heilsindividualismus (man könne und solle sich sein Heil nicht erst verdienen), der Gesetzes- und Werkfrömmigkeit, des Opferkults (im zeitgenössischen Judentum nur der Umstände halber nicht ausführbar), Wunderglaubens, Bittgebets (auch für Tote), Glaubens an die Gutheit des Gesetzes.
Ausgerechnet im Protestantismus eine Aufwertung der Schrift zu sehen, zeugt von völligem Realitätsverlust, wenn man sich die Einstellung der seither vom gesetzgebenden Gott des Alten Testaments entfremdeten Menschen ansieht. Je mehr jene seit der Reformation auf „eigene Faust“ in der Bibel lasen, desto mehr wurde ihnen klar, dass ihnen das Buch nicht gefällt - insbesondere jener Teil, den Jesus als „Heilige Schrift“ auslegte. Die spätestens den Wohlfühl-Protestantismus des nachwestfälischen 17. Jahrhunderts bestimmende zunehmende Fassungslosigkeit „wie kann Gott nur…?“ birgt in sich schon den Ansatz, die ganze Schrift von „Jüdischem“ zu reinigen und bekömmlicher zu machen, wie es kennzeichnend für jegliche moderne Theologie ist. Alles Strenge, Fordernde soll weg, alles, was auf Streit mit der Welt hinausläuft.
Das Streben nach „Zucht und Ordnung“, wie es in allen protestantischen Kirchenordnungen ausgesprochen ist, stellt unter diesem Aspekt noch mehr dar als ein bloßes Machtspiel: es reflektiert das esoterische Weltbild der Renaissance. Die neuheidnischen Naturphilosophen und Astronomen jener Zeit vermuteten ja in ihrem Aberglauben überall eine perfekt-harmonische Ordnung. Die „Zucht“ sollte den Menschen in ein „richtiges“, geordnetes Verhältnis zu den Dingen und Mitmenschen bringen, „Ordnung“ meint eine perfekte Harmonie der menschlichen Gesellschaft (welche im Luthertum ausdrücklich vom „Gottesreich“ geschieden zu sehen ist). Der

---

mündlichen Tora als gegen die „eigentliche“ mosaische Religion gerichtet sah – dieser Ansatz, es könne jenseits der Tora keine authentische Überlieferung geben, kratzte auch gefährlich am katholischen Grundsatz der *zwei* Quellen der Offenbarung (Schrift *und* Tradition) und ist daher nicht nur aufgrund von Pfefferkorns herrischen Zensurvorstellungen abzulehnen, dennoch weit entfernt von der alles Jüdische in Bausch und Bogen verdammenden Position Luthers.

[178] Die „neueren“ Texte der Septuaginta (von Luther gestrichen, weil sie ihm theologisch nicht passten) waren über Jahrhunderte, auch zur Zeit Jesu, Teil „der Schrift“ der Juden.

[179] Die spätmittelalterliche Blüte der Marienverehrung ergab sich aus dem theologischen Schwerpunkt eben auf die Strenge des Gottes des Alten Testaments (bei dem es milder Fürsprecher bedarf). Die Marienfrömmigkeit und überhaupt Heiligenverehrung ist unmittelbarer Ausfluss eines „jüdischen“ Gottesbildes und auch darum Luther so verhasst.

Mensch möge sich in die „natürliche Ordnung“ [180] der Dinge einfügen – gerade nicht, indem er die „Sünde“ meidet (also auf Gottes Gesetz schaut), sondern sich den irdischen Mächten (gleichsam als Naturgewalten verklärt) fügt. Immer wieder bemüht: die Vorsehung, der angeblich alles lenkende Gott. Das durch und durch heidnische (ob in der antiken Mythologie oder bei den Stoikern – immer ist alles „unabwendbar“), deterministische Konzept des „Schicksals“, wie es in der Renaissance wieder Mode geworden war, bildete die Voraussetzung für die Irrlehren der Reformation über die göttliche Vorsehung – man begann damals, die Verantwortung des Einzelnen abzuwälzen, sei es an die Sterne, die Körpersäfte, an Gott. „Schuld“ war nicht mehr möglich, alles war letztlich „Schicksal“ – eine Form, auf die drängende Frage des sündigen Spätmittelalters, wie die Seele zu retten ist, Antwort zu geben. Statt eine schlechte Tat einfach zu bereuen und sich zu bemühen, immer auf Christus als Vorbild zu schauen, schaute man auf sich selbst und versuchte, zu analysieren: warum habe ich das getan? Einen Schritt weiter folgte oft die vermeintliche Einsicht: weil ich es aus diesem oder jenem Grund „musste“[181]. Der Protestantismus ist in jeder Hinsicht die Lehre des sich Ergebens des Einzelnen (und der Machtübernahme der abstrakten Schein-Kräfte, zu denen „Natur“ und „Volk“ gehören).
Da sich das Individuum längst verloren hatte, wurde umso mehr nach dem nächstgrößeren angeblichen „Ganzen“ geschielt. Der protonationalistische Charakter der Reformation zeigte sich z.B. in der Einführung volkssprachlicher Gottesdienste. 1523 wurde in Zürich erstmals ein Kind in deutscher Sprache getauft. Der „Gottesdienst“ wurde zur an das „Volk“ gerichteten Lehrstunde, das aus der jüdischen (und damit „fremden“) Tradition herzuleitende Opfer abgeschafft. Die Erhebung der Volkssprachen, die nun in Konkurrenz zum Latein (dem Zeichen der kirchlichen Einheit) traten, besiegelte das Ende der Idee der Kirche als dem einen Gottesvolk. Der Nationalgedanke spaltete die Menschheit und damit die Kirche teilweise auch dort, wo kein offizielles Schisma vollzogen wurde, in angeblich naturgegebene Sektionen jenseits der offiziellen Kirchenstrukturen. Volkssprachen wurden allerorts durch Wörterbücher und Grammatiken standardisiert (früh z.B. auch in Frankreich unter Franz I), bestimmte Varianten zur allgemeinen Norm erklärt, durch Verwaltung und Schule mühsam verbreitet. Der Separatismus der Möchtegern-Souveräne der Frühen Neuzeit bedingte, dass sie regionale Idiome zu Hoch- und Schriftsprachen aufwerteten – die Untertanen

[180] Etwa der abgefallene Priester Giordano Bruno (Autor mehrerer Bücher über Magie, an Seelenwanderung glaubend, heute paradoxerweise der Held der militanten Atheisten) vergöttlichte bereits „die Natur“ als angebliche Einheit – vor allem letzteres wirkt bis heute nach.
[181] Dieses Denken ist Wurzel moderner Vernichtungsphantasien: wer keine Verantwortung übernehmen wollte, leugnete einfach die menschliche Freiheit – am Bösen müsse also die Natur des Sünders schuld sein; je weiter man sich dann von der christlichen Jenseitsorientierung löste, desto stärker wurde der Drang nach Aussonderung und Zerstörung. Die katholische Position dagegen: wer Böses tut, kann genauso auch Gutes tun.

sollten ihnen gehorsamer sein als dem Papst, also auch ihre Sprache sprechen. Die frühneuzeitliche Sprachpolitik trug insbesondere in den abgefallenen oder sonstwie romfernen Gebieten zur Verdichtung von Herrschaft, Kontrolle und Disziplinierung bei. Der Landesherr war zum „pater patriae“ geworden, einer Art Übervater, den Untertanen sogar eine gemeinsame Sprache anerziehend. Die künstlich „rein“ gehaltenen „Nationalsprachen“ (eine Schnapsidee der Renaissance, wo man sich bereits völlig unwichtigen Disziplinen wie Grammatik, Rhetorik, Poesie oder Geschichte zugewandt hatte) dienten vor allem der Abhängigmachung der eigenen Bevölkerung und der Schaffung eines Einheitsgefühls, verbunden mit Abschottung nach außen. Man war ernsthaft überzeugt, damit einer „natürlichen“ Ordnung wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. 1619 klagte der württembergische Hofbeamte Weckherlin, dass auch an den protestantischen Höfen immernoch „teutsch, welsch und latein“ gemischt, keine Sprache „rein“ gesprochen werde - die „teutsche sprach“ würde „verdorben“ und durch „frembde wort“ gequält. Die „Fruchtbringende Gesellschaft“, 1617 zur „Pflege deutscher Dichtung“, Vereinheitlichung und „Reinigung“ der Sprache von „Fremdwörtern“ gegründet, glaubte im 17. Jahrhundert bereits an eine „angeborene Deutschheit“. Man suchte in den ab Mitte des 16. Jahrhunderts aufkommenden Geschichtswerken zur kollektiven Identitätsstiftung (von der vormaligen Dynastiegeschichte hin zu einer in graueste Vorzeit zurückwollenden „Volksgeschichte“ übergehend) bereits nach biologischen „Stammvätern“ der einzelnen „Nationen“ und setzte bedenkenlos etwa „Chatten“ mit „Hessen“ gleich (so in Wigand Lauzes Chronik). Der sogenannte „Große Kurfürst“ rief in einer weitverbreiteten Flugschrift (an alle Untertanen, nicht etwa nur den Adel gerichtet) 1658 alle „ehrlichen Deutschen“ zur ehrenhaften Frontstellung gegen Schweden auf, das Vaterland habe schließlich nicht „fremden Nationen“ anheim zu fallen, also gedenke jeder, „was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und Vaterland nicht zu vergreifen. Gedenke, dass du ein Deutscher bist“. Ein bereits vollständig entwickelter moderner Nationalismus, wie er in die katholisch verbliebene Welt dagegen erst 100 Jahre später eindringen sollte.
Die Reformation hat keinen Menschen frömmer gemacht, im Gegenteil. Sie war Symptom einer Zeit, welche die Menschen im Reich „deutscher“ und damit automatisch unchristlicher gemacht hat - einer Zeit, die mit ihrem Körperkult und wirrem neuheidnischen Okkultismus Erinnerungen an das völkische Milieu der 1920er Jahre weckt. Die Renaissance war eine Phase totalen Niedergangs, an deren Ende Sektenwesen und Tyrannei standen. Ein Großteil der Bevölkerung Europas kann, obwohl getauft, nicht mehr als christlich bezeichnet werden. Bücherverbrennende „Humanisten“ wie Luthers Zeitgenosse Paracelsus (Alchemist, Astrologe und Kritiker der bösen „Schulmedizin“) halluzinierten von heilenden „geistigen Kräften“, die sich hervorrufen ließen; wen wundert der Aufschwung des (von der Kirche bislang stets als Einbildung verurteilten) Zauberglaubens in jenen Tagen? Der ist nichts anderes als der Glaube, verborgene Kräfte eigenmächtig beschwören zu können. Glaubensferne Fürsten

wie Philipp von Hessen (Grabschänder, Kirchenzerstörer, Katholikenverfolger) beschäftigten Hofastrologen und Alchemisten, sektiererische Gruppen mit Hang zum Rauschmittelgebrauch lösten bei anderen eine (im wahrsten Sinne des Wortes) Heidenangst vor „Zauberern“ aus – der nordische, vor allem deutschsprachige Raum verblödete damals nachhaltig (in den von der Reformation nicht betroffenen südlichen Ländern gab es nahezu keine Hexenprozesse). Die „Reformation“ war nur ein Teil dieses großen Abfalls. Sie kam über die Menschen in Gestalt von lästernden Wanderpredigern, grimmigen Flugschriften, Spottliedern und Schmähgedichten. Jeder zog alles und jeden in den Schmutz, mit dem Ergebnis, dass Ende des 16. Jahrhunderts Religionsdiener sämtlicher Konfessionen (am besten sah es noch bei den Katholiken aus) größte Schwierigkeiten hatten, die Menschen (der Lehrstreitigkeiten überdrüssig – jeder neue Pfarrer erzählte das Gegenteil dessen, was der Vorgänger eingebläut hatte) in ihre Kirchen zu bewegen oder gar zum Katechismusunterricht. Die Zeit der „Konfessionalisierung“ war im Reich in Wahrheit die Zeit sogar noch fortschreitender Entkirchlichung. In der Kurpfalz mussten manche Untertanen in ihrem Leben bis zu fünfmal den „Glauben“ wechseln, immer wenn gerade wieder ein neuer Landesherr an die Macht kam. Am Ende blieb oft nur der neuheidnische Aberglaube (an die Hexerei). Durch den Einfluss der altgläubigen, von der mittelalterlichen Spiritualität getragenen südeuropäischen Orden wurde dieser im 17. Jahrhundert überwunden[182].
Andere Kämpfe wurden von der Kirche meist verloren. Sie konnte die Mächtigen der Welt nur in Ausnahmefällen davon abhalten, sich fortan über Gott und gegen Sein Volk zu stellen. Spätestens um 1560 war die Kirche in Europa in schwerste Bedrängnis geraten. Hatte man zwischenzeitlich an eine Konsolidierung der Lage glauben können angesichts der erfreulichen Entwicklungen in England, wo Mary Tudor die katholische Religion und das Messopfer wieder zuließ, die Kirche in ihre alten Besitzungen einsetzte und verwüstete Klöster wiederaufbaute (im Vertrauen, dass sich die alte Religion von allein durchsetzen würde, wenn man nur ihre Verkündigung möglich machte), war angesichts der „patriotischen“ Revolten (Priester wurden angegriffen, Zeremonien gestört) anlässlich ihrer Eheschließung mit Philipp II von Spanien 1554 klar, dass der Mob keine Ruhe geben würde[183]. Frankreich unterstützte die umstürzlerischen Rebellen in England, offenbarend, wie wenig katholisch das Herrscherhaus dachte. Bereits seit Anfang der 1550er hatte Heinrich II von Frankreich protestantische Aufstände im Reich protegiert. Die neue englische Königin Elisabeth vertrieb wiederum die Ordensleute, erlaubte sich, die rechtmäßigen Bischöfe „abzusetzen“, schrieb allen Untertanen vor, den protestantischen „Gottesdienst“ zu besuchen. Das Lesen und Hören der Messe war mit

[182] Etwa dem Jesuiten Friedrich Spee gelang es, ihn im Rahmen der Gegenreformation zumindest in den katholischen Gegenden wieder einzudämmen.
[183] Nicht hilfreich war, dass die Rebellionen mit von der antikatholischen Propaganda natürlich sogleich begierig ausgeschlachteter Härte niedergeschlagen wurden.

Gefängnisstrafen bedroht. In Schottland wurden derweil die Kirchen und Klöster geplündert und verwüstet, das Abhalten und der Besuch der Messe war z.T. unter Todesstrafe gestellt. Auch in Frankreich versuchten calvinistische Kräfte, die politische Macht im Land zu erobern und den katholischen Glauben auszulöschen. Es kam zu Bilderstürmen in vielen Städten, Kirchen wurden verwüstet, Katholiken massakriert. Mit einem „nationalen“ Konzil sollte dann nach dem Willen des Herrschers der Konflikt beigelegt werden, man suchte nach Kompromisslösungen, um die „Einheit wiederherzustellen“, eine Art Konkordienformel. Es ging nicht um freie Religionsausübung, sondern um eine eigene, „einheitsstiftende“ Staatsreligion. Derweil eroberte der protestantische Adel diverse Städte, bis 1569 wurden rund 10.000 Kirchen im ganzen Land verwüstet und zerstört, etwa 5.300 Geistliche ermordet. Auch in den Niederlanden tobte ein Aufstand protestantischen Adels, ebenso im Reich, wo zudem der Kaiser höchstselbst die Ausbreitung des Protestantismus förderte.
Der Augsburger Religionsfrieden, den „Landfrieden“ auch reichsrechtlich auf die Religion ausdehnend, war eine Zurückweisung der (katholischen) kirchlichen Ansprüche auf ihre geistlichen Jurisdiktionsrechte innerhalb ihrer Bistümer; der Landesherr hätte die „Religionshoheit“ in seinem Territorium, das sogenannte „ius reformandi“, aufgrund dessen er vorschreiben dürfe, welche Religion in „seinem“ Land von den Untertanen praktiziert werden muss. Dieser Reichstagsabschied, der „Ruhe und Ordnung“ schaffen sollte, postulierte also ein obrigkeitliches Recht, über den Glauben jedes einzelnen Untertanen zu entscheiden –in jenem Zeitalter war nichts Geringeres als der Totalitarismus geboren. Die Obrigkeit verfolgte nun alle mit Gewalt, die es wagten, nicht ihrer Meinung zu sein. Das Individuum wurde von der Herrschaft vereinnahmt wie nie zuvor, das positive Recht über jegliches Naturrecht gestellt. Wie viele Seelen daran zugrundegingen, mag man sich nicht vorstellen.
Viel zu spät reagierte man in Rom indessen auf das Treiben in England mit der Exkommunikation Elisabeths 1570; sie wurde, korrekt, als unrechtmäßige Königin bezeichnet, den Untertanen der Gehorsam verboten. Dies war das letzte päpstliche Absetzungsurteil der Geschichte. Man vertraute ganz auf Spanien, die letzte katholische Großmacht und Schutzmacht der Katholiken. Wer damals gegen die Kirche kämpfte, bekam es mit Philipp II zu tun. Doch konnte auch er nichts ausrichten, als Elisabeth mit der Tötung und Vertreibung aller noch verbliebenen Priester reagierte; rund 140 ließ sie grausam hinrichten, viele weitere starben in Haft, dazu kamen etliche Laien-Märtyrer (über 60 von ihnen werden heute namentlich verehrt – sie wurden meistens hingerichtet, weil sie Klerikern halfen). Der „Act of Popery“ von 1571 erklärte die Treue zum Papst zum todeswürdigen Hochverrat. Radikale Protestanten (selbsternannte „Puritans“, „Reiniger“ der Kirche) machten Jagd auf alles, was ihnen zu „katholisch“ erschien. Elisabeth selbst schuf eine Kontrollinstitution für alle geistlichen Schriften, die nun eine strenge Zensur durchlaufen mussten, ob sie nicht zu „römisch“ waren. Die in Folge der reformatorischen Schulbildung hohe Alphabetisierungsquote (rund 30% der Männer und

10% der Frauen konnten lesen, im Reich damals 5 bzw. 1%) bereitete den Boden für eine Flugschriftenkultur, die insbesondere antispanische bzw. antikatholische Hysterie schürte: der Katholizismus erschien als „innerer Agent“ der „äußeren Bedrohung“; am Anfang der englischen Lesekultur steht damit die Verbreitung von Verschwörungstheorien[184]. Die vollkommen fanatischen französischen Protestanten[185] wollten derweil von ihrem König eine Allianz mit England und den calvinistischen Aufrührern in den Niederlanden, um der letzten katholischen Macht den Todesstoß zu versetzen. 1572 wäre es fast soweit gekommen, als im Wahn der „Wiedervereinigung“ die katholische Königstochter mit dem protestantischen Führer, dem späteren Heinrich IV, „verheiratet“ werden sollte. Natürlich lagen die Nerven blank. Durch eine persönliche Intrige wurde der König von der angeblichen Notwendigkeit, ein Massaker unter den Protestanten (zu Hunderten ins romtreue Paris gekommen) anzurichten, um seine Macht (angesichts einer angeblichen Verschwörung) erhalten zu können, überzeugt. Langfristig stiftete diese grausame Aktion, da sie seither zum Kanon der antikatholischen Vorwürfe gehört, obwohl sie gar nicht von der eigentlichen „katholischen Partei“ ausging, großes Unheil. Die Protestanten richteten sich jetzt auch gegen den König (vorher nur gegen seine „bösen Berater“). Der Religionskrieg hatte nun drei Parteien, während das Herrscherhaus sich vorher vermittelnd gab. Der König wurde zunehmend „absolutistischer“, mit aller Gewalt auf ein Ende jeden Streits drängend. Romtreue Katholiken in Frankreich, von zwei Seiten der Verfolgung ausgesetzt, suchten in ihrer Not die Nähe zu Philipp II; die Protestanten traten umso entschiedener für eine starke französische Monarchie ein. 1581 lösten sich dann, wie von den Fanatikern gewünscht, mit Hilfe von Frankreich und England die nördlichen Niederlande von Spanien, um sich in die Riege der protestantischen Staaten einzureihen.
Philipp sah sich verpflichtet, all diese Länder wieder für die vertriebene Kirche zurückzugewinnen – es war ein Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Er unterstützte erfolglos den katholischen Widerstand in England (und Irland), seit 1587 zudem die katholischen Orte der Schweiz, die den „Goldenen Bund“ zur Abwehr protestantischer Aggression schlossen. Offiziell im Krieg mit England befand er sich erst, nachdem 1587 die Hinrichtung Mary Stuarts in der katholischen Welt hilflose Entrüstung ausgelöst hatte. Philipp führte im Kampf für die Kirche zeitweilig Krieg an drei Fronten (England, Niederlande, Frankreich) gleichzeitig, dazu kamen Interventionen im Reich[186].

---

[184] Richtig schreibt Wolfgang Pohrt: Bildung macht nicht zwangsläufig klüger. „Wenn die Deutschen damals Analphabeten gewesen wären, hätten Plakate wie ‚Kauft nicht bei Juden‘ keine Chance gehabt, und ‚Der Stürmer‘ hätte nicht erscheinen können“; „kein Mensch kommt so dumm auf die Welt, wie er später mal wird“.
[185] 1571 etwa wurden 70 junge Missionare auf dem Weg nach Brasilien von protestantischen Franzosen (unter Jean Sore und Cadaville) abgefangen und grausam ermordet.
[186] Viermal musste er sich, trotz der glücklichen Fügung, auf Edelmetalle in der „Neuen Welt“ zurückgreifen zu können, zahlungsunfähig erklären.

Der französische König übte sich derweil als antikatholischer Terrorist und ließ Heinrich von Guise 1588 im Schloss von Blois ermorden, ebenso dessen Bruder, den Erzbischof von Reims. Unter Berufung auf das Recht zum Widerstand tötete ein junger Dominikaner 1589 den Tyrannen - nur um damit ausgerechnet dem Protestanten Heinrich den Weg zum Thron zu ebnen. 1590 schritt Philipp trotz der zuvor erlittenen Niederlagen zur Intervention in Frankreich, mit dem er 1598, finanziell völlig ausgeblutet, Frieden schließen musste.
Heinrich IV unterstützte im Erbfolgestreit um Jülich, Kleve und Berg 1610 die Protestanten, so dass ein erneuter Krieg mit Spanien anstand, in welchen der scheinheilige Bourbone seine Untertanen gestürzt hätte, was (erneut dank eines mutigen Katholiken) abgewendet werden konnte.
Die Rolle Spaniens oder gar der Jesuiten dabei erregte immer wieder die Phantasie, in einer Zeit, als überall „popish plots" gewittert wurden. Der rabiate Antikatholizismus insbesondere in England wurde durch die neuen Möglichkeiten der Publizistik insbesondere im 17. Jahrhundert durch allerlei Verschwörungstheorien bei sämtlichen Schichten weiterhin genährt; die „schwarze Legende", allerlei Lügengeschichten über angebliche Grausamkeiten von Spaniern, spielte eine wesentliche Rolle[187]. Unter James I wurde die Verfolgung der Kirche noch bedeutend intensiviert. Der katholische Adel in Irland floh auf das Festland, diente meist in der spanischen Armee, während in der Heimat die Protestantisierung gewaltsam durchgesetzt werden sollte (trotz - oder gerade wegen - aller Zwangsanwendung blieb dort freilich der Großteil der Bevölkerung beim alten Glauben). Die protestantischen Herren verfolgten überall in Europa mit brutaler Gewalt alles, was ihnen irgendwie katholisch erschien. Die reformierte Synode von Dordrecht 1619 etwa endete mit der Hinrichtung des arminianischen (also „katholisierenden"[188]) „Hochverräters" Oldenbarnevelt, der Verfolgung und Vertreibung der Arminianer und einem Krieg gegen Spanien, der von den Calvinisten und dem Haus Oranien vehement gefordert worden war. Märtyrer, die Häretikern zum Opfer fielen, gab es auch im deutschsprachigen Raum, besonders bekannt ist der Kapuziner Fidelis von Sigmaringen, von Zwinglianern in Graubünden erschlagen.
Mit dem Westfälischen Frieden (die französische Intervention zugunsten der Protestanten verhinderte einen katholischen Kriegserfolg im Reich) endete der Traum einer Wiederherstellung kirchlicher Tätigkeit in den abgefallenen Gebieten endgültig. Die Bevölkerung musste, ob sie wollte oder nicht, demjenigen Bekenntnis anhängen, das

[187] Etwa 1678 kostete ein falsches Gerücht über eine angebliche katholische Verschwörung rund 30 Personen das Leben.
[188] Die arminianische Tradition betont wie der Katholizismus die Wichtigkeit der Heilsmitwirkung und der guten Werke, allerdings definiert sie jene vornehmlich zwischenmenschlich, der Katholik dagegen auch und vor allem kultisch-theozentrisch. Generell ist ein „gutes Werk" eines, das man für Gott tut, aus Liebe zu Ihm oder zumindest aus Gottesfurcht.

dort 1624 gemäß ausdrücklich anerkanntem „ius reformandi“ der Landesherren herrschte (immerhin durften sie jetzt auswandern); Mission und öffentlich zugänglicher Gottesdienst war in „protestantischen Ländern“ verboten. Ganze Territorien sollten „katholikenfrei“ sein, die Menschen abgeschottet. Die militärische Intervention zum Schutz fremder Untertanen, wie besonders von Spanien zuvor stets praktiziert (und von der spanischen Spätscholastik juristisch und philosophisch gerechtfertigt), konnte nun höchstens noch, wie im Falle der Invasion Englands durch Wilhelm von Oranien, auf die Aufrechterhaltung menschgemachter Nichtigkeiten wie eben die tyrannische englische Religionsverfassung verweisen. Die Intervention zugunsten der *wirklichen* Rechte der Menschen, ihrer individuellen Freiheitsrechte, war ausgeschlossen. Auch die „katholische“ Schutzmacht Frankreich war durch den Vertrag, im Gegenteil, verpflichtet, katholische Mission in Reichsgebieten zu unterbinden. Aller päpstliche Protest war vergebens. Will man es positiv sehen, trug die Westfälische Ordnung umgekehrt natürlich auch zumindest für ein paar Jahrzehnte zum Schutz der katholischen Gläubigen (und damit zu ihrer Heiligung) bei. Dennoch stellte er, zeittypisch „ewige“ Gültigkeit beanspruchend, ein Unrecht dar, wie es Christen nicht würdig ist. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts verstand man unter „Recht“ und „Gesetz“ zunehmend einfach den Willen des „Souveräns“. Das universale göttliche Recht wurde de facto geleugnet, selbst das „Naturrecht“ als vom göttlichen Willen gelöst betrachtet (und damit vollkommen sinnentleert und jeglichem Missbrauch freigegeben).
Die Westfälische Ordnung bescherte Europa nun natürlich keineswegs friedlichere Zeiten; durch den Souveränitätswahn (und die Aufgabe der päpstlichen *arbiter*-Funktion) entfiel das gesunde Denken, nach Schuldigen in Kriegen zu suchen, sondern jegliche Vertretung „eigener Interessen“ erschien irgendwo legitim, weshalb Krieg zwischen den Souveränen nun als Normalität erschien, während er *innerhalb* von deren Herrschaftsgebieten als das Abscheulichste überhaupt angesehen wurde[189].
Immer wieder versuchten katholische Herrscher dennoch, die ihnen aufgezwungenen „Gesetze“ zur Diskriminierung der Kirche zu umgehen[190]. James II war, ebenso wie einst Mary Tudor, überzeugt, dass bei einer Freiheit der Kirche die Menschen in England sich früher oder später sowieso zu ihr wieder bekehren würden – er vertraute auf die Kraft der Wahrheit, sich durchzusetzen, und die Einsichtsfähigkeit der Menschen[191]. Eines Verbots des Protestantismus bedurfte es für ihn nicht, mehr noch, er

[189] Erst mit der Französischen Revolution wurden Kriege wieder um „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ geführt.
[190] Im Reich seit den 1660er Jahren in einzelnen Gegenden etwa die Fürstbischöfe von Mainz und Trier, die Markgrafen von Baden-Baden und weitere „kleinere“ Herrschaften, vor allem dann Kurpfalz 1685.
[191] Wenn heute in der freien Welt der Glaube zurückgeht, dann nur deshalb, weil Kirchenvertreter *selbst* nicht mehr mit der Wahrheit werben, nicht mehr bekennen, dass außerhalb der Kirche kein

gestattete den radikalen Sekten, die von den Anglikanern verfolgt wurden, ebenfalls ganz selbstverständlich Religionsfreiheit (1687 ohne das Parlament eingeführt). Er war ein vorbildlicher katholischer Monarch, dem leider das Bündnis mit dem gallikanischen Machtmenschen Ludwig XIV (auf einem französischen „Nationalkonzil" wurde 1682 verkündet, der Monarch sei dem Papst gegenüber zu nichts verpflichtet, päpstliche Entscheidungen seien von der Zustimmung der „Gesamtkirche" abhängig) zum Verhängnis wurde, da der Papst ihn deswegen nicht unterstützte[192]. In Irland förderte er besonders die Kirche, in Militär und Verwaltung waren nun viele Katholiken vertreten[193]. Die anglikanische Oberschicht bewertete die Aktionen des Königs als „illegal" (anstatt eine tolerante, auch in Irland annehmbare „Vielvölker"-Monarchie zu befürworten) und holte sich gewalttätige Hilfe aus den Niederlanden.
Die „Glorious Revolution" in England richtete sich gegen das persönliche katholische Bekenntnis des Monarchen (James II), speiste sich aus dem generellen Antikatholizismus und der Frankophobie des „gemeinen Mannes", konkret aber war sie Abwehrreaktion auf die unter James II gewährte weitgehende Religionsfreiheit, die den Ideologen der „geeinten Nation" mit klarer „Ordnung" nicht passen konnte. Gerade zur Restaurationszeit waren auch wieder Juden auf die Insel gekommen. Sie durften zwar nach der „Glorious Revolution" bleiben, waren aber in ihren Rechten stark eingeschränkt; Wilhelm von Oranien schaffte die Religionsfreiheit wieder ab, verfolgte Katholiken in Irland scharf, übte rigide Pressezensur. Von den Anglikanern wurde er als großer „Befreier" (von der imaginierten „katholischen Bedrohung" durch allerhand eingebildete „Verschwörungen") gefeiert[194].
Die Wiege der Religionsfreiheit im modernen Sinne und zugleich die Wiege der amerikanischen Freiheit liegt dagegen in Maryland. Waren die ersten Kolonien englischer Siedler noch puritanische Gottesstaaten, in denen ein militanter Extremprotestantismus regierte (das, was man in England durchzusetzen nicht geschafft

---

Heil ist und alle anderen Wege des Teufels sind und ins Verderben führen. So wecken sie auch kein Interesse.

[192] Der Gallikanismus erreichte unter Ludwig XIV seinen Höhepunkt. Das Konzil stehe über dem Papst, der keine unfehlbaren Entscheidungen für die Kirche treffen könne und auch keinerlei Verfügungsgewalt über die Königswürde habe (es gäbe ein unmittelbares „Gottesgnadentum"). Der König dagegen dürfe in Kirchenfragen Gesetze machen, Konzilien einberufen, die Anwesenheit päpstlicher Legaten und die Ausreise (etwa nach Rom) von Bischöfen verbieten, ebenso den Umlauf päpstlicher Schreiben.

[193] Unter James II waren 40% der Offiziere in Irland Katholiken (der König setzte sich über den diskriminierenden Test Act, der Katholiken von öffentlichen Ämtern ausschloss, hinweg).

[194] James zog sich nach seiner Flucht in besonders strenge Klöster zurück, führte ein abgeschiedenes, weltabgewandtes Büßerleben (in seiner Jugend bzw. vor seiner Konversion hatte er ein sehr unstetes Leben geführt), verfasste religiöse Schriften voll Sehnsucht nach dem Himmel. Englische Katholiken verehrten ihn wie einen Heiligen.

hatte), war Maryland durch katholischen Adel gegründet, um den bedrängten Glaubensverwandten eine Heimat zu geben; dennoch machten die rund 3.000 Katholiken weniger als 10% der dortigen Gesamtbevölkerung aus, so dass sie durch den Maryland Toleration Act von 1649 in ihren Rechten geschützt wurden; dieses Gesetz garantierte volle Religionsfreiheit zumindest für alle (trinitarischen) Christen, gleich welcher Richtung.

Gleichheit gegen Freiheit: die finale Apostasie der „Alten Welt"

„*Philosophen sind Gewalttäter, die keine Armee zur Verfügung haben und sich deshalb die Welt in einer Weise unterwerfen, dass sie sie in ein System einsperren*."

- Robert Musil

In den dann später von der westlichen Aufklärung geprägten USA wurde in dieser Tradition von Anfang an die Religionsfreiheit hochgehalten: die Auffassung, dass die Religion und Lebensweise des anderen niemanden etwas angeht. Einwanderung verlief bis weit ins 19. Jahrhundert daher nahezu unreglementiert. Die „angelsächsische" Tradition der Aufklärung steht damit im konträren Gegensatz zur kontinentaleuropäischen. Amerikas „Sendung" war von Anfang an, Minderheiten gegen die Gelüste und Ansprüche der Mehrheit zu schützen. Man musste nicht ängstlich eine „selbstbewusste Nation" oder „einig schaffende Gesellschaft" konstruieren, um mit der Welt im Reinen zu sein, sondern es galt: leben und leben lassen. Statt „Volkssouveränität" Rechte des Einzelnen, nur relative Herrschaft des Souveräns, die durch eine Verfassung gerade *beschränkt* statt gestärkt wird. Die USA lösten den Menschen von der Herrschaft des „Absoluten", während die Revolution auf dem Kontinent diese einfach übernahm. In Europa ist der Wille zur Macht bestimmend, in Amerika die Skepsis gegenüber der Macht. Während die USA christlich sind, ist Europa areligiös (Herrschaft ist von Gott völlig entkoppelt und daher entfesselt). Die US-Unabhängigkeitserklärung von 1776 erkennt es als „Wahrheit" an, dass alle Menschen gleich „erschaffen" und von „ihrem Schöpfer" mit unveräußerlichen Rechten bedacht wurden, nämlich Leben, Freiheit und „Streben nach Glückseligkeit". Die USA haben sich eine Vormodernität bewahrt, die sie vor vielen Verirrungen Europas im 19. und 20. Jahrhundert verschonte.
Den größten Einfluss auf die westliche Aufklärung hatte sicher John Locke. Sein Denken unterschied sich fundamental von jenem der französischen Aufklärer. Locke glaubte z.B. an Jesus als Erlöser, Sündenvergebung, Unsterblichkeit, er erkannte das Neue Testament als Offenbarungsurkunde an, ja dass die „natürliche Religion" der Offenbarung als Ergänzung bedarf. Bei ihm sind die Naturgesetze ausdrücklich göttliche

Gesetze, womit er hinter die sich bereits von Gott lösenden deutschen Philosophen des 17. Jahrhunderts zurückgeht.
Die französische Aufklärung war dagegen eine dezidiert antichristliche Bewegung von Leuten, die unzufrieden mit den Offenbarungen waren. Nicht mehr sollte die Welt ein gefallener, böser und feindlicher Ort sein, sondern einen geradezu himmlischen Charakter besten Geordnetseins bekommen. Es wurde beobachtet, gemessen und verglichen, um die „Ordnung der Dinge" zu erfassen und zu systematisieren. Mensch und restliche Schöpfung seien eins, der Mensch (der sich darüber hinweggesetzt hätte) müsse sich aber ganz anders verhalten als unter jüdisch-christlichen Vorzeichen, um „ordnungsgemäß" zu leben. Die Schriften der germanophilen „Humanisten" wurden verschlungen[195]; jene hatten als Feindbild die in der weltweiten, universalistischen Barockkultur unter Führung international ausgerichteter Orden wiedererstandene katholische Frömmigkeit, die allein auf das ewige Heil des Individuums gemäß dem alten Offenbarungsglauben abzielte, jenseits aller innerweltlichen Sorgen, welche diejenigen umtrieben, die ihren „kindlichen" Glauben verloren hatten. Als Ersatzreligion diente den Unzufriedenen die vom Protestantismus übernommene und nun pseudowissenschaftlich untermauerte und weiterentwickelte Idee der „Nation", der ein „Gemeinwille" angedichtet wurde. An diesem würden die Einzelnen partizipierten, sofern sie denn über genügend „nationales Bewusstsein" verfügten. Die Menschheit bestünde aus „Nationen", denen die einzelnen Individuen zuzuordnen seien, jeder hätte von Natur aus eine „Nationalität", aufgrund angeblicher Abstammung von Mitgliedern eines imaginierten vorgeschichtlichen „Stammvolks" und/oder aufgrund einer bestimmten Kultur[196]. Der Götze „Nation" (in Wahrheit nur in den Köpfen der Nationalisten existierend) sei der wahre Souverän und trat umso brachialer in Konkurrenz zur Kirche[197]; „Nationen" wurden als organische Entitäten mit jeweils eigenem „Geist" betrachtet, durch die Zeiten reisend, die aus ihnen quasi hervorgehenden Individuen formend und prägend (Montesquieu) - solche abstrusen Ideen sind nur mit dem pathologischen Drang, alles zu klassifizieren und nach „Arten" und „Gattungen" aufzuteilen erklärbar. Aufklärer steckten in Schubladen, fassten

[195] Montesquieu stellte das „natürliche" Leben der „Germanen" der angeblichen „römischen Tyrannei" gegenüber. Herder attestierte Tacitus' „Germanen" lobenswert „männlichen Mut", ein „Gefühl der Ehre" und „Redlichkeit". Fichte nutze sie für seine Beschreibung des „deutschen Nationalcharakters".
[196] Das Gegenbild zur angeblich „naturgegebenen" Nationalität war das „Kunstprodukt" des sich aus privaten Einzelverträgen und kirchlicher Sendung ergebenden mittelalterlichen Feudalsystems.
[197] Die Menschen sollten zu gläubigen Wächtern und Verteidigern der Nation und ihrer „Werte" werden. Fichte nannte die Nationen das „Verflößungsmittel des Ewigen in die Zeit".

zusammen, bildeten „Obergruppen“ mit „Untergruppen“[198], um die „Natur“ zu erfassen. Für Rousseau etwa war die „Nation“, ihr Charakter und „Gemeinwille“ etwas Naturgegebenes[199]; ihr „Wille“ würde korrumpiert, sobald die sozialen Bande sich lockerten und „Partikularinteressen“ aufkämen (solche Überlegungen führten später antiparlamentarische Bewegungen wie jene der Nazis dazu, sich selbst als besonders „demokratisch“ zu betrachten, da sie den Volkswillen aus seinen letzten Banden „befreien“ würden). Der „eigentliche“ (artgemäße) Wille des Einzelnen ergäbe sich aus dem Gemeinwillen des Volkes, nicht aus dem „egoistischen“ (quasi „entarteten“) Einzelwillen – der Mensch existiere nur als Teil eines (über eine „gemeinsame Kultur“ definierten)[200] Volkes. Jenes entsteht bei Rousseau gerade nicht durch den „Sozialvertrag“, sondern durch diesen würde das präexistente Volk lediglich „sich selbst“ organisieren (als „ein Leib“ zusammenschließen, in Einheit und Gleichheit, mit einem gemeinsamen Ziel – man erkennt die Konkurrenzstellung zur Kirche, ein vermeintlich „natürliches“ Gegenmodell zu jener propagierend), gegen Individualinteressen und „Fremdherrscher“. „Unrecht“ ergäbe sich nur noch aus Zuwiderhandlung gegen den Willen der „Gesellschaft“ (als der selbstorganisierten „Nation“). Der Herrscher war nicht mehr Gott und den allgemeinen Gesetzen verpflichtet (im Rahmen der Gesamtkirche), sondern dem „Willen“ der allmächtigen „souveränen Nation“, von welcher er beauftragt sei. Diderot hielt den angeblichen „allgemeinen Willen“ für automatisch gut (vgl. später Sieyès: Entscheidungen der Mehrheit seien per se unhinterfragbar), während der „besondere Wille“ ihm stets verdächtig war, da er gut oder böse sein könne. Wer nur seinem „besonderen Willen“ gehorcht, ist ihm ein „Feind der Menschheit“. Diderot ging so weit, zu behaupten, das Individuum müsse sich an den „allgemeinen Willen“ wenden, um zu erfahren, wann es ihm geziemt, „zu leben oder zu sterben“. Alle Rechte, selbst die elementarsten, wurden aus dem Kollektiv hergeleitet. Bei Rousseau heißt das, das Leben des Menschen als

[198] Das vom Aufklärer Wieland geprägte Schlagwort „sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht“ zeigt, dass seinesgleichen vor lauter Wäldern keine Bäume mehr sah – das Individuum war nichts, die „Art“ alles.

[199] Aus Liebe zum Schöpfer muss der Christ das verabscheuen, was Menschen ihm als „Natur“, also Gotteswerk verkaufen wollen, was es aber nicht ist.

[200] Rousseau sah einen „nationalen Charakter“ jenseits der politischen Realitäten, „Völker“ sind bei ihm nicht politisch definiert. Er kannte keine Individuen, nur „Kulturen“; der Einzelne müsse von seiner kulturellen Umgebung her verstanden werden, aus seiner „Art“ könne keiner heraus. Das Nationalgefühl sei unbedingt zu fördern, private Interessen würden dann nicht mehr über jene der „gesamten Gesellschaft“ gestellt; Rousseau rief z.B. Polen dazu auf, sich als „eine Nation“ zu fühlen, nationale Identität über Bräuche usw. herzustellen, sich vor „fremden“ Einflüssen zu schützen. Er kritisierte Peter den Großen, dass er aus Russen Deutsche oder Engländer machen wolle. Die Definition des „Volkes“ über Kultur (statt über das Recht) führt über einen kleinen Umweg automatisch zur „Abstammung“.

Staatsbürger sei nicht mehr nur eine Wohltat der Natur, sondern ein „ihm bedingungsweise bewilligtes Geschenk des Staates“, weshalb er eben sterben müsse, wenn der Staat meint, sein Tod sei erforderlich. Der Soldat ist das Vorbild des modernen Staatsbürgers, vollen Einsatz zeigend (hiermit wird klar, warum diese geistigen Brandstifter gerade im durchmilitarisierten Preußen auf derart offene Ohren stießen). Auch für Rousseau hat der souveräne „corps social“ geradezu göttlichen Charakter, er könne per se nie „falsch“ liegen (sei doch sein „Wille“ schließlich nur seiner „Natur“ entsprechend). Rechte der Einzelnen waren vollends zugunsten der „Gemeinschaft“ unter dem „allgemeinen Willen“ aufgehoben. Die Gesamtheit dürfe den Einzelnen zum Gehorsam zwingen.
Die kontinentaleuropäische Aufklärung brockte den Menschen also in erster Linie eine Verschlimmerung des ohnehin grassierenden Souveränitätswahns ein. Der aufgeklärte Absolutismus leitete Herrschaft nicht von einem transzendenten Gott, sondern vom angeblich präexistenten „Volk“ her, die Irrlehre der Souveränität damit vollendend. Der göttliche Gesetzgeber wurde endgültig durch menschliche ersetzt, nicht mehr „nur“ etwas von Gott Geschaffenes (eine konkrete Herrschergestalt) vergötzt, sondern etwas, was von Menschen erdacht und erfunden ist, die „Nation“. Die jeweils Herrschenden bekamen dadurch noch mehr Macht, die Staatsgewalt verdichtete sich noch weiter; Fürsten und Könige liebten die Aufklärer *gerade* wegen ihrer nationalen Ideologie: ausgehend von der Idee, die „Nation“, als eigener „Körper“, sei souverän und sich selbst organisierend, war der Monarch nicht mehr Vertreter eines ihn beschränkenden Gottes, sondern der jeweiligen „Nation“, die er „repräsentiere“ (die Revolutionen ersetzten dann lediglich das „Staatsoberhaupt“ durch „direktere“, gewählte Vertreter) und die zu ihm de facto aufschaute. Irdische Gewalt war nicht mehr auf Gnaden von oben bzw. von außen (durch die Kirche) angewiesen, sondern wurde einfach durch eine Fiktion in den Bereich des „Natürlichen“ gehoben. Macht sollte nun von den „Richtigen“ ausgeübt werden, also: nicht von „Fremden“. Zwischen „Volk und Führung“ wurden dementsprechend engste Bande geknüpft, welche zunächst vor allem den Monarchen nützten durch die ungesunde allgemeine Fixierung auf Herrschaft, die zuvor ein überaus unbedeutender Faktor der Lebenswirklichkeit gewesen war[201], sich im Lauf der Neuzeit auf immer mehr Lebensbereiche ausdehnte und nun, frei von kirchlichen Banden, völlig entfesselt

[201] Staat und Dynastie waren innerhalb der Kirche unbedeutende Laien, die einen randständigen Dienstleisterstatus hatten, der selten in Anspruch genommen wurde. Das Ansehen des Adels beruhte mehr auf dessen Besitz, nicht auf seiner Funktion für „Recht und Ordnung“ (für Leute, die ständig das Ende der Welt vor sich hatten ein zutiefst sekundärer Wert). Nur in Kriegszeiten wurde temporär die Herrschaftsferne durchbrochen und die Dynastie geriet in den Fokus der Allgemeinheit, durch das Herummarodieren ihrer Söldnertruppen (oder auch durch die plötzliche Aufforderung, selbst mitzukämpfen, unter Hinweis auf altes Vertragsrecht).

werden konnte[202]. Das ganze Volk sollte demselben Richter und Herrscher unterliegen, Partikulargewalten (und jene, die von außen reinreden) galt es mitsamt allen Privilegien (die i.d.R. vor der Zentralgewalt *schützten*) auszumerzen. Der Albtraum der Nationalisten, „fremdbeherrscht" zu sein, wäre vor der Aufklärungsära jedermann völlig absurd erschienen: „das Volk" („ethnisch" und kulturell höchst heterogen, oft nichtmal in zusammenhängenden oder benachbarten Herrschaftsterritorien lebend) wurde gerade nicht von „einem der ihren", sondern von „außen" regiert – ob der Herrscher nun im Nachbarort, in London, Paris oder Timbuktu saß war egal, „fern" war er sowieso und drückte dieses Fernsein, Anderssein, bewusst auch kulturell bzw. sprachlich aus; die Menschen, vormals ausgesprochen herrschaftsfern lebend, waren zudem froh, wenn sie möglichst *wenig* mit den weltlichen Autoritäten zu tun hatten (die naturgemäß entweder etwas von ihnen nehmen, sie zu etwas nötigen oder ihnen etwas verbieten wollen); nun fingen sie plötzlich an, sich darüber aufregen, welche Sprache der Regent sprach, wo er herkam und lebte. Aus dem ruhenden, dem Volk gegenübersitzenden Richter wurde der nach vorne strebende „Führer" (zu vermeintlich besseren Zeiten für die „Nation"), der die Kinder seiner Untertanen erzieht und noch die erwachsenen, vormals selbstständigen (und entsprechend zur Aufmüpfigkeit neigenden) feudalrechtlichen Vertragspartner im Sinne des „Gemeinwohls" bevormundet – die eigene Macht und Gestaltungsmöglichkeiten auf die Spitze treibend. Die Aufklärung verachtete den „unorganisiert" einfach friedlich neben den anderen vor sich hin lebenden Menschen, sie wollte ihn vergesellschaften zum „Bürger"; allein in der bürgerlichen Gesellschaft (durch Herrschaft und Staat zusammengehalten) werde er seiner Menschheit gerecht, endlich nützlich geworden für den neuen Götzen, die „Nation". Diese Vorstellung bedingt automatisch Zwang und Unterdrückung. Die Grenze als Prinzip verherrlichend, liebt der nationale Ideologe die Selbstbeschränkung: die Bescheidenheit, Gleichheit, „ehrliche Arbeit" als Lebensinhalt, anstatt individuell nach Höherem zu streben. Man feiert das Profane und wendet sich damit automatisch vom Erhabenen ab. Anstelle der Kirche, von wo die Rede von Brüdern und Schwestern herkommt, war nun die „Nation" der Dreh- und Angelpunkt im Leben eines jeden, für sie opferte man sich auf. Der aufklärerische Kult um die „Brüderlichkeit" will, dass man seine Mitbürger wie Brüder behandelt, als gehörten sie zur Familie – das Volk wurde zur „Familie", darum auch zur „Abstammungsgemeinschaft" erklärt; in der Familie steht man auf Gedeih und Verderb zusammen.

Es ist also ein in der Aufklärung entstandener esoterischer Aberglaube, „Völker" hätten eine Seele, Geist, Charakter, was doch ausschließlich natürlichen Personen (Geschöpfen Gottes, nicht der Menschen) zukommt - ein Volk ist einfach nur die zufällige Summe

[202] Menschen, die etwas Selbsterdachtes wie die „Nation" ehren, machen sich auch Moral und Gesetze selbst.

der Untertanen eines Herrschers! Ein Volk, vielfach teilbar und durch Zufall zusammengesetzt, kann weder Seele noch Personalität haben. Es gibt nur menschliche Seelen, keine „deutschen" – Gott schuf den Menschen, nicht den „Deutschen". Eine „Nation" hat keinerlei Rechte, keinerlei „Mission", sie existiert schlichtweg nicht. Es waren Leute wie Voltaire (1756), die vom „esprit des nations" fantasierten, Montesquieu behauptete einen allgemeinen Geist eines jeden Volkes, der in der Geschichte „gewachsen" sei, durch Landschaft und Klima geprägt, auch die Religion bildend (anstatt dass umgekehrt das Denken von der Religion geprägt würde); jener Geist sei „Grundsubstanz" der jeweiligen nationalen Gesellschaft und nicht zu verändern (dieser Gedanke ist entscheidend für das Verständnis auch des modernen Antisemitismus). Herder (Mitglied des besonders antiklerikalen Illuminatenordens und damals *die* große Koryphäe der deutschen Gelehrtenwelt) übernahm die Vorstellung, es gäbe einen „Gemeingeist" in den einzelnen „Völkern"; universale Werte und Prinzipien existierten nicht, da jede Gesellschaft eine besondere, unvergleichbare „Volksseele" habe, die ihren Ausdruck fände in profanem Kram wie Sprache, Kunst, Kleidung, Gewohnheiten, Traditionen - das ganze Denken sei Ausdruck der „Volksseele", kein Volk solle daher einem anderen „seine" Kultur „überstülpen". Hier liegt die Wurzel des deutschen Antiimperialismus[203]. Vor allem hasste Herder die Juden, die, völlig „verdorben", eine „parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen" seien. Den Menschen sollte generell das Wandern ausgetrieben werden, jeder „gehöre" irgendwo hin, das „Fremde" begann zu stören; seine „Fremdheit", ja überhaupt Anwesenheit wurde dem nicht hinreichend „Erdverbundenen", „Verwurzelten" zum Vorwurf gemacht. Und so entstand eine aus säuberlich getrennten „Nationen" zusammengesetzte Welt, bald darauf die dementsprechend hübsch geordnete Staatenwelt der Moderne. Man kam weg von Gott und allgemeinen Gesetzen hin zum Kulturrelativismus, bei dem „souveräne Völker" sich nach ihrer „Art" selbst regieren. Bei Herder wie Voltaire etwa wurden die „Völker" aktive Subjekte der Geschichte: nicht konkrete Herrscherpersönlichkeiten, sondern „Kulturen" würden den Lauf der Dinge gestalten. Einziges gemeinsames Interesse der „Völker" sei die „Aufklärung" (über dieses gottlos-barbarische Weltbild) und Hebung aus „Unbildung und Aberglaube" (sprich: der alten universalistischen Religion). Diverse literarische Topoi sollten den „mittelalterlichen Aberglauben" (größtenteils ein aufklärerisches Hirngespinst, bestenfalls aus Fehlinterpretationen zusammenkonstruiert) lächerlich machen und zum Hass auf die Kirche motivieren, die als möglichst dumm und bösartig, eben „unaufgeklärt", daherkommen sollte. Der angebliche mittelalterliche Glaube an eine scheibenförmige Erde ist etwa so ein böswilliger aufklärerischer Mythos.

[203] Herder sah Kulturen als per se gleichwertige, abgeschlossene Entitäten an, die „organisch gewachsen" seien. Zugehörigkeit zur „Nation" ergab sich für die kontinentalen Aufklärer, wie gesehen, eben nicht aus dem positiven Recht, sondern aus dem „Verwachsensein" in einer uralten „Kulturgemeinschaft".

Den wahren Aberglauben pflegten freilich die Aufklärer, den pseudoheidnisch-okkulten Unfug der Renaissance wieder aufwärmend[204]. „Die Natur“ erschien ihnen als eine eigenständige Ganzheit, vom „Göttlichen“ beseelt und durchflossen. Auch die „Vernunft“ komme vom „Göttlichen“ her und sei *deshalb* so verehrungswürdig. In den Logen galt der *corpus hermeticum* (15. Jahrhundert) als Quelle angeblich vorchristlicher Theologie, von weisen Männern der Antike verfasst. Die Aufklärung war gerade nicht traditionsfeindlich, sondern suchte nach alternativen Traditionen[205]. Der Deismus ihrer Protagonisten speiste sich aus allerlei pseudo-paganen Vorstellungen. Man wollte eine „ursprüngliche Religion“ wiederherstellen, sah in allem „Göttliches“ (hing also einer Variante des Pantheismus an). In allen Logen des 18. Jahrhunderts wurden okkulte „Wissenschaften“ praktiziert (Astrologie, Alchemie usw.). Freimaurer (ihre alberne „Geheimbundstruktur“ verrät den Spleen des wohlstandsgelangweilten Oberklassesnobs) erfanden eine Traditionslinie bis zu den Tempelrittern: gnostisches „Geheimwissen“ derselben sei ihnen weitergegeben worden[206], welches stets nur einer Elite zugänglich gewesen sei (selbst die Oberen dieser Gesellschaften, solches „Wissen“ für sich behaltend, waren den niedrigeren Graden unbekannt - da kann man derartigen Blödsinn leicht behaupten), während die böse Kirche den Rest der Menschheit versklavt hielt, so dass er noch nicht „reif“ für all diese Weisheiten sei. Der esoterische Charakter des modernen Volks-Begriffs liegt daher ganz logisch im Wesen der Aufklärung begründet: Hirngespinste wie „Nationen“, „Rassen“ usw. waren Ideen von Leuten, die in Freimaurerlogen herumlungerten. Sie konstruierten Schein-Entitäten, denen sie dann abgötterische Verehrung angedeihen ließen. Gott wohne „der Natur“ inne, innerhalb welcher wiederum der Standort des Menschen bestimmt werden sollte; die Menschheit als „Teil der Natur“ sei, in einer (platonischen) Stufenfolge, in höhere und niedrigere „Rassen“ einteilbar, wobei einerseits der Affe näher an die Menschen rückte (nur noch graduell unterschieden), andererseits die „Neger“ näher an die Tiere[207]. Buffon meinte

---

[204] 1767 verbot die französische Regierung die Freimaurerei bekanntlich wegen ihrer *okkultistischen* Praktiken (Geisterbeschwörungen usw.), nicht etwa, weil sie zu rationalistisch sei. Der Geisterglaube vieler Aufklärer entsprach dem Bedürfnis der entkirchlichten Denker nach Übernatürlichem; sie hatten einen starken Hang zu allem „Geheimen“, besonders zu von bösen Mächten scheinbar „unterdrückten“ Überlieferungen.

[205] Selbst die Illuminaten waren Esoteriker mit imaginierter Tradition. Sie wollten die antike Religion rekonstruieren, glaubten an Seelenwanderung und verschiedene Gottheiten, ihre strenge Hierarchie pflegte elitäre Geheimniskrämerei um angebliche „uralte Überlieferungen“ selbst gegenüber Mitgliedern. Knigge war an Alchemie interessiert und entwarf den ganzen rituellen Mummenschanz seines „Ordens“.

[206] Der esoterische Charakter des Freimaurerwesens des 18. Jahrhunderts kommt z.B. im 30. Grad des Schottischen Ritus zum Ausdruck, wenn ein skurriler Schwur abzuleisten ist, den Tod (ausgerechnet) des Templer-Großmeisters de Molay und seiner Ordensbrüder zu „rächen“, wobei der Feind hauptsächlich mit „Tiara“ oder „Mönchskutte“ imaginiert wird.

[207] Pieter Camper etwa siedelte die „hässlichen Neger“ zwischen Mensch und Affe an.

bereits, Mensch und Affe hätten dieselben Vorfahren[208], Affen aber seien degeneriert, ebenso wie die nichtkaukasischen „Rassen". Carl von Linné wiederum setzte Schwarze („phlegmatisch, lassen sich von der Willkür anderer leiten") an den Anfang der Menschheit (woher die „Mutter Afrika"-Ideologie kommt – diese „Primitiven" dort seien sicher sowas wie unveränderte „Urmenschen"…), von dort aus nehme dann der bürgerliche Fortschritt seinen Gang (daher die besondere Affinität des Bürgertums zur Evolutionslehre). Der Schwarze erscheint in der aufklärerischen Literatur als Chiffre für das Alte, das es zu überwinden gälte. Der Weiße sei „sanguinisch", erfinderisch, einfallsreich, durch Vernunft und Gesetze (nicht Willkür) gelenkt. Die ins als „habsüchtig" charakterisierte „Asiatische" abgedrängten Juden erscheinen wie Schwarze quasi als Unter-Menschen. Das „Menschsein" galt den Aufklärern je nach Rasse mal mehr, mal weniger rein verwirklicht. Sie beobachteten, maßen, verglichen, deuteten Schädel und Gesichter nach ästhetischen, antik-griechischen Werturteilen. Da man meinte, alles sei aus der Natur heraus erkennbar, wurde auch alles Mögliche „deutbar" – Handlinien, Gesichtsmerkmale usw.; der protestantische Theologe und Aufklärer Lavater, Erfinder der Pseudowissenschaft der Physiognomik (Hauptwerk 1781), suchte nach dem jeweiligen „Charakter" der verschiedenen „Völker" (als Untergruppen der Rassen geltend) und wie sie sich äußerlich unterscheiden („deutsche Zähne" und „französische Nasen" glaubte er ausfindig gemacht zu haben); er war zudem überzeugt, man könne einem Menschen seine Laster schon äußerlich an der Physiognomie ablesen (wegen der angeblichen Einheit von Innerem und Äußeren). Etwa an der Nasenform könne man erkennen, ob jemand cholerisch, vorsichtig oder auch herzlos war. Schriftsteller bis lange ins 20. Jahrhundert blieben von diesem Hirngespinst fasziniert. Die „Judennase" (und welche Rückschlüsse sie zuließe) wurde erstmals im 18. Jahrhundert von Johann Schudt thematisiert[209]. Voltaire propagierte den gegen die jüdisch-christliche Lehre von dem einen ursprünglichen Menschenpaar gerichteten Polyphylismus aufgrund seiner Verachtung für das Alte Testament und das Judentum im Allgemeinen[210]. Die von ihm imaginierten Unterschiede zwischen den angeblichen „Rassen" machten es ihm „undenkbar", dass alle Menschen verwandt seien (dabei ist es gerade die Verwandtschaft, die zum „Menschen" macht); ein „Neger" (für ihn eine Art

[208] Ja, Affen sehen Menschen ähnlich – und? Zwei Autos vom selben Hersteller sehen sogar genau gleich aus, trotzdem ist das eine nicht aus dem Auspuff des anderen geschlüpft.
[209] Cesare Lombroso postulierte gut 100 Jahre später „kriminelle Schädelformen", man sei also zum Kriminellen geboren, was die Nazis praktisch anwandten, indem sie Gewohnheitsverbrecher („unheilbar") gleich vorsorglich ermordeten. Juden galten ihnen per se als Verbrecher (tragische Ironie dabei, dass Lombroso selbst ein in den italienischen Nationalismus hineinassimilierter Jude war).
[210] Selbst Darwin war harmloser, als Monophylist, der sich die Arten bzw. Rassen als sich einem großen Plan gemäß nach und nach entfaltet vorstellte. Pius XII verurteilte später ausdrücklich die Lehre vom Polyphylismus als unvereinbar mit der Erbsünde.

Halbaffe, vom „Menschen“ zu unterscheiden) könne unmöglich das Ebenbild Gottes sein. Diderot (alles menschliche Verhalten als durch Vererbung determiniert ansehend) versuchte ebenfalls, zu beweisen, dass die verschiedenen „Rassen“ verschiedene Ursprünge haben müssten, um damit das Alte Testament zu widerlegen. Auch für Leute wie Camper oder Meiners war jede Rasse eine eigene Schöpfung. „Rassen“ (überhaupt „Arten“) aber sind Menschenwerk, nicht in der Natur vorzufinden; derartige Grenzen zwischen den Menschen (den Adamskindern) werden völlig willkürlich gezogen - irgendwelchen körperlichen Eigenschaften wird ein sich aus einer angeblichen „Artnatur“ notwendig ergebender Zusammenhang angedichtet, im Extremfall seien gar Charakter und Fähigkeiten der Individuen durch ihren Körper vorbestimmt[211]. Bestimmte Eigenschaften von Menschen würden von Natur aus zusammengehören, einer „Spezies“ zuzuordnen sein; Personen konnten demnach „rein“ und „echt“ oder auch „unrein“, „unecht“ sein, „Mischlinge“. Es gibt aber in Wahrheit keine „Rassenmischung“, da es keine Rassen gibt. Die Menschheit ist nicht aufgespalten in „Unterarten“[212]. Das Wesentliche beim Menschen ist seine menschliche Seele (die ihn zum Ebenbild des ganz und gar freien Gottes macht) – nicht deren Instrument, der Leib. Die Scheidung der Menschheit in Mensch und Unmensch ist nicht nur in der biologischen Sphäre eine Schöpfung der französischen Aufklärung. Rousseau sah im national vergesellschafteten „Bürger“ erst den vollendeten Menschen, das reine geschöpfliche Menschsein war für ihn etwas Unvollkommenes. Diderot meinte 1755 in der Enzyklopädie unter „Naturrecht“, der Mensch müsse „vernünftig“ denken (sprich: so wie er) – wer sich weigert, verzichte auf die Eigenschaft des Menschseins und müsse von den anderen als „wildes Tier“ behandelt werden. Unter „vernünftigem“ Handeln verstand die Aufklärung bekanntlich produktive Arbeit und politische Loyalität (Faulheit galt als tierisch, Romtreue oder subnationale Gruppenloyalitäten als feindlich), womit

[211] Francois Bernier (Protoaufklärer mit großem Einfluss auf die Enzyklopädisten) war 1684 der erste, der Menschen nach ihrem physischen Erscheinungsbild zu „Rassen“ zusammenfasste, jedoch setzte sich der heutige „Rasse“-Begriff erst ab den 1750er Jahren durch. Noch 1727 z.B. bezeichnete Henri de Boulainvilliers auch Adel und Nichtadel als „Rassen“ (später sollte Augustin Thierry dies dann biologistisch untermauern, mit einem „keltischen“ Volk und „fremdstämmigem“ Adel). Das spanische Ideal der „Blutreinheit“ bezog sich dagegen bekanntlich auf die Religion. Im 17. Jahrhundert kam der Ausdruck „sangre colorada“ auf für zweifelhafte Vorfahren (nicht „rein“, also „rot“), im 18. Jahrhundert dann das „sangre azul“, niederen, nicht-alten Adel bezeichnend, „niedere Abstammung“. Im 19. Jahrhundert wurde damit allgemein der Adel spöttisch abgewertet – laut der Revolutionsideologie waren die Adeligen ja keine „reinen“ Volksmenschen, sondern „gemischt“ und damit „unrein“.

[212] Dass z.B. „Schwarze“ als eigene Rasse wahrgenommen werden, nicht aber Grünäugige oder Braunhaarige, ist ein soziokulturelles Phänomen, das nichts mit Biologie zu tun hat. Mit der Farbe der Haut sind keinerlei sonstige Eigenschaften notwendigerweise verbunden, nicht körperlich und schon gar nicht geistig. Unterschiede im Verhalten sind fast immer kulturell erklärbar und damit mit historischen Zufällen.

klar wird, dass „Rationalität“ als solche nichts anderes ist als bürgerliche Ideologie. „Die Vernunft“ schwebe über allem, wird vergöttlicht, und solle herrschen, da sie per se das „Gemeinwohl“ (ein weiteres ideologisches Konstrukt) suche. Die Vorgaben für ein „vernünftiges“ Denken lieferten die Enzyklopädisten. Die Enzyklopädie (zwischen 1751-1772 erschienen) entstand aus dem monopolistischen Totalanspruch, sämtliches Wissen der Menschheit zusammenzufassen; die Autoren hätten demnach die Autorität, über alles „aufzuklären“: nur, was in der Enzyklopädie steht, sei echtes „Wissen“. Sie und ihre Autoren waren extrem einflussreich in der Pariser Oberschicht.
Diese Enzyklopädie war nun in erster Linie eine Kritik am christlichen Glauben, die rigoros allen eingebläut werden sollte. Ab 1750 hatte Malesherbes die Leitung der staatlichen Bibliothek inne, die zugleich für die Zensur zuständig war. Dieses Amt nutzte er, um gegen die Gegner der Enzyklopädisten vorzugehen, vor allem Élie Fréron (Katholik und ehemaliger Novize der Jesuiten), dessen Zeitung Année Littéraire oft wegen solcher Kritik beschlagnahmt wurde[213], wie auch Werke von Priestern in den 1750er Jahren, die sich kritisch mit Diderot und Co. auseinandersetzten. Bereits über 30 Jahre vor der Revolution war die Kirche in größter Bedrängnis und in einer völligen Außenseiterrolle. Etwa Voltaires beißender Hohn, mit dem er alles Heilige lächerlich machte und dem Gespött preisgab, sollte später Grundlage für die antikirchlichen Exzesse der Revolution sein. Sein Einfluss auf die jungen Leute der 1760er/70er Jahre war immens, wie z.B. Goethe später bekannte. Die sauertöpfischen Protestanten hatten wütend und mit Schaum vor dem Mund gegen die Kirche gewettert, der joviale Aufklärer dagegen gab sich gefällig und ungeheuer spaßig. Dies war neu und besonders teuflisch. Im 18. Jahrhundert war plötzlich die Satire das bestimmende literarische Genre. Es wimmelte von Schmäh- und Spottschriften, gegen alles wurde von hoher Warte aus gestichelt, Karikaturen waren extrem beliebt. Wurde ein ernsthaftes Werk publiziert, ließ die Parodie nicht lange auf sich warten. Die ganzen moralischen Allerwelts-Weisheiten[214] waren dagegen ein banaler Nebenausfluss der Aktivitäten dieses abstoßenden Milieus. Sehr recht hatte Abbé Guénée, das Alte Testament und das Judentum gegen Voltaire verteidigend: die positiven moralischen Werte und Tugenden der Aufklärer waren längst alle in den alten jüdischen Schriften enthalten.
Es ist unbegreiflich, wie das Märchen, Leute wie Voltaire würden irgendetwas zur allgemeinen Meinungsfreiheit beigetragen haben, sich bis heute hält. Die Tugend der „Toleranz“ (Langmut, Nachsicht) zu preisen ist ein uraltes Mittel jeglicher Minderheiten. Das taten beispielsweise auch die Katholiken im England des 17. Jahrhunderts. Während diese uralte christliche Tugend jedoch voraussetzt, dass man

[213] D’Alembert forderte bei der Regierung ausdrücklich die Zensur Frérons, als jener die Enzyklopädie zutreffend als „skandalöses Werk“ bezeichnete.
[214] Eher: *Plattitüden* zu Menschenrechten und Toleranz; nichts davon war eine Entdeckung der Aufklärer - man lese beliebige mittelalterliche Schriften zu Naturrecht und Moral oder auch einfach die Bibel.

selbst eine andere Überzeugung hat als der „Tolerierte“, begründeten die Deisten ihre Pseudo-„Toleranz“ mit der dogmatisch verstandenen angeblichen Abwesenheit göttlicher Kommunikation mit uns – dieses Dogma wollten sie missionarisch unter die Leute bringen, also gerade *nicht* im klassischen Sinne tolerant sein. Der Deismus[215] war selbst ein Wahrheit beanspruchendes Denkgebäude, in dem absolute Aussagen über Gott und die Welt (Schöpfer und Schöpfung) getroffen wurden. Andere Religionen wurden einfach zu einem Teil des eigenen Weltbildes degradiert: man beanspruchte, die fremden Religionen besser zu verstehen (ja, endlich zu durchschauen) als die Gläubigen, die man dahingehend missionierte, ihre Religion genauso umzudeuten (und damit de facto aufzugeben).
Besonders stand die christliche Jenseitserwartung in der Kritik; das Glück galt es hier auf Erden zu erobern, nicht auf übermorgen zu warten. Menschen sollten sich vor allem *beruhigen* (hier kommt der protestantische Geist durch), keine Furcht vor dem Versucher und der Hölle haben: hier ist es gar nicht so schlimm, ja eigentlich paradiesisch, ihr seid gar nicht an einen unwirtlichen und gefährlichen Ort Vertriebene, ihr wollt es nur nicht wahrhaben. Das Glück bestand freilich nicht in einer „vermessenen“ Verschmelzung mit Gott, sondern darin, ganz bescheiden, sich mit dem, was man hat, zufriedenzugeben. Glück wurde banal, trivial, Menschen wurden bescheidene, mittelmäßige Spießer.
Die göttliche Offenbarung wurde den „Wundern“ zugeteilt, die es natürlich nicht geben könne. Ein „guter“ Gott war zudem keiner, der quasi „anthropomorph“ Seinen Willen ändere und sich „Gefühlen“ hingebe, sondern einer, der der „gesetzlichen Ordnung der Dinge“ stoisch folge. Sonst müsse man ja am Ende noch Angst vor Ihm haben.
Besonders bei deutschsprachigen Aufklärern ist die hysterische Ablehnung der christlichen Auffassung von der ewigen Verdammnis augenfällig im Zentrum ihrer Produktivität. Die christliche Lehre von Erbsünde und Opfergeboten wurde ebenso in Frage gestellt wie die heidnische Götterwelt sympathisch gemacht werden sollte. Angriffe auf das Alte Testament waren die Regel. Dieses Denken fiel in Frankreich und dem Reich auf fruchtbaren Boden und wurde dort noch weiter ins Extrem gesteigert, vor allem durch Gestalten wie Voltaire. Diese Leute waren keine Theologen, machten sich keinerlei Mühe mehr, die heiligen Texte zu lesen oder zu verstehen, sie hauten einfach nur proletenhaft drauf. Ihre Leser waren nicht Gelehrte wie das Publikum englischsprachiger Aufklärer, sondern die breite „bürgerliche Gesellschaft“, denen musste und konnte man nicht mit langwierigen Erörterungen kommen.

[215] Voltaire und seine Gesinnungsgenossen glaubten an eine unpersönliche göttliche Kraft, die nach dem Schöpfungsakt die Welt sich selbst überlässt. Gegen das Eingreifen Gottes in den Gang der Welt polemisierten zunächst vor allem Calvinisten, die ihren Prädestinationsaberglauben mit philosophischem „Rationalismus“ mischten, eine besonders ungenießbare Pampe erzeugend. Das Dasein in der Welt überbetonend, wurde „Religion“ zur normativen Moral herabgestuft; das „ordentliche“, der „Natur“ entsprechende Verhalten war nun „Gottesdienst“ genug.

Der wichtigste Gegner waren die Jesuiten. Sie waren selbst wissenschaftsaffin (damit intellektuell „gefährlich“) und prägten durch ihre Schulen und öffentliche Präsenz das Denken immerhin noch beachtlicher Bevölkerungsteile. Ausgerechnet von Portugal ging der Kampf gegen ihre Existenz in den 1750er Jahren aus, 1759 wurden sie aus dem Land verbannt. In Frankreich kämpfte eine gallikanisch-jansenistische Querfront seit langem gegen sie, sie seien wegen ihres unbedingten Papstgehorsams eine „Gefahr für den Staat“, lautete das etatistisch-absolutistische Argument. 1764 wurden die Jesuiten auch hier ausgewiesen (von d’Alembert in einer Denkschrift als historisches Ereignis bejubelt), 1766 aus Spanien. Der Enzyklopädist Turgot, die totale Suprematie des Staates fordernd, postulierte, eine Religion verliere jedes Recht, wenn sie sich gegen das Staatsinteresse stellt.
Der Aufklärer hasst den personalen, biblischen Gott, den er nicht sieht, und lässt seinen Hass an dessen Kindern aus, die er sieht – Juden und Katholiken (und ein paar bibeltreuen Protestanten).
Die aufklärerische Behauptung, alle Religionen seien Ausdruck ein und desselben Glaubens (an eine Art Uhrmacher-Gott), nur immer dem jeweiligen „Volkscharakter“ entsprechend angepasst (so etwa das Bekenntnis im 32. Grad der Freimaurerei), war der Türöffner für den abschätzigen Blick auf das semitische „Wüstenvolk“ mit „seinem“ (für „uns“ völlig ungeeigneten…) ach so grausamen Gottesbild. Die Aufklärung brachte eine neue Qualität des Antijudaismus, nämlich eine Fundamentalkritik an der Religion der Juden (weit über die Messiasfrage hinausgehend), verbunden mit der Sorge, wie man sie denn bloß in die „Gesellschaft“ bzw. das „Volk“ hineinassimilieren könnte. Eine Art Zwangsmissionierung zum „modernen Staatsbürger“ sollte erfolgen, ihre „Andersartigkeit“ als solche wurde zum Ärgernis. Juden sollten sich insofern vor allem von ihrem Judentum „emanzipieren“. Dies war im Grunde der ganze Kern der philosophischen Bewegung: „aufgeklärt“ werden sollten die Menschen aus der „Dunkelheit“ von Juden- und Christentum. Das alte Heidentum fand Voltaire dagegen toll, ebenso die chinesische Zivilisation, die ohne biblische „Märchen“ auskäme. Dasselbe Denken pflegte später etwa ein Hitler, der voller Respekt auf alte heidnische, „indigene“ Religionen schaute und die universalistischen „Kulturzerstörer“ Juden- und Christentum (das er ebenfalls als jüdisch betrachtete) hasste. Voltaires Judenhass war nicht einfach ein „Kollateralschaden“ seines Kirchenhasses – er sah für beides dieselben Wurzeln, die im „Volkscharakter“ liegen sollten (Christen waren ihm quasi „verjudete Heiden“). Voltaire (Juden seien der „Abschaum der Menschheit“, das „abscheulichste Volk, das je die Erde beschmutzt hat“), Diderot und Rousseau waren allesamt moderne Antisemiten. Der längste Artikel der Enzyklopädie (vermutlich von Diderot) handelt von den Juden und ist eine Fundgrube an antisemitischen Klischees. Die Hauptangriffe der Philosophen galten der Kirche, weil diese mächtig war, aber intellektuell kämpften sie gegen den persönlichen Gott des Alte Testaments, der absoluten Gehorsam einfordert – wie Ihn schon die antiken Heiden bekämpften. Das Judentum war für Voltaire der

Inbegriff von Intoleranz, Fanatismus und „Aberglaube“ (so bezeichnete er den jüdischen Gehorsam gegenüber der Tradition und auch die „barbarische“ und „abscheuliche“ Tora), es müsse von der Welt verschwinden (auch in Gestalt der katholischen Kirche); die Juden seien „alle mit rasendem Fanatismus in ihren Herzen geboren“, sicher würden sie „eines Tages gefährlich werden für das Menschengeschlecht“; sie überträfen alle anderen „Nationen“ mit ihren „unverschämten Märchen“ und ihrer „Barbarei“ und hätten es „verdient, bestraft zu werden“. Sie erschienen bei Voltaire als Ritualmörder und Barbaren, in der Heiligen Schrift sah er eine „Ansammlung von Sittenlosigkeit und Unvernunft“, die Juden seien daher offensichtlich ein „in jeder Hinsicht minderwertiges Volk“; sie würden nicht denken, nur „berechnen“, nur abschreiben und nachahmen usw.; sie seien von Natur aus ignorant, könnten nicht in die moderne Gesellschaft integriert werden. Voltaire, in ganz Europa rezipiert, trug maßgeblich zur Vorstellung eines unveränderlichen, natürlich negativen „Nationalcharakters“ der Juden bei. Auch Lessing war alles andere als ein Freund des Judentums, wollte von den Juden, dass sie ihren „Kinderglauben“ an die Tora überwinden. J. D. Michaelis sah sie 1783 („Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“) als Fremdkörper in der bürgerlichen Gesellschaft, vor allem wegen des mosaischen Gesetzes, der Messiaserwartung und dem Gedanken der Auserwähltheit. Der nationalistische „Aufklärer“ Fichte hasste die Juden, weil sie sich „absondern“ würden, einen „Staat im Staate“ bildeten, ihr Denken dem der Volksherrschaft und der allgemeinen Bürgerrechte entgegenstünde, sie seien allesamt Egoisten. Johann Salomo Semler, protestantischer Aufklärer, sah im Judentum 1786 eine Theokratie, die den Menschen in Unmündigkeit halte; das Judentum sei schuld an den hierarchischen Autoritätsstrukturen und der „dogmatischen Versteinerung“ der katholischen Kirche. Die Reformation erscheint bei ihm als Befreiung aus dieser „jüdischen“ Tradition. Und der „Freidenker“ J.H. Schulz sah 1784 das Judentum als „Quelle des Fanatismus“ überhaupt. F. Buchholz klagte 1803, dass die katholische Kirche „vermöge der religiösen Verwandtschaft“ das Judentum so sehr begünstigen würde.

Nicht nur blies die Publizistik der Aufklärung zum Generalangriff auf das Judentum, das im Exil friedlich die Ankunft des Messias erwartete, auch die Politik betrieb bis dato ungekannte Maßnahmen. Während Karl VI in vormoderner Manier lediglich die Juden räumlich von den Christen trennen wollte, Ghettos einrichtete (in die inneren Angelegenheiten mischte er sich nicht ein), hob dagegen Joseph II die Autonomie der jüdischen Gemeinden auf - den rabbinischen Gerichtsstand („Gleichheit vor dem Gesetz“ meint nichts anderes als das Ende alter Gerichtsprivilegien zugunsten zentralstaatlicher Jurisdiktion), eigene Wohlfahrtseinrichtungen, er drängte die hebräische Sprache zurück, zwang Juden, deutsche Vor- und Familiennamen anzunehmen und erließ Verfügungen zur „besseren Bildung und Nutzung der Juden für den Staat“, u.a. die Pflicht zum Besuch der deutschsprachigen „Normalschulen“ und die Militärpflicht. Der Druck in hebräischer Sprache wurde verboten. Das euphemistisch so

genannte „Toleranzedikt“ Josephs II von 1781 beendete in Wahrheit jegliche Toleranz[216]. Die Einwanderung von Juden wurde streng und restriktiv reguliert, auch durften keine neuen jüdischen Gemeinden gegründet werden. Der „Kaiser“ war Feind alles Fremden und nicht „Nutzbaren“. Mit dem aufgeklärten Absolutismus, dem starken Zentralstaat und dem Säkularismus, wurde die jüdische „Parallelwelt“ (wie alle anderen Parallelstrukturen) erschüttert. Juden sollten Teil der „normalen“ Gesellschaft, wie sie sich die Aufklärer erträumten, werden.
Ebenso wie das Judentum wurde aber auch der Katholizismus als skandalös rückständig und exotisch (eben „orientalisch“) wahrgenommen. Montesquieu verglich das Papsttum mit „asiatischer Despotie“ (im 19. Jahrhundert europaweit allgemeine Auffassung im nationalliberalen Bürgertum). Eine Religion, die einen „kindlichen Glauben“ zur Tugend erklärt, musste den „selbstbewusst-aufgeklärten“ Bürgern als anachronistische Bedrohung erscheinen. Christoph Friedrich Wilhelm Nicolai, Freund Lessings und Mitglied der „Illuminaten“, veröffentlichte 1781 eine vielgelesene antikatholische Polemik, in der die typischen Klischees zusammengefasst sind: Katholiken sind faul, lieben den Müßiggang, ihr Alltag besteht nur aus Beten, Essen und Trinken (sprich: aus wirklich sinnvollen Tätigkeiten!); vor den Kirchen gäbe es „unverschämte Bettelei“, überall „ekelhafte Bettlerinnen“, die durch die Orden auch noch in ihrem Tun geehrt würden. Seine antijesuitische Verschwörungstheorie[217] besagte, jener Orden würde allerlei „Aberglaube“ (Gnadenbilder, Wunderberichte usw.) aus purer Herrschsucht fördern, um die Menschen dumm zu halten. Seit der Aufklärung sind auch die Stereotype „lüsterner Priester“ und „fauler Mönch“ Allgemeingut. Der Zölibat wurde nun als „Vergewaltigung der menschlichen Natur“, die in Perversion enden müsse, gedeutet. Das bürgerliche Milieu, das überall Deutungshoheit beanspruchte, erklärte die eigene sexuelle Praxis zur Norm und pathologisierte jede Abweichung. Diderots Roman „La Religieuse“ (1760) mag hier am Anfang stehen. Darin wollte dieser antiklerikale Fanatiker und „allwissende“ Enzyklopädist die „Widernatürlichkeit“ des zölibatären Lebens schon durch die Figur einer homosexuellen Oberin deutlich machen; deutlich wird dabei eher die latente Homophobie der „Natur“-versessenen Aufklärer. Homosexuelle (in ihrer „natürlichen Entwicklung gestörte“) Nonnen bestimmen seither das Genre des populären „Klosterromans“ (im 19. Jahrhundert besonders beliebt) und damit das allgemeine Klischeebild. Auch im Theater liebte man den Topos „Klosterskandale“. Die derart propagierten Bilder (Gelübde verstießen gegen „natürliche Triebe“) lösten einen grimmigen Hass auf die Klöster aus, die so schlimm für die dort

[216] Bis dahin waren jüdische Gemeinden in Europa weitgehend „geschlossene Gesellschaften“, mit weitreichender kultureller und rechtlicher Autonomie und großem Einfluss der Rabbiner und ihrer Gerichte. Viele Juden sprachen die jeweilige „Volkssprache“ lückenhaft und konnten auch häufig nicht das lateinische Alphabet.
[217] Die Aufklärer selbst liebten den Mummenschanz ihrer Logen und Geheimgesellschaften und hielten die „global vernetzten“ Jesuiten für etwas Ähnliches.

„Eingesperrten“ seien (die nur unfreiwillig oder aufgrund geistiger Unreife dorthineingelangt sein konnten…), welche man „zu ihrem eigenen Besten“ dort rausholen müsse. Dieses Mitleid verspürten diese sich ganz besonders „ritterlich“ fühlenden aufgeklärten Hausväter freilich nur mit dem in ihren Augen „schwachen“ Geschlecht, nicht so mit den Mönchen: Johann Pezzl verglich 1784 die „Pfaffen“ in den Klöstern mit „Ratten“, die „vom Raube arbeitsamer Geschöpfe lebten“, Bettelmönche waren ihm „stinkende gefräßige Insekten“. Johannes Kaspar Riesbeck jammerte, dass in Bayern „das unselige Mönchswesen“ der „Aufklärung […] überall im Wege“ stehe.
Der Aufklärer hetzte gegen die orientalischen sowie ihrer „Natur“ scheinbar entfremdeten Elemente, die das so reine und gute Volk davon abhielten, zu „sich selbst“ zu finden und mit der Welt im Reinen zu sein. „Gott“ wurde hingegen in der „Natur“ gesucht, darum z.B. auch der „ursprüngliche“ Bauernstand verherrlicht, der noch den „natürlichen Gesetzen“ am meisten gehorche (im Gegensatz zu allen „Dekadenten“, „Entarteten“). Alles Primitive erschien „rein“ und „unverfälscht“. In Wahrheit entsteht „nationale Kultur“ immer erst durch „gelehrte“ Konstruktion und staatliche Kulturpolitik. Lange vor den Grimms, in den 1780er Jahren, brachte der Thüringer Herder-Freund (und Illuminat) Musäus z.B. eine Sammlung von „Volksmährchen der Deutschen“ heraus. Auch für die Aufklärungsmusik war die Liebe für das „Volkstümliche“ bestimmend, sowohl in Melodik und Stil wie in der betonten Schlicht- und Einfachheit. Gleichförmig hinterlegte Melodiestimmen, banale, schmucklose Hauptmotive begeisterten nun das elitäre Publikum (etwa bei den Haydn-Brüdern), und gesungen wurde natürlich in der „Nationalsprache“. Joseph II förderte in den 1770er Jahren das „deutsche Singspiel“, erste deutschsprachige Opern wurden komponiert.
Das reale „Volk“ musste dagegen erst mühsam zur „Nationalität“ erzogen werden. Jene Menschen, die von Nationalisten stets als „authentischste“ Inkarnation ihrer „Nation“ angesehen wurden, sprich die einfache Landbevölkerung, wurden am spätesten von dieser Idee verdorben[218]. Der dichte Staat, der in (vor allem protestantischer) Konfessionalisierung und aufgeklärtem Absolutismus aufgebaut wurde, lieferte die Institutionen (Schule, Armee), die zur Durchdringung der Bevölkerung mit den neuen Ideen dienten.
Rousseau etwa wollte, dass man „seine“ Nation lieben lernt, Emotion entwickelt, anstatt einfach einem Herrscher zu gehorchen. Er empfahl, den christlichen Kult durch einen „nationalen“ zu ersetzen, in dem die „Nation“ „sich selbst“ feiert[219]. Voltaire schmachtete, „wie teuer“ allen „edlen Herzen“ das Vaterland sei, Schiller thematisierte in seinen Machwerken ständig die Vaterlandsliebe, bei Wilhelm Tell sei das Vaterland

[218] Dass ein „Nationalbewusstsein“ in den unteren Schichten keineswegs verbreitet war, veranlasste die Nationalisten im Europa des frühen 19. Jahrhunderts zur putzigen Behauptung, die Nation habe eben jahrhundertelang „geschlummert“, sei nun aber endlich „erwacht“.
[219] In der Revolution wurde tatsächlich die Kathedrale Notre Dame in Paris entweiht und dort eine symbolische „Göttin der Vernunft“ verehrt.

jenem die „Wurzel seiner Kraft“, mächtig der „Trieb des Vaterlandes“; auch dafür zu sterben (ein ganz und gar heidnisches Ideal) wurde wieder glorifiziert, etwa bei Thomas Abbt 1761, vor dem Hintergrund des von Preußenkönig Friedrich II[220] (aufgehetzt durch Voltaire und d’Alembert) geförderten extremen Staatspatriotismus. Besonders Preußen war ein frühes Zentrum des sich „aufgeklärt“ nennenden Antikatholizismus bzw. Antikonfessionalismus (der sich zum Markenzeichen deutscher „Religionspolitik“ entwickeln sollte). Die deutsche Aufklärung trat nur vordergründig gemäßigter als die extrem kirchenfeindliche französische auf; sie wandte sich in erster Linie gegen den „Konfessionalismus“ der katholischen Kirche, für den Papst und Jesuiten standen. Alle deren Feinde blickten mit größter Bewunderung auf Preußen und seinen „verwegenen“ König, von Frankreich bis zum missratenen Sohn Maria Theresias: was für eine tolle „Ordnungsmacht“[221]!
Aber auch vor dem schlammigen Erdboden machte der neue Drang, Ungöttliches zu „lieben“ nicht halt: die im 18. Jahrhundert mittlerweile feminisierte „Heimat“ (vorher Neutrum) wurde stark sentimentalisiert (z.B. bei Justus Möser 1774), das Entwickeln von „Heimatgefühl“ zu einer Tugend erklärt. Dies ergab sich aus der für den Ungläubigen naheliegenden Rückprojektion des Himmlischen in die schnöde Welt. Der ursprünglich trockene Rechtsbegriff „Heimat“[222] wurde zuvor schließlich nur im religiösen Kontext überhöht, die himmlische Heimat als perfekter, traumhafter Ort vorgestellt, der gerade im schroffen Gegensatz steht zur erlebten irdischen; im Rahmen

[220] Jener hatte nicht den geringsten Gottesglauben, sah sich in der Tradition der antiken Feldherren im Kampf um Ruhm und Ehre (in einer scheinbar aussichtslosen militärischen Situation wollte er z.B. „ehrenvollen Selbstmord“ begehen). Seine Raubzüge waren stets auch verbunden mit Säkularisation von Kircheneigentum.

[221] Die Sucht nach „Ordnung“ war von Hobbes weiter theorieuntermauert worden, echt protestantisch den Menschen zutiefst misstrauend, sich einen Kampf aller gegen alle ausmalend, während die Scholastik den *Frieden* zwischen den Menschen als Normalzustand ansah. Spätestens die jüdisch-christliche Lehre trug dazu bei, dass die Menschen auch ohne „Gesellschaftsvertrag“ im Normalfall friedlich miteinander umgingen und gegenseitig ihre Rechte achteten; dem Mitmenschen zum „Wolf“ geworden ist der Mensch erst durch den Irrglauben, er dürfe über ihn herrschen und „mitbestimmen“ (im Rahmen des Kultes um das „Volk“); waren dies früher nur die wenigen, die sich für von Gott besonders „begnadet“ hielten (Fürsten und Könige), propagierte die Aufklärung das Mit-Bestimmen; sie machte die Menschen damit nicht freier, nur bösartiger.

[222] Im engeren Sinne die *patria* räumlich bezeichnend, einen Ort, wo man etwas „darf“, Rechte hat, die man von jemand anderem empfing. Heimat zu haben drückt daher zunächst Unterwürfigkeit aus; ob sie erstrebenswert ist, hängt davon ab, ob man dem *pater* tatsächlich unterworfen sein muss und ob jener „gut“ ist. Beim göttlichen Vater ist dies eindeutig der Fall, nicht so jedoch beim Mitmenschen, vor allem wenn jener nicht als Befreier (wie Rom, gegenüber den archaischen Stammeszwängen) auftritt, sondern als Bedränger. Nur die himmlische Heimat bedeutet Freiheit, jede irdische ist beschränkend, einengend.

der allgemeinen Verweltlichung wurde diese Vorstellung dann in die Welt, in die irdische, scheinbar angeborene „Heimat“ (als diffuser, subjektiv definierter Raum) zurückverlegt, die nun erst zu einem Sehnsuchtsort werden konnte. Die Liebe zu solch einer „Heimat“ ist Vergötzung von etwas hochgradig Relativem, Subjektivem, Vergänglichem, ja letztlich Irrealem. Das Christentum lehrt nicht, „sein Land“ zu lieben, sondern seinen Nächsten. Jede Liebe, die sich nicht auf eine Person richtet, ist Götzendienst. Im Menschen erkenne ich etwas, das göttlich ist und damit liebeswert - aber z.B. „Deutschland“ ist einfach eine durch historische politische Zufälle zusammengewürfelte Summe einzelner Orte, einige ganz hübsch, wie überall auf der Welt, denen man als freier Mensch genauso souverän gegenüberstehen sollte wie allen anderen; weder gehöre ich zu Deutschland noch Deutschland zu mir, zufälligerweise lebe ich eben an einem Ort, der zu „Deutschland“ gezählt wird, und freue mich schon darauf, ihn irgendwann verlassen zu dürfen. Wer sich als Christ irgendwo auf Erden heimisch fühlt, macht etwas falsch. Wir müssen erkennen, an den Flüssen Babylons zu sitzen und weinen, wenn wir an den Himmel denken. Entweder meine Heimat ist im Himmel und ich bin also überall auf Erden ein heimatloser „Vertriebener“, oder sie liegt eben doch irgendwo auf der Erde. Die „irdische Heimat“ (die keine wahre ist, lediglich Hinweise auf dieselbe sind überall zu finden) ist freilich jedem Menschen die ganze Erde, ja das ganze Universum. Die ganze Welt ist dem Menschen gegeben, und sie galt Christen immer als eine Brücke – man gehe darüber und baue nicht sein Haus auf ihr[223]. Die versuchte Aussöhnung des Christentums mit einer irdischen Heimat (radikal dem Schriftwort zuwider – immer wieder wird eingeschärft, hier nicht sesshaft werden zu wollen, nur Pilger zu sein, alles zu verlassen usw.) ist auch mit Blick auf Jesus selbst, dem wir ja nachfolgen, mit dem wir wandeln sollen, ohne jede Grundlage. Er blieb nicht in Nazareth, hatte keinerlei besondere Beziehung zu diesem Ort (im Gegenteil wurde Er dort eher abgelehnt), sondern predigte als Wanderer, am Ehesten noch zu Jerusalem eine Verbindung habend, wegen dem „Haus des Vaters“[224]. Der Menschensohn hat keinen Ort, wo Er sein Haupt niederlegen kann (Mt 8,20). Man kann es schön an einem Ort finden, aber sich nicht in ihn verlieben. Schon gar nicht sollte jemand meinen, sein Glück hänge von diesem Ort (und seiner idealisierten Beschaffenheit) ab. Diese Auffassung ergibt sich aus der Verknüpfung von Souveränität und Territorium, wie sie in der Ideologie der „Nation“ auf die Spitze getrieben wurde. Mit der Idee, in der souveränen Nation über ein Territorium mitzuherrschen, wurde das ganze Staatsterritorium zur „Heimat“, zu „unserem“ Land, das von der „Nation“ gemeinsam

[223] Die Einschränkung auf einen bestimmten Flecken Erde macht keinerlei Sinn; Grenzen existieren nur in den Köpfen - in Afrika oder auf dem Mars muss sich kein Europäer „fremder“ fühlen als hierzulande.

[224] Jerusalem wurde zur heiligen Stadt, weil dort der Tempel stand. Der Tempel aber war der Ort des Übergangs von der Erde zum Himmel.

besessen würde (den bürgerlichen Herrschaftsanspruch über fremden Grundbesitz auf die Spitze treibend).
Der „Nation“ konnte keiner mehr entkommen. Die „Aufklärung“ richtete die Herrschaft am zu erzwingenden „vernunftbasierten“ Volkswohl aus, wozu die totale Erfassung und Zurichtung aller Unterworfenen und die Ausschaltung staatsferner Organisationen und Autoritäten dienen sollten. Die Gewaltausbrüche der Revolution stellten eine Ausnahme auf diesem Weg dar, welche die allgemeine Entwicklung lediglich beschleunigte. Die konstitutionelle Unterdrückung der Kirche in Frankreich ab 1790/91 war z.B. etwas völlig Zeittypisches und nicht genuin Revolutionäres, in der französischen Kirchengeschichte nichtmal etwas Überraschendes. In Frankreich wurden schon zwischen 1766-1780 über 450 Männerklöster aufgehoben. Der „Fortschritt“ hatte als wesentliches Ziel die Vertreibung des jüdisch-universalistischen Christentums aus Europa, heidnischen Tribalismus an seine Stelle setzend. Die Revolution richtete sich maßgeblich gegen den Kosmopolitismus von Aristokratie und katholischer Kirche (insbesondere der Jesuiten). Die zu errichtende bürgerliche Gesellschaft war bekanntlich eine nationale. Das Ideal einer „Volkswirtschaft“ etwa bei Fichte speiste sich unmittelbar aus dem „aufgeklärten“ Hass gegen das Judentum, als „international“ agierender „Macht“, die von der neuen, idealisierten bürgerlichen Gesellschaft entschieden ferngehalten werden müsse[225]. Fichtes Ideal war die totale nationale Autarkie. Nur die Bürger eines Staates sollten untereinander in ökonomische Beziehungen treten, ja überhaupt jede Beziehung ins „Ausland“ unterlassen (sogar das Reisen ins Ausland solle nur noch „Gelehrten und Künstlern“ erlaubt werden, niemandem jedoch aus bloßer „Neugier und Zerstreuungssucht“), die „Nation“ ganz unter sich bleiben. Staaten sollten sich nicht über ihre angeblichen „natürlichen Grenzen“ hinweg ausdehnen, in denen geschlossene Kulturen am Werk seien; die Natur teile jeweils zu, was jedem gehören soll, weshalb es gar keines internationalen Handels bedürfe, jener sei ein „unnatürliches“ Übel, jeder solle seine Bedürfnisse einfach der „Landessitte“ anpassen. Jeder diene dem „Ganzen“. Das in der Revolution proklamierte bürgerliche Menschenrecht[226] beruhte auf der Verwertbarkeit des Individuums in der nationalen bürgerlichen Gesellschaft, die eine Art produktiver Arbeitskörper sein sollte (alle erfassend und auswertend), die Individuen produktive Exemplare einer Gattung, die nur unter Voraussetzung ihrer Produktivität, also nach ihrer gesellschaftlichen Funktionalität betrachtet, „alle gleich“ waren. Die bürgerliche Gesellschaft müsse von

[225] Juden seien mit den Staaten im ständigen Krieg, man solle sie vertreiben.
[226] Die eigenmächtig gebildete „Nationalversammlung“, die sich als alleinige „Vertretung“ des „Volkes“ (des „eigentlichen“ Souveräns) bezeichnete, sah sich befugt, eine revolutionäre Staatsverfassung zu beschließen, welcher die Versicherung, die allgemeinen Menschenrechte (wie sie die Versammlung selbst definierte) zu beachten, vorausging – dieser Akt wird in der prorevolutionären Propaganda gerne als erstmalige Entdeckung von allgemeinen Menschenrechten verzeichnet.

sich abschneiden, was sie zersetze, an ihrer Entfaltung und „Gesundheit“ hindere – das macht sie per se strukturell antisemitisch. Die Revolution definierte das „echte Volk“ als jene, die eine Funktion in der bürgerlichen Gesellschaft haben und jenen angeblichen „Organismus“ dadurch am Leben hielten – Feindbild ist seither der „unproduktive Schmarotzer“: der Adel, der Klerus, die Juden, Bettler, „Zigeuner“, Fremden, Behinderten - all jene, die sich für ihr Geld nicht ordentlich abrackern und sich „sinnvoll“ in die nationalbürgerliche Gesellschaft mit ihren kulturprotestantischen Normen „einbringen“ wollen oder können.
Der „dritte Stand“, die Bürgerlichen, erklärte sich allein zu einer „vollständigen Nation“ (so bei Sieyès, dem „Vater“ der französischen Verfassung). Er grenzte sich ab gegen alles Unproduktive, gegen arbeitsloses Einkommen und Luxus; der Adel sei eine Klasse von Menschen „ohne Funktion und Nutzen“, diese hätten schändlicherweise „Privilegien“ (hier zeigt sich der Neid als Antrieb des Hasses) und müssten sich „einer wirklichen Nation“ anhängen wie jene „Schmarotzerpflanzen, welche nur vom Saft der Bäume leben können, die sie krank machen und austrocknen“ (Sieyès). Nicht nur Hitler wird dieses Bild später auf die „Gegenrasse“ der Juden anwenden. Den „Wertlosen“, die nicht dem „Ganzen“ von Nutzen seien, wird der Kampf angesagt. Sieyès präsentierte den Adel als „Fremdkörper der Nation“, der gegen die „Gemeinschaft des Volkes“ kämpfen würde; die Entmenschlichung des Adeligen trieb Robespierre auf die Spitze, der ihm verweigerte, überhaupt Rechtssubjekt zu sein, weshalb er nichtmal zum Tode verurteilt, sondern einfach liquidiert wurde. Der Adelige wurde aufgrund der bürgerlichen Ideologie aus der Gattung ausgeschlossen wie später der Jude bei den Nazis. In der Vergötzung der Nation begreift sich das Volk nicht mehr als Geschöpf eines Monarchen, sondern will jenen als unproduktiven Schmarotzer loswerden. Der bürgerliche Hass auf den höfischen Adel ist ein direktes Ergebnis des von der Aufklärung auf die Spitze getriebenen protestantischen Arbeitsfetischs. Der Adel zeichnete sich dadurch aus (zumindest im Klischeebild), dass er einfach sein Leben genoss, seinen (nicht selbst erarbeiteten) Besitz verprasste und sich berechtigterweise nicht für die ganzen spießbürgerlichen Problemchen der arbeitswütigen Stadtmenschen interessierte. Jene hatten noch das Idealbild des ritterlichen Landadels im Kopf, der weise Recht spricht und sich jedes noch so nichtigen Anliegens annimmt; der Bürger war eben herrschaftsfixiert und hielt es, neidvoll, für „ungerecht“, wenn die „Dekadenten“ reich sind und Spaß haben. Typisch war die Karikatur als „verweichlicht“, der idealisierten „Natur“ entfremdet (sowohl der Umwelt als auch der Menschennatur, in klischeehaft homophobe Verzeichnungen mündend), wogegen das

Ideal des bäuerlichen, „gesunden“, kernigen (später: „arischen“) Naturburschen gestellt wurde[227].
Für St. Just war der König ein „Verräter“ an „seiner Nation“, die er angeblich „unterdrücke“. „Verräter“ verdienten seiner selbstgestrickten Moral nach den Tod. Die Anklage gegen Ludwig XVI 1792 lautete, er habe die „Souveränität der Nation“ angegriffen, da er deren „Repräsentanten“ von ihren Sitzen habe vertreiben wollen; er habe gegen die „Freiheit der Nation“ agiert. Es warfen also selbsternannte Regierende dem von ihnen Entthronten vor, dass er diesen Thron zurückholen wollte, mit dem nationalistischen Argument: „das Volk“ habe aus sich selbst heraus Souveränität und könne „sich“ die Herrschaft jederzeit zurückholen. Robespierre (sich, wie später Hitler, als Verkörperung der *volonté générale* betrachtend; Rousseau wurde von ihm in den „Pantheon“ geholt) prägte das nationale Pathos mit inhaltsleeren Sprüchen wie „Der König muss sterben, damit die Nation leben kann“. Die Regierung sah sich als Vollstrecker des „Volkswillens“, und sie hatte ihn ja scheinbar auch auf ihrer Seite; 1792 wurden 2.000 Gefangene, inklusive harmlose Priester und Nonnen, vom Mob[228] gelyncht, der offensichtlich tatsächlich nach der Ermordung Andersdenkender gierte. Widerstand gegen den „Souverän“ wurde mit der Revolution vollkommen ungehörig, hatte jeder doch angeblich alle Rechte von ihm, stand ihm nicht mehr gegenüber (kritisch beäugend, ob er das göttliche Recht einhält), sondern war verpflichtet, den Willen der Mehrheit (als automatisch „legitimerweise“ mitgezogener „Volksteil“) mitzutragen. Ein Ausscheiden aus dem „nationalen Verband“ war unvorstellbar.
Die Barbarei der Französischen Revolution war beispiellos. Wer nicht mitzog, wurde getötet und oft auf bestialischste Weise geschändet, nicht als Ausnahmeexzess, sondern mit Methode. Gegen die gesamte Vendée (bekannt für besondere Treue zum brutal unterdrückten Glauben) wurde ein Vernichtungskrieg geführt, der die Verbrechen des 20. Jahrhunderts schon vorwegnahm. Es gab in Paris Pläne, die Gegend vollständig auszurotten und mit „neuen Menschen“ zu besiedeln. Die Terrorbrigaden der „colonnes infernales“ zogen mordend und vergewaltigend durchs Land und verwüsteten systematisch ganze Dörfer. Der Respekt vor dem Leben war völlig dahin (klar, wenn der Einzelne nur noch als „Exemplar“ von irgendetwas gilt), jenes trat gegenüber den angeblich „höheren“, „gesamtgesellschaftlichen“ Zielen vollkommen in den Hintergrund. Das aufklärungstypische Denken in Gruppen bzw. „Arten“ machte überflüssig, den realen Individuen und ihren Taten gerecht werden zu müssen. Der Einzelne war nur noch Exemplar. Die Scheidung zwischen dem neugeschaffenen

[227] Der aufgeklärte Adel identifizierte sich alsbald, verschämt, nicht mehr mit seinem Stand, sondern mit seiner „Nation“, wollte ein ganz normaler „Landmann“ sein und wurde teilweise bürgerlicher als die Bürger.
[228] Hauptsächlich aus demselben Milieu wie später der nationalsozialistische rekrutiert: kleinbürgerliche Obrigkeitsdiener, Kleinhändler und sonstige halbgebildete, zwischen „Auf-“ und „Abstieg“ pendelnde mittelmäßige Möchtegernmitbestimmer.

„Staatsbürger“ (zu welchem der Mensch funktionalisiert wurde) und dem Außenstehenden (der weg müsse) war eine absolute.
Der bürgerliche Begriff der „Gesellschaft“ (später „Volksgemeinschaft“ genannt) hat per se etwas abstoßend Totalitäres an sich. Ursprünglich eine (freiwillige) Zweckvereinigung meinend, impliziert er im modernen Sprachgebrauch, alle Bürger eines Herrschaftsraumes sollten einem angeblich gemeinsamen Ziel aufgrund angeblichen „gemeinsamen Interesses“ nachkommen, jeder idealerweise mit bestimmten „gesellschaftlichen Aufgaben“ ausgestattet (die ihm erst seinen „Selbstwert“ gäben). Die Umwandlung von Individuen und nebeneinander existierenden Gruppen zu solch einer einheitlich-egalitären „Gesellschaft“ ist das Hauptprojekt der Moderne schlechthin. Niemand wurde durch die (rein politische, in keiner Weise soziale[229]) Revolution freier, niemand erhielt bessere Lebensbedingungen – man wurde lediglich zu treuen „Staatsbürgern“ geformt. Sie war kein Aufstand gegen Herrschaft und Ausbeutung, sondern eine Regierungsübernahme, bei beispielloser Intensivierung der Souveränität und beispiellosem Terror. Die repressive Egalität nach innen (und gleichzeitige resolute Abgrenzung zu jeglichem Außenstehenden) war, wie z.B. Horkheimer erkannte, die Wurzel für die antisemitische Volksgemeinschaft von 1933. Die Idee der „selbstbestimmten Nation“ beendete endgültig den vertragsbasierten Antagonismus von Herrschaft und Untertan und stellte die „Nation“ diktatorisch über den Willen der Einzelnen. Der individuellen Selbstbestimmung war damit logischerweise kein Gefallen getan. Im Nationalsozialismus sollte der „Volkswille“ dann vollständig gelöst werden von Willensäußerungen konkreter Menschen, als „naturgegeben“ festgeschrieben und damit die Wahnvorstellungen Rousseaus in Perfektion umsetzend.
Die Revolution war im Wesentlichen ein Krieg gegen die noch verbliebene Rest-Freiheit der Kirche. Die Behauptung, die Revolution habe im gallikanischen Frankreich die „Trennung von Staat und Kirche“ angestrebt und bewirkt (was überaus zu begrüßen gewesen wäre im Sinne größerer Freiheit für die Kirche), ist eine ärgerliche Verzerrung: im Gegenteil wurde die Kirche umso *mehr* dem Staat unterworfen, jegliche kirchliche Rest-Unabhängigkeit war dahin (enteignetes Kircheneigentum, der Klerus als Untertanen betrachtet[230] usw.). Der säkulare Staat westlicher Prägung war ein neutraler Staat, der die Herrschaft über das Religionsleben im Staatsgebiet abgab; der säkulare Staat in der kontinentalen Tradition Rousseaus war dagegen ein nationaler Staat, der eine obligatorische „Zivilreligion“ propagierte und nach möglichst viel Einigkeit der Staatsbürger, sprich möglichst wenig bzw. angepasstem Bekenntnis der Einzelnen

[229] Etwa die Leibeigenschaft war in Frankreich schon längst aufgehoben.
[230] Mit Eintritt in den geistlichen Stand wird man aus allen weltlichen Bindungen herausgelöst. Ein Geistlicher gehört allein dem Volk des Papstes an, hat die ganze Welt als Wirkungsland und keine „Nationalität“. Früher zahlte kein Priester dem örtlichen Herrscher Steuern, unterstand nicht dessen Gerichtsbarkeit, war quasi „Ausländer“.

strebte. Der nationale Staat will religiöse Unterschiede bagatellisieren und bekämpft die Religion aufs Schärfste, wenn sie ihm zu sehr „spaltet".
In der Revolution wurde die Kirche, die dem Streben des Nationalstaats naturgemäß entgegensteht (so dass mit ihm maximal ein *modus vivendi* möglich ist), daher gänzlich enteignet und somit der materiellen Grundlagen für ihre Sendung beraubt. 1790 nahm sich der Staat, noch in der Tradition des aufgeklärten Absolutismus, auch das Recht heraus, sämtliche gesellschaftlich „nutzlosen" Klöster aufzuheben. Durch den Eid auf die Zivilverfassung, zu dem die Kleriker gezwungen wurden, sollten sie sodann zu vom Volk gewählten Staatsbeamten in einer schismatischen Nationalkirche werden, fern jeglicher Jurisdiktionsgewalt des Stellvertreters Christi auf Erden. Nur 24% des Klerus leisteten den Eid. Rund 800 verweigernde Priester wurden 1794 zu Märtyrern. Es spricht für die Katholiken im damaligen Frankreich (im josephinistisch verseuchten Reich damals unvorstellbar), dass nahezu alle Bischöfe den Eid verweigerten[231]. Diese Widerständigkeit ist freilich damit zu erklären, dass die Kirche in Frankreich bereits „gesundgeschrumpft" war – nach Jahrzehnten der Lauheit und Häresie waren nur noch die „echten" Katholiken übriggeblieben. Für Frankreich ist ein Einbruch der Religiosität (aus bekannten Gründen) bereits in den 1750er Jahren, besonders dramatisch aber ab 1760 festgestellt worden (im Reich derweil ab 1780). Dazu ging natürlich die Zahl der Berufungen eklatant zurück. Ganze Generationen fielen nahezu geschlossen vom alten katholischen Glauben ab. Europa kann zur Zeit der Französischen Revolution als gründlich entchristianisiert gelten, von einzelnen Regionen (Vendée, Polen-Litauen) abgesehen.
Bis 1799 dauerte die Kirchenverfolgung an, zwei Drittel des Klerus waren bis dahin getötet oder verbannt. Unter Napoleon wurde die gewaltsame Verfolgung diskreter (die Polizei sollte nur noch gegen „Fanatiker" unter den Geistlichen vorgehen); er tolerierte nun die (von ihm selbst ernannten) Bischöfe, denen er ihren (nationalkirchlichen) Katechismus schreiben ließ. Päpstliche Bullen mussten erst vom französischen Staat geprüft und gebilligt werden, ebenso Ordensregeln. Juden sollten derweil durch vollständige Assimilation von der Bildfläche verschwinden. Sie hatten keine jüdischen, sondern nur noch „französische" Interessen zu haben. Dafür wurden sie in die Armee (die „Schule der Nation", gesichtslose Mitmarschierer produzierend) gezwungen, mussten die schützenden Ghettos verlassen, um unter den Einfluss der „richtigen" Franzosen zu kommen. „Parallelgesellschaften" (der vormodernen Normalität) wurde der Kampf angesagt.
Auch dort in Europa, wo Priester, Ordensleute und glaubenstreue Laien nicht gleich abgeschlachtet wurden, verlor die Kirche spätestens um 1800 zumindest ihre Rechte und

[231] In Frankreich verweigerten 126 von 130 Bischöfen und 100.000 von 130.000 Priestern (von denen zudem rund 4.000 das Priestertum verließen) den Eid auf die Konstitution.

ihr Eigentum („Säkularisierung“ ist ein Euphemismus für gewalttätigen Raub). Zudem kamen weite Gegenden nun unter die Herrschaft kirchenfeindlicher Dynastien.

Die Selbstzurichtung der Nationsgläubigen

„*Die Einheit der Gattung ist der Tod des Einzelnen.*“
- Joachim Bruhn

Das Erziehungsideal auch bei deutschen „Geistesgrößen“ wie Humboldt und Fichte sah derweil eine gleichmachende „Nationalerziehung“ vor, im Verbund mit der allgemeinen Wehrpflicht, um die Menschen zu (in dem Fall) „guten Deutschen“ erziehen - nationale Standardsprache, „Werte“, Geschichtsmythen[232] und identitätsstiftende Kultur einbläuend. Der Schöpfer der staatlichen Erziehungspflicht war, wie könnte es anders sein, Luther. Schon 1524 hatte er an die Fürsten appelliert, die Untertanen zu verpflichten, ihre Kinder zur Schule zu senden, um sie zum Kampf zu rüsten – gegen Katholiken, Juden und radikale neue Sekten. Calvin propagierte aus denselben Gründen die massenhafte öffentliche Beschulung. Schon am Anfang der Schulpflicht, wie sie in einigen protestantischen Territorien schon im 17. Jahrhundert erzwungen wurde, stand also der ideologische Kampf gegen die „Altgläubigen“[233]. Und je nationalistischer das Staatswesen, desto mehr Beschulung erscheint ihm notwendig. Partikularismus neigt eben zum Zwang (im Gegensatz zum zur Freiheit neigenden Universalismus) – weil er nunmal falsch ist und mit aller Gewalt die Realität der Fiktion unterwerfen will. Besonders die „deutschen Nation“ sah sich im 19. Jahrhundert von allen möglichen bösen Feinden und finsteren Mächten bedroht, von der römischen Kirche, immer wieder Frankreich oder auch von einem religiösen, „integrationsfeindlichen“ Judentum. In Baden etwa wurden 1809 die traditionellen jüdischen Gemeindeverfassungen aufgehoben, Juden auch hier mit Schul- und Wehrpflicht und dem Zwang zur deutschen Sprache zur Assimilation gedrängt[234].

---

[232] Nationalgeschichtsschreibung ist immer Geschichtsverzerrung; sie will die Geschichte der Chimäre „Nation“ erzählen, auf der Suche nach Kontinuität und Beständigkeit - dabei ist die Geschichte der Welt (verdientermaßen) die Geschichte von ständigem Tod und Untergang.

[233] Eine von den weltlichen Herrschaften erzwungene Schulpflicht bestand passenderweise in katholischen Gegenden erst im Zuge der sogenannten katholischen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

[234] Badische Nationalliberale wie der fanatische Antikatholik und Freimaurer (die deutschen Logen waren damals besonders judenfeindlich) Karl von Rotteck forderten in den 1830er Jahren sogar radikale Kultusreformen, z.B. die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag, die Aufhebung der Speisegesetze, Verzicht auf Beschneidung, Revision des Talmuds, der von „staatsfeindlichen

Während vormals überall die sozialen Grenzen kulturell hervorgehoben wurden (in Sprache, Kleidung, Essen usw.), wurde in der nationalstaatlich organisierten Gesellschaft eine für alle „Mitbürger“ (später „Volksgenossen“ genannt) gleiche Einheitskultur angestrebt.
Der Katholizismus erschien dabei den deutschen „Meisterdenkern“ als bestenfalls südländisch, in jedem Fall „undeutsch“. Arndt bezeichnete den Protestantismus 1816 demgegenüber als „germanisch“, alles „Germanische“ (Germanen wären ja so ungeheuer „tiefsinnig“) sei jenem schließlich „von selbst“ zugefallen (eine ungehörige Verharmlosung der Geschehnisse in Nord-, Mittel- und Westeuropa). Arndt wollte konfessionelle Gegensätze in einer gemeinsamen deutschen Kirche aufheben[235]; kirchliche Gemeinschaft müsse völlig in der nationalen Volksgemeinschaft aufgehen. Wenn von so einer „Aufhebung“ der Gegensätze die Rede ist, ist stets gemeint: der Katholizismus soll ausgemerzt werden, protestantische Lehren (die ausschließlich in der Negation des Katholischen bestehen, nichts „Eigenes“ haben, woher auch) von allen akzeptiert. Auch für Jahn lag es am jeweiligen „Charakter der Nation“, ob in einem Land die Reformation des „Volksheilands“ Luther angenommen wurde oder nicht. Die Jesuiten waren für ihn schuld, dass nicht eine einige freie „deutsche Kirche“ mit einer „Volksreligion “entstanden war. Elend und Tod wünschte er allen Deutschen, die „vom Ausland den Heiland erwarten“. Herder dürfte zu den ersten gehören (1802), die der „germanischen Volksreligion“ eine gleichwertige, ja sogar höhere Bedeutung für Geschichte und „Wesen“ des Christentums andichten als das Judentum sie habe[236].
Herder sah in der Reformation, ganz begeistert, die „Wiedererweckung des Nationalgeistes“, als „Protestantismus gegen alles Fremde“. Luther identifizierte er mit der „deutschen Eiche“. Für Fichte war Luther der „Erwecker der deutschen Volksseele“. Die Nationalisierung zum Deutschen war die Erziehung zum Kulturprotestantismus.
Das Wartburgfest 1817, eine studentische Reformationsfeier, wurde von rund 800 Personen abgehalten, aus fast allen deutschen Territorien. Gezwängt hatten sie sich in Turnerkleidung oder „altdeutsche Tracht“. Luther wurde als Künder der „nationalen Befreiung“ gefeiert, der spätere Kotzebue-Mörder verteilte einen Text gegen „Römer

---

Tendenzen“ zu reinigen war. Gottesdienste waren nur noch auf Deutsch zu halten, überhaupt sollte auf die hebräische Sprache verzichtet werden. Er sah einen sich durch die Geschichte ziehenden „blinden Eifer“ der Juden, motzte über den „Wucher“ und wollte ihnen den Zuzug nach Freiburg nicht gestatten.

[235] Ähnliche Vorstellungen hatten auch z.B. Jahn und Herder – zu einer einigen Nation gehöre auch eine einige Religion. Religion erfüllte für Herder eine rein soziale Funktion. Die jüdische war für ihn freilich die eines „fremden asiatischen Volkes“, gehöre also zu einer „anderen Nation“. Die biblischen Berichte seien nur aus dem „Volkscharakter“ und der Zeit heraus zu verstehen.

[236] Die Germanen bei Tacitus wurden zunehmend leuchtendes Gegenbild zu den Juden des Alten Testaments.

und Möncherei“ (die „Urfeinde unseres teutschen Volksthums“). Aggressive Lieder gegen alles und jeden, was dem Mob nicht passte, wurden geschmettert (und protestantische Kampflieder wie „Nun danket alle Gott“, das, nebenbei bemerkt, in keinem katholischen Gesangbuch etwas zu suchen hat). 25 „undeutsche“ Bücher wurden unter Berufung auf Luthers Verbrennung der päpstlichen Bulle ins Feuer geworfen, Vorbild für spätere Aktionen der Nazis[237]. Mehr als ein Drittel der eingetragenen Festteilnehmer waren evangelische Theologen. Luther galt als „deutscher Kraftmann“, der die „römischen Wechslertische“ umgestürzt habe; es gab die üblichen Polemiken gegen Inquisition und angebliche „Geistessklaverei“, generell gegen den mittelalterlichen Katholizismus mit seinen Klöstern und Stiften und dem „unbürgerlichen“ Mangel an Leistungs- und Arbeitsmoral; der Papst war eine fremde, deutschfeindliche Macht, Luther dagegen ein „Denkmal deutscher Kraft, deutschen Muthes, deutscher Treue“, die nationalen Stereotypen aufgreifend. Juden- und Katholikenhass bzw. generelle Xenophobie ziehen sich als rote Fäden bekanntlich durch die Geschichte des Luthertums und damit des „deutschen“ Denkens.
Da die religiösen Orden per se übernational organisiert sind, werden sie von Nationalisten natürlich am meisten gehasst. 1814 wurden die Jesuiten wieder zugelassen, unter wildem Aufschrei der Nationalisten aller Orte: überall galt der Orden als Verschwörer gegen die Nationen, als Antithese zum irdischen „Vaterland“, gegen bürgerliche Werte und Tugenden stehend[238]. In Italien galten sie als „Fremde“, „Ausländer“, ja „Feinde der Nation und der bürgerlichen Gesellschaft“.
In den Augen „aufgeklärter“ Menschen waren Klöster (insbesondere kontemplative) „ohne Nutzen“ für „die Gesellschaft“ (förderten außerdem die Bettelei) - und gehörten daher natürlich verboten. Wenn in Italien der Nationalliberale Gustavo Cavour zu Recht entgegenhielt, dass wahrer Liberalismus sich doch darin zeigt, Lebensformen zu dulden, die man selbst ablehnt (er hatte als einer der Wenigen Mitleid mit den von seiner Presse stets „verleumdeten friedfertigen, stillen Bewohnern der Klöster“), war er unter seinen hasserfüllten Gesinnungsgenossen völlig isoliert. Jene sahen ihre gewaltsamen Klosteraufhebungen als „Befreiung“ der Ordensgeistlichen an, die nun zu ihrer „natürlichen“ Lebensweise zurückkommen könnten, durch die Gewalttäter „endlich“ zu

[237] Unter anderem war neben dem späteren Mordopfer der Antinationalist Haller auf der Liste, wie auch der Jude Saul Ascher, der als Vernunftkonservativer gegen die „Germanomanie“ angeschrieben hatte; die Verbrennung seines Werks wurde von dem Ruf „Wehe über die Juden, so da festhalten an ihrem Judenthum und wollen über unser Volksthum und Deutschthum schmähen“ begleitet.
[238] Antijesuitismus und Antisemitismus haben erhebliche Überschneidungen; der moderne Verschwörungs-Antisemitismus kann sogar auf Denkmuster zurückgeführt werden, die zuerst im Antijesuitismus auftraten. 1848/49 wurden die Jesuiten aus weiten Teilen Italiens vertrieben, unter dem Schlachtruf „Es lebe Italien, Tod den Jesuiten“ z.B. in Genua ein portugiesischer Pater auf dem Marktplatz aufgehängt, vielerorts gab es pogromartige Tumulte.

Staatsbürgern, ja sogar erst „zu Menschen gemacht“ (Angehörige des geistlichen Standes seien also nicht Menschen im eigentlichen Sinn, wurden von ihren bürgerlichen Betrachtern entmenschlicht). Was nicht den bürgerlichen Idealen der Lebensführung entsprach, musste „weg“. Der „aufgeklärte“ Pseudoliberale hielt es für unzumutbar, neben sich Anhänger einer anderen Kultur wahrnehmen zu müssen.
Die „fremde“ Kultur erscheint dem „guten Bürger“ seither stets als bedrohlich – entweder sei sie Kennzeichen hinterhältiger Verschwörer oder unterhalb des „Menschlichen“ herumkreuchenden Raubgesindels, jedenfalls wollen ihre arbeitsscheuen Anhänger sicher parasitenhaft stets nur unser ehrlich Erspartes oder sonstwie über uns herfallen. Alle nationalistischen Revolutionen seit 1789 wurden dementsprechend stets als Aufstehen des „echten Volkes“ gegen „volksfremde“ Ausbeuter mit internationalem Hintergrund (europäischer Adel, römische Kirche, jüdische Schuldner) angesehen. Arndt, ein typisch deutscher Agrarromantiker und Industrieverächter, bezeichnete 1813 den von ihm verhassten Kosmopolitismus ausdrücklich als „jüdisch“, als „allweltlichen Judensinn“. Er sah Juden als arbeitsscheu, listig und gaunerisch an, bezeichnete sie als Ungeziefer „mit blutigen und unbarmherzigen Klauen“; die Franzosen waren ihm ein „spitzbübisches Judenvolk“, das die Deutschen mit „jüdischen Kniffen und Pfiffen“ verderben wolle; das „Eigene“ solle bewahrt werden und vom „Fremden“ geschieden. Vor allem die „unreine Flut von Osten her“ müsse eingedämmt werden. Alle Deutschen sollten verstehen, dass bei ihnen „das Vaterland allen und alle dem Vaterland gehören“ würden. Arndt hielt Juden ihre „Klugheit“ vor und klagte über die deutsche „Dummheit und Schwerfälligkeit“[239], ebenso wie später Hitler. Er wurde von den Nazis zu Recht als Vordenker verehrt. Juden waren Arndt insbesondere wegen ihrem Fokus auf „Humanität“ (statt Nationalität) verhasst. Die Deutschen, „Germanen“, seit Jahrtausenden auf ihrer „Urerde“ heimisch und rassisch „rein“ geblieben, seien durch dieses „jüdische“ Denken in größter Gefahr. Burschenschaftler und Turner, gegen die politisch gleichgültigen „Philister“ antretend, waren hauptsächlich mit dem Ausspeien von Hasstiraden beschäftigt, gegen „Welsche“[240], „Pfaffen“, „Junker“ (Großgrundbesitzer) und Juden (die angefeindeten Gruppen als eine Art volksfeindliches Konglomerat betrachtend). Der Lehrmeister des Kotzebue-Mörders Sand (die Zensurvorschriften der Karlsbader Beschlüsse sind als

[239] Deutsche seien unscheinbar, gutmütig, bescheiden und unbeholfen, im ungerechten Kampf gegen die verschlagenen Juden daher natürlich (ohne starken Nationalstaat) chancenlos. Ja, man möchte diese tugendhaften, dabei kindlich-unschuldigen und daher von aller Welt so sehr herumgeschubsten „Germanen“ am liebsten in den Arm nehmen. Arndt war sich zugleich sicher, im (mit „schmutzigem, slawischem Brei“) durchmischten Österreich die Nichtdeutschen „auf den ersten Blick“ erkennen zu können – so seien Wenden bzw. Slawen „zugleich wild und gewandt“, auch „pfiffig“ (wie auch die „Welschen“).
[240] Dem Nationalismus zueigen ist, dass er Feinde braucht. Neben Junkern, Juden, Jesuiten wurde in Deutschland nun Frankreich zum angeblichen „Erbfeind“ stilisiert.

Reaktion auf die nationalistische Gewalt zu sehen), Professor Oken aus Jena, verhöhnte die Verfasser der auf der Wartburg verbrannten Schriften als „Pfaffen- und Judenköpfe“. Ein weiterer nationalistischer und antiklerikaler Professor, der am Wartburgfest teilnahm, Jakob Friedrich Fries (Vorkämpfer des „Sozialstaats“), wollte bereits „unsre Deutsche Volksgemeinschaft“ gegen jüdische „Volksschädlinge“ in aller Wehrhaftigkeit verteidigen. Der „Charakter der Deutschen“ sei durch die Juden gefährdet. Nichtjüdische, heute würde man sagen „Raubtierkapitalisten“ seien „jüdisch verdorben“; keine weiteren Juden sollten einwandern dürfen, jüdische Kinder an öffentliche Schulen gezwungen, jüdische Vereine verboten werden. Die jüdische „Parallelgesellschaft“ müsse aufgelöst werden, Juden müssten sich „geistig an uns annähern“.
Während die „Demokraten“ seiner Zeit sich also in Xenophobie und Judenfeindschaft suhlten, verteidigte Metternich dagegen die Judenemanzipation gegen die geballte Entrüstung der sich „benachteiligt“ sehenden Bürger. Zu Recht bemerkt Mosse, dass die politische Rechte sich umso weniger rassistisch gab, je reaktionärer und traditioneller sie war; sobald der Wunsch nach „gerechter“ Sozialreform sich einschlich, war der Drang zum Rassismus da, den man sich von der „Linken“ abschaute, etwa vom Mecklenburger Hartwig Hundt-Radowsky (1780-1835). Freund Jahns und anderer Agitatoren, „guter Demokrat“, für die „Einheit und Freiheit des Vaterlandes“ und gegen Adelsvorrechte und Pressezensur streitend, verbreitete er ab 1819 seinen „Judenspiegel“ und ähnliche Hetzschriften, worin er den sich angeblich kaninchenartig fortpflanzenden Juden ihre Erfolge vorwarf und sich ihre Vertreibung und Enteignung wünschte, schließlich hätten sie alles ja „geraubt“ – der nichtjüdische Deutsche hätte quasi ein Recht auf staatlich garantierte Monopole. Der bürgerliche Antisemitismus wurde bei ihm weiter systematisiert. Der „Judenspiegel“ argumentierte bereits rassistisch, unterstellte Juden z.B. einen spezifischen Geruch und wollte sie vollständig eliminiert sehen – die erste Forderung nach der „Endlösung“, von einem „deutschen Demokraten“ aufgestellt. Das „jüdische Ungeziefer“ habe sich durch Skrupellosigkeit und gewaltiges Geldvermögen zu den „Herren der Welt“ gemacht. Die „finstere“ jüdische Religion, Sitten und Gebräuche, zeigten das „jüdische Wesen“, auf „Versklavung“ der anderen bedacht, an dem auch die Taufe nichts ändern könne („Wer einen Juden tauft, brennt der Sau nur ein anderes Zeichen auf den Hintern“); jede Mischung mit dem „reinen deutschen Volk“ (sein eigener slawischer Familienname macht Hundt-Radowsky offenbar nichts weiter aus) führe zum Verderben desselben, daher sei die Taufe gar zu verbieten. Analog zum „Judenspiegel“ erschien 1845 der ebenso vielgelesene[241] „Pfaffenspiegel“ des ostpreußischen Protestanten Otto von Corvin, welcher eisern „verschworenen“ katholischen Geistlichen jeglichen das arme Volk verderbenden Betrug, Verschlagenheit, widernatürliche Unzucht usw. unterstellte, auch den kirchlichen

[241] Vor 1935 waren bereits 45 Auflagen herausgekommen, mit 1 ¼ Millionen verkauften Exemplaren.

„Kommerzialismus“ („Ablasshandel“, „Reliquienhandel“) skandalisierte (analog zur antisemitischen „Kapitalismuskritik“ jener Kreise). Die in dieser Hetzschrift enthaltenen Tiraden prägten nachhaltig das Bild, welches sich der „gute Deutsche“ bis heute vom katholischen Geistlichen macht.
Wie sahen sich diese „Deutschen“, die nun kollektiv das „Land“ beherrschen und alles, was ihnen nicht „deutsch“ genug war eliminieren wollten, selbst? Wie musste man sein, wenn man zu diesem Haufen dazugehören wollte? Zunächst: man musste sich in die (imaginierte) Tradition der scheinbar uralten, ja ewigen „Nation“[242], deren Recht auf „Selbstbestimmung“ postuliert wurde, stellen - womit viele allein aufgrund des falschen Elternpaares schonmal ausschieden. Jedes „Volk“ gehöre schließlich an „seinen“ Platz, habe „sein“ Territorium, das es exklusiv beherrschen dürfe (meist willkürlich definiert nach irgendwelchen Königreichen des Frühmittelalters, einer „guten“, scheinbar geschichtslosen „alten Zeit“, in der alles „ursprünglich“, „naturgemäß“ zugegangen wäre). Nationen seien klar unterschieden durch angeblich unveränderliche Merkmale wie Sprache, Brauchtum, „Charakter“. Diese galt es also jeweils, zu kultivieren. Nationalismus schaltet demzufolge „fremde“ Hochkultur aus, ersetzt sie aber nicht durch ältere primitive, sondern erschafft eine „eigene“ Hochkultur, im Extremfall mit einer gänzlich neuerfundenen (aber als „eigentlich uralt“ verkauften)[243] Sprache (die den antiken Schriftsprachen gleichgestellt werden soll) nebst allen möglichen Nationalgerichten, Nationaltänzen, Nationalspielen usw.; zum „Nationaldichter“ wurde der, der in dem neuen Idiom als erster seine pathetischen Stammeleien zum Besten gab. Die Vergötzung der Sprache Anfang des 19. Jahrhunderts beinhaltete die Vorstellung einer wesenhaften Verknüpfung von Nationalität und Sprache. Damals zeigten sich viele Gelehrte überzeugt, etwa Juden oder Afrikaner würden nie „richtig“ deutsch sprechen können. Die von den Sprachschöpfern aus Elementen der gesprochenen (Sprache besteht bekanntlich aus Lauten) Volksidiome durch Einfrieren und Standardisieren gewonnene Schulsprache wurde widersinnigerweise zur „Muttersprache“ erhoben, der mystifizierten „Nation“ damit eine Mutterrolle verpassend. Die angeblich „gereinigte Volkssprache“ wurde zum Götzen, welcher die Gedankenwelten der Einzelnen dirigiere. Wilhelm von Humboldt verbreitete die Irrlehre, bestimmte Gedanken seien auf eine bestimmte Sprache angewiesen (später der Nazi Heidegger: Sprache „kontrolliere“ die Menschen)[244]; Sprache (wie alle andere Kultur) ist aber kein unabhängiger

[242] Nur die *Person* ist unsterblich, ewig, hat „bleibenden Wert“, alles Menschenwerk dagegen vergeht; ob Gebäude, Staaten, Sitten und Gebräuche – all das spielt im Himmel keinerlei Rolle mehr. Den Nationsgläubigen interessiert die Zukunft auf Erden, dem Christen, das Ende stets vor Augen, ist diese völlig egal.
[243] Die heutigen staatlich geförderten und eingepaukten Standardsprachen sind allesamt Erfindungen von Grammatikern des 16.-19. Jahrhunderts.
[244] Kollege Fichte z.B. hielt Deutsche wegen ihrer tollen Sprache für zu besonders tiefen und gründlichen Überlegungen befähigt.

„Organismus“, sondern ein Instrument ganz in den Händen der Sprecher. Es braucht keineswegs für alles einen sprachlichen Begriff, um einen Sachverhalt zu erkennen – man ist eben *nicht* in „seiner“ Sprache gefangen. Auch ein Kind, das noch nicht alle Wörter kennt, sieht dennoch die Dinge in der Welt. Sprache prägt das Denken nicht, sie ist im Gegenteil nur leidlich imstande, dem Denken einen rudimentären Ausdruck zu verschaffen. Mit Nathaniel Hawthorne kann man sagen: „es ist ein großer Fehler, zu versuchen, unsere besten Gedanken in menschliche Sprache zu bringen“. Herder dagegen halluzinierte, Sprache sei identisch mit dem Denken, darum denke jedes Volk anders.
Und nicht nur Sprache sei Ausdruck des „Volkscharakters“, sondern auch alle anderen Kulturerzeugnisse. Darüber klärte die durch Heinrich Riehl begründete „Heimatkunde“ auf. Kultur wurde verabsolutiert, die Menschen einander vollkommen entfremdet. Zum bloßen Glied einer „Nation“ herabgewürdigt, bekam man seine Kultur, Sprache usw. durch administrative Lenkungsinstrumente anerzogen, während der Gelehrte ungerührt behauptete, es werde nur, der „natürlichen Ordnung“ entsprechend, ans Licht geholt, was ohnehin von vornherein angelegt sei - die Grenze von Kultur (Menschenwerk) und Natur verdunkelnd. Die Existenz der „Nation“ wurde ja aus der Natur abgeleitet, an der Kultur (die nur noch ein Ausdruck des Natürlichen sein sollte, wie ein tierischer Instinkt) dagegen sei sie erkennbar. Wer zum Volk gehört, habe natürlicherweise die „dementsprechende“ Kultur, ansonsten stimme etwas nicht. All der Kanon an Belanglosem, den man seit dem 19. Jahrhundert gezwungen war sich „zu eigen“ zu machen, bis man nur noch das durch die Nationenmacher Sanktionierte für den „eigenen Geschmack“ hielt („Nationale Küche“, landessprachliche Literatur, „landestypische“ Musik usw.) beweisen die tiefe Wahrheit des Dávila-Ausspruchs: Nichts ruiniert so sehr den Geschmack wie der Patriotismus. Auch die „Tracht“ als regionale Einheitskleidung (entstanden durch den Protektionismus der Aufklärungszeit, als Kleiderordnungen regelten, man dürfe nur noch tragen, was im „eigenen Land“ produziert wurde) diente im 19. Jahrhundert jenem folkloristisch-identitären Gehabe, das man heute noch kennt: von Stolz berstender Ausdruck, zu irgendeiner „Volksgruppe“ „dazuzugehören“, wie hässlich die Fetzen auch sein mögen. Das Trachtenunwesen zeigte sich schon auf dem Jahnschen Wartburgfest 1817 in seiner ganzen Lächerlichkeit, als die studentischen Nationalfanatiker mit geschwellter Brust in ihren angeblich „altdeutschen“ Trachten aufmarschierten. Jahn und Arndt waren verzückt von der Idee einer „deutschen Kleidung“ (die, laut Arndt, „natürlich und männlich“ sei) in Abgrenzung zu „ausländischer Mode“. Jahn wollte eine allgemeine „Volkstracht“, die kein Fremder tragen dürfe (falls sich jemand fragt, wo das heutige Konzept der „kulturellen Aneignung“ wohl herkommt), neben der obligatorischen Ausmerzung von

„Fremdwörtern“[245] in der Sprache, überhaupt jeglicher „Ausländerei“. Trachtenträger (mit „Nationalfahnen“ und anderen kitschigen Symbolen behangen, martialische „Volkslieder“ aus der Feder der Anpeitscher in feierlicher Inbrunst von sich gebend) bestimmten dann auch das Bild des nicht weniger unseligen „Hambacher Fests“ im Mai (dem Monat, in dem die „alten Germanen“ angeblich ihre als „Volksversammlungen“ interpretierten Things abgehalten hätten) 1832[246]. Der das europäische Staatensystem erschütternde, allerorts von intellektuellen Schreibtischtätern (in der Regel von Deutschen beeinflusst) forcierte „nationale Aufbruch“ wurde dort als etwas ganz Tolles bejubelt, die ganzen bislang ganz schrecklich unterdrückten „Nationen“ würden endlich „frei“ werden – in Wahrheit ein einziger Albtraum, ist doch die „Freiheit des Volkes“ in erster Linie die Freiheit, gegen *den Einzelnen* vorgehen zu können, als dessen Beherrscher, weshalb niemand, der einer Minderheit angehört, in einer solchen Entfesselung der herrschaftsgierigen Massen etwas Erfreuliches erblicken kann.
Die Linie zu finden, wo der Nationalkitsch von lächerlicher Schundliteratur zu gemeingefährlicher Hetze wird, ist schwer. Der Mord an Kotzebue (der sich hellsichtig gegen eine „deutsche Einheit“ ausgesprochen hatte) 1819 machte der sich eigentlich als „Nachtwächterstaat“ definierenden Obrigkeit jedenfalls klar, dass die nationalistische Aufrührerei der Zensur bedürftig ist (eine Einstellung, die übrigens auch in der Bundesrepublik Bestand hat, weshalb Nazihetze auch heute verboten ist). Die Studentenverbindungen, in denen der nationalrevolutionäre Terror seinen Ursprung hatte, wurden damals nachvollziehbarerweise verboten. Metternich sah in geradezu prophetischer Klarheit die Gefahren eines vereinigten deutschen Nationalstaats für die Welt. Wogegen richtete sich die Zensur? Man schaue sich die deutschen Helden mal an. Der gesamte Aufwurf jener „Geister“ wäre heute lupenreiner Rechtsrock (und wird in dieser Szene ja in der Tat gerne noch vertont). Arndt feierte den „Heldentod“ für das „heilige Vaterland“, in dem jeder Deutsche als Freund und jeder Franzose als Feind gelten soll, er freute sich auf den „süßen Tag der Rache“, an dem das „Franzosenblut“ fließt; Friedrich Rückert dichtete Loblieder auf „Germania“, die sich einst gegen Römer, nun gegen Franzosen erwehre; er schrieb auch die debile Barbarossa-Sage, nach welcher jener papstfeindliche Barbar nie gestorben sei sondern verborgen auf die erneuerte „Herrlichkeit des Reichs“ warte, zu der er „wiederkäme“; nicht nur er, sondern auch „Deutschland“ solle „leben“, was immer das heißen mag. Auch Heinrich von Kleist wünschte sich, dass „Germania“ zum „Tag der Rache“ „aufstehen“ solle, während M. v.

[245] Komischerweise nahm er keinen Anstoß an der im Ursprung lateinischen Bezeichnung „Turnen“ (von *tornare*) für seinen Bewegungssport, wahrscheinlich war ihm die „fremde“ Herkunft gar nicht bewusst.
[246] Der spätere Zentrumsmann und Bismarckgegner Windthorst war als Student beim Hambacher Fest zugegen (wo ausgiebig gegen das „Pfaffentum“ gehetzt wurde) und berichtete später, vom Erlebten angewidert und abgestoßen, viel konservativer herausgegangen zu sein, als er hineingegangen war.

Schenkendorf das „Aufstehen“ des „Landes“ (eine akrobatische Meisterleistung toter Materie), das nun „frei von Sklavenbanden“ sei, blasphemisch ein „herrlich Osterfest“ nannte, Gott (der das „deutsche Vaterland“ gegeben habe) bat, das „deutsche Blut“ reinzuhalten und ein Loblied auf die „Muttersprache“ anstimmte, wohingegen man fremde Sprachen nicht lieben könne, ohnehin sei in der „Fremde“ alles so „trüb“. Dies alles ist nicht aus abseitiger Prosa, sondern aus Gedichten und „Freiheitsliedern“ zitiert, die Generationen von Deutschen lasen und verinnerlichten. Die Nation wurde von den „Freiheitskriegen“ her gedacht, und diese geistigen Amokläufer waren ihre Helden und „Gründerväter“. Der Einfluss der Arndts, Jahns und wie das ganze protobraune Gesindel heißt war eben nicht in der Restauration zu Ende (wofür man ansonsten Metternich noch heute an jeder Ecke ein Denkmal aufstellen müsste), sondern prägte bis mindestens 1945 das deutsche Geistesleben auf das Nachhaltigste.
Das „Nationen“-Konzept propagierender Schund wie Schillers Wilhelm Tell (1805, „ans Vaterland, ans teure, schließ dich an“) oder seine unsägliche „Jungfrau von Orleans“ (1801), einer fremdenhassenden Jeanne d’Arc einen „heiligen Kampf ums Vaterland“ gegen „die Engländer“ (die alle das „heilige“ Land, lebendig oder besser tot, zu verlassen hätten) nachsagend[247], Hölderlins Griechentümelei (mitverantwortlich für die deutsche Begeisterung für den „Freiheitskampf“ gegen das Osmanische Reich) und „Tod für’s Vaterland“-Phantasien, die primitivistische Grimmsche Sagen- und Mythen-Erfinderei verunstalteten den Literaturmarkt, Carl Maria von Weber mit seiner folkloregeschwängerten „deutschen Nationaloper“ Freischütz (1821) den der Musik (man war nur noch mit dem Sammeln vermeintlichen „volksmusikalischen Erbguts“ der jeweiligen „Länder“ beschäftigt), bis mit Pathosmeister Wagner, dem gar nichts mehr peinlich war, der Tiefpunkt erreicht werden sollte.
Der Nationalismus ist (in Ermangelung von Realität) verliebt in Abstraktes und Symbole, insbesondere Symbole der Ordnung, des Geordnetseins der Welt. Er hasst daher den verspielt-ungezwungenen Barock und verehrt die griechische „Klassik“ mit ihrer strengen, schmucklosen Geometrie und endlosen tristen Säulengängen. Der Klassizismus (der natürlich auch vom Nationalsozialismus favorisiert wurde) ist in seiner „monumentalen Schlichtheit“ der Stil der Nationalisten. Ein „einfaches Volk“ von doch so „edler Größe“. Die ganz offen neuheidnische „Walhalla“ Ludwigs I von Bayern (wie fast alle der angeblich so „reaktionären“ Provinzfürsten des „Wiener“ Systems ein passionierter Unterdrücker der Freiheit der Kirche[248]) wurde 1830 als „Totenhalle Odins“ in Pantheon-Form mit germanischen Götterfiguren entworfen, dazu kamen Figuren „großer Deutscher“ beginnend mit Römerfeind „Hermann dem Cherusker“

[247] Rührselig wird dort den „geliebten“ Bergen und Tälern ein „Lebt wohl!“ zugeschmachtet, Vorbild für die grauenhafte deutsche Heimatliteratur, die sich entwickelte.
[248] Auch Restaurationskönig Karl X von Frankreich war kein Freund der Kirche und unterdrückte z.B. die Jesuiten. Zur Zeit der Marienerscheinungen Mitte des 19. Jahrhunderts war Frankreich ein verwüstetes Missionsgebiet geworden.

(Arminius) und von einer die Nation „Germania“ symbolisierenden Frauenfigur. Die Nation wird allerorts als anthropomorphe weibliche Figur, aus der all ihre „Söhne und Töchter“ hervorgehen, dargestellt, was den heidnischen Charakter dieses Konzepts umso mehr unterstreicht.
Nationalflaggen (ein in seiner identitätsstiftenden Wirkung nicht zu unterschätzendes Kitschutensil) traten erstmals in der Französischen Revolution auf[249]. Und dann die „Nationalhymnen“. Das Deutschlandlied besingt im Überschwang die (in Wahrheit zutiefst bedrohliche) Befreiung der „Nation“ (natürlich gerade nicht des Einzelnen). Jene könne höchste Geltung in der Welt bekommen, wenn alle „Deutschen“ (in völkischer Weise als „Germanen“ identifiziert, von Maas bis Memel siedelnd) sich „vereinen“, politisch und in jeder anderen denkbaren Hinsicht. „Eins“ werden, sich gleichschalten, wie „Brüder“ (was man schließlich sei) verhalten, ohne Streit, ohne fremde bzw. andere Loyalitäten als jene zum „Volk“ - welches „befreit“ werden solle aus der Herrschaft von Aristokraten, „Fremden“, nicht zuletzt der Kirche, mit ihren Gesetzen, die nicht das Volk „sich selbst“ gibt, sondern die von oben, ja von außen kommen, eventuell gar gegen den Mehrheitswillen, das „Volksempfinden“. Angebliche „Rechte“ und Freiheiten für das „Vaterland“ (also: die um einen Boden erweiterte Blutsnation) solle gefälligst jeder „Deutsche“ erkämpfen wollen, danach streben, und nicht nur äußerlich, sondern sogar mit dem Herzen – ein totalitärer Anspruch. „Deutschen Frauen“ wird eine eigene Wesenheit unterstellt, ein Rassismus, der Mischung mit „Fremden“ verabscheut, schwingt mit; „Deutscher Wein“ - nur „eigene“ Produkte kaufen, nur „heimatlich“ sei gut, Wirtschaftsleben müsse auf Solidarität mit „Volksgenossen“ aufbauen; „Deutscher Sang“ - nur „deutsche Kultur“ pflegen, sich absondern von anderen; „Deutsche Treue“ - ein „Volksgeist“, allen Deutschen gemeinsame Wesens- und Charakterzüge werden unterstellt, nationale Klischees eingehämmert. Schon die Melodie kann nur zum Kopfschütteln animieren, ist doch des Freimaurers Haydns ehemalige Kaiserhymne in den Eröffnungstakten der Tonfolge des liturgischen Pater Noster nachempfunden, der „Souverän“ wird insofern Gottvater gleichgesetzt.
Als wäre dieser ganze Plunder nicht schon genug, änderte sich im Nationalismus auch die Festkultur radikal. Nationale Gedenkfeste sollten dazu dienen, dass die Deutschen die „Ewigkeit ihres Volkstums erfassen“ und „Volksgefühl entwickeln“ (Jahn). Das „vaterländische“ Fest sollte schon im Festprogramm der Aufklärung (etwa bei Rousseau) das Volk zum Patriotismus, zur Vergötzung der „Nation“ erziehen – große Ereignisse in der angeblichen Geschichte der „Nation“ sollten den Menschen auf rührselige Weise präsentiert werden, auf dass sie sich in der Tradition „großer Väter“ (meist antirömischer und antijüdischer Barbaren) sehen und als höchstes Lebensziel bekommen, jenen in Sekundärtugendhaftigkeit fest und treu nachzueifern.

[249] Vorher gab es lediglich Kriegsstandarten der einzelnen Befehlshaber sowie maritime Flaggen, die anzeigten, unter wessen Schutz man fuhr.

Franzosenhasser Jahn griff die Rousseauschen Ideen dankbar auf und empfahl historische Gedenkfeste für den „germanischen Sieg über Rom“ und für die antikirchlichen (und gegen „volksfeindlichen“ Adel gerichteten) Bauernaufstände der „deutschen Reformation“ - wie toll, „das einfache Volk“ steht auf gegen die kosmopolitischen, nicht einfach „dazu gehören“ wollenden „Unterdrücker“ (noch weit über die NS-Zeit hinaus das deutsche Standardbild dieses Krieges). Seine Turnfeste ab 1811 (von patriotischen Gesängen begleitet) waren bereits Events, den jungen Leuten Nationalismus und neuheidnische Männlichkeitsideale auf „spielerische“ Art einzuhämmern[250].
Auch Arndt beginnt den „Freiheitskampf“ seiner „Nation“ gegen den bösen fremden Imperialismus im Teutoburger Wald und wünscht sich gar Gedenktage für Männer, die ihr Leben „dem Vaterland“ geopfert hätten – die Religion der „Nation“ sollte sogar ihre Heiligen bekommen; den durch die Bank protestantischen Deutschtümlern scheint das Defizitäre ihres Rumpfchristentums klar gewesen zu sein. Die preußische Verwaltungseinrichtung namens „Evangelische Kirche“ beschloss 1816 einen jährlichen Gedenkgottesdienst für die Gefallenen der sogenannten „Befreiungskriege“, worin man den Ursprung der verweltlichenden Unsitte sehen mag, ein gottesdienstliches Umfeld zum bloßen rührseligen Lobpreisen irgendwelcher für irgendetwas geehrten Toten (völlig losgelöst von deren Leben in Christus, von der Idee der leidenden Kirche und erst recht vom Gebet) zu missbrauchen - auch hier erscheint der Nationalismus als Vehikel, die protestantischen Defizite religiöser Praxis durch äußerliche „Events“ auszugleichen. Vorbild der politischen Feste zum „historischen Gedenken“ an irgendwelche angeblich wahnsinnig wichtigen Ereignisse in der „vaterländischen Geschichte“ sind nicht zufällig die Reformationsjubiläen, die seit 1617 in den protestantischen Territorien der Bevölkerung aufoktroyiert wurden. Feiern, wenn sie schon sein mussten (der „gemeine Hauffen“, so Veit Ludwig von Seckendorff 1665, könne ja leider anscheinend nicht ohne), sollten idealerweise öffentlich ablaufen, nicht in Häusern, wo nur gezockt und gesoffen wird (Leibesertüchtigungen seien z.B. sinnvoll und gesund – lange vor Jahn!). Ansonsten hatten Protestanten bekanntlich wenig zu lachen oder zu feiern, während der Barockkatholizismus sehr tolerant vorging, sogar bei Auswüchsen des Karnevals außer ein paar mahnenden Worten nichts zur Unterdrückung unternahm; „ehrlichen Spaß“ zu haben war etwa für Abraham a Sancta Clara ganz normal und gut. Die Feiertagsbeschränkungen im Geist des Josephinismus seit den 1760er Jahren wurden von Protestanten entsprechend höhnisch kommentiert (leider zu Recht). Der Arbeitsfetisch der protestantischen Aufklärer wie Johann Heinrich Gottlob von Justi

[250] Die Verknüpfung von Sport mit nationalistischer Emotion ist bis heute ein „Erfolgsrezept“, sind doch große Turniere kaum anders denn als „Völkerwettstreit“ zu denken, an dem rein gar nichts „verbindend“ wirkt (wie die Eventpropaganda seit Jahr und Tag weismachen will), sondern der nichts anderes ist als ein Kriegsersatz und Instrument, das „nationale Empfinden“ zu vertiefen.

1761 hatte enormen Einfluss (Feste bringen so viel Verschwendung und es gehe soviel Arbeitszeit verloren), man errechnete, wie viele Arbeitsstunden den faulen Katholiken gegenüber den Protestanten verloren gingen. Religiöse Feste sollten, wenn überhaupt, streng wie Bußtage begangen werden, dazu aber neue säkulare Festtage eingeführt, „Volks"- oder „Nationalfeste", zum Andenken an einen glücklichen Vorfall wie einem großen Sieg, der „das ganze Land von einer großen Gefahr befreit hat" etwa (vor allem wegen der „Regenerationsfunktion", damit man umso besser wieder arbeiten konnte). Der Bezugspunkt wurde das „Land". Feste wurden Staatsangelegenheit: sie wurden erlaubt, angeordnet oder dirigiert. Lorenz Westenrieder (1748-1829) wollte dabei die so nützlichen „unschuldigen Vergnügungen" des einfachen Volkes unterstützen, sah er doch das germanische Idealvolk in den Bauern und Hirten des Gebirges weiterleben – ihre Lebensführung, Sitten, Sprache, Baustile und Kleidung seien völlig „unverfälscht" und „uralt" (womit er allen Ernstes „mehr als tausend Jahre" meinte). Kultur wird hier endgültig zum bloßen Ausfluss vermeintlicher Natur, die (zur besseren Kenntnis des „Landes" und „Volkes") dargebrachten „bäuerlichen" Bräuche reflektierten den „Nationalcharakter", der immer weiter vererbt werde. Das wohl erste folkloristische Fest moderner Prägung war das Alphirtenfest in Unspunnen 1805, das z.B. nachhaltigen Einfluss auf das Münchener Oktoberfest ausübte. Das erzieherische, patriotische Volksfest beinhaltete immer pathetische Reden, sportliche Wettkämpfe, das Absingen aggressiv-nationalistischer Lieder, Fahnenzüge. Nationale Produkte, „Nationaltrachten", personifizierte Nationen (als ebenso heldische wie mütterliche Frauenfiguren) waren die „Hauptakteure" bei diesen Selbstbeweihräucherungen des „Volkes" und seiner Arbeit und Leistung. Neben der Herrschaft ist das zweite Standbein der nationalen bürgerlichen Gesellschaft bekanntlich die Arbeit, was sich entsprechend niederschlug, wenn z.B. regionale „Produkte des Landes" auf den „Festen" in landwirtschaftlicher Leistungsschau präsentiert wurden. Die rastlose Arbeitswut, die Arbeit als Selbstzweck vergottend, ist offensichtlich dem der kollektivistischen Moderne eigenen Verlust des Begriffs vom Dasein als *Person* geschuldet, die als solche zu höherem berufen ist - man weiß schlichtweg nichts mehr mit seiner kostbaren Erdenzeit anzufangen. Wie schön jedoch wäre ein Leben ohne Arbeitsdruck, man könnte seine Tage mit Künsten und Kontemplation verbringen. Auch Thomas von Aquin meinte daher, man solle stets nur soviel arbeiten, wie zum Lebensunterhalt unbedingt nötig sei, um sich dann endlich wieder dem *eigentlichen* Leben widmen zu können. Das moderne, politisch erwünschte „Fest" atmet auch in dieser Hinsicht den Geist des Protestantismus, wenn es nur noch als „Regeneration" wahrgenommen wird, somit der Arbeit dient (statt dass die Arbeit dem Fest diente). Der Organizismus des nationalistischen Denkens (wir alle seien ganz furchtbar wichtig für das „Funktionieren" des „Systems" der nationalen Gesellschaft, jeder an seinem Platz) trieb die Verklärung der Lohnarbeit auf die Spitze, die nicht mehr ein (lästiges) Mittel zum Broterwerb, sondern sinnstiftend und gemeinschaftsdienlich gedacht wurde: „jeder trägt was bei".

Vom autoritären *Demos* und seinen Vertretern: das bürgerliche Zeitalter als Antithese zum messianischen

„*Jedes Leben ist eine belagerte Festung.*“
- Nicolas Gomez Dávila

Die Verbürgerlichung der breiten Bevölkerung, die zuvor fern jeglicher Herrschaftsposition war, ist der Fundamentalprozess des nationalistischen, alle Macht beim „Volk“ zentralisierenden 19. Jahrhunderts. Ein Bürger ist Teil eines machtausübenden Kollektivs, an der Herrschaft beteiligt. Der Begriff bezog sich ursprünglich auf die *Stadt*bürgerschaft. Der normale Untertan im Feudalsystem war gerade nicht mitbestimmender „Bürger“ im Staat. Erst im Nationalismus spielte sich der einfache Christ zum Herren über die Juden und sonstige Minderheiten mit abweichenden Loyalitäten, Interessen und Lebensweisen auf, als seien jene „fremder“ und müssten daher ihn erst um Erlaubnis für alles Mögliche fragen und seien seiner gnädigen „Toleranz“ bedürftig. Bürgerrechte, also tatsächlichen Anteil an der Herrschaft, hatten indes anfangs auch im Nationalstaat nur wenige. Das Privileg, über die Geschicke und Angelegenheiten wildfremder Mitmenschen zu bestimmen, wurde jedoch an immer mehr Personen vergeben, bis es aufhörte, Privileg zu sein und gleichsam als „natürliches“ Recht galt. Juden, Arbeiter, Bauern und Unterschichten (sofern männlich und erwachsen) kamen nach und nach in diesen „Genuss“, zuletzt (1919) Frauen, womit sich die Zahl der Bürger (im vollen Sinn) auf einen Schlag nochmal verdoppelte. Das machte freilich die „undeutschen“ Minderheiten keineswegs freier, sondern verkleinerte lediglich ihre Milieus zugunsten eines Spießertums der in die Nation Hineinassimilierten. Das männliche Bürgertum des 19. Jahrhunderts trat dermaßen selbstüberzeugt, ja arrogant auf, dass es mit seinen Idealen nur anziehend wirken konnte – Frauen, Arbeiter, Bauern, alle wollten plötzlich sein wie sie. Bis heute setzt sich dies fort; ob Frauen in der Armee, um sich für triviale Zwecke abschlachten, oder Homosexuelle vor dem Standesbeamten, um demütig die eigene Lebensform absegnen zu lassen – jeder idealisiert die Zwänge des nationalbürgerlichen Daseins, das normierte Leben. Man will Integration in das „ganz normale“ deutsche Bürgertum mit seinen Normen und Werten, Rollenmustern und seiner totalitären Begierde, noch das Eigenste, Intimste und Privateste unter Aufsicht und Regulierung des Souveräns zu stellen, dem man alles verdanke und dem man alles schulde. Der „selbstbewusste Bürger“ hielt seinen Lebensweg für den einzig wahren, und alle glaubten ihm. Unerschütterlich glaubte er an seine Ideale, dass in der „bürgerlichen Existenz“ der Mensch erst zum Menschen würde. Solch ein Selbstbewusstsein fehlte der Kirche oft. Jedenfalls wurden die Massen im 19. Jahrhundert nicht zu Katholiken, sondern zu deutschen Bürgern erzogen, zum „Volksteil“, zum „Deutschsein“ – und damit zum Mitmachen bei der Verfolgung und Unschädlichmachung alles „Undeutschen“. Nationalismus ist die

Entfesselung der Machtgierigen. Die bürgerliche Erziehung ist die Verbreitung dieser Gier, besteht sie doch in der Politisierung vormals passiver (also ungefährlicher) Massen. Die christliche Vormoderne war nicht deshalb freiheitlicher und daher angenehmer, weil weniger Menschen herrschten (wie Anhänger von Diktaturen meinen), sondern weil weniger Menschen herrschen *wollten*; die Moderne hat kein Strukturproblem, sondern ein Mentalitätsproblem. Die Ausübung von Macht hatte vormals eine wesentlich höhere Hemmschwelle – man fürchtete, vor Gott etwas Falsches zu tun. Rechtmäßige Gewalt kommt allein Gott, dem Schöpfer, zu. Kirchlich eingesetzte Gerichtsherren z.B. sprachen Recht allein im Namen Gottes, welcher der einzige ist, der überhaupt das Recht hat, über Menschen zu richten – niemals ein Mensch oder gar ein „Volk“[251]. Kein Mensch hat von Natur aus Gewalt über andere (selbst Elternrechte sind letztlich nur eine, wenngleich wohlbegründete, Theorie, von aus dem allgemeinen Menschenrecht abgeleiteten Eltern*pflichten* hergeleitet). Für einen Christen muss ohnehin kein einziges Verbrechen durch menschliche Gerichte bestraft werden – der einzige Rechtfertigungsgrund mag sein, künftige Verbrechen zu verhindern (durch Abschreckung)[252]. Heutigen Gerichten und den entchristlichten Massen geht es jedoch um Rache, die sie als „Gerechtigkeit“ verpacken: wer anderen Leid zugefügt hat, solle selbst leiden. Dies ist zutiefst heidnische Moral. Der Christ soll nicht richten wollen[253]. Man soll nach Vergebung streben, nicht nach Strafe. Gott wird strafen, und außer Gott und die direkt Beteiligten (Richter, Kläger und Beklagten) geht auch kein Verbrechen irgendwen etwas an. Man soll vergeben und vergessen, wie man es für sich selbst auch von Gott wünscht. Noch nie aber waren die Menschen so herrsch-, kontroll- und strafsüchtig wie im modernen Nationalstaat. Kleinste Vergehen Einzelner (gegen das, was deutsche Norm zu sein hat) lösen größte Empörung beim Mob aus, der sich stets involviert sieht. Verhält sich der Nachbar auch schön konform? Kommt er seinen „Bürgerpflichten“ nach? Hält er ordentlich das vom „Volk“ selbstgemachte „Gesetz“? Im reinen Nationalstaat herrscht immer ein ordinäres Recht des Stärkeren, nämlich der Mehrheit, welche die „Rechte“ der „Nation“ (die in Wahrheit nicht existiert und daher keinerlei Rechte über die Individuen, in denen sie angeblich realisiert wird, beanspruchen kann) verteidigen will gegen die Minderheitsinteressen. Dies ist vollkommen unkatholisch. Etwa die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ stellte (gegen

[251] Welches sich andernfalls an die Stelle Gottes setzt, in dessen Namen allein gerichtet werden dürfte.

[252] Die Kirche ist nicht in der Welt, um Sünder zu bestrafen, sondern um sie zu bekehren!

[253]Das bedeutet, nicht einen Sünder strafen (oder gestraft sehen) zu wollen – nicht aber, Sünden nicht beim Namen nennen zu dürfen. Die Ungerechten sollen schließlich belehrt und zum Umkehr gebracht werden (vgl. Ps 51). Man spiele sich nicht zum Richter auf (der Urteile verhängt), aber um eine Sünde als Sünde zu erkennen, muss man nicht Richter sein – jener entscheidet nicht über Gut und Böse, sondern über Strafen.

den Nationalsozialismus) klar, dass Recht eben nicht ist, „was dem Volk nützt“[254], sondern die Befehlsmacht jedes positiven Gesetzes von dessen sittlichem Gehalt (gemessen am überpositiven Naturrecht) abhängt. „Gesetze“ einer irdischen „Legislative“ (der einzige legitime Rechtsetzer ist Gott!) sind zunächst auf ihre Übereinstimmung mit dem göttlichen Sittengesetz zu prüfen. Für Christen zählt ausschließlich das Gesetz Gottes; menschgemachte Gesetze sind bestenfalls redundant. Ob jemand „Verbrecher“ ist, also gegen nationale Gesetze verstoßen hat, sagt noch nichts darüber, ob er ein Sünder ist, der gegen Gottes Gesetz verstieß, also *tatsächlich* Böses tat. Das Christentum fordert nicht die Unterordnung unter die Wünsche und Interessen anderer Menschen, sondern unter den Willen (also die Gebote) Gottes. Die religiöse Pflicht geht immer vor. Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen, und seien es Könige, denn unsere eigentliche Heimat ist der Himmel (Ps 119). Vertraut nicht auf Fürsten (heute: „Nationen“, also die herrschsüchtigen Bürger), nicht auf Menschen, in ihnen ist keine Rettung, kein Heil (Ps 146). Sie gehen zugrunde; gesegnet aber ist der, der den Gott Israels hat, welcher Himmel und Erde geschaffen hat. Wenn andere sündigen, gibt mir das nicht das Recht, es ebenso zu tun. Der Christ will heilig leben, allein danach geht sein Streben; er ist viel wichtiger als die vergängliche Welt. Die Welt ist ein gefallener und böser Ort und bleibt es[255], nicht sie soll man verbessern wollen, sondern sich selbst[256], nicht die Welt retten, sondern seine Seele (indem man *Gottes* Gebote immer und überall hält). Die verweltlichten Nationsgläubigen wollen sich nicht mehr nach dem Himmel sehnen müssen, sondern hier „Heimat“ haben statt Fremde zu sein, es sich daher möglichst bequem einrichten – dazu muss „Ordnung“ geschafft werden, notfalls eben der Einzelne auch von der erlösenden Lehre und den Sakramenten abgehalten, damit die nationale Harmonie nicht gestört wird (wie es antikatholische Regierungen seit der Revolution immer wieder durchsetzten). Das Individuum soll nicht mehr erlöst, sondern *zerstört* werden, indem es im Kollektiv aufgeht (so korrekt Hannah Arendt)[257]. Das Streben nach „Ordnung“, der Kampf gegen „Chaos“, Unbekanntes,

---

[254] Der Missetäter würde in solchem Utilitarismus notwendig entmenschlicht – er ist dann nicht mehr „arm dran“, weil durch seine Taten (die in Wahrheit niemandem ernsthafter schaden als ihm selbst) auf direktem Weg zur Hölle, sondern einfach nur noch eine „Gefahr“ für das schöne, ohne ihn sicher paradiesische Erdendasein.

[255] Jesus kam nicht, um die Welt zu verbessern, sondern um die Menschen zu retten – alles, was zählt, ist, dass die Menschen Ihn kennenlernen, allein dafür sollen wir uns einsetzen. Nur das Durchstehen dieses Tals der Tränen in der Gnade Gottes bringt Erlösung. Weltverbesserern, wie sie die „Aufklärung“ produzierte, geht es um das unchristliche Ansinnen, sich auf Erden bereits wieder paradiesische Zustände zu errichten. Dafür müssen alle weg, die stören, nicht mitziehen. Sie werden verbannt, getötet, umerzogen.

[256] Und auch dem Nächsten dabei helfen, aber ausschließlich um seiner selbst willen.

[257] Stanley Kubricks Film „Clockwork Orange“ demonstriert schön die Mentalität der harmoniesüchtigen Moderne – zu den pathetischen Klängen von Beethovens „Brüderlichkeits“-

Ambivalentes (Zygmunt Bauman) ist die Wurzel für die zahllosen eliminatorischen Verbrechen der bürgerlichen Moderne bis hin zur Shoah. Insbesondere die „Nation“, das neue allmächtige Phantom, strebt nach totaler Herrschaft über das Individuum. Sie ist per se Konkurrent, ja Feind Gottes, der Seine Menschen für sich vereinnahmen will. Die Lüge von der „Nationalität“, die man habe, dient dazu, das Individuum zurechtzustutzen nach einem wertlosen profanen Ideal, welches allzuoft die eigentliche Berufung vergessen lässt. Wir Katholiken sind ein fremdes Volk in einem fremden Land, an den Flüssen Babylons, und müssen zusehen, unsere Freiheit zu erhalten. Politik ist überhaupt nur legitim, um überpositive Rechte (etwa Freiheit für die Kirche und den Einzelnen) zu verteidigen. Der Christ will Rechte schützen, aber nicht Gesetze machen oder richten. Das Interesse am Herrschen musste bei den Massen in der unseligen „Aufklärungs“-Zeit daher erst mühsam geweckt werden – zu tief verwurzelt war die Überzeugung, dass Herrschaft ein Privileg Gottes ist. Das Ideal, über andere zu herrschen, Politik zu machen, Gesetze, Verbote, war vor der Erfindung der Nation außerhalb des dazu kirchlich privilegierten Adels und der Städte unbekannt (im Gegensatz zum Wunsch, möglichst frei von der Herrschaft leben zu können). Gesetze wurden nicht „gemacht“, sie *waren* einfach – kein Mensch konnte zu irgendetwas verpflichten oder irgendetwas verbieten, was nicht Gott schon verboten hat. Ansonsten würde man sich an dessen Stelle setzen, eine Todsünde. Seit dem Spätmittelalter hielten sich freilich bereits Könige, Fürsten und Stadträte offenbar für Halbgötter, die sich Regeln um Regeln aus den Fingern saugen dürfen, und anstatt die vom König angemaßte „Legislativgewalt“ 1791 ersatzlos abzuschaffen, übertrugen die Nationalisten jene auf ihren Götzen, aufgrund ihres Aberglaubens, dass „das Volk“ natürlicherweise „sich selbst“ regieren müsse, dabei ein transzendentes idealisiertes „Volk“ von der empirischen Bevölkerung trennend, welche nunmal aus grundverschiedenen Einzelnen mit individuellen und divergierenden Interessen besteht. Die Nationsgläubigen *wollten* als Individuen regiert, beherrscht, unterworfen sein, beobachtet, beauftragt, belehrt, geprüft, beschränkt. Als Teile ihrer „Nation“ dagegen wollten sie herrschen, unterwerfen, beobachten, beauftragen, belehren, prüfen, beschränken. Man hat ein abstraktes nationales Leitbild vor sich und schreitet gegen jene „Gattungsexemplare“ ein, die sich dem zuwider verhalten. Die nationalistische Angst vor dem „Untergang der Nation“ liegt am bürgerlichen Aberglauben, erst durch die (staatlich begleitete) Organisation zur „Gesellschaft“ hätten die Menschen ihre Daseinsberechtigung, könnten ohne Eingliederung in den Zusammenhang einer „Nation“ nicht sein – als seien sie nicht Geschöpfe Gottes (sondern der Gesellschaft oder des Staates), die letztlich niemanden brauchen außer Ihm. Außerhalb der bürgerlichen Existenz, mit Staatsbürgerschaft,

---

Sinfonie (die schon Wagner und später die Nazis als Hymne der „Volksgemeinschaft“, etwa bei Olympia 1936, bewunderten) wird das widerspenstige Individuum erstmal schön gefoltert, um endlich „gemeinschaftstauglich“ und „sozialverträglich“ zu werden.

standesamtlich korrekt vergebenem Namen usw., wird der Mensch nicht mehr wahrgenommen, erscheint als „Nichts“ (wie das Phänomen der massenhaften Abtreibung bezeugt). Der Nationsgläubige spielt die „Bürgerrechte“ gegen die Menschenrechte aus und hält erstere für die überlegenen – die „Rechte“ des „Volkes“ stünden über denen des einzelnen Menschen. Bürgerliches Handeln, also politisches Handeln, bedingt immer Angriffe auf individuelle Freiheitsrechte, also Menschenrechte: was das „Volk“ stört, soll weg. So, wie sich die Menschenrechte aus den Pflichten gegenüber Gott (dem Schöpfer der Menschen) ergeben, ergeben sich die „Bürgerrechte“ im modernen Staat aus den Bürgerpflichten – nämlich, „der Gesellschaft“ zu nützen; der Mensch ist in der bürgerlichen Ideologie ein reines „Sozialwesen“, für die anderen da, unterliege einer Pflicht zur Verwertung[258].

Demokratische Herrschaft ist keineswegs *grundsätzlich* an nationalistische Ideologie gebunden (wie auch, die Idee ist antik und damit wesentlich älter als der Aberglaube an „Nationen“), sondern einfach das Verfahren, innerhalb eines gegebenen Herrschaftsgebiets die jener Herrschaft Unterworfenen per Mehrheitsentscheiden selbst über Aspekte der Herrschaft bestimmen zu lassen. Notwendigerweise geht ein monarchisches System einem demokratischen voraus, letzteres ist immer emanzipatorisch und kann je nach „Volk“ – was für Leute sind das genau, die sich emanzipieren? - zu mehr Freiheit oder mehr Unterdrückung der Einzelnen führen. Demokratie ist nicht die Herrschaft angeblich ewiger, überzeitlicher, überindividueller „Nationen“, sondern die Herrschaft eines konkreten „Staatsvolks“; jene Individuen, die einer Herrschaft unterworfen sind, bestimmen mit darüber, wie diese (vom Staat als traditionellem Auftragnehmer ausgeübt) gestaltet wird. Wer zu diesem Volk überhaupt gehört, ergibt sich letztlich aus einem Verwaltungsentscheid des Staates (der anerkennen muss, wer ihm gegenüber eigentlich weisungsbefugt ist, und in Ermangelung eines realen, personalen Souveräns ist dies eine Sache, die der subjektiven Auslegung bedarf). Immernoch aber stellt sich die überwältigende Mehrheit gerade der deutschen Bürger unter Demokratie eine antifreiheitliche Ethnokratie rousseauscher Prägung vor.

Die moderne, von der kontinentalen Aufklärung geprägte Demokratie krankt ungebrochen an der Lüge der „Nation“, die sie begründete[259], und die eine im Extremfall totale Entrechtung des Einzelnen in ihrem Namen ermöglicht. Wenn in der Ideologie der „Nation“ das Ich zurückgestuft wird auf das angebliche Teil-Sein von einem

---

[258] Der Gipfel der Verwertungspflicht gegenüber der „Gesellschaft“ ist das staatliche Verbot des Selbstmords, das sich keineswegs aus theologischen Erwägungen über dessen Sündhaftigkeit speist, sondern aus dem Umstand, dass das Individuum sich seinen staatsbürgerlichen Pflichten entzieht. Nicht mal man selbst gehöre sich allein – die totale Leugnung privaten Eigentums und natürlicher individueller Rechte.

[259] Der Nationalismus war historisch das Mittel, die Untertanen zu überzeugen, dass sie die Herrschaft „wieder“ an sich reißen müssten, so dass insofern auch Konservative beruhigt waren, lediglich an der Wiederherstellung „alten Rechts“ beteiligt zu sein.

imaginierten „Wir“, verstellt sie den Blick auf die Tatsache, dass Demokratie nichts anderes ist als die Herrschaft einer Mehrheit, die anders denken und völlig andere Interessen haben kann als man selbst, und behindert damit die Einsicht, dass eben auch eine Demokratie unbedingt verfassungsmäßige Schranken benötigt, um nicht in eine totalitäre Diktatur eines angeblichen „Gemeinwillens“ zu verfallen. Es ist offensichtlich, dass die Demokratie als solche nicht imstande ist, irgendwelche Rechte der Individuen zu schützen – dies ist nur durch eine freiheitliche Verfassung möglich, die unveräußerliche Grundrechte anerkennt und damit eine höhere Rechtsordnung als die, die vom Herrscher (in dem Fall vom „Demos“) „gemacht“ werden kann.
Deutschland ist, mit seiner ausgesprochen unseligen Geistesgeschichte, überhaupt nur deshalb einigermaßen demokratiefähig, weil das Volk in seinem traditionellen Dynamismus durch eine von den USA geprägte freiheitliche und rechtsstaatliche Verfassung gebremst wird.
Aufgrund ihrer Relativierung zugunsten der gesellschaftlich ausgehandelten Bürgerrechte bei den französischen Philosophen ist es geradezu ein Wunder, dass die amerikanische Formulierung von den natürlichen Menschenrechten überhaupt von der französischen Nationalversammlung 1789 übernommen wurde - freilich nicht ohne sie gleich im nächsten Satz erheblich einzuschränken und de facto unwirksam zu machen (der „allgemeine Nutzen“ in einer „Gesellschaft“ gehe vor). Die französische „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“, mag das literarische Vorbild auch in Amerika liegen, hat etliche rousseausche Giftspritzer. Da jede Souveränität (Recht auf unabhängiges Handeln) im Volk wurzele, nicht etwa im Einzelnen, ist die Wahrnehmung der im ersten Satz vorgeblich anerkannten natürlichen Rechte letztlich an den „Volkswillen“ gekoppelt. Mehr noch: verboten werden kann nur, was „der Gesellschaft“ schadet, was die Rede von den Rechten, die dem einzelnen Menschen zukommen, konterkariert – man sollte meinen, verboten werden könne nur, was jene individuellen Rechte angreift. Das im Eingangssatz beschworene Naturrecht besteht für die Autoren offensichtlich im „allgemeinen Willen“ des (transzendierten) „Volkes“! Das Gesetz könne vorschreiben, wer wofür festgenommen und angeklagt wird, und jeglicher Widerstand ist dann strengstens verboten (ein höheres Recht als das vom „Volk“ gesetzte wird kategorisch ausgeschlossen, das vom Volk gemachte Gesetz sei das unfehlbare, höchste). Meinungsfreiheit endet nicht etwa an den unveräußerlichen Rechten der Mitmenschen, sondern an der „durch das Gesetz begründeten öffentlichen Ordnung“ – was die Ruhe des nach den Vorstellungen der Mehrheit geeinten „Volkes“ stört, gehört weg. Meinungsfreiheit sei zwar ein ganz wichtiges „Menschenrecht“ (hier scheint man verschreckt von der Aussage der Grundrechtserklärung Virginias, nur despotische Regierungen könnten die Pressefreiheit einschränken), werde aber „missbraucht“, wenn sie sich gegen Regelungen des vom Volk gemachten Gesetzes richte. Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung war das absolute Gegenteil: Regierungen werden von den Regierten zum Schutz *ihrer* gottgegebenen Rechte

eingerichtet und können abgesetzt werden, wenn sie diesen Schutz nicht mehr gewährleisten. Die Erklärung hat eine klare Vorstellung davon, wo überhaupt natürliches Recht herkommt (vom Schöpfer nämlich), was der französischen völlig fehlt, weshalb das Wesen der denkbar knapp angerissenen allgemeinen Menschenrechte (die in dem Text eher als etwas Lästiges erscheinen – man muss ihn im Kontext des amerikanischen Vorbilds lesen!) dort auch komplett vage bleibt; die französische Erklärung ist eine einzige Lobeshymne auf das gesetzgebende „Volk", zur Naturgewalt erklärt, und kennt keinerlei über jenem stehendes Recht. Für den, der nicht an das Trugbild der „Nation" glauben mag, ist so etwas natürlich eine absolute Mogelpackung, rein positives Recht zum natürlichen umlügend. Das „Naturrecht" in die „Nation" zu verlagern ist Ausdruck der Vergöttlichung derselben.
Die Idee wirklich naturgegebener Menschenrechte ist untrennbar mit dem Glauben an einen Schöpfergott als Gesetzgeber verbunden. Gibt es Ihn nicht, kann es nur noch vorübergehende Konventionen innerhalb der sich selbst ein „Recht" verschaffenden „Völker" geben, die sich je nach Zeitgeist ändern können. Klar, dass z.B. Widerstand gegen das NS-Regime fast ausschließlich aufgrund *christlicher* Gewissensentscheidungen erfolgte. „Volksmenschen", die sich nur ein Recht „im Namen des Volkes" vorstellen können (eine Häresie)[260], halten Dissidenten allerorts für Verrückte, für illoyale Nestbeschmutzer. „Gerechtigkeit" ist dem „Volksgenossen" nur dem „Volk" und seinem „Willen" gegenüber denkbar (während sie vorher gegenüber dem Willen *Gottes* gedacht wurde).
Die in der englischsprachigen Aufklärungsliteratur herausgearbeitete Menschenrechtsphilosophie greift letztlich nur die Gedanken der meist jesuitischen spanischen Theologen auf. Sie münden in der amerikanischen Verfassung von 1786. Jene war gerade nicht der Anfang, sondern der Abschluss einer Entwicklung. Die Begrenzung politischer Macht und die Betonung der Vertragsfreiheit unter den Menschen waren die Grundlage. Verfassungen sollten die Macht der Herrscher an Verpflichtungen binden, denen ewige Gültigkeit zugedacht war. Dies war erheblich mehr als die alten Wahlkapitulationen, die ja letztlich auch dem Willen derer unterworfen waren, die sie aufstellten; das vorkonstitutionelle System war nur so lange erträglich, wie die meisten Monarchen noch Gottesfurcht und Kirchentreue hatten, was die letzten paar Jahrhunderte vor dem „revolutionären" Zeitalter leider nicht gerade behauptet werden kann. Geschriebene Verfassungen sollen die menschliche Herrschaft über das Recht einschränken, indem sie die Herrscher (vorausgesetzt, sie ordnen sich der bestehenden Verfassung unter und ändern sie nicht nach Belieben), z.B. die „Nation",

[260] Prototyp des Richters „im Namen des Volkes" (also: des Lynchmobs, aus Menschenfurcht) war bekanntlich Pilatus.

zwingen, bestimmte unveräußerliche Naturrechte anzuerkennen[261]. Verfassungen setzen ihnen Grenzen, die ihnen unterworfenen Individuen werden vor ihnen geschützt. Eine Verfassung dient zur Eindämmung von Herrschaft, die ein per se gestörtes zwischenmenschliches Verhältnis darstellt. Je mehr sie den „Souverän" bindet, desto besser. Ob ein Katholik ein bestimmtes Staatswesen über sich tolerieren kann, hängt wesentlich von dessen Verfassung ab und welche Rechte und Freiheiten es dem Individuum (das es beherrschen will) noch zugesteht, ob es also „westlich" genug ist. Der alte *corpus christianum* war übernational und daher wesentlich offener und flexibler als das starre Nationalstaaten-System, das über den Umweg separatistisch-absolutistischer *regna* aus der Konkursmasse hervorgegangen ist. Der Schutz von Minderheiten war dadurch in der Regel besser gewährleistet. Die alten Imperien (wie das Habsburgische oder das Osmanische) mussten niemanden zu irgendeiner „Einheit" zwingen, denn sie waren nie auf eine solche angewiesen. Die Vielzahl der Glaubensrichtungen und Kulturerscheinungen in ihren Herrschaftsgebieten störte sie nicht; die wildgewordenen Rebellen aber hörten nicht auf zu morden und zu indoktrinieren, bis sie endlich ihren jeweiligen ethnisch-kulturell homogenen und entsprechend verdummten Einheitsstaat hatten. Der konservative Schriftsteller Grillparzer prägte den Ausdruck, die Nationalität führe von der Humanität zur Bestialität. Das geistige Individuum verschwindet in der dummen Herde. In Österreich-Ungarn war berechtigterweise jeder Nationalismus Hochverrat. Das (natürlich expansive) Reich stand für Universalismus, ja „Vermählung" verschiedener Kulturwelten. Der „Österreicher" war übernational, er war einfach Untertan des Kaisers. Jener förderte gerade kosmopolitisch orientierte Gruppen wie Juden als Gegengewicht zu den Nationalismen in seinem Reich[262], einer Schutzmacht für die Minderheiten. Joseph Roth sah im „universalen Katholizismus", in dem „der Mensch niemals zuerst als ein Glied einer Nation" erscheint (Gott schuf den Menschen, nicht die Nation) richtigerweise den Grund für diese Offenheit des Reichs, das ein vormodernes Relikt darstellte. Dem „Deutschen" (wer sich als „deutsch" identifiziert, lehnt sowohl katholische wie kaiserlich-österreichische Identität ab) attestierte er, „die katholische Erziehung des menschlichen Gewissens, die Disziplin der persönlichen Verantwortung des Individuums" nicht erfahren zu haben; Vieldeutigem und Vielseitigem stelle der Deutsche fatalerweise das Eindeutige und Geradlinige gegenüber.

[261] Machtmissbrauch ist grundsätzlich nie zu verhindern; man könnte lediglich dem Machthaber einen über ihm stehenden noch mächtigeren Machthaber vorsetzen, das Problem also nur verschieben.

[262] Franz Joseph (von Antisemiten „Judenkaiser" genannt) wies seine Minister mehrmals zurecht, er dulde keine Judenhetze in seinem Reich; 1895 nannte er den Antisemitismus eine „bis in die höchsten Kreise ungemein verbreitete Krankheit, die Auswüchse sind entsetzlich". Er unterstützte den Bau von Synagogen, jüdischen Krankenhäusern und Bildungseinrichtungen.

Es ist vor diesem Hintergrund ein nicht genug zu beklagendes Übel deutscher Erinnerungspolitik und deutschen Geschichtsunterrichts, sich immernoch positiv auf 1848 zu beziehen. Es ging den damaligen wohlstandsgelangweilten Akteuren ausschließlich um die angebliche „Nation“, niemals um individuelle Rechte und Freiheiten (die gerade nicht als Werte an sich angesehen wurden). Die Revolution war getragen von einem machthungrigen Mittelklassebürgertum (wie es mindestens die Hälfte der Bevölkerung in den deutschen Staaten stellte), an dessen Spitze „Intellektuelle“ standen, deren Lebensbedingungen hervorragend waren und deren einzige Not dementsprechend ein Luxusproblem war: das hehre „deutsche Volk“ war als solches „machtlos“ und „uneins“ – na, welch ein Skandal! In den 1840er Jahren gewannen bürgerliche Einrichtungen und Träger des Nationalismus wie Turn-, Gesangs- oder Schützenvereine[263] einen ungeheuren Einfluss. Zentral war die triviale Forderung nach einem gesamtdeutschen Staat, nach „deutscher Einheit“[264]. Universelle Menschenrechte spielten keine Rolle, nur angebliche „Rechte des Volkes“.
Die nationsversessenen „1848er“ führten logischerweise einen Kampf gegen alles Katholische – Katholiken entzogen sich der Revolution keineswegs aus Sympathie mit den sie in aller Regel unterdrückenden Fürsten und Königen, sondern weil die „Befreier der Nation“ sogar noch schlimmer die Rechte der Kirche angriffen. Nationalistische Revolutionäre gegen etatistische Monarchen, die einen katholikenfeindlicher als die anderen – wahrhaft ein Kampf der Pest gegen die Cholera (traurigerweise sind beide übriggeblieben und wenig später unter dem Erzpreußen Bismarck[265] ein unheiliges Bündnis eingegangen). Wenn dann in der Nationalversammlung Leute wie Arndt, Jahn, Grimm und sonstige Agitatoren im Zentrum der Macht saßen, kann man nur von einem einzigen Albtraum sprechen. Die Gewaltausbrüche 1848 gingen, wie immer in solchen Fällen, natürlich auch mit antijüdischen Exzessen einher (z.B. in Dresden wurden jüdische Geschäfte verwüstet). Israel Schwarz meinte damals, viele deutsche Staaten hätten schon längst die volle Gleichstellung der Juden ermöglicht, hatten aber stets Angst vor den Volksmassen. Schon seit 1819 war immer wieder zu antijüdischen Unruhen gekommen; wer jüdische Konkurrenz bekam, glaubte, es geschehe ihm

[263] Menschen, die einfach gerne sangen oder sich an der Bewegung erfreuten, wurden dort politisiert; Turnvereine propagierten einen martialischen Körperkult, Gesangsvereine betonten gerade bei Massenveranstaltungen (Sängerfesten) die „einigende Kraft des deutschen Liedes“.
[264] Ausgerechnet von fanatisierten Bücherverbrennern dagegen einen Einsatz für allgemeine „Pressefreiheit“ zu erwarten ist schon arg naiv – sie wollten lediglich Freiheit für die Verbreitung ihrer eigenen verkommenen Ideen.
[265] Der nach eigenen Angaben stets „das Vaterland“ über die eigene Person stellte - keinem Katholiken fiele je so etwas Gottloses ein. Bismarck war der Brückenbauer zwischen Nationalismus und preußischer Monarchie. Er sollte später die „schaffende“ Nation gegen ausländische Konkurrenz mit Zöllen und Importbeschränkungen absichern, und mit seinen Sozialversicherungen ebnete er den Weg für die egalitäre Volksgemeinschaft.

Unrecht. Sogenannte „Liberale“ wie Friedrich List wünschten dementsprechend für ihr geeintes Deutschland nicht nur staatlichen Schutz der heimischen Industrie gegen ausländische Konkurrenz, sondern auch nach innen gegen jüdische; die Freizügigkeit von Juden und anderen, „deren Religion oder allgemeiner Charakter sich mit der bürgerlichen Gesellschaft nicht verträgt“, sollte beschnitten werden. Besonders verhasst war den Nationalisten allerorts die Bankiersfamilie Rothschild, wichtigste Finanzierer der Restaurationsregierungen, mit gutem Kontakt zu den Päpsten. Sie waren orthodoxe Juden und fühlten sich dementsprechend keiner Nation patriotisch verbunden, sahen im „Völkerfrühling“ zu Recht etwas höchst Bedrohliches. Hoffmann von Fallersleben nannte die Rothschilds 1843 verächtlich die „Juden der Könige“[266]. 1846 systematisierte der französische Sozialist (und Pionier der „sexuellen Befreiung“) Toussenel die antisemitische Lehre, wonach die Juden mit ihrem Geld die Geschicke der Welt in ihren Händen hielten[267].
Salomon Mayer von Rothschild war dementsprechend eines der Hauptfeindbilder der Revolutionäre von 1848. Jahn, vormals ein klassisch „aufgeklärter“ Antijudaist, der die ansässigen Juden über das Deutschtum von ihrem „finsteren Aberglauben“ befreien und „in die Gesellschaft“ assimilieren wollte (er selbst bewarf seine Gegner, ganz „zivilisiert“, gern mit Exkrementen), wurde ab 1848 zum Antisemiten, der Juden (die „Deutschlands Unglück“ seien) per se als nicht „im Volk verwurzelt“ ablehnte, sie könnten nicht Teil desselben sein. Wilhelm Marr, der als linker „Alt-48er“ 1879 die Antisemitenliga gründete, hielt die „Theorien von individueller sozialer Freiheit“ für etwas Jüdisches und predigte lieber deutschen Kollektivismus; die „Mehrheitsdeutschen“ sollten durch den Staat vor diesem „fremden Volksstamm“, der wirtschaftlich überlegen sei, geschützt werden. Richard Wagner, ebenfalls 1848er-Revolutionär, die katholische Kirche zur „Pest der Welt“ und die Jesuiten zu den schlimmsten Feinden „Deutschlands“ erklärend (seine „Nibelungen“ preisen die „Freiheit des germanischen Volkes“), war bekanntlich ebenso gegen das Judentum eingenommen; als „historisch-kritischer“ Protestant hatte er kein Problem damit, Jesus

[266] Er schrieb bereits 1840 ein antisemitisches Gedicht, in dem das stets auf Lug und Trug bedachte „Israel“ beschuldigt wird, „unser deutsches Vaterland“ geraubt zu haben; Juden sind auch ihm allenfalls als entjudet tolerabel und sollten den Glauben an „ihren“ Gott (der vom christlichen unterschieden wird) aufgeben.
[267] Später bezeichneten etwa die Sozialisten Tridon und Regnard den Kapitalismus explizit als „semitisches“, also unfranzösisches Phänomen – Juden seien von Natur aus Wucherer. Die Revue Socialiste druckte häufig ausgesprochen antisemitische Beiträge ab. Der Sozialist de Lapouge (gegen „Rassenmischung“, für Euthanasie) lobte den Protestantismus wegen dessen Hochschätzung „anständiger Arbeit“ und der Tendenz, Juden vollständig in die Gesellschaft zu assimilieren (wo sie von selbst verschwänden wegen verlorenem „rassischen Überlebenswillen“), die katholische Kirche dagegen kämpfe nicht genug gegen das Judentum.

aus jeglichem jüdischen Zusammenhang zu lösen. Generell gilt: je nationalistischer, desto antijüdischer und antiultramontaner[268].
Juden und Katholiken (insbesondere der Klerus) bildeten ein Gegenmodell zu den patriotischen, zur „Gleichheit" erzogenen Bürgern, weshalb Antisemitismus und Antikatholizismus fast immer einhergingen. Die „aufgeklärten" Kulturprotestanten wollten die „abergläubischen" Ultramontanen und orthodoxen Juden, auf die sie in bodenloser Arroganz herabblickten, zu „guten deutschen Bürgern" erziehen. Beide Gruppen waren demselben Druck zur Anpassung an das nationale, säkulare, kulturprotestantische „deutsche Bürgertum" ausgesetzt, was ihnen selbst damals klar war. Orthodoxe Juden[269] suchten wiederholt die Allianz mit den Katholiken, zum Ärger jener, die ihren jüdischen Glauben verloren hatten und z.T. in die staatstreuen protestantischen oder altkatholischen Pseudokirchen übergetreten waren. Nicht wenige assimilierte Juden Mitte des 19. Jahrhunderts waren so sehr um die Gunst des Mehrheitsbürgertums bemüht, dass sie jenes an Antikatholizismus noch übertreffen wollten, machten sich (nun aus der überlegenen Position dessen, der sich in der Überzahl weiß) über die bedrängten „rückständigen" Katholiken mit ihren komischen Ritualen und ihrem „Aberglauben" lustig – immer verbunden mit scharfen Angriffen gegen die orthodoxe Juden, die „Spalter", die als „jüdische Jesuiten", „jüdische Päpste" oder als „mittelalterlich" beschimpft wurden. Antikatholische Vorurteile wurden somit auf jene übertragen, so wie nichtjüdische Gutbürger ihre antijüdischen Vorurteile auf Katholiken übertrugen. Der Historiker Leopold Zunz etwa, deutsch-jüdischer Patriot, polemisierte gegen Papst und Ultramontane als „Feinde des Reichs" und zugleich gegen die jüdisch-orthodoxe Bewegung Samson Raphael Hirschs. Jenem wurden von „liberalen" Juden ständig seine „engen Bindungen" an den politischen Katholizismus vorgeworfen. In Österreich sprach man von einer „orthodox-ultramontanen Verschwörung"[270]. Die wichtige orthodoxe Zeitschrift „Der Israelit" kritisierte die „liberalen" Juden für ihre Haltung im Kulturkampf, da sie Nachteile für die Juden selbst fürchtete. Das Jesuitengesetz wurde von gläubigen Juden als Instrument erkannt, das jederzeit gegen sie selbst oder andere religiöse oder soziale Gruppen, die als „staatsfeindlich" gebrandmarkt werden, angewandt werden könnte. Aber auch Reformjuden waren sehr

[268] Päpsten der Vergangenheit wurde von nationaler Seite gerade ihr „zu sanfter" Umgang mit den Juden vorgeworfen (der Rechtsschutz gegen Mobgewalt, die Verurteilung ungerechter Anschuldigungen und Mythen usw.).
[269] Unter traditionellen Juden wurde jede Anpassung an diese Moderne vehement abgelehnt. Mitten in der Kulturkampfzeit (1870) wollte z.B. über die Hälfte der Juden in Österreich-Ungarn (mit Unterstützung etwa der Familie Rothschild und des britischen Oberrabbiners) die Abspaltung von den „häretisch" gewordenen, theologisch liberal orientierten Gemeinden betreiben.
[270] Verhasst war dort besonders Hillel Lichtenstein - als „Gegner der Judenemanzipation" bezeichnet, weil er gegen die Anpassung an den Geist der Welt eintrat.

kritisch gegenüber den antikirchlichen Maßnahmen[271]. Der Kulturkampf wurde auf Seiten des Staates für eine möglichst umfassende Homogenisierung der Bevölkerung geführt, zur Ausschaltung von „Parallelgesellschaften“ und möglicher Illoyalität unter der Maßgabe eines hochgradig xenophoben deutschen Nationalismus und dessen kulturprotestantischer Leitkultur.
Er richtete sich vor allem gegen die katholische Kirche, aufgrund des nur noch als obsessiv, paranoid und hysterisch zu charakterisierenden Antikatholizismus des säkularen Bürgertums. Die Kirche wurde als übernationale, „römische“ Organisation (Rom als Erbfeind „Germaniens“), die sich ständig in die Angelegenheiten der „Völker“, die nach „Selbstbestimmung“ streben würden, einmischen wolle, regelrecht dämonisiert. Die antikatholischen Eliten in Deutschland (aber auch z.B. Italien) erklärten den Kampf gegen die Kirche zum zentralen Element der „Nationswerdung“, wozu der Staat die Kontrolle über das komplette Geistesleben im Lande an sich reißen sollte.
Dem Kulturkampf vorausgegangen war die katholische Emanzipation, die Wiederauferstehung nach den Jahrzehnten der Zerstörungswerke durch „aufgeklärte“ Pseudotheologen und repressive Staaten. Kein Katholik wollte dabei einen konfessionellen Zwangsstaat „westfälischer“ Art wiederhaben (im Gegenteil endlich Freiheit für das eigene Bekenntnis). Charles Montalambert etwa war seit den 1830er Jahren die entscheidende Triebkraft im französischen „ultramontanen“ Katholizismus; er hatte als oberstes Ziel, die Freiheit der Kirche in einer liberalen Verfassung zu verankern, sah den Katholizismus als Bollwerk gegen die absolute Herrschaft des Staates an und war daher entschieden für Religionsfreiheit. Auch in deutschen Landen trat die Kirche z.B. klar für die Freiheit der Juden ein. Während im katholischen Rheinland und Westfalen 1845 die überwältigende Mehrheit für die völlige jüdische bürgerliche Gleichberechtigung stimmte, taten dies in der protestantischen Provinz Sachsen gerade einmal 6 %[272]. Gerade ihr Ultramontanismus führte Politiker wie Windthorst zur Verteidigung der freien Religionsausübung und anderer Grundrechte, keineswegs nur für Katholiken (Margaret Lavinia Anderson). Er stellte sich auf den Standpunkt „was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch keinem anderen“ und erklärte, dass er das Recht für alle wolle und ebenso wie bei Katholiken dies auch im Falle von Protestanten und Juden vertreten wird. Auch Reichensperger oder Ketteler sprachen sich in den 1850er Jahren für die in der deutschen Bevölkerung so unpopuläre rechtliche Gleichstellung der Juden aus, mit dem Hinweis auf die Katholiken in England, die dort ähnlich benachteiligt seien wie hier die Juden, in deren Lage man sich also hineinversetzen soll.

[271] Etwa die Allgemeine Zeitung des Judenthums oder der Deutsch-Israelitische Gemeindebund; die AZ, von Zunz natürlich stets harsch kritisiert, wandte sich z.B. auch deutlich gegen den Haeckelschen Materialismus.
[272] Auch in Ost- und Westpreußen wurde die Petition deutlich abgelehnt, in Pommern gar gänzlich ignoriert.

Die einzige echte „Freiheitsbewegung“ damals war der Ultramontanismus! Dessen Glaubensmanifestationen führten zu scharfer antiklerikaler Polemik, insbesondere sichtbar an den gehässigen, ja hasserfüllten Kommentaren zur Trierer Heilig-Rock-Wallfahrt 1844. Die Sekte der „Deutschkatholiken“ wurde aus Protest gegen jene gegründet, polemisierte (unter dem Wohlwollen Otto von Corvins) gegen Zölibat, lateinische Liturgiesprache, Fegefeuer, Heiligenverehrung, Beichte, Transsubstantiation und die gesamte katholische Sakramentenlehre. Wie im Falle des „säkularen“ Judentums hatte man es mit einem Versuch zu tun, sich als „gute, integrierte Staatsbürger“ zu präsentieren und auf Distanz zur eigenen geistigen Herkunft zu gehen. Man war für „Mischehen“ mit anderen Deutschen, für eine papstfreie „deutsche Kirche“, und fand sich 1848 im Kampf für ein „einiges deutsches Vaterland“ wieder. In den 1850er Jahren trat die Masse offiziell zum Protestantismus über, der Rest ging später im „Altkatholizismus“ auf. Auch in Italien gab es in den 1840er Jahren Kampagnen gegen Prozessionen, Wallfahrten oder Wunderglauben. 1842 wurde für das aufgeklärte Bildungsbürgertum Verdis „Nabucco“ uraufgeführt, ein unerträglich pathetisches, ebenso antipäpstliches wie antihabsburgisches nationalistisches Rührstück. Giuseppe Mazzini, Prophet der „nationalen Einigung Italiens“, forderte eine neue Religion, deren Mittelpunkt das „Vaterland“ sei; der „Freiheitskampf der Völker“ (jedes habe eine „besondere Mission“) sei ein „heiliger Kampf“.
Die gewaltsame Verfolgung der Kirche wurde zunächst in der Schweiz wiederaufgenommen. Augustin Keller (später Begründer der „christkatholischen“ Sekte) betrieb schon 1841 die sofortige Schließung aller acht Klöster im Aargau[273]. Das Vermögen wurde verstaatlicht, die Ordensleute aus dem Kanton vertrieben. In den 1840er Jahren kam es in Luzern zu zwei gewaltsamen Umsturzversuchen gegen die prokatholische Regierung. Der Politiker Josef Lau wurde (schlafend im Bett) ermordet. Die katholischen Kantone gründeten als Abwehr gegen die Gewalt den „Sonderbund“, gegen den sogleich Krieg geführt wurde. Nach wenigen Tagen war Luzern eingenommen und die Katholiken mussten kapitulieren. 1848 wurde ihnen eine neue Bundesverfassung aufgezwungen, die den Mitgliedern den Austritt verbot. Die Schikanen gegen die Kirche gingen weiter; Geistliche bekamen „Befehle“ von Behörden für kircheninterne Angelegenheiten.
Derweil griffen auch die späteren Achsenmächte (gerade erst im Entstehen) zu den Waffen gegen die weltlichen Verteidiger der Kirche. Als das „vereinigte“ Deutschland gegen Österreich-Ungarn und Frankreich (zwei katholisch geprägte Länder) militärisch

[273] Bereits in den 1830er Jahren waren im Aargau alle Klöster unter staatliche Verwaltung gestellt und die Aufnahme neuer Novizen verboten worden. Die reformierten und „liberalen“ Kantone wollten die ganze Kirche unter staatliche Kontrolle stellen und vom Papst lösen. Die antikatholischen Kulturkämpfer in der Schweiz wurden maßgeblich von David Friedrich Strauß (seit 1839 an der Universität Zürich) beeinflusst. Schweizer Nationalliberale wie Bluntschli beeinflussten wiederum den Badischen Kulturkampf nach 1850.

siegte, ein eigenes protestantisches „Kaiserreich“ errichtete, während zugleich durch italienische Volkstümler der Kirchenstaat im Verschwinden war, sahen die Nationalisten Europas die Stunde des Endsiegs über die Kirche in dem Kampf, den Luther begonnen hatte, nahen. Rom, dieser finstere Eindringling, die Menschen in orientalischem Aberglauben darben lassend, sei endgültig am Boden.

„Nationen“ gegen Katholiken

„*Die Bibel sagt uns, wir sollen unsere Nachbarn lieben, und ebenso, wir sollen unsere Feinde lieben. Wahrscheinlich, weil beide normalerweise ein und dieselben Leute sind.*“

- G.K. Chesterton

Bismarck hasste (wie alle deutschtümelnden Kulturprotestanten) die Kirche, sein Kulturkampf war nicht nur machtpolitisch, sondern vor allem ideologisch motiviert. Katholiken waren für ihn Reichsfeinde. Bereits 1854 äußerte er gegenüber Gerlach, der Kampf gegen die *ecclesia militans* der Katholiken sei die schwierigste Aufgabe seines Amtes, „Katholik“ und „Feind Preußens“ sei gleichbedeutend. Das Zentrum galt Bismarck als Instrument für „subversive, regierungsfeindliche Tendenzen“, Treitschke schilderte es als Statthalter einer auswärtigen Macht, gegen den angestrebten „geschlossenen deutschen Geist“ gerichtet. „Recht, Staat und Vaterland sind ihnen stets nur Mittel für kirchliche Zwecke“, sie seien speziell gegenüber Preußen (aus der Säkularisation des Deutschen Ordenslandes entstanden) feindlich gesonnen. Bismarck wollte die vollkommene Unterwerfung der Kirche, ein anderer Friede mit ihr sei nicht möglich (auch er hielt sie für eine „fremde Macht“, ein Hindernis auf dem Weg zur geistigen Einheit der Nation). Das Zentrum besorgte für ihn die „Mobilisierung gegen den nationalen Staat“. Der bismarcksche Kulturkampf wurde als Fortsetzung der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 gesehen: nach Dänemark, Österreich und Frankreich war nun endlich der Papst dran, seinen Ansprüchen auf die Seelen der Deutschen zu entsagen.
Bischof Ketteler sah 1872 klar, dass der sogenannte „Liberalismus“ in Deutschland sich schlicht „als Germanentum gegenüber dem Romanentum“ gebärdete. Die nationalliberale Presse wurde von Zentrumspolitiker August Reichenberger 1872 zu Recht als „Großmacht des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet, die einen ständigen Kampf gegen die Kirche führte und alles „durch den Koth zieht, was wir verehren“. Und Heinrich Keiter erkannte 1896, dass in der deutschen Unterhaltungsliteratur die Kirche stets „finster“ daherkommt, Priester als „minderwertige, geistig und sittlich tiefstehende Wesen“ verzeichnet und insbesondere Jesuiten völlig entmenschlicht werden. Natürlich hatte dies verheerende Wirkung, war solche Schundliteratur (vergleichbar mit der

gleichzeitigen antisemitischen Hetze, meist aus denselben Quellen) doch weitverbreitetes Gemeingut. In zeitgenössischen Karikaturen erscheint das Erste Vatikanische Konzil als jesuitische Verschwörung, der Papst nur als „Strohpuppe". Jesuiten sind stets raubvogelartig dargestellt: hager, langgliedrig, mit langen Ohren und Fingern, scharfen Zügen und verschlagenem Blick, in geduckter Haltung, auch mit Hakennase (analog zum Judenstereotyp). Ansonsten sind katholische Mönche, aber auch Päpste und Bischöfe, demgegenüber meistens fettleibig, grobschlächtig, dümmlich, mit Trinkernase dargestellt. Im Berliner Panoptikum (Virchows Anthropologischer Gesellschaft angeschlossen) gab es neben „exotischen Wilden" Wachfiguren „katholische Mönche" zu sehen mit allen Stereotypen (Völlerei, Alkoholismus, Hurerei). Die paar gehenkten Häretiker früherer Jahrhunderte wurden der Kirche in Presse, Theater und Populärliteratur (als „Opfer" ihres „Blutdurstes") ständig angehängt – völlig unverhältnismäßig im Vergleich zu den (gerade katholischen) Opfern von Heidentum, „Vernunft" und „Nation".
Der preußische Jurist Emil Friedberg schimpfte 1871, dass Katholiken nicht mehr einem Staatsgesetz gehorchen dürften, wenn es einer kirchlichen Anordnung widerstreitet, weil laut den Päpsten das Kirchengesetz vorgehe, und ihrem Landesherrn nicht mehr die Treue bewahren sollen, wenn „der römische Bischof" sie derselben entbindet. „Das Nationalgefühl wird sich empören gegen vaterlandsverräterische ultramontane Unternehmungen!". Die papsttreuen Katholiken nannte er „vaterlandslose Männer". „Unser deutsches Kaiserreich" sei ein „durch und durch nationales Gebilde", während das alte Reich mit Hilfe der Kirche (er meint die romtreue Hierarchie) „schweres Unrecht" an „unserer Nation" verbrochen habe, wegen der „Zerrissenheit" und „Uneinigkeit". Der Ultramontane habe nur Mitmenschen, keine Mitbürger; er negiere die Berechtigung des Staates und „abstrahiere vom Begriff des Vaterlandes". Johann Bluntschli, damals in Baden aktiv, schimpfte 1872, dass die „Völker" aus ultramontaner Sicht niemandem gehorchen dürften, der dem Papst widerspricht. Die deutschen Siege hätten es ermöglicht, dass die kirchliche Hauptstadt der katholischen Welt zur Hauptstadt der „italienischen Nation" umgebildet werden konnte; für die Jesuiten sei die Existenz eines Deutschen Reichs mit protestantischem Kaiser unvereinbar mit „ihren Plänen". Eduard Lasker schimpfte 1873 über den „ganz und gar antinationalen" Klerus in Deutschland und das Zentrum, das Gesetze der Regierung, durch die „das nationale Bewusstsein eingeprägt werden soll", nur mit „einem ironischen Lächeln" quittiere. Windthorst entgegnete, dass sich jede Religion an alle Menschen, über die Nation hinaus, wenden müsse, die Nationalliberalen aber die katholische Kirche einfach zu „Polizei-Anstalten" (wie die protestantischen Kirchen) machen wollten; sie wollten die Omnipotenz des Staates, der „alle und jede Lebensregung von der Geburt bis zum Grabe ordnet und polizeilich reglementiert". Auch Ketteler warnte in einer Rede 1875 vor dem neuen Absolutismus des Staates, der eine Vergötterung desselben bedeute, da nur Gott unumschränkte Macht zukäme. Der absolute Staat sei Feind der Freiheit. Gegen die

Trennung von Kirche und Staat hätte er nichts, den Gegnern aber ginge es nicht darum, sie wollten die Religions- und Gewissensfreiheit vernichten. Sie sähen in jedem Einfluss kirchlicher Verbände auf das Individuum eine Beschränkung von dessen „Freiheit“ (für sie: Freiheit von Religion). Die Staatsschule erklärte Ketteler zu Recht als Monopolisten, jedem wahren Freiheitsbegriff entgegenstehend[274]. Das (natürliche) Recht hätte keine Bedeutung mehr, Gesetze dienten nur noch den Interessen der herrschenden Partei, der Rechtsstaat würde so zum Despot; das Gewissen zähle nicht mehr, nur noch die äußere Legalität. Damit charakterisierte er treffend den neuen Staat der deutschen Einheit.
Schon 1872 wurde dort der Jesuitenorden verboten. Katholische Schulen kamen unter staatliche Aufsicht. Die Maigesetze von 1873 bewirkten die Ausweisung von Geistlichen, Zwang zum staatlich geprüften Theologieabschluss und zum Examen über „Deutsche Kultur“; Gemeindevertretungen sollen nun das kirchliche Vermögen verwalten. 1875 wurden in Preußen alle Klöster aufgehoben (mit Ausnahme jener, die sich der Krankenpflege widmeten). In Preußen wurden während des Kulturkampfs 1.800 Priester verhaftet oder vertrieben, Bischöfe steckbrieflich verfolgt, 10 Millionen Mark an Kirchenbesitz enteignet. Der Bismarcksche „Kanzelparagraph“ gegen Äußerungen von Priestern, welche den „öffentlichen Frieden gefährden“ könnten, blieb formal bis in die 1950er Jahre bestehen, das Jesuitengesetz bis zum Ende der Monarchie.
Beileibe nicht nur die „internationalen Verstrickungen“ wurden gehasst. Symptomatisch der Moabiter Klostersturm in Berlin 1869, als der aufgebrachte Pöbel gewaltsam gegen ein Dominikanerkloster (auch noch mit französischem Prior…) vorging und die Presse vollstes Verständnis mit dieser „arbeitenden Bevölkerung“ zeigte, die legitimerweise ihrer Wut gegen so faule, unproduktive Leute wie die Mönche Ausdruck verlieh (ganz davon abgesehen, dass die vier Patres dort 41 Waisenkinder erzogen, also der „Vorwurf“ des rein kontemplativen Lebens nichtmal stimmte). Auch Heinrich von Sybel, „liberaler“ Geschichtsschreiber und Kulturkämpfer, schimpfte über die „Nichtsnutzigkeit“ der Klöster. Die öffentliche Präsenz einer „anderen“ Lebensweise war im nationalen Bürgerparadies etwas Ungehöriges, ein Angriff auf sämtliche Ideale

[274] Kettelers Worte sind immernoch aktuell. Deutsche öffentliche Schulen waren nie etwas anderes als Indoktrinierungsanstalten, in denen Kindern der häusliche Glaube ausgetrieben werden sollte, da er zu anderen Loyalitäten als zum „deutschen Volk“ führte (nämlich zum jüdischen Gott und Seiner Kirche), insbesondere im Deutsch-, Geschichts- und Biologieunterricht. Ab Ende der 1860er Jahre bestand etwa in Baden eine allgemeine Volksschulpflicht, eine Pflicht also zum Besuch der überkonfessionellen Simultanschule, was auch zur Aufhebung jüdischer Schulen führte. Entkonfessionalisierung im Verbund mit nationalistischer weltanschaulicher Indoktrinierung mit dem Ziel eines vollkommen „einigen“ Volkes ist später auch ein Merkmal der Jugenderziehung im NS-Staat (welcher überall die Konfessionsschulen abschaffte), weshalb man die Schulpolitik der Kulturkampfära als Vorbild hierfür ansehen kann.

der kollektivistischen Einigkeitsfanatiker. Priester in Soutane[275] wurden auf offener Straße verprügelt, mit Steinen beworfen, bespuckt, mit dem Tod bedroht. Gaffer kamen in die Klosterkirche und wollten bei Beichten zuschauen. „Liberale" Politiker zogen über die Bettler her, die zur Messe kamen: „lange Haare, lange Bärte, lange Röcke mit tausend Lappen, der reinste Urwaldtypus"; Messbesucher erschienen als „primitiv", „mit undeutscher Gesinnung" (Borutta)[276]. Im nationalliberalen Massenblatt „Die Gartenlaube", das unablässig gegen die Kirche hetzte, wurde man passenderweise 1869 zugleich über das „Übel" der „Ostjuden" aufgeklärt[277]. Die Stimmung gegen jene wurde besonders in den 1880er Jahren gerade auch von Bismarck angeheizt, der gerne gegen die „Überfremdung" der „deutschen Nation" motzte; auch katholische Polen, die nicht preußische Staatsbürger waren, ließ Bismarck unter Protest des Zentrums ab 1885 ausweisen.

Die preußischen Barbaren standen leider keineswegs allein. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kamen vielerorts in Europa nationalliberale Regierungen an die Macht, welche die Freiheit der Kirche massiv unterdrückten. Die Kirche führte ihren Kampf überall dafür, die staatliche Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten möglichst kleinzuhalten, etwa bei Ausbildung und Ordination, und für die Präsenz und freie Tätigkeit religiöser Orden, die Existenz von Konfessionsschulen, freien Kontakt zur „ausländischen" Zentrale, und auch gegen die erzwungene Bindung des Ehesakraments an die neue „Zivilehe", die der Staat fortan unter seinen Bürgern zu schließen gedachte. Ab 1875 durfte man im Reich ohne vorheriges Standesamtsgekasper nicht mehr kirchlich heiraten, als ginge es Staat und „Nation" etwas an, wen die Kirche zur Ehe zulässt. Dahinter steht die Ideologie, Ehe und Familie stünden ganz im Dienste der nationalen „Gesellschaft", seien nichts weiter als ihre „Keimzelle"; sie wurden damit auf eine angebliche „soziale Funktion" reduziert. Nach kirchlicher Auffassung ist die Ehe ein göttliches Gnadenmittel, dem individuellen Seelenheil nützend, von Christus geschlossen und mit einer Sendung verbunden. Nach bürgerlicher Auffassung war „die

[275] Wenn Priester heute ihre Existenz verleugnen, indem sie sich in bürgerlicher Freizeitkleidung verstecken und somit eine Verkleidung anlegen, ist dies als persönliches Armutszeugnis zu werten, aber auch als Verunehrung der priesterlichen Würde als von Gott gegebenem Geschenk. Sie soll in der Welt aufstrahlen, ja zur Not ein Martyrium aufstrahlen lassen, und nicht verschämt verborgen bleiben vor ihr, als hätte sie irgendetwas zu fürchten.

[276] In ähnlicher Weise sollte sich noch Anfang des 20. Jahrhunderts z.B. die Süddeutsche Montagszeitung über den „stupiden, direkt tierischen" Gesichtsausdruck des „Menschenmaterials" auf einer Männerwallfahrt auslassen.

[277] Ab 1874 nahm das Blatt auch den jüdischen Börsenhandel unter die Lupe; Otto Glagau legte den Grundstein für den bis heute aktuellen Mythos, die (als „jüdisch" definierte) Börsenspekulation sei schuld, wenn den Staaten (an denen doch das Heil der Welt läge) das Zahlungskraft ausgeht (und nicht etwa deren Schuldenpolitik, die sich aus der nimmersatten Aneignung aller möglichen „Aufgaben" ergibt).

Ehe“ der einzig legitime Ort sexuellen Verhaltens und der Reproduktion neuer „Staatsbürger“, eine Institution, die letztlich vor allem der Erhaltung und Funktionstüchtigkeit der Gesellschaft diene. Kinder zeugt der Christ aber nicht für die „Gesellschaft“, ja nichtmal für die Kirche, sondern als Frucht der Ehe sind sie allein Gott „geschenkt“, dessen geliebtes Ebenbild sie sind.
Während sich im neuen „Reich“ die Lage für die Kirche zum Ausgang des Jahrhunderts etwas bessern sollte, leidet sie z.B. in der Schweiz bis heute an den Folgen der Kulturkampfzeit. Pfarrern wurde damals der Gehorsam zu ihrem Bischof, ja sogar jeglicher Kontakt verboten, sie wurden nach Belieben „abgesetzt“ und gewaltsam „entfernt“ (und durch von der Regierung „eingesetzte“ ersetzt). Jegliche Kritik an staatlichen Maßnahmen war verboten, etwa die zutreffende Aussage, dass es sich bei der sogenannten „Zivilehe“ um nicht mehr als ein bloßes Konkubinat handelt. Es herrschte ein totalitärer Glaubensterror. Eine neue Kirchenorganisation, nach reformiertem Muster, wurde aufgezwungen und „gilt“ immernoch. Die römische Kirche als solche hat in der Schweiz keinerlei Rechte; dass ihre Hierarchie überhaupt wirken kann, ist allein in den Händen der Gläubigen. Die Gemeinden etwa wählen formal selbst ihre Pfarrer. Es sollte eine neue „Nationalreligion“ geschaffen werden, gelöst von Papst und Weltkirche, mit staatlich eingesetzten und „demokratisch gewählten“ Geistlichen und rechtsfähigen „Synoden“. Die vom Papst eingesetzten Bischöfe und vom Bischof eingesetzten Pfarrer werden nicht als solche vom Staat anerkannt, sondern nur durch „landeskirchliche“ Scheinprozedere legitimiert. Die Situation ist völlig absurd. Katholiken werden in eine protestantische Organisationsform hineingepresst, die Kirche erscheint dem Staat als Einrichtung seiner selbst; von der „Patriotischen Vereinigung“ in China unterscheidet sich das Schweizer Modell nur dadurch, dass der Staat darauf verzichtet, eigene Bischöfe zu ernennen.
Von links bis rechts: alles, was sich politisieren ließ, führte im 19. Jahrhundert außerhalb explizit katholischer Parteien einen Kampf gegen die Kirche und ihre Getreuen und für die (soziale und kulturelle) „Einheit“ im „eigenen Land“. „Das Volk“ sollte ja die Herrschaft ausüben und benötigte dafür einen „Willen“, der ohne innere Einheit als das Phantom erscheinen würde, das er ist.
Allmählich begannen auch in der Donaumonarchie die Menschen, der „Forderung der Zeit“ gehorchend, „sich zur polnischen, tschechischen, ukrainischen, deutschen, rumänischen, slowenischen, kroatischen Nation zu bekehren“ (Roth)[278]. Die antihabsburgische „Alldeutsche Bewegung“ Georg von Schönerers mit ihrer Parole „Los von Rom!“ propagierte seit 1881 den Anschluss an das Deutsche Reich, das man sich als

[278] Die östlichen Vielvölkerreiche blieben lange die letzten Bastionen vornationalistischer Humanität in Europa, Bastionen gegen den „Bürger“, der den Menschen verleugnet. Noch Joseph Alexander von Helfert freute sich angesichts der bevorstehenden Annexion neuer Länder um die Jahrhundertwende, dass man dort das „Werk des Römers wiederaufnehmen“ könne – im Deutschen Reich längst Inbegriff des Verderbens.

Paradies der „Volksherrschaft“ vorstellte. Jener Teil des „deutschen Volks“ im Habsburgischen „Völkerkerker“ solle endlich auch beim deutschen „Sich selbst“-Regieren mitmachen; die katholische Kirche (der „nationale Gleichgültigkeit“ vorgeworfen wurde) sei zu vernichten, Papst, Kaiser und Juden (aus denen auch die Taufe keine Christen machen würde, „in der Rasse liegt die Schweinerei“) wurden mit dem Tod bedroht[279]. Schönerer sagte richtig, es herrsche ein „Kampf zwischen dem Universalismus des Imperiums der Römischen Kirche und dem erstarkenden Nationalgefühl, dem Drang nach Unabhängigkeit“; das Kaisertum stelle sich „blind in den Dienst des Universalimperiums Roms“. Auch das Osmanische Reich wurde von Nationalisten als Hindernis der „natürlichen“ Entwicklung der Balkan-„Nationen“ gesehen. Man muss es als Fortsetzung des alten Oströmischen Reichs begreifen, und zwar eine, die den katholischen Christen wesentlich mehr Freiheiten ließ, als es unter orthodoxer Herrschaft jemals vorstellbar gewesen wäre. Der Osmanische Staat war, der islamischen Tradition entsprechend, gegenüber Christen tolerant. Die Expansionsschübe nach Südosteuropa waren nicht von religiösem Eifer geprägt, sondern klassische Großmachtpolitik. Der Kalifentitel wurde vom Sultan erst im späten 18. Jahrhundert beansprucht. Selbst im 16. Jahrhundert pflegten etwa die italienischen Stadtstaaten, aber auch der Papst (von Frankreich ganz zu schweigen) wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Hohen Pforte. Katholiken betrieben ungehindert Mission, z.B. in Bosnien. Auch war die Latinisierung der Unierten etwa in Syrien durch westliche Volksmissionare problemlos möglich[280]. Gefahr drohte der Kirche von ganz woanders her. Die geistigen Wegbereiter der Balkannationalismen waren dank der Lektüre von Voltaire und anderen „Aufklärern“ von der Vorstellung besessen, die „Völker“ zu befreien. Dabei machte es nichts, dass die Phanarioteneliten das Reich in byzantinischer Tradition sahen, hassten die griechischen Nationalisten ja sogar das alte Byzanz. Um 1830 erfanden sie eine eigene nationale Kunstsprache (die schismatischen „Kirchen“ waren natürlich anfällig für diesen Unfug – für römische Mission sollte es bei einer zukünftigen Staatskonfession düster aussehen). Auf diversen heute griechischen Inseln war die Kultur jahrhundertelang von Venedig und Genua her beeinflusst, Italienisch teilweise Amtssprache; auch von Anatolien her gab es viele Einflüsse (sprachlich vor allem Vokabeln der Alltagskultur, Essen, Musik usw.); erst durch die nationalistische Propaganda begann man, sich plötzlich „griechisch“ zu fühlen und z.B. die Musik des

[279] Der Dynastie treue österreichische Monarchisten wurden in der Tat ab 1938 von den Nazis verfolgt, rund 4.500 inhaftiert, Hunderte ermordet.

[280] Viele Katholiken nahmen freilich den Islam an, um der Besteuerung zu entgehen, pflegten den alten Glauben aber heimlich weiter – eine Praxis, die vom lokalen Klerus toleriert, von Papst Benedikt XIV aber 1744 ausdrücklich verurteilt wurde. Wer in frühzeuzeitlichen westlichen Quellen als „Türke“ bezeichnet wurde, war meistens einfach ein „Muslim aus dem Osmanischen Reich“, normalerweise vom Balkan stammend, wo maximal 5% der Muslime eine nichtslawische Herkunft hatten.

Festlandes zu kopieren oder romanische Ortsnamen zu gräzisieren. Anton von Prokesch-Osten, österreichischer Diplomat[281], bedauerte zutiefst den allerorts grassierenden Nationalismus auf Kosten der alten übernationalen Reiche. Es entstanden nun engstirnige Volksstaaten mit kulturellen Zwängen und Unmengen an „Bürgerpflichten". Spätestens ab 1918 waren Minderheiten (vorher einfach gleichberechtigte Bürger) überall zum Abschuss freigegeben[282].
Die „Linke" (also die „Progressiven") war ursprünglich jene politische Richtung, die den Gedanken der „Nation" (die „sich selbst" zu regieren habe) am meisten hochhielt, besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die „Rechte" damit noch wenig anfangen konnte[283]. Aufgrund ihres Nationalismus war die radikale Linke auch am meisten antijüdisch eingestellt, so waren die französischen Frühsozialisten von allen judenfeindlichen Bewegungen jener Zeit vielleicht die schlimmste. Auch Marx (selbst jüdischer „Herkunft") sah das Judentum in erster Linie als etwas an, von dem man befreit werden müsste, ein zu überwindendes „antisoziales Element". Konsens war der Aufklärungsantisemitismus: Juden müssten sich vollständig assimilieren. Juden, die sich der radikalen Linken anschlossen, verleugneten ihr eigenes Judentum meist aufs Schärfste, sahen sich als getreue Teile der jeweiligen Nation. Besonders die dem bürgerlichen Kulturprotestantismus entnommene Vergötzung der Arbeit in sozialistischen Kreisen beförderte den Hass auf den jüdischen „Raffer", den Reichtum des „Unproduktiven", der so ungerecht sei - Repräsentanten wie die Familie Rothschild hätten aber ja leider die Herrschenden „in der Hand". Marx ist trotz allem zugutezuhalten, dass er den Nationalismus der Linken immerhin zähmte. Er behauptete kein „Selbstbestimmungsrecht der Nation", sah Nationen (und „nationale Kultur") nicht als naturgegeben an und nicht als Träger von Rechten, sondern als „gesellschaftliche Entwicklungsstufe", die als solche anzuerkennen sei und ein revolutionäres Potenzial berge (daher seine Begeisterung für polnische oder irische „Freiheitskämpfe"). Er betonte die internationale Zusammenarbeit und stellte die gemeinsamen Klasseninteressen über die (ansonsten nicht weiter in Frage gestellte) „nationale Befreiung". Dass der politische Progressismus der „Linken" den Fetisch der Nation

[281] In Jerusalem war er von der „Vielfalt der Völker" angetan („wahrlich, es ist eine Welt, und rührend der Zusammenfluss der Völker"); Feindschaft gäbe es nicht zwischen Christen und Muslimen, sondern nur unter den verfeindeten christlichen Gruppierungen, während die Türken „mit unstörbarer Ruhe und Würde" den Frieden aufrechterhielten, ansonsten würden die Christen die Grabeskirche (den „Mittelpunkt der Welt") „zur Mördergrube machen".
[282] Die paar, die bleiben durften, wurden diskriminiert: im neuen Ungarn gab es eine Quotenregelung an Universitäten, wo nur noch 5% Juden geduldet waren. In der alten Monarchie konnten sie problemlos Staatsbeamte, Offiziere, sogar in den Adelsstand erhoben werden.
[283] Ein Konservativer wie E. L. von Gerlach konnte noch 1850 verächtlich vom „Laster des Patriotismus" und vom „Nationalitätenschwindel" sprechen.

gegen den der Klasse austauschte, das Ziel im Erreichen besserer Lebensumstände für die Arbeiter sah, war ein historischer Zufall und nicht genuin „links“, wie das Abrücken der Linken von der Klasse (und wieder zurück zu den „Nationen“) v.a. seit den 1960er Jahren zeigt. Indem Marx das „Progressive“ auf den Klassenkampf verlagerte, legte er aber zumindest den Grundstein für eine neuartige übernationale Perspektive auf der „Linken“, die somit zeitweilig im Vergleich zu Nationalliberalen oder Deutschkonservativen sogar noch die geringere Gefahr für Katholiken und gläubige Juden darstellte. Er erkannte, dass das wahre Problem der von den Sozialisten umworbenen Arbeiter eben nicht die mangelnde „Herrschaft der Nation“ war (er räumte auf mit der Lüge der angeblich „gemeinsamen Interessen“ eines ganzen Volkes) oder Reichtum und Lebensart der Juden, sondern ihre eigene Verblödung durch menschenunwürdigen Arbeitsalltag. Politische Ziele verließen das Ideologische zugunsten des Konkreten: Verkürzung der Arbeitszeit, damit der Mensch aus ausbeuterischer Knechtschaft zu sich selbst befreit werde. Marx wusste noch: der eigentliche Reichtum ist die freie Zeit. Soweit ein gut katholischer Ansatz. Der Arbeitsfetisch der „Arbeiterbewegung“ aber erklärte die Not bald darauf zur Tugend und sah in der Arbeit die Erfüllung schlechthin – man sehnte sich also vor allem nach Integration in die bürgerliche deutsche Gesellschaft, zu deren Gelingen man meinte, doch zu viel „Nützliches“ beitragen zu können, gefiel sich noch in der Rolle des Arbeitsviehs. In der protestantischen Arbeitsethik ist eine Produktion ohne Arbeit nicht vorstellbar, würde sogar ethisch abgelehnt - das bürgerliche Ideal *will* daher niemals Befreiung von der Arbeit (die einem Katholiken höchst angenehm wäre[284]), sondern der Himmel auf Erden bestehe gerade im „sinnvoll für die Gesellschaft tätig sein“, in der Selbstverwertung[285]. Die reale „Arbeiterklasse“ stand bald in vielleicht noch ruppigerer Weise für die deutschen bürgerlichen Tugenden als das Bürgertum selbst – man verabscheute Egoismus, Dekadenz, Müßiggang, Ästhetizismus, Kontemplation, sah stattdessen eine besondere „Würde der körperlichen Arbeit“. Anstatt Luxus für alle anzustreben, hassen Linke seither den Reichtum, die „Dekadenz“, die „Nicht-Arbeit“; alle sollen gefälligst gleich „ehrlich“ rackern. Ja, der um Abnehmer seiner Ware Arbeitskraft buhlende Arbeiter war vielleicht die stärkste Triebkraft des grotesken modernen Arbeitseifers. Ein Paul Lafargue, einst träumend von „ewigen Festen“, von Maschinen, die für die Menschen arbeiten[286], die in der Zwischenzeit das Leben

[284] Keine Knechtsarbeit ersetzt ein kindliches Gebet, eine Minute mit Gott persönlich in Seinen Gemächern ist mehr wert als ein Jahr harte aufgeopferte Feldarbeit. Das Profane wird niemals sakral; sakral ist, was unmittelbar für Gott ist. Im Himmel gibt es keine Arbeit, sie ist Folge der Erbsünde, eine Strafe; wer Gefallen daran findet, strebt offenbar nicht mehr nach oben.

[285] Im modernen Sozialstaat fürchtet, folgerichtig, niemand mehr wirklich die Armut, sondern die „Funktionslosigkeit“, die gesellschaftliche „Überflüssigkeit“.

[286] Während das ökologistische Ideal vorindustrieller Plackerei alles verdammt, was den Menschen Arbeit abnehmen könnte und der (private oder staatliche) Kapitalist alles aufwendet,

genießen können, wäre entsetzt gewesen, hätte er spätere Sozialisten vernommen, die den 1. Mai als „Tag der Arbeit“ begehen und sich dabei auch noch von dem angeblichen „Taumel und Sinnesrausch“ ausgerechnet der bürgerlichen Feste abgrenzen wollten - die Arbeit zu feiern ist vermutlich das Widersinnigste, was vorstellbar ist. Das Phänomen der allgemeinen Verbürgerlichung im Namen „deutscher Tugenden“ mit Arbeit als religiösem (protestantischen) Leitmotiv machte eben vor den „einfachen“ Männern ebensowenig Halt wie vor den Frauen, die, sobald sie dank der permanenten kirchenfeindlichen Propaganda keine himmlischen Lebensziele mehr kannten, bald ebenfalls anfingen, in Lohnarbeit etwas Sinnstiftendes zu sehen und sich funktionalisieren lassen wollten. Das „Produktivsein“ in der kapitalistischen Arbeit wurde seitens der tollen Bürger allerorts zum größtmöglichen Glück stilisiert, die „unproduktive“ häuslichen Arbeit verächtlich gemacht. Die „Welt der Frau“ wurde zu einer Welt zweiter Klasse; häusliche Tätigkeiten, „privat“ und damit scheinbar weniger wert (da weniger Nachfragenden nützlich[287]), wurden aus dem Konzept der „Arbeit“ herausgenommen und als „weiblich“ definiert, wie übrigens auch das katholisch-kirchliche Leben (Altkatholikenführer Döllinger war der erste, der den Ultramontanismus als solchen pejorativ mit „Weiblichkeit“[288] assoziierte und von „impotenter“ Natur seiner Gegner sprach). Ein spezifisch protestantisch-aufklärerischer Sexismus brach sich die Bahn. Die Frauenbewegung übernahm unreflektiert den Lohnarbeitsfetisch, die unwürdige Schufterei der Männer als „sinnvollen“ Beitrag für die (immer vorgehende) nationale „Gesellschaft“ bewundernd. Die Unternehmer freuten sich über das folgende Überangebot, durch die entsprechende Lohnverknappung wurden bald pro Familie gerne mal zwei Einkommen nötig und man bekam die doppelte Arbeit zum selben Preis, während „Profi-Erzieher“ - wiederum für Lohn - sich der

---

dass die Arbeit „Spaß“ macht, so dass man am liebtsten gar nicht mehr damit aufhören würde, muss man es als absolut würdelos erklären, irgendetwas zu tun, was nicht ein Roboter genausogut erledigen könnte – die Befreiung aus solch unwürdigen Verhältnissen wäre absolut anzustreben.

[287] Oder gar nur einem selbst – wie „asozial“… Der Irrglaube, ausgerechnet Lohnabhängigkeit mache irgendwie „unabhängig“, nur weil man von Personen abhängig wird, die einen nicht lieben, resultiert aus dem wahnhaften Kult um das national vergesellschaftete „Volk“. Freilich wurden viele Frauen zu Hause auch nicht weniger entwürdigt als außerhalb, so dass man diese „Flucht“ (vom Regen in die Traufe) menschlich verstehen kann. Der Kampfbegriff des „Patriarchats“ bezeichnete durchaus eine soziale Realität, nämlich den in der bürgerlich-kulturprotestantischen Kleinfamilie omnipotenten, alles organisierenden Hausvater (den „freien deutschen Mann“), der eine Rolle beanspruchte, die von geradezu heidnischem Heroismus geprägt war, was sich verstärkte, als er sich im politischen und wirtschaftlichen Leben gegen immer mehr Konkurrenz durchsetzen musste.

[288] Die Kirche war im 19. und frühen 20. Jahrhundert in der Tat (noch mehr als heute) „weiblich“ geprägt – es war ein normales Bild, dass nur die Frauen in die Kirche gingen, die Männer dagegen ungläubig waren. Das kulturprotestantische, heroisierende Männerbild (man kriecht doch nicht zu Kreuze…) mag seinen Anteil daran haben.

zurückgelassenen Kinder annahmen: so war allgemeine maximale Verwertung der gesellschaftlichen Arbeitskraft garantiert und zudem eine staatsideologiekonforme Erziehung (frei von „fremden“ Einflüssen) sichergestellt.
Gerade der Bolschewismus des radikalen Etatisten und „Gesellschaftsformers“ Lenin trieb die bürgerlichen Ideale mit seinem Arbeitszwang auf die Spitze („wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!“), er bekämpfte auf das Entschiedenste Müßiggang und Lotterleben; Enteignungen machten die ganze Gesellschaft zur Fabrik, und der „kommunistische“ Staatskapitalismus war noch wesentlich ausbeuterischer als der private Unternehmer. Während noch das Marx‘sche Entfremdungskonzept dem Kapitalismus dessen Drängen nach grenzenloser Produktivität vorwarf, den Verwertungszwang und Warenfetisch, dass Arbeit den Menschen zunehmend beherrscht (der Mensch hat keine Zeit mehr für sich selbst, lebt nur noch für die Arbeit), hat der „real existierende“ Vulgärsozialismus russischer Prägung (wie er vor allem in Asien und der nachkolonialen „Dritten Welt“ verwirklicht wurde) sich einfach antisemitische Neidmuster auf die Fahnen geschrieben (gute Schaffer gegen böse Raffer) und Raubzüge gegen die privaten „Eigennützler“ gestartet, Produktion verstaatlicht und gleichzeitig die Arbeit umso mehr zum allein sinnstiftenden Element erhoben (entlohnbare, abhängige Produktivität als Gradmesser der eigenen Wertigkeit, Nützlichkeit für die nationale „Gesellschaft“ als den Konsumenten)[289]. Er lag damit freilich völlig im Trend der allgemeinen Abhängigmachung aller von allen im Nationalstaat. Diese drängt etwa im staatlich geschaffenen „Gesundheitssystem“ (eine deutsche „Pionierleistung“) zu einer allgemeinen „Volksgesundheit“ und ist damit keineswegs eine willkommene Hilfe zu einem freien Leben, sondern wirkt in erster Linie disziplinierend, in letzter Konsequenz eliminatorisch. Jegliche „Selbstgefährdung“ z.B. sei asozial, da ja die Gemeinschaft für dich zahlt und nicht unnötig belastet werden soll. Gesetze sollen den Einzelnen daher zum Schutz seiner Gesundheit zwingen. Ein kleiner Schritt nur fehlt zur Ausrottung allen „nutzlosen“ oder gar „schädlichen“ Lebens, zur Zwangsabtreibung Behinderter oder zum Euthanasiezwang („warum sollen wir für so unwertes Leben zahlen?“). Ein ausgeprägtes Sozialsystem bedingt immer die Funktionalisierung (und damit Entmenschlichung) des Menschen. Jeder ist zur Mitarbeit an seinem Erhalt aufgefordert, Frauen haben ausreichend zu gebären[290], Kranke

[289] Lenin hielt den Unternehmer für ökonomisch überflüssig, das Wesen aller Ökonomie bestehe in der Arbeit - Menschen wurden zu „Arbeitern“ funktionalisiert, die ganze Bevölkerung wurde „Belegschaft“. Der sowjetische Staatskapitalismus ersetzte den Markt einfach durch die Bürokratie. Er brachte die Vollendung der bürgerlichen Ideale. Der Bolschewismus hatte niemals das Ziel, von Herrschaft und Arbeit zu befreien, sondern brachte den totalen Staat mit restlos erfassenden Arbeits- und Verwertungszwang, „Parasiten“ aller Art eliminierend.
[290] Dem bürgerlichen Gejammer, Frauen würden heute so wenig Kinder bekommen, ist entgegenzuhalten, dass aus katholischer Sicht die Jungfräulichkeit immer die höherwertige

möglichst wenig krank, Alte möglichst wenig alt, Behinderte möglichst wenig behindert zu sein, schließlich belasten sie nun „die Allgemeinheit“. Ein fleißiges, leistungswilliges Arbeitsleben hat selbstverständlich zu sein, schließlich ist man „Einzahler“ und solidaritätspflichtig, alles andere als maximale Leistungs- und Gebebereitschaft sei „asozial“ und potenziell sanktionsbedürftig. Einwanderungswillige (belasten potenziell die sich organismusgleich selbst reproduzierende „Solidargemeinschaft Nation“ zusätzlich) haben bitte zuhause zu bleiben, außer sie sind nützlich und werden „gebraucht“. Was der Nationalismus der „48er“ noch an Restmenschlichkeit übrigließ (viel war es nicht), wurde von Bismarcks Sozialpolitik (Vorkämpfer war nicht zufällig ein eingefleischter Antisemit: der protestantische Berliner Hofprediger Stoecker) endgültig vernichtet. Die nationale Gesellschaft war etwas, das in jeder Hinsicht „gestaltet“ werden sollte, der Mensch und sein Verhalten (und ganz wesentlich: sein Glaube) wurden zum Objekt gestalterischer Politik. Dies war umso tiefgreifender möglich, je grundsätzlicher sich das Menschenbild wandelte. Menschen kommt nach katholischer Auffassung Personalität zu, weil sie Abbilder Gottes (der Person schlechthin) sind. Die Person ist ein für sich bestehendes Wesen, völlig frei, selbstverantwortlich. Nur bis zu einem bestimmten Punkt von animalischen Zwängen des Körpers abhängig, da als geistiges Wesen letztlich darüberstehend, berufen zu Höherem. Der Ungläubige, in deterministischen Aberglauben fliehend, hat deshalb keine Vorstellung von der eigenen Personalität mehr, weil er diejenige Gottes negiert und daher keine Vorstellung mehr vom Menschen haben kann. Antipersonalismus leugnet den Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier, erklärt alles Geistige zu einer Funktion von „Blut“ oder gar „Art“. Hitler z.B. sah den Abstand zwischen den „niedersten“ Menschen und den „höchsten Affen“ als geringer an als den zwischen den „höchsten“ und „niedersten“ Menschen; damit konnte er sich fast wörtlich auf Ernst Haeckel berufen. Begriffe wie Menschenrecht oder Menschenwürde machen dann wenig Sinn mehr[291]. Nicht nur wurde im positivistischen 19. Jahrhundert geleugnet, dass das diesseitige Leben nur eine Durchgangsstation ist, sondern der freie Wille schlechthin, der Mensch wurde zum Teil „der Natur“, war nicht mehr Herr des Kosmos, nur ein höherentwickelter Affe. Als solcher konnte man sich nicht mehr auf einen universellen Geist berufen, wodurch sich das Verständnis von „Vernunft“ radikal änderte. Sie sei nur der Ausdruck eines Strebens nach artgemäßer Instinktbefriedigung. Bereits um 1800 wurde menschliches Verhalten biologistisch-deterministisch erklärt: Franz Joseph Gall meinte, im Gehirn gäbe es z.B. ein „Organ des Hangs zum Stehlen“ oder ein „Organ der Metaphysik“ (er unterschied auch in rassistischer Weise verschiedene „Nationalköpfe“). Denken und Handeln wurden also zu Funktionen des

Lebensform ist. Erst im 19. Jahrhundert finden wir das kulturprotestantische Ideal der (heterosexuellen) „Ehe für alle“.

[291] Die Person stieg ab zur diffusen bloßen „Existenz“.

Körpers, die Geistesfreiheit geleugnet. Büchner nannte Gedanken „Sekrete des Gehirns“. Im NS-Staat tobten sich dann die Anhänger des Tiercharakters des Menschen konsequent und zügellos aus, züchtend, verschneidend und ausrottend. Das waren nicht nur „Nazis“, das waren die entchristlichten Massen.
Biologistischer Determinismus ist immer entschieden abzulehnen. Menschliche Verhaltensweisen werden nicht vererbt. Theorien, jemand „müsse“ wegen irgendeiner angeblichen „Veranlagung“ so und so handeln, führen nicht nur zu Totalitarismus (schlecht „Veranlagte“, „Gestörte“ oder „Entartete“ sollen streng kontrolliert und möglichst fremdgesteuert werden) und Eliminatorismus (vom Wegsperren, permanenten Betäuben bis hin zum Töten), sondern auch dazu, dass jede Hilfe für den Nächsten („zwecklos“) verpönt wird (es geschehen also immer weniger gute Werke) sowie dass man sich selbst für unfähig zum Guten, zur Besserung und Umkehr hält (und jene dann natürlich auch nicht vollzieht). Deutlich gesprochen: immer mehr Seelen kommen in die Hölle, und von dem Rest schöpfen auch immer weniger ihr Potenzial aus. Jeder Determinismus, wie „wissenschaftlich“ er sich auch gibt, ist buchstäblich des Teufels[292]. Du „musst“ absolut gar nichts. Du bist vollkommen frei, Du bist Gottes Abbild. Der Mensch bekommt seine Talente und Charaktereigenschaften von Gott (unter eigener Mitwirkung), der die Seele erschafft, nicht von den Eltern – von denen bekommt man nur schnödes Fleisch[293].
Die moderne Selbstauslieferung an die scheinbar objektive Naturwissenschaft (de facto eine Variante spießbürgerlicher Autoritätshörigkeit) ist begründet in der zwanghaften Suche nach „Naturgesetzen“, welche von der Verantwortlichkeit gegenüber Gott entbinden – dabei ist doch der Begriff des „Naturgesetzes“ ebenso metaphysisch wie der von Freiheit oder Menschenwürde; eine konsequent positivistische Wissenschaft bestünde ausschließlich im Aufgeben jeglicher Wissenschaft. Schon Marx kritisierte, dass zu seiner Zeit etwa die Ausbeutungsverhältnisse der Arbeiter einfach zum Naturgesetz erklärt wurden, damit sakrosankt, scheinbar unumstößlich.
Die bis heute andauernde bürgerliche Vergötzung „der Wissenschaft“ ist von Anfang an explizit gegen den alten jüdisch-christlichen „Aberglauben“ gerichtet (und wurde von

---

[292] Viele Protagonisten der Hirnforschung leugnen heute immernoch ungerührt die Eigenverantwortlichkeit des menschlichen Individuums, die protestantische Prädestinationslehre naturalisierend; etwa Wolf Singer (Stiftungsbeirat der Giordano-Bruno-Stiftung, die solche Thesen massiv propagiert) meint, „keiner kann anders als er ist“, alles Handeln sei biologisch vorprogrammiert, „der Mensch wird von Neuronen gesteuert“, habe keinen freien Willen. Treffend kommentierte die „Zeit“ 2008: „Deutschlands Elite war begeistert, als sie hörte, dass nicht Deutsche, sondern Neuronen den Völkermord an den Juden verübt haben“.

[293] Evolutionisten erklären menschliches Verhalten dagegen gerne mit irgendwelchen angeblich von „Vorfahren“ in grauer Vorzeit weitergegebenen Reflexen bzw. „Urängsten“ – eine besonders perfide Form von Determinismus. Die „Vorfahren“ würden also in uns weiterleben, wir lebten eigentlich „ihr“ Leben weiter.

Nazis und Kommunisten entsprechend ausgiebig propagandistisch genutzt). Anthropologen des 19. Jahrhunderts waren i.d.R. Polyphylisten, Gleichheit der Menschen, allgemeine Menschenrechte und jüdisch-christliche Religion gleichermaßen ablehnend. Zum Nationalismus trugen sie bei, dass die „natürliche Gemeinschaft" endgültig verbiologisiert werden konnte, jegliche kulturelle „Eigenart" umso enger mit der „natürlichen" verbunden gesehen wurde, umso nachdrücklicher staatlich zu schützen und abzusichern seiend[294]. Die „Art" müsse ja unbedingt weiterbestehen, sie sei schließlich Teil der allmächtigen „Natur". Der Begriff des „Fortpflanzungstriebs" (anstelle eines banalen, individualistischen Sexualtriebs) unterstellte dem Tierreich, in das der Mensch verbannt wurde, dementsprechend einen naturgemäßen Hang zur „Arterhaltung". Das Konzept eines „Unterbewusstseins" (das nicht etwa von Freud erfunden wurde, sondern bereits bei Fichte auftaucht) untermauerte zudem den Aberglauben an verborgene „Volksgeister".
Der nervöse Bürger des neuen Nationalstaats ertrug nicht die „reaktionären" Kräfte, jene, die sich nicht zu „guten Deutschen" machen lassen wollten und sich über die neuen Götzen zu erheben wagten. Da ihm unerfreuliche Phänomene nicht mehr mit dem Wirken des Teufels erklärbar waren, mussten wohl menschliche, im Geheimen arbeitende Verschwörergruppen (mit Ursprung in „böse veranlagten" Populationen) hinter allem stehen, was Sand im Getriebe des „Fortschritts" zur „naturgemäßen" Entfaltung der sauber getrennten Nationenwelt darstellte[295]. Urbild moderner Verschwörungshysterie war der englische Antikatholizismus ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts[296]; eine Wiederherstellung der päpstlichen „Universalmonarchie" war in der Frühen Neuzeit die größte Angst der stolzen „Souveräne"[297]. Geblieben ist im 19. Jahrhundert die obsessive Beschäftigung mit angeblichen kirchlichen Grausamkeiten[298]. Der Glaube an die Nation war aufgrund der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert zur vollen Blüte gekommen. Man hatte bereits begonnen, sich z.B. „die Römer" wie die

[294] Jede „Rasse" sollte den ihr gebührenden Platz einnehmen – z.B. der Gründer der Anthropologischen Gesellschaft in Großbritannien, Hunt, wollte überall „Eingeborene" von jedem europäischen Einfluss fernhalten, Rassenmischung erschien ihm als schlimmstes Übel.
[295] Der Teufel macht übrigens keinen „Plan", im Gegenteil ist er völlig destruktiv, reaktiv gegenüber den göttlichen Plänen – ganz anders die angeblichen menschlichen „Verschwörer", die sogar generationenübergreifend an großen „Plänen" arbeiten würden.
[296] Bereits die Schwarze Legende wartete mit protorassistischen Stereotypen auf, eine „unreine" familiäre Verbindung der „blutrünstigen" Spanier mit Arabern bzw. „Mohren" nahelegend.
[297] Antijüdische Mythen des Spätmittelalters unterstellten noch keine weltbezogene Verschwörung, sondern resultierten aus religiösem Unverständnis.
[298] Entsprechende reale Ereignisse verblassen freilich angesichts der Geschichte des Blutrauschs im Namen der „Nation" seit 1789 gewaltig. Richtig schreibt Chesterton, „die einzig wirklich faire Art, das modische Thema 'Verbrechen der Christenheit' zu erörtern, wäre, diese Verbrechen mit denen der Heiden und mit der normalen Praxis der nichtchristlichen Welt zu vergleichen".

modernen Bewohner Italiens vorzustellen oder Gallier als „typische Franzosen“[299]. Seit den 1850er Jahren wurde auch die „Rassenkunde“ immer populärer. Das völkische Denken jener Zeit illustriert z.B. der reich bebilderte Band „Die Völker der Erde“ 1864: dort wird etwa „der Beduine“ (kennt man einen, kennt man alle…) als „treuestes Urbild der Araber“ dargestellt, als „ächter Sohn der Wüste“ (nicht etwa als unechter, der Sohn zweier *Eltern* sein könnte), der „wie vor Jahrtausenden mit denselben Sitten“ lebe (wahrscheinlich bestens Jahr für Jahr dokumentiert), ja „wie zu Abrahams Zeiten“. Überall wimmelt es von „Ureinwohnern“, und über „Mischrassen“ lernt man, dass deren Angehörige „in späteren Generationen gewöhnlich zu einer der Rassen wieder zurückkehren“ (das „Versehen“ also wiedergutgemacht wird, das uniforme „Rassenblut“ hat das komische fremde anscheinend wieder hinreichend verdünnt). In einen zufällig gewählten Jahrgang des nationalliberalen Alb-Boten (der ansonsten in der Zeit im Rahmen des „Klosterstreits“ nahezu täglich mal wieder gegen die „Ultramontanen“ hetzte, sich über Lourdes-Wunder lustig machte[300] und nebenbei die Leser aufforderte, ausschließlich schön „heimisch“ zu kaufen) hineinblätternd, findet man am 7. Oktober 1902 eine komplette Titelseite über die „Menschenrassen der Erde“, wie sie „nebeneinander leben“ würden, mit ihren so typischen Farben und Formen der Haut, Haare, Nasen usw., garniert mit Klischeebildern von halbnackten „Negern“ und schrullige Volkstrachten tragenden pummeligen, zotteligen „Slawen“, während die aufrechten „Germanen“ daneben, als einzige adrett und „modern“‘ gekleidet, an den smarten Kaufmann von nebenan erinnern – die Zeichnungen sollten ja auch den jeweiligen „Rassentyp zum Ausdruck bringen“ und dabei das „ungeheure Übergewicht der Indogermanen über alle anderen“ erkennen lassen (womit logischerweise nicht das zahlenmäßige gemeint sein konnte). Der Biologe Gustav Jäger (Gründer des Wiener Zoos und Entwickler wallender „Reformkleidung“) dichtete den einzelnen „Rassen“ gar unverwechselbare Gerüche an, die jüdischen seien natürlich besonders unangenehm. Nietzsche hielt dabei freilich die Juden für die „stärkste Rasse“ in Europa und sah es als sicher, dass sie, wenn sie es wollten, die Macht auf diesem Kontinent an „sich“ reißen könnten. Während das Mittelalter den Juden als schwach ansah – die „blinde Synagoge“ ist allegorisch stets als schöne Frau, ritterliches Mitleid erweckend, dargestellt – sieht die Moderne sie als „stark“ und damit „gefährlich“ an. Die fixe Idee einer

[299] Bei Thierry haben erst Gallier und Franken gemeinsam „die Römer vertrieben“, dann aber die Franken sich zu Feudalherren über die armen Gallier gesetzt. Auch in Michelets Werken, auf die französische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert größten Einfluss habend, war im Sinne der Aufklärer „das Volk“ epochenüberschreitende Hauptfigur des Narrativs. Jeanne d’Arc wurde bei ihm zur „Nationalheldin“ (im Befreiungskampf gegen „die Engländer“), die Kirche dagegen sei der Nation diametral entgegengesetzt.

[300] Das Phänomen heilenden Wassers war für Bibelkundige freilich nichts, was im 19. Jahrhundert neu gewesen wäre: der Teich Siloah war in jüdischer Tradition bereits dafür bekannt, Jesus schickte den Blindgeborenen dorthin.

„Machtübernahme“ durch Juden, die „die Völker unterdrücken“ wollten, war Allgemeingut jener Zeit und später Hauptinhalt etwa von Hitlers „Mein Kampf“. Schon Wilhelm II sah einen ewigen Kampf der Germanen gegen Rom und Jerusalem und verschlang Chamberlains rassistische Schriften, die er seinen Offizieren zur Pflichtlektüre machte. Dabei hätte man schon wissen können, dass die Vorstellung der Juden als „Rasse“ selbst unter der Voraussetzung, es gäbe so etwas wie „Rassen“, nicht stimmig war. Rudolf Virchow von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nutzte das staatliche Instrument des Schulzwangs, um die biologischen Unterschiede zwischen a priori aufgetrennten „Deutschen“ und „Juden“ in Deutschland zu untersuchen: fast sieben Millionen Schulkinder mussten sich der „wissenschaftlichen“ Untersuchung von Farben und Formen ihres Körpers fügen. „Rassenspezifische“ Unterschiede wurden keine gefunden.
Vom klerikal geprägten Zentrum wurden Juden immer als Religionsgemeinschaft angesehen, nie als „Rasse“ oder „Volk“ [301]. Generell waren Katholiken wesentlich „judenfreundlicher“ als Protestanten. Der aufgeklärt-bürgerliche Hass auf das „Anderssein“ der Juden, die sich „absondern“, dem „Fortschritt“ und der Nationswerdung verschließen, auf den „alten Aberglauben“, der Ziele ins Jenseits verlegt statt in die diesseitig-bürgerliche Ordnung, wurde von gläubigen Katholiken damals logischerweise nicht geteilt[302]. Die jüdische Religion wurde von kirchentreuen Katholiken nicht angegriffen[303]. Der moderne Rassenantisemitismus wurde in der

[301] Bis in die 1850er Jahre hätte auch kein Jude sein Judesein anders als über die Religion definiert.
[302] Anfälliger war man für die damals allgemeine Abneigung gegen den „jüdischen Aufsteiger“, dem in sämtlichen Milieus die Schuld an den sozialen Missständen gegeben wurde. Während freilich die Anhänger der erstgenannten Antisemitismusvariante *grundsätzlich* den Anblick von „Jüdischem“ nicht ertragen konnten, wollten die der letzteren die Juden „nur“ wieder nach „altem Stil“ diskriminiert sehen. Katholiken waren jedoch auch hier weit davon entfernt, die Hauptagitatoren zu sein. Nazi-Autor Schmidt-Clausing (ein abgefallener Priester) nannte Alban Stolz später eine löbliche Ausnahme unter Katholiken der Kulturkampfzeit, da ihm der „Rassegedanke nicht fremd“ gewesen, während ansonsten die „Judenfreundlichkeit“ in der katholischen Kirche nach 1848 nicht mehr aufzuhalten gewesen sei.
[303] Der antitalmudistische Autor August Rohling etwa verlor seine kirchliche Lehrerlaubnis, seine Werke landeten auf dem Index - Unterstützung fand er nur bei der Los-von-Rom-Bewegung. Zentrumsführer Lieber dagegen wandte sich 1895 an ihn, dass man nicht geneigt sei, „den Protestanten (zu) helfen, die Juden zu entrechten“, denn erstens seien danach die Katholiken selbst dran, außerdem wäre so etwas ungerecht, und „ums Recht geht es“. Anfang des 20. Jahrhunderts stellte z.B. das Tagblatt vom Oberrhein immer wieder das Zentrum als die wahre Partei des Kampfes um allgemeine „Freiheit“ dar, während die Nationalliberalen (welche in den Kirchen gespitzelt und denunziert, Priester wegen ihrer Predigten verhaftet und Ordensleute aus dem Land verjagt hatten, ja immernoch die „Zulassung“ von Männerklöstern verhinderten) mit Recht als „Freiheitsfeinde“ bezeichnet wurden.

Kirche niemals rezipiert - sie lehnte jeden Rassismus ab. Die Taufe hatte für Juden dieselbe Wirkung wie für alle anderen auch. Von keinem Papst und keinem deutschen Bischof etwa gab es antisemitische Agitation[304]. Kein bischöflicher Hirtenbrief enthält antisemitische Passagen, dafür gab es 1891 einen gemeinsamen Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe gegen den Antisemitismus. Zwar gab es in den 1860ern auch in der Kirche teilweise[305] eine Stimmung gegen säkulare Juden (wie gegen säkulare Protestanten), aber jene waren nie Hauptgegner. Der ultramontane Bezug auf Rom stärkte eher noch den Hang zur Toleranz (im Gegensatz zum Bezug auf die „deutsche Einheit").
Die freiheitlich-grundrechtlich[306] ausgerichtete Zentrumspartei hatte niemals das Interesse, die Gleichberechtigung der Juden wieder zurückzunehmen (in einer Zeit, als viele berufsständische Vereine noch Juden ausschlossen) – immer wieder wurde sie von den Antisemiten wegen ihrer judenfreundlichen Politik angegriffen. Gerade das vergleichsweise judenfreundliche Rheinland war eine Hochburg des „Ultramontanismus", das Erzbistum Köln früh dezidiert „ultramontan" ausgerichtet, dabei aber politisch durchaus liberal im eigentlichen Wortsinne, weshalb die katholisch-jüdischen Beziehungen dort gemeinhin gut waren; die „Kölnische Volkszeitung" folgte der Linie der Erzbischöfe, die jede Judenfeindschaft rigoros ablehnten[307]. Auch die Mainzer „ultramontane" Zeitschrift „Katholik" weist nach einer Untersuchung des sehr antikatholischen und gewiss nicht wohlmeinenden Sozialhistorikers Olaf Blaschke[308]

[304] Lediglich von Pius IX sind vereinzelt judenunfreundliche Äußerungen überliefert – er war aber keineswegs gegen die Juden als „Rasse" eingenommen, sondern warf antipäpstlich gesonnenen liberalen Juden in Rom auf Seiten der italienischen Nationalisten vor, Feindseligkeit gegen die Kirche zu schüren (was sich auch in Berufsverboten niederschlug). Auch von ihm sind sehr judenfreundliche Äußerungen („sind nicht Juden unsere Mitmenschen, denen wir zu helfen verpflichtet sind?") und Handlungen bekannt; 1847 taufte er persönlich vier römische Juden und hieß sie herzlich willkommen, erzog selbst einen getauften jüdischen Jungen.
[305] Unter Katholiken seit den 1860er Jahren waren vor allem bei der ländlichen Bevölkerung in Bayern und Deutschösterreich antijüdische Vorurteile verbreitet, dagegen kaum im Rheinland oder in der Diaspora.
[306] Zwischen 1900-1912 brachte sie z.B. fünfmal einen Gesetzentwurf im Reichstag zur Religionsfreiheit ein (völlige Freiheit des religiösen Bekenntnisses für jeden Reichsangehörigen fordernd).
[307] Die „Germania" war im Kulturkampf schärfer antijüdisch ausgerichtet, weshalb Windthorst ihren Redakteur Cremer aus der Zentrumsfraktion entließ. Sie fing sich wieder. 1910 rief die Zeitung z.B. dazu auf, „international" zu sein, denn die Sache der Kirche sei international; sich als germanisch, slawisch usw. zu sehen, sei „engstirnig".
[308] Selbst er muss eingestehen, dass Antisemitismus eher dort zu finden war, wo die Menschen „dem ultramontanen Milieu entfremdet waren".

kaum gegen Juden und Judentum gerichtete Passagen auf[309], ja beschäftigte sich zwischen 1870-1887 (als der Kulturkampf am heftigsten tobte) überhaupt nicht mit ihnen. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus stellte 1903 wohlwollend fest, dass die überwältigende Mehrheit der Zentrumszeitungen nicht auf Seiten der antisemitischen Fälscher in der Dreyfus-Affäre standen[310]. Der Vorsitzende des einflussreichen Alldeutschen Verbands (in dem haufenweise nationalliberale und deutschkonservative Lehrer und Professoren organisiert waren und der Juden per se als „Volksfeinde" ansah), Heinrich Claß, warf 1912 dem Zentrum vor, die Juden in Schutz zu nehmen, weil es deren Religion angegriffen sieht, dabei gehe es dem Verband nicht um Religion, sondern um Rasse; Juden würden nicht planvoll und absichtlich die „moralische und politische Zersetzung des deutschen Volkes" betreiben, sondern *könnten* (aufgrund ihres Wesens, ihrer Instinkte) gar nicht anders, als dieses zu tun. Ein Dialog mit „deutschen Patrioten" war schon damals aus intellektuellen Gründen vollkommen unmöglich, nur ein politischer Kampf, von ihnen möglichst in Ruhe gelassen zu werden. Anfang des 20. Jahrhunderts gab es auch einige jüdische Zentrumsabgeordnete. Die Jüdische Rundschau meinte 1909, dass das Zentrum jene Partei sei, die am ehesten jüdische Interessen vertrete. Ludwig Wassermann sah in ihr die beste Vertretung für nationaljüdische und orthodoxe Bestrebungen. Die Deutsche Israelitische Zeitung rief im Januar 1919 zur Wahl der Schwesterpartei BVP in Bayern auf: „Die Partei, welche die Religion und die religiösen Einrichtungen, wie sie bisher segensreich bestehen, aufrechterhalten und schützen will, ist einzig und allein die BVP". Kultusminister Alois Hundhammer (später KZ-Häftling) galt als Freund der Juden, weil er auf der Unvereinbarkeit von Katholizismus und Antisemitismus bestand. Carl Maria Kaufmann bekannte 1921, dass man in Deutschland unter Katholiken kaum einen findet, der sich im Antisemitismus hervortut, dass das Zentrum die „Judenhetze" ausdrücklich abgelehnt hat und Katholiken im Allgemeinen an solcher weniger beteiligt sind als andere. Die Bischöfe hätten die Judenhetze wiederholt durch Wort und Tat verurteilt. Rassentheorien, die biologistische Ausgrenzung solcher, deren Blutabstammung nicht der der Mehrheit entspricht, stünden „nicht im Einklang mit katholischem Denken und Empfinden"; auch Andersdenkende

[309] Auch bei Zeitungen, die Blaschke als „stark antijüdisch" einstuft, wie den „Historisch-Politischen Blättern" (Juden als Repräsentanten der ungeliebten kapitalistischen Wirtschaftsordnung ansehend), beinhalten weit weniger als 1% der Seiten antijüdische Aussagen; zwischen 1838-1920 erschienen dort 44 Artikel mit judenunfreundlichem Charakter (0,3 %, im Schnitt einer alle zwei Jahre). Das Thema „Juden" spielte für Katholiken stets eine vollkommen untergeordnete Rolle.

[310] Auch als 1931 der Film „Der Fall Dreyfuß" in Waldshut gezeigt wurde, wurde er vom katholischen „Tagblatt vom Oberrhein" wärmstens empfohlen: der Film über einen „furchtbaren Justizirrtum", einen Juden, der „endlich" nach „unermüdlichen Kämpfen für Wahrheit und Recht" rehabilitiert wurde, zeige den Sieg des Rechts über das Unrecht", sei „von tiefem sittlichen Gehalt".

solle man demnach „nicht nur tolerieren, sondern lieben“. Auch die katholische Presse der Weimarer Zeit beschäftigte sich im Gegensatz zur säkularen nicht mit der für den Volksmenschen so dringlichen „Judenfrage“[311]. 1922 entgegnete der Zentrumsabgeordnete Loenatz auf eine Anfrage der DNVP zur Einwanderung von „Ostjuden“, dass seine Partei „jeden Radauantisemitismus wie überhaupt jegliche wider die christliche Liebe verstoßende Art der Volksverhetzung mit aller Entschiedenheit“ ablehnt. Kanzler Fehrenbach erklärte in den 1920er Jahren, dass das Zentrum „jeden Klassen- und Rassenhass bekämpft“. Ein weiterer Zentrumskanzler, Wilhelm Marx, sagte 1922, dass Katholiken den Antisemitismus grundsätzlich und bewusst ablehnen und sich verpflichtet sehen, den Hass gegen Mitmenschen, mögen sie auch anderer Überzeugung sein als sie selbst, mit aller Entschiedenheit abzuweisen. Und Ludwig Kaas (ein „Rechtskatholik“)[312] meinte 1932, dass das Zentrum seit seinem Bestehen stets die Gleichberechtigung der Staatsbürger jüdischen Glaubens anerkannt hat und für deren Gleichstellung eingetreten ist. „An dieser Auffassung hat sich nichts geändert und wird sich nichts ändern“. Auch Zionisten wie Georg Karecki sahen im Zentrum allezeit den Hort der Rechte der jüdischen Religionsgemeinschaft. Anfang der 1930er Jahre wählten bis zu 30% der Juden das Zentrum (Uwe Mazura). Nirgendwo sonst konnte man sich als religiöser Mensch (jenseits des Volkskirchenprotestantismus) in Deutschland angenommen und aufgehoben fühlen. Die deutsche Linke, die einst das Potenzial dazu hatte[313], schlug schon im 19. Jahrhundert gruselige Abwege ein - in

---

[311] Im „sozialchristlich“ geprägten Österreich dagegen gab es eine rege antijüdische Presse, und auch sonst war im Ausland die Lage z.T. unerfreulicher. Die Civilta Cattolica war 1850 von einem Jesuiten gegründet worden, der als „christlicher Sozialist“ und Papstkritiker später vom Orden ausgeschlossen wurde. Jesuiten-General Roothaan war kein Freund der Zeitschrift; vor allem in der Dreyfus-Affäre (während der in Frankreich die zuvor stets misstrauisch beäugten Jesuiten von Gegnern als „neuerdings den Antisemitismus für sich entdeckt habend“ bezeichnet werden) spielte sie eine unrühmliche Rolle. Andere jesuitische Zeitschriften waren deutlich gegen den Antisemitismus gerichtet, etwa Le Correspondant (worin Montalambert schrieb) und Etudes in Frankreich oder The Month in England. Gerade in Deutschland (wo die Jesuiten als mit „den Juden unter einer Decke“ steckend galten) und Frankreich galten die Jesuiten stets als tendenziell judenfreundlich. Es waren Jesuiten wie Pierre Charles, die die Juden in Schutz nahmen und den damals hochmodernen Rassismus verurteilten. Ab 1913 positionierte sich der Orden in Frankreich klar gegen den Integrismus.

[312] Er war 1931 z.B. auch eines der namentlich genannten Hauptfeindbilder eines wütenden Leserbriefschreibers (im „Tagblatt vom Oberrhein“ zitiert), die „Erfüllungspolitik“ der „Volksverräter“, dieses „Pfaffenlumpenpacks“, das die „rote Judenschwester“ (Sozialdemokratie) „ins Herz geschlossen“ habe; für solche „Hebräer“ und „Pfaffen-Pharisäer“ (der Papst sei überdies ein „welscher Schuft“, der sich nicht um die Südtiroler kümmere) komme aber bald der „Tag der Vergeltung“.

[313] Marx verteidigte trotz seines persönlichen Krawallatheismus das Recht der Individuen, sich zu Glaubensgemeinschaften zu vereinigen, er wollte keine Staatsideologie als Ersatzreligion, der

sozialdemokratischen Karikaturen bereits der Verbotszeit finden sich antisemitische Stereotype; es galt zudem das nachsichtige Wort August Bebels: „der Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerle“. Für Franz Mehring (SPD, später KPD) war er eine Vorstufe zur Sozialdemokratie. Im Antisemitismusstreit sprang Mehring Treitschke zur Seite, erstrebte unter Berufung auf Marx die „Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum“. In „unserem nationalen Leben“ würden „jüdische Unarten und Unsitten um sich wuchern“, Juden gehe es nämlich nur um ihre eigenen Interessen. Auch Karl Kautsky erwartete freudig das Ende des Judentums (das im Gegensatz etwa zum „Aussterben der Indianer“ nicht bedauerlich sei, sondern „besser für die Gesellschaft und die Juden selbst“) mit dem Ende des Kapitalismus. Die „Linke“ war spätestens im Ersten Weltkrieg nahezu restlos vervolksgemeinschaftet, Arbeiter marschierten in allen Ländern nicht weniger begeistert dem jeweiligen „nationalen Feind“ entgegen als Bürgerliche. Die nationalistischen Gefühle waren allerorts stärker als die „Klassen“-Solidarität. In Deutschland rechtfertigten Genossen dies mit der Aussage, das individualistische, von schwachem Staat geführte England sei konterrevolutionär und Deutschland hätte das sozialere Gesellschaftsprinzip. Das „Volk“ wurde wieder zum „historischen Subjekt“ revolutionären Willens (anstelle des „Proletariats“). Alle Klassengegensätze verschwanden im Krieg plötzlich – die Sehnsucht nach dieser „Kameradschaft“ blieb klassenübergreifend bestehen und erklärt auch den Erfolg der „Volkspartei“[314] NSDAP. Auch die deutsche Arbeiterbewegung der Weimarer Zeit sah die Republik nun als in germanischen Urzeiten (den bürgerlichen Mythos der „germanischen Freiheit“ kritiklos übernehmend) verankert und hatte einen positiven Bezug zu „altdeutscher“ Folklore (Trachten, Lieder) und peinlichen Symbolen wie der blonden „Germania“, die zwischen zwei Eichen auf dem Nürnberger Arbeiter-Sängerfest 1925 auf Festwagen präsentiert wurde (ebenso wie „alte Germanen auf dem Weg zur Sonnenwendfeier“).

Schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts war das Lieblingsthema der „Linken“ der böse Imperialismus. Lenin machte aus der Marx’schen Herrschaftskritik eine bloße Kritik an „Fremdherrschaft“, aus der Kritik an kapitalistischer Produktionsweise eine

---

Staat solle lediglich nicht mehr als weltlicher Arm einer Religion auftreten, Religion „nicht mehr Wesen der Gemeinschaft, sondern das Wesen des Unterschieds“ sein. Funktionalisierung der Religion im Dienst der Herrschenden ist in der Tat kritikwürdig; Religion ist potenziell immer der *Schrecken* der Herrschenden, ist individuelle Befreiung. Nicht erkennen wollten dies offensichtlich die Protagonisten der Pariser Kommune 1871, die nach ihrer Machtergreifung erstmal grundlos über 20 Geistliche (darunter den Erzbischof, dazu noch diverse katholische Laien) ermordeten – ein Vorbild für spätere kommunistische Schergen.

[314] Sie allein richtete sich als erste Partei wirklich an alle „Deutschen“, gleich welchen Standes oder welcher Konfession, war die große „einheitsstiftende“, integrierende Kraft. Entsprechend war ihre Wählerschaft hinsichtlich Herkunft bzw. „Standort“ die heterogenste, geeint durch den Willen nach zukünftiger Einigkeit.

personalisierte Kritik an „Ausbeutern“. 1916 hetzte er gegen dieses „Häuflein Monopolisten“, diese „Handvoll skrupellose, in Laster und Luxus erstickenden Milliardäre“, die „möglichst viele Ländereien an sich reißen wollen“, nur der „Rohstoffquellen“ wegen; die paar „Wucherstaaten“ („Schmarotzer am Körper der übrigen Menschheit“) würden die Vielzahl an „Schuldnerstaaten“ schamlos ausnutzen, getrieben von ein paar „Müßiggängern“, die, von der Produktion völlig isoliert, nur von „Spekulationen“ und anderen „Finanzmachenschaften“ lebten. Kein antisemitisches Klischee somit auslassend, wurden bei Lenin die „unterdrückten Völker“ zum revolutionären Subjekt, die „Selbstbestimmung der Nationen“ zum vordersten „sozialistischen“ Ziel. In der Sowjetunion wurden die Menschen nach Nationalitäten eingeteilt, „autonome Republiken“ für sie eingerichtet. Wenn die Muttergottes in Fatima[315] von den „Irrtümern Russlands“ spricht, kann damit nur der (schon damals die Linke dort dominierende) leninistische Bolschewismus gemeint sein, waren doch Marxismus, Anarchismus usw. in Deutschland bzw. westlichen Ländern entstanden[316]. Der Unterschied besteht vor allem im Nationalismus der Bolschewisten (die penetrant volkstümelnde Opposition der Zarenzeit fortsetzend), verbunden mit einem extremen Etatismus.
Schon Lenins Vordenker, der nationale Sozialist Tkatschow, hielt die Russen für von *Natur* aus dem Sozialismus und der Idee des Gemeingutes zugeneigt. Diese Volksnatur komme in der Revolution einfach zu ihrem Recht. Der Nationalismus war somit Triebkraft für die Revolution, die (analog zum völkischen Milieu des Westens) besonders das Bauerntum glorifizierte. Lenin bekannte sich 1914 zum „Stolz“ auf die „russische Nation“, wollte ein souveränes „republikanisches Großrussland“, das neben anderen Staaten stünde – an „Weltrevolution“ dachte er nicht, nur an sich gegenseitig stützende „nationale“ Revolutionen (gegen böse Imperialismen). Die leninistische Verweigerung, für den Zar einen Krieg gegen die Deutschen (die auch ein Recht auf ihren Nationalismus hätten) zu führen, machte in den Nachkriegsjahren Schule in der

[315] Die Fatima-Erscheinung fand 1917 in einer Situation statt, als in Portugal (seit 1911) eine extrem antiklerikale (natürlich nationalistische) Regierung herrschte, die Priester gewaltsam verfolgte und an den Schulen atheistische Weltanschauung verbreitete. Hierin muss man das Übel des Bolschewismus erkennen. Hildebrand bemerkte, dass viele den Bolschewismus dagegen aus völlig nichtigen Gründen kritisieren, etwa weil er ihr Vermögen bedroht oder gar weil er „international“ sei.

[316] Es ist ein antisemitischer Mythos, die kommunistische Revolution sei von Juden getragen gewesen; im Gegenteil standen die allermeisten Juden auf der Seite der liberal-demokratischen Republik, gegen die sich die Oktoberrevolution richtete (das Zarenreich war bereits abgeschafft) und waren den Bolschewiken (bei denen lediglich einige glaubenslose „Abstammungsjuden“, die das Judentum verachteten, vertreten waren) verhasst.

Linken der westlichen Länder, die ihre Regierungen mit Schimpf und Schande bedachten, was ihnen eingefallen sei, solch einen Krieg geführt zu haben[317].
Goebbels (der sich 1923 vom „Internationalismus“ abgewandt hatte und fortan „deutscher Kommunist“ nannte) hielt den Bolschewismus für „gesund in seinem Kern“ und sah Lenin korrekt als „Erben des russischen Nationalismus“, der Marx geopfert hätte, um der „Nation“ die Freiheit zu bringen. 1924 äußerte er sich ganz euphorisch dem „neuen Staatsgedanken“ in Russland gegenüber[318]. Auch Stalin, die „großrussische Nation“ vergötzend und konsequent den Weg des „Sozialismus in einem Lande“ gehend (seien erstmal die „Völker befreit“ und hätten „Volkswirtschaften“ aufgebaut, würde alles gut) [319], beurteilte er 1929 positiv.
Die Verfolgung der Kirche wurde erst im leninistischen Bolschewismus zum festen „sozialistischen“ Programm. Während der Kampf gegen die Religion bei Marx noch eine philosophische Auseinandersetzung war, ging Lenin wesentlich weiter – die „Verdummung der Arbeiter“ (ausgerechnet) durch die Religion sollte ein für allemal beendet werden. Nach ihrer Machtübernahme in Russland verwüsteten die Bolschewiken erstmal Kirchen und Synagogen. Die „Reichspogromnacht“ hatte hier ihre Vorläufer, Torarollen landeten auf dem Schutt. Gleich 1918 wurden 28 Bischöfe ermordet und rund 1.200 Priester. Der Kirchenbesitz wurde verstaatlicht. Die Zahl der Kirchen schrumpfte unter den Sowjets auf 10% der vorigen Zahl zusammen[320].

---

[317] Englische Sozialisten etwa meinten 1937, im Gegensatz zum aktuellen Krieg in Spanien seien die Arbeiter im Ersten Weltkrieg nicht für ein „*real ideal*“ gestorben (Daily Herald), allgemein gewann in der Gesellschaft eine „Desillusionierung“ bezüglich des Krieges die Oberhand, pazifistisch-isolationistische Meinungen beeinflussten auch die Regierenden bis hin zur Appeasement-Politik Neville Chamberlains. Gegen Katholiken in Spanien zu kämpfen war noch OK, nicht aber gegen die armen Nazis…

[318] Er, fanatischer Antisemit, über den nationalrevolutionären Strasser-Flügel zu „Bewegung“ gekommen, sah den Bolschewismus also keineswegs als „jüdisch“ an.

[319] Juden galten, da „antinational“ und überall verbreitet, als Parasiten, die in „fremden“ Volkswirtschaften Profite absaugen würden. Ein militärischer Orden der Stalinära erinnerte passenderweise an Bogdan Khmelnitzky, der im 17. Jahrhundert gegen Polen-Litauen kämpfte und tausende Juden in der Ukraine umbringen ließ. Rabbiner hatten unter Stalin ebenso zu leiden wie christliche Priester, Synagogen wurden geschlossen, Hebräischunterricht verboten. Im „Großen Vaterländischen Krieg“ ab 1941 vermied man in der Propaganda bewusst den Aufruf, den „Sozialismus“ zu verteidigen – zu schützen sei vielmehr das „Vaterland“; konsequenterweise wurden alle Deutschen in der Sowjetunion verfolgt, auch die loyalsten Kommunisten – dem „Volkstum“ gegenüber sei man stets loyaler, dies sei ganz natürlich und normal.

[320] Ab 1959 wurden dann alle Schulkinder im Fach „Wissenschaftlicher Atheismus“ unterrichtet, ab 1961 hieß es im Parteiprogramm ganz offen, dass die Bürger „im Geiste der materialistischen Philosophie“ zu erziehen seien, um „sie von religiösen Vorurteilen und Überbleibseln zu befreien“. Die Kirchen sollten aussterben und nicht mehr um neue Mitglieder werben dürfen.

Ist diese Barbarei Ausdruck der sozialistischen oder der nationalistischen Ideologie? Die totalitäre Anmaßung über den Glauben der unterworfenen Menschen war keine sozialistische Erfindung. Was sonst war das vom Souveränitäts-Wahn der Renaissance geprägte „cuius regio, eius religio"-Prinzip der Monarchen, Fürsten und Städterepubliken? Was sonst war der Josephinismus? Letzterer war sogar noch schlimmer, gab er sich doch als „katholisch" aus, während die Bolschewiken wenigstens mit offenen Karten spielten. Die idealerweise weltweite Eliminierung des Glaubens war bis dato Programm lediglich der neuheidnischen „Völkerbefreier" des 19. Jahrhunderts. In Ruanda und Jugoslawien warnte Maria 1981 dementsprechend (erfolglos) vor Kriegen, die rund eine Dekade später aufgrund des Nationalismus (keineswegs des zusammengebrochenen Sozialismus) geführt werden sollten.
Die KPD war unter russischem Einfluss in den 1920er Jahren ganz auf antiimperialistischen Kurs gebracht. August Thalheimer warnte in der „Roten Fahne" vor einem Bündnis mit den Bürgerlichen, denen „Nationalität völlig gleichgültig" sei. Die einzige nationale Partei sei die KPD. 1923 ging sie offen auf völkische Parteien zu. Führende Mitglieder sprachen auf NSDAP-Versammlungen, etwa Hermann Remmele in Stuttgart, wo er die Anwesenden für ihren Kampf gegen das „jüdische Finanzkapital"[321] lobte, aber ebenso den Kampf gegen das Industriekapital forderte (Zwischenrufe: „bekämpfen wir genauso!")[322]. Ruth Fischer („Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laternen, zertrampelt sie!") erklärte kurzerhand alle zu „Klassenkämpfern", die gegen das „Juden-Kapital" seien. Mitte der 1920er gerieten jüdische Siedler in Israel ins Visier der „Roten Fahne": Zionisten galten der KPD als „Kettenhunde des englischen Imperialismus" (ähnliche Begriffe verwendete die NSDAP[323]), so wie sie heute als Agenten des US-Imperialismus gelten (Juden werden in antisemitischer Tradition stets als jene dargestellt, die sich dem an den Hals werfen, der gerade an der Macht ist, um selbst Macht zu gewinnen). Die Sympathien für angeblich „unterdrückte Völker" bewog die KPD-Zeitung „Die rote Fahne" bereits ab 1922 dazu, auch Deutschland als bemitleidenswerte „Kolonie" darzustellen, vom bösen Imperialismus

---

Auch griffen die Behörden ein, wenn z.B. zur Buße oder ähnlich Unmannhaftem aufgerufen wurde.

[321] Schon 1920 zeigte eine Wahlwerbung einen finsteren, dicken „Finanzjuden", der hinter reaktionären „Junker"-Typen bzw. Offizieren steht.

[322] Gleichzeitig wurde die Abneigung gegen die „Ostjuden" geschürt, ihnen etwa in den „Sozialistischen Monatsblättern" ihre „übertrieben individualistische Einstellung" zum Vorwurf gemacht (sie kamen teilweise als „Wirtschaftsflüchtlinge", sich mehr wirtschaftliche Freiheiten erhoffend – sowas passte dem deutschen Pöbel schon damals nicht, 1923 kam es in Berlin zu ersten Pogromen).

[323] Auch Nazi-Chefideologe Rosenberg hetzte bereits 1922 gegen die „gewaltsame Judaisierung Palästinas". Im „Tagblatt vom Oberrhein" dagegen wurde z.B. noch 1931 über heimtückische Morde an Juden im Heiligen Land berichtet.

unterjocht; 1923 lautete eine Schlagzeile „Der internationale Schacher um die Kolonie Deutschland“. Ab 1925 war die Solidarität mit „antikolonialen Befreiungskämpfen“ zu einem der zentralen Themen der KPD geworden[324].
1930 verabschiedete sie ihr Programm zur „nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes“, in der sie sich weiter als die einzige wahrhaft nationale Partei stilisierte, die NSDAP dagegen stünde auf der Seite des per se „internationalen“ Kapitals. In Kreisen der SPD hieß es darauf, die KPD werde „nationalistischer als Hitler“. Aber sie war es nach eigenem Selbstverständnis schon längst.
Sie stänkerte nicht weniger gegen Youngplan, den „Versailler Raubfrieden“ und die sozialdemokratische „Erfüllungspolitik“ gegenüber Frankreich. Banken und Großhandel, diese „Wucherer“, sollten „nationalisiert“ werden, das „internationale Finanzkapital“ war Inbegriff des Bösen. Von Juden wurde vollständige Assimilation verlangt[325].
Auch ein Blick in die lokale Tiengener KPD-Zeitung (namentlich gegen spätere Shoah-Opfer hetzend) bestätigt das Bild. Hitler wird als von der „internationalen Hochfinanz“ unterstützt dargestellt, die Nazis seien „Freunde der reichen Juden“ (dazu sieht man schmissige antisemitische Karikaturen); der „Brudermord“ in der arbeitenden Bevölkerung wird bedauert; nur die KPD würde Schluss machen mit „Juderei“ und „Judentricks“. Im Zug habe man schon einen Juden sagen hören, Hitler sei ihm lieber als die Diktatur des Proletariats[326]. Es ist klar, dass den Juden im Fall einer Machtübernahme ebenso wie kirchentreuen Katholiken kaum Besseres als in Russland bevorgestanden hätte.
Die Kirche erkannte frühzeitig die neue Qualität des Souveränitätswahns in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Die Einführung des Christkönigsfestes war ein kraftvoller Widerspruch gegenüber weltlichen Mächten, welche die Individuen

[324] Natürlich nicht mit der einzigen Nationalstaats-Bewegung, die *wirklich* aus Unterdrückten und Verfolgten bestand, der zionistischen nämlich.
[325] Kommunistenführer Heinz Neumann forderte 1930 die Nazi-Wähler durchaus folgerichtig auf, den „Bruderkrieg“ zu beenden und gemeinsam zu kämpfen. Schon damals waren über ein Fünftel der NSDAP-Mitglieder Arbeiter, die KPD wetteiferte mit ihr um Stimmen mit Hilfe nationalistischer Argumentation – und verlor. 1933 kamen bereits rund 40% der NSDAP-Wähler aus Arbeiterhaushalten, die Partei bediente sich ihrerseits offensiv ruppig-sozialistischer Wahlpropaganda (für „Verteilungsgerechtigkeit“ usw.), so dass eine Unterscheidung schwerfiel.
[326] Einer der Verantwortlichen für diese Zeitung, später als „Spanienkämpfer“ (sicherlich seine Tage mit Blümchenpflücken verbracht habend statt mit dem üblichen Massakrieren von Priestern, Vergewaltigen von Nonnen, Zerstören von Kirchen und Schänden von Friedhöfen) inhaftiert, galt nach dem Krieg als „NS-Verfolgter“ und erhielt neben den üblichen Entschädigungen später sogar einen „Stolperstein“, wie die ermordeten Juden und Priester, gegen die er selbst einst den Hass angestachelt hatte. Einer seiner Genossen wurde nach der Machtübernahme SA-Mann und machte sich einen Namen als fanatischster Schläger seiner Truppe und maßgeblicher Akteur bei der Synagogen-Schändung.

vereinnahmen wollten und sich als befehlsmächtiger aufspielten als Gott es sei, gerade also gegen den Nationalismus (der am meisten das Individuum vereinnahmt). Nur Christus ist der Herr des Christen, kein König, keine Nation. Christus ist dabei nicht König eines bestimmten irdischen Reichs, sondern König der gesamten Kirche, Seines einen Volkes[327].
Ab 1926 kam es auch in Mexiko zu einer weitreichenden Katholikenverfolgung[328]. Zunächst wurden die Orden verboten, das kirchliche Zölibatsgesetz für „abgeschafft" erklärt, eine vom Staat kontrollierte „Nationalkirche" sollte an die Stelle der romtreuen Hierarchie treten. Ein Aufstand (zumeist benachteiligter ländlicher Bevölkerung) folgte, bei dem rund 35.000 Menschen ihr Leben ließen, als Verteidiger der Rechte der Kirche (Christus wörtlich als König bekennend). Viele Geistliche flohen in die USA[329]. Auch viele der spanischen Märtyrer starben wenig später, 1936 mit dem Bekenntnis zum „Christkönig" auf den Lippen. Im spanischen Bürgerkrieg tobte sich erbarmungsloser Hass gegen die Kirche aus - und das, obwohl während der Monarchie von einem Klerikalismus in keiner Weise gesprochen werden konnte: seit Mitte des 19. Jahrhunderts war fast das gesamte Kirchenvermögen konfisziert, Bischöfe hatten ein vergleichsweise bescheidenes Einkommen, einfache Priester erst recht. Der fanatische Hass hatte also keinerlei rationale oder materielle Grundlage. Man mochte einfach die Botschaft von Gott nicht und verhielt sich demonstrativ, als gäbe es Ihn nicht und insofern keinerlei sittliches Gesetz. Unter der neuen Regierung von 1931 wurde sogleich der Jesuitenorden mal wieder verboten, und der in Spanien besonders extreme Antiklerikalismus konnte sich hemmungslos austoben. Dutzende Kirchen und Klöster wurden niedergebrannt, ohne dass die Regierung willens war, sie zu schützen. Wie später bei der Reichpogromnacht (gegen die Synagogen) schauten Polizei und Feuerwehr zu, ohne einzugreifen. 1933 wurde der gesamte verbliebene kirchliche Besitz verstaatlicht. Als im November 1933 die katholische CEDA die Wahlen gewann, kam es

[327] Pius XI betonte bei der Einführung, dass es Christus ist, der alle Macht auch auf der Erde hat (Mt 28,18) und dass die Kirche Sein Reich auf Erden darstellt, das sich auf alle Menschen überall ausdehnen soll – eine klare Ansage gegen alle partikularistischen Herrscher und „Völker" der Erde.
[328] Schon ab 1917, dem Jahr der Fatima-Erscheinung, wurde aller kirchliche Grundbesitz enteignet, Schulen und Kindergärten geschlossen, ausländische Priester vertrieben.
[329] Der bekannteste Märtyrer ist Pater Miguel Pro SJ, der heimlich den Gläubigen „verbotenerweise" die Sakramente spendete und dafür hingerichtet wurde. Die vielen heiliggesprochenen Märtyrer (insbesondere Geistliche) hatten nie eine Waffe erhoben, sondern waren von Regierungstruppen nur deshalb ermordet worden, weil sie sich weigerten, dem Glauben abzuschwören, darunter auch Jugendliche (z.B. der 13jährige José Sanchez del Rio). Pfarrer Gorrca von Zacatecas war z.B. ein Märtyrer des Bußsakraments, da er sich weigerte, preiszugeben, was ihm einige „Hochverräter" vor ihrer Hinrichtung erzählt hatten. Allein unter Präsident Calles wurden 160 Priester z.T. bestialisch ermordet.

in der Folge zu Aufständen. Im Bergbaurevier von Asturien wurden 34 Geistliche ermordet (darunter viele, deren „Vergehen“ darin bestand, Kinder christlich erzogen zu haben). 1936 gewannen wieder die Linken; wieder brannten die Kirchen unter den Augen der Regierung, ein konservativer Abgeordneter wurde ermordet, so dass sich Teile des Militärs und der spanischen Bevölkerung gegen die Regierung erhoben. Es begann der Rote Terror (nachdem die Regierung linksradikale Organisationen mit Waffen ausgestattet hatte): bis Dezember wurden über 7.000 harmlose Priester und Ordensleute ermordet (11-12 % der männlichen Geistlichen Spaniens)[330], darunter 13 Bischöfe und fast 300 Nonnen. Von allen Opfern des Roten Terrors (der auch zahlreiche andere vollkommen unschuldige, aber eben fromme Katholiken traf) machten Geistliche fast 10 % aus. Diese massenhafte Tötung war beispiellos in der Geschichte, höchstens die Gräuel der Französischen Revolution können noch ansatzweise als Vergleich für die Barbarei, mit der man beim Morden vorging, dienen. Im kommunistischen („republikanischen“) Teil Spaniens wurden gleich zu Beginn des Bürgerkrieges über 20.000 Kirchen zerstört (Gottesdienste natürlich verboten). 1937 waren dort sämtliche Altäre und Stätten der Verehrung zertrümmert. Kirchengebäude, sofern sie überhaupt noch standen, wurden in Garagen, Geschäfte oder Büros umgewandelt. Polizisten durchsuchten Privathäuser nach religiösen Objekten und zerstörten sie. In der sozialistischen Zone konnte man für das Tragen einer religiösen Medaille umgebracht werden. Religiöse Gegenstände wurden entweiht und zerstört, und wie in der Französischen Revolution, an die sich der Terror eng anlehnte, gab es systematische obszöne Schändungen von Friedhöfen und Leichen (vorzugsweise von Nonnen). Geistliche saßen in Haft, nur weil sie Geistliche waren. Sie wurden nicht einfach getötet, sondern dabei brutal gequält, teilweise lebendig verbrannt oder begraben. Wie schon in Mexiko war auch beliebt, ihnen die Hände abzuhacken, damit sie nicht mehr segnen konnten. Gerade unter den kontemplativen Orden, die sich gar nicht um Politik gekümmert hatten, war die Zahl der Todesopfer hoch (z.B. Passionisten oder Karmeliter; ihre Asche wurde z.T. als Dünger benutzt – hier ist kein Unterschied zur Menschenverachtung in den KZs erkennbar; die zerstückelte Leiche der Karmelitenoberin in Barcelona wurde Schweinen zum Fraß vorgeworfen), und natürlich unter jenen, die mit Jugendlichen zu tun hatten (Salesianer, Maristen-Schulbrüder). Im „nationalistisch“ eroberten Teil waren die Geistlichen geschützt, ansonsten wäre der Blutzoll sogar noch viel höher gewesen. Ohne jeden Zweifel waren auf jener Seite die „Guten“, trotz der faschistischen Tendenzen, die indes nichts mit der Situation in Deutschland gemein hatten[331]. Die weitaus meisten auf Seiten der „Nationalen“ waren

[330] Etwa im Bistum Barbastro wurden damals über 80% der Geistlichen (inklusive dem Bischof) ermordet und fast alle Kirchen zerstört.

[331] Während z.B. in Deutschland die Nazis die „Zigeuner“ verfolgten, wurde zur selben Zeit in Spanien 1936 der Familienvater Zephyrinus Jiminez Malla, den Rosenkranz betend, von Kommunisten ermordet - der erste seliggesprochene Roma. Das franquistische Spanien ließ auch

keineswegs Faschisten, sondern Konservative, die sich gegen eine revolutionäre und extrem kirchenfeindliche Bewegung zur Wehr setzten, die in ihrer Gewaltbereitschaft mit den Nationalsozialisten weitaus mehr gemein hatte als mit einer freiheitlich-demokratischen Republik[332]. Der spanische Bürgerkrieg war, ebenso wie die Französische Revolution, weniger ein Krieg um die „richtige" Regierungsform, sondern in weiten Teilen ein Vernichtungskrieg gegen die Kirche[333]. Dem „roten Terror" fielen während des Krieges bis zu 70.000 Menschen zum Opfer.
Dies soll nicht den unchristlichen, rächenden „weißen Terror" nach dem Krieg rechtfertigen[334], auch nicht die folgende Militärdiktatur (von der Kirche noch abgeschwächt), aber jegliche Glorifizierung oder auch nur Rechtfertigung der von der Sowjetunion mit Waffen unterstützten „Spanienkämpfer" ist völlig unangebracht. Während in Deutschland der Nationalsozialismus tobte, ein „linker Widerstand" also bitter nötig gewesen wäre, zogen es die Genossen vor, in der Sonne Spaniens ein paar Kirchen und Siedlungen frommer Konservativer zu verwüsten – was viel über ihr Verhältnis zur NS-Herrschaft aussagt und ihre Prioritäten, was nicht nur für deutsche Linke gilt[335].
Was war der vielgescholtene spanische „Nationalismus"? Nicht jeder Staat ist gleich, es gibt bessere und schlechtere, daher auch Nationalismen, die tolerabler sind als andere. Eine spanische „Nationalgeschichtsschreibung" setzt erst in den 1870er Jahren ein. Erst seitdem machte man sich in Spanien überhaupt Gedanken über „nationale Identität"!

---

etwa vor den Nazis flüchtende Juden immerhin durchziehen, während westliche Staaten sie schon an den Grenzen abwiesen. Die erste große jüdische Fluchtbewegung gab es 1940, als 50.000 französische Juden nach Spanien flohen; seit 1939 ließ z.B. Großbritannien kaum noch Juden ins Land (selbst nur noch wenige nach Palästina, aus Furcht vor weiteren dortigen Aufständen).

[332] Viele prominente katholische Gegner des Nationalsozialismus und jeglichen Rassismus wie der Schriftsteller Tolkien traten insofern offen für die „Nationalen" ein, als sie von den antikirchlichen Gräueltaten hörten.

[333] Diesen Krieg, nicht etwa den Zweiten Weltkrieg (welcher die Welt vom Nationalsozialismus befreite), dürfte Maria in Fatima gemeint haben, als sie einen schlimmeren Krieg als den damals ausgetragenen ankündigte.

[334] Der Papst bat im September 1936 um Vergebung für die spanischen Kirchenverfolger, die „niemals aufhören, unsere Söhne zu sein, trotz ihrer so grausamen Taten gegenüber den Personen und Dingen, die uns heilig sind", ja er rief dazu auf, „sie zu lieben mit besonderer Barmherzigkeit". Dies blieb die Linie der Kirche in diesen Zeiten: immer vergebungsbereit, so entsetzlich die Verfehlungen auch waren.

[335] Wenn sich heute „linke" Heuchler empören, die Kirche hätte sich im NS-Staat zu wenig für die Freiheit der Kommunisten (sofern sie aufgrund weiterer politischer Betätigung verfolgt wurden) eingesetzt: hätte sich die Kirche ernsthaft für ein Recht auf Propaganda für jene Bewegung einsetzen sollen, die gerade in Spanien Priester abschlachtete und die Religion verbieten wollte, in vielen Weltgegenden einen Vernichtungskrieg gegen sie führend?

Und wie sah die aus? Die Kolonialgeschichte wurde zuvor meist lapidar in dem Sinne abgehandelt, dass dank der spanischen Krone eben der Glaube und die Zivilisation dorthin gekommen waren. Nun bekam genau diese Leistung etwas die spanische Nation Konstituierendes. Alle spanischen Historiker des 19. Jahrhunderts sahen diese Nation (im fundamentalen Gegensatz zu fast allen anderen Nationenmachern) gerade nicht über die Rasse bzw. gemeinsame Abstammung, sondern über die Mischung verschiedener ethnischer Gruppen unter einer universalen Kultur definiert. Pompeyo Gener schilderte 1887 das spanische Reich als Resultat der Vermischung vieler Rassen, geprägt vom katholischen Universalismus, dem Expansionsdrang der missionierenden Religion[336]. „Spanien" war nicht beschränkt auf einen bestimmten Flecken Erde, sondern in allen Territorien des Königs präsent. Gener vertrat bereits den modernen Ansatz, dass die Nation nur über die subjektive Identifikation mit ihr existiert (eben nicht von allein). Spanien sei nur über seine imperiale Vergangenheit zu verstehen. Auch A.C. del Castillo betrachtete Spanien als transatlantische und multiethnische Nation (nicht an ein bestimmtes Territorium gebunden), die lateinamerikanischen „Befreiungskriege" als Bürgerkriege unter Spaniern; für Maldonado Macanaz hatte Spanien verinnerlicht, dass alle Menschen desselben Ursprungs und Brüder, ja gleich in Gottes Augen sind, was das spanische Reich (als das perfekte Kolonialreich, mit dem urchristlichen Ziel, unbekannte Länder zu zivilisieren) vom britischen unterscheide, da die Briten keine Vermischung wollten und die Eingeborenen unterdrückten. Spanien hätte verfeindete Stämme geeint, auch afrikanische Sklaven im Vergleich viel menschlicher behandelt, sie sollten zu Christen und Spaniern werden, wozu die Vermischung wichtig war; in den neuen Städten lebten alle zusammen (der Urbanismus erscheint im spanischen „Nationalismus" also, eine weitere Besonderheit, positiv)[337]. Laut Manuel Anton y Fernandez glaubten

[336] In der sektiererischen „Palmarianischen Kirche" wird heute gar die Hispanisierung aller Katholiken angestrebt, die Sprache des weltweiten Gottesvolkes untereinander solle Spanisch sein. Es wird dabei ausdrücklich verdammt, sein Vaterland mehr zu lieben als Christus und die Kirche, welche über allen Nationen stehen; jedes Land sei mit der ganzen Erde für das Feuer bestimmt, Katholiken hätten untereinander eine viel innigere geschwisterliche Beziehung als zu bloßen „Landsleuten"; Spanien liebt man wegen des dort präsenten Glaubens, nicht der Schönheit des Landes, und würde seine Zugehörigkeit sofort aufgeben, wenn Spanien nicht mehr für den wahren Glauben stünde und fliehen, wenn man verfolgt würde, hänge nicht „fanatisch am spanischen Land"; im Himmel gäbe es keine Nationen, Sprachen, Rassen oder andere Unterschiede, Verdienste werden von Heiligen erworben, nicht Nationen, Heilige sollen ungeachtet nationaler Schranken verehrt werden, es komme bei ihnen allein auf die Tugenden an, nicht auf Sprache, Rasse oder soziale Schicht (Schreiben des Oberhauptes im Februar/März 1978). Man betont zugleich das „jüdische Blut" Jesu, dass die Juden nach wie vor das auserwählte Volk seien und ihre Bekehrung (sie zu den größten aller Verehrer Christi machend) im Himmel die größte aller Freuden auslöse.

[337] Auch E. de Aguilera y Gamboa sah im Kolonialismus einen Gnadenakt, der religiösen Pflicht nachkommend, Menschen vor Barbarei und Verwilderung zu retten. Manuel Pedregal erkannte

die alten Spanier (im Gegensatz zu „aufgeklärten“ Anthropologen) an die Gleichheit der Rassen und des intellektuellen Potenzials (Rückständigkeit führte er auf die natürliche Umwelt zurück). Rafael Altamira meinte, reine Rassen würden nicht existieren, alle existierenden Völker seien Resultat von komplexen und variablen Vermischungen. Nationen entstünden erst aus gemeinsamen *Interessen*, die kontinentübergreifend sein können. Auch Jeronimo Becker sah in Spanisch-Amerika einen normalen Teil Spaniens, mit denselben Gesetzen, alle Bevölkerungsgruppen waren mit den peninsularen Spaniern rechtlich gleichgestellt. Auch in den losgelösten Republiken Lateinamerikas ist bis heute das Konzept der „Hispanidad“, auf die man sich positiv bezieht, weitverbreitet. Die spanische konservative Nationalgeschichtsschreibung war ein antirassistischer Leuchtturm in Zeiten, als die Idee der „Rasse“ von rechts nach links die Welt ins Delirium trieb.
Dieses sehr spezielle Verständnis der spanischen „Nation“ gilt es immer zu bedenken, wenn im Bürgerkrieg von der „nationalistischen“ Seite gesprochen wird – der Nationalismus in Spanien war (zumindest unter gläubigen Katholiken) andersartig als etwa der in Deutschland, Italien oder auf dem Balkan. Jenem entsprechen eher die Separatismen in Katalonien oder dem Baskenland (als konsequent ethnische Nationalismen, von individuellem Willen, Moral und Religion unabhängig)[338]. Der spanische „Nationalist“ war umso stolzer, je mehr „Rassen“ in das spanische Reich eingegliedert wurden, mit ihm verschmolzen. Spanien war ein Ideal (das Ideal der einen, weltweiten katholischen Zivilisation), das krasse Gegenteil einer „Abstammungsgemeinschaft“. Von einer solchen Nation könnte ein Katholik sogar guten Gewissens die Hymne mitsingen – aber natürlich benötigt jene keinen derartigen neumodischen Unfug, man nutzt stattdessen einen textlosen Königsmarsch.

---

als Hauptziel der Spanier die Christianisierung der Indianer (im Gegensatz zu England), die stets als Brüder behandelt wurden; sie seien vor Gewalt durch andere Stämme geschützt worden, alle standen unter demselben Gesetz. Julian Juderias sah im Kolonialismus den Ausdruck des „spanischen Wesens“: das Christentum verbreiten, Wilde zivilisieren; einzelne Fälle von Gewalt seien gegen den Willen des Königs gewesen und kein Vergleich zu den systematischen rassistischen Gräueln in den niederländischen oder englischen Kolonien.

[338] In Spanien ist es die Linke, die extrem identaristisch ist, die Bevölkerung nach „Nationalitäten“ aufteilt und teilweise deren Separatismus unterstützt, während die Rechte durch Loyalität zur Krone gekennzeichnet ist, „staatsbürgerlich“ denkt. Angriffe auf die spanische Einheit (im 19. Jahrhundert: auf die des spanischen Weltreichs) sind traditionell zugleich Angriffe auf die Kirche und die Vergangenheit des spanischen Staates als Stütze des weltweiten Katholizismus. Nationalistische Unabhängigkeitsbewegungen wie die katalanische werden nur deshalb heute nicht als rechtsradikal bezeichnet, weil man sich als Opferkollektiv des franquistischen „Faschismus“ präsentiert, während man in Wahrheit einfach ein Konkurrent um die „wahre“ Nationalität der penetrant umworbenen Bevölkerung war (und zwar der unsympathischere, da völkisch argumentierend).

Der Kampf um das Katholische in der Kultur

„Da die Liturgie älter ist als die jeweiligen Bräuche, wird es schwerfallen, deren Abhängigkeit von den entsprechenden Perikopen zu widerlegen. Die christliche Kirche hat jahrhundertelang brauchbildend gewirkt."

- Dietz-Rüdiger Moser

Die Konstruktion der deutschen „Nation" baute ganz im Gegensatz zur spanischen auf abgrenzendem Partikularismus auf, der dem weltweiten Katholizismus ein zusammengeschustertes pseudogermanisches Neuheidentum entgegenzusetzen versuchte.
Das Neuheidentum fragt nicht, was für alle Menschen gut und richtig ist, sondern was dem angeblichen Wesen der jeweiligen „Völker" entspräche, aus welchen die Menschheit zusammengesetzt sei und die jeweils ihre „naturgemäße" Kultur samt Religion hätten. Auch das scheinbar seit Urzeiten bestehende „germanische Waldvolk" müsse solch einen „artgemäßen" Glauben haben, der hier bis zur Ankunft der südländischen Eindringlinge, die unnatürlicherweise einen kanaanitischen Wüstengott eingeschleppt hätten (der hier fremd sei und daher verschwinden müsse) stets unverändert geherrscht habe.
Die Heidenfreunde logen sich zunächst noch einen mit ihrem antirömsichen Pseudochristentum vereinbaren Mythos herbei: die Kirche des frühen Mittelalters (von den „unverdächtigen" britischen Inseln kommend, nicht etwa aus Rom) habe alles Mögliche aus der heidnischen Religion mit größtem Respekt integriert, ja sei durch das Heidentum regelrecht „bereichert" worden[339]; wer den alten Nazarener dagegen gleich komplett abschütteln wollte, modifizierte den Mythos zu einem dezidiert antichristlichen: das Heidnische habe sich, aufgrund des starken, mächtigen „Volksgeistes", unterschwellig über viele Jahrhunderte hinweg heimlich halten können, allen Bemühungen der Kirche zum Trotz, die maximal in der Lage war, den eigentlich heidnischen Sitten und Gebräuchen einen „offiziellen" christlichen Anschein zu geben. Unter vielen anderen versuchte z.B. Alfred Rosenberg (Religion für eine Art natur- und triebhafte „Ausdünstung aus dem Rassewesen" haltend, was daher je nach Rasse

[339] Die Wahrheit ist: etwa ein Bonifatius starb, weil er ganz „fundamentalistisch" den Glauben an Christus bringen wollte und den Menschen verdeutlichte, dass deren momentaner Glaube Unfug ist und in die Verdammnis führt. Er hat die Donareiche umgehauen, und die Bibel gab ihm recht (heute würde er als Schänder hehren germanischen „Kulturgutes" beschimpft und verfolgt werden). Noch im Spätmittelalter war das germanische Heidentum unter Christen derart verpönt, dass die Habsburger sich eine fiktive Genealogie bis ins achte vorchristliche Jahrhundert schufen, in welchem die Vorfahren jüdisch geworden sein sollen. Das Judentum erschien durch die zunehmend positive Sicht auf angebliche heidnische Elemente im Christentum im 19. Jahrhundert dagegen immer „fremder".

verschieden sei), den „abendländischen Geist“ herauszufiltern aus der Kultur des Mittelalters und der Neuzeit, gegen das Erbe des jüdischen „Wüstengottes“, den das Papsttum dem „Abendland“ gewaltsam aufgezwungen hätte.
Bereits nationalbegeisterte Philosophen wie Herder, später die Grimms und Co., sahen die imaginierte „germanische“ Religion der christlichen in gewisser Weise überlegen oder zumindest den „Deutschen“ ihrer „Natur“ nach artgerechter an. Der positive Bezug auf das germanische Heidentum ging einher mit einer Verklärung der vorchristlichen Ära insgesamt, die man sich als Zeit eines „reinen“, „unverfälschten“ Germanentums vorstellte, bevor jene Germanen durch römische Zivilisation und orientalischen Glauben von ihrem „eigenen Wesen“, ihrem „Volkscharakter“ entfremdet worden seien (natürlich „gewaltsam“, nicht etwa durch Überzeugung). Ziel der deutschen Nationalisten war eine Wiederherstellung des „deutschen Geistes“, den man mit dem Denken der Germanen vor der römisch-christlichen Ära gleichsetzte. Alles Fremde, Romanische, Jüdische, wurde „Störfaktor“ im Volksleben.
Die „Volkskunde“, die sich im 19. Jahrhundert entwickelte, war ein politisches Instrument der Nationalisten, zunächst um die gebildeten Schichten mit dem angeblichen „Wesen“ ihres „Volkstums“ „wieder“ vertraut zu machen; „Nationalität“ wurde als stets gefährdet angesehen (der böse jüdische oder römische, heute: amerikanische, Universalist setze ja schließlich alles daran, die Volksunterschiede zu egalisieren), darum dieser Eifer. Zugleich wünschte man sich mehr Gleichheit, weniger Standesunterschiede; so, wie die Bauern (in jenen, so schön „naturverbunden“, sah man bekanntlich das „echte Volk“ und seinen „Geist“ verkörpert, z.B. bei Justus Möser 1768) gebildeter werden sollten, sollten die Gebildeten volkstümlicher werden. Intellektuelle verbreiteten die Konzepte, wie „das Volk“ denn „eigentlich“ sei. Nach Schiller müsse der neue nationale Staat in der Kultur gegründet sein, welche angeblich den Menschen erst zum Menschen bilde. Die Romantik wollte diese „Kultur“ in Liedern und Märchen (als jahrhundertelange „volkstümliche“ Überlieferung angepriesen) entdecken, um zu den „Wurzeln“ der deutschen Nation zu gelangen. Die Märchensammlung der Grimms (rein literarische Werke, zumeist aus „ausländischer“ Literatur übernommene Motive)[340] war der Anfang (Wilhelm Grimm verkaufte sie als „Stückchen eines zersprungenen Edelsteins“, als „Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens“, den deutschen „Volksgeist“ aufzeigend), die unsäglichen Versuche, eine „germanische Mythologie“ zu rekonstruieren (Jakob Grimm 1835) der fatale nächste Schritt.
Spätestens im späten 19. Jahrhundert war der positive Bezug auf das germanische Heidentum Allgemeingut im „aufgeklärten“ Bürgertum – jenem Milieu, das 1933

[340] Die „gesammelten“ Märchen wurden von den Grimms zwischen 1812 und 1857 immer wieder umgeschrieben, „Dornröschen“ ist in der letzten Fassung z.B. dreimal so lang wie in der ersten, und das Thema ist keineswegs „volkstümlich“, sondern stammt aus der italienischen Renaissance und wurde im französischen Barock (mit seiner Liebe für Fabeln) bereits hinlänglich durchgekaut.

besonders anfällig für die NS-Ideologie sein sollte. Die staatlichen Schulen verbreiteten die Hochschätzung des Heiden- und Germanentums, ebenso die Kontinuitätshypothesen. Unzählige „volkskundliche“ Schriften versuchten nachzuweisen, in welchen Sitten und Gebräuchen, die bislang überall als christlich angesehen wurden, angeblich heidnische Ursprünge lägen. Das Niveau solcher Arbeiten war unterirdisch. Schon die frühen Volkskundler (etwa Arndt-Schüler Wilhelm Heinrich Riehl mit seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ 1853) waren sämtlich kulturprotestantische Stümper höchsten Grades; wenn sie überhaupt mal eine Kirche von innen sahen, hörten sie „entmythologisierende“ Predigten liberaler Theologen, so dass ihnen Liturgie und Kultus der „Papisten“ natürlich völlig fremd und unbekannt waren, was wiederum zu den peinlichsten Fehldeutungen alter Bräuche führte, die man auf Teufel komm raus im „germanischen Heidentum“ verankert sehen wollte. Die staatlich gewünschte „patriotische Erziehung“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert wollte die Identifikation der Bürger mit edlen, halbnackten, stets kampfbereiten und „erdverwurzelten“ Naturburschen einer imaginierten Vorzeit um jeden Preis einhämmern. Für Laien- „Volkskunde“ und „Heimatforschung“ sind die Themen von damals z.T. bis heute die Leitmotive: im Heidentum (scheinbar zeitlos, geschichtslos, „ewig“, „rein“, „ursprünglich“) unmittelbar vor der Christianisierung liegt für sie der Anfang der Geschichte, die Wurzel von allem; diese „deutsche Natur“ kämpfe sich durch Zeiten und Widerstände hindurch; sie komme z.B. zum Vorschein in der Reformation, aber auch bei den „Hexen“ des 16. und 17. Jahrhunderts - ein geradezu obsessiv behandeltes Thema seit der NS-Zeit, als die angeblichen Hexen als „weise germanische Frauen“, die der bösen römischen Kirche zum Opfer gefallen seien, verklärt wurden[341].
Es ist, kurz gesagt, übelster Rassismus, das Christentum gegen angeblich „eigene“ Religionen und Traditionen „primitiver“ Stämme auszuspielen – wer ein Christ ist, dessen eigene Religion ist das Christentum, das er mit vielen Menschen weltweit gemein hat. Irgendein heidnischer Aberglaube ist ihm dann *fremd*; jener mag zu irgendwelchen Vorfahren gehört haben, nicht aber zu *ihm*: Er ist Kind Gottes, gehört zu Christus, und will nicht leben wie ein Heide, der im Dunkeln tappt, sondern wie die, die ihm die Erlösung brachten, von ihnen lernen.
Der Wahn von einer „ursprünglichen“ Religion, die ein „Volk“ an einem bestimmten Ort gehabt hätte, lässt alles „Vorgeschichtliche“ als un-geschichtlich betrachten, als hätte es vor dem Einsetzen der antiken Schriftüberlieferungen einen zeitlosen, idealen

[341] Der völkische Feminismus phantasierte von Göttinnen, die unter „den unterdrückten Frauen“ noch bis ins 13. Jahrhundert heimlich verehrt worden seien. Die Vorstellung basiert auf Sagenfiguren wie „Frau Holle“ (die „Holde“ bzw. „Huldreiche“) bzw. „Perchta“ (die „Prächtige“) – beides im 13. Jahrhundert freilich zunächst Marienbeinamen! Im bayerischen Aberglauben des Spätmittelalters und der Renaissance entwickelte dann eine andere „Perchta“ ein Eigenleben, hier als Abwandlung der heiligen Lucia (= die „Strahlende“, damit „Prächtige“) bzw. deren dämonisches Gegenstück, eine aus der antiken Mythologie gespeiste Diana-Gestalt.

„Naturzustand“ gegeben, ohne jede Entwicklung, Veränderung und vor allem ohne schändliche „Fremdeinflüsse“. Die Vorstellung einer jahrtausendelang vor Eintreffen des Christentums gleichförmigen „ethnischen“ Religion ist absurd. Wir kennen maximal einige Fragmente derjenigen Religion zu, ausschließlich, derjenigen Zeit, als die römische (oder sonst eine heute noch „lesbare“) Zivilisation in eine „wilde“ Gegend gekommen ist. Aber jene Menschen, die man antraf, hatten auch Vorfahren, mit möglicherweise einem ganz anderen Glauben – wer weiß, welcher Glaube wann und auf welchem Wege irgendwo hingekommen ist? Gerade bei polytheistischen Religionen ist sehr wahrscheinlich, dass dort etliche unterschiedliche Einflüsse (durch Einzelpersonen „eingewandert“) zusammengekommen sind. Und: wer über all jene zu Göttern erklärten Dämonen zurückgehen will, landet schließlich wieder beim wahren Gott, der den Urururahnen selbst der verkommensten „Germanen“ auch mal bekannt gewesen ist – spätestens als sie noch in der Wüste lebten und nicht im Traum daran dachten, dass ihre Urururenkel mal in düsteren Wäldern herumturnen und absonderliche Götzen anbeten würden.
Es ist an Naivität nicht zu überbieten, zu meinen, irgendwelche populären Gebräuche, die frühestens in spätmittelalterlichen Quellen vage angedeutet werden, seien in Wahrheit heimliche Überreste eines vielleicht 700 Jahre (und damit zig Generationen) zuvor ausgestorbenen älteren Glaubens. Die Leute, die sowas glauben, sind ja sogar unfähig, den Glauben ihrer eigenen Großeltern korrekt wiederzugeben. Die „uralten Traditionen“ der imaginierten „Nationen“ sind stets Erfindungen von politischen Aktivisten. Im Nationalsozialismus blühte der Folklorismus dementsprechend besonders auf, man wollte alles mögliche angeblich „verschüttete und von böswilligen Mächten unterdrückte Volkserbgut“ wiedererwecken (Hans Moser). Schon 1908 freilich warnte der Kurat Christian Frank, dass seit den 1890er Jahren immer häufiger spekulative Aufsätze über Bräuche erscheinen, die meist „schauderhafter Quatsch“ seien, mit „romantischen Erklärungen aus der deutschen Göttersage“.
Man kann durch das gesamte Kirchenjahr gehen und jegliche pseudo-„heidnischen“ Inhalte als ursprünglich eben doch christlich entlarven.
Das winterliche Brauchtum regte besonders die Phantasie der Heidenfreunde an. Das Adventssingen wurde zu „heidnischen Spielen zur Wintersonnenwende“, Klöpfelbräuche waren nicht mehr ein Ankündigen der Geburt Christi, sondern eine „lärmende Geisterschar“, sicher um „die bösen Geister der dunklen Winterzeit zu verjagen“, und hinter dem Nikolaus verberge sich in Wahrheit Wotan oder Donar (so Conrad Krämer). Die Adventszeit (eine liturgisch definierte Einheit des Kirchenjahrs, welches z.B. in Afrika ebenso gilt wie in den klimatisch milden Mittelmeerländern, in denen es seinen Ursprung hat) bereitet in Wahrheit auf die Wiederkunft Christi vor und ist damit die unheidnischste Zeit überhaupt. Man schaue in ihre liturgischen Texte: das Ende der Welt (bzw. der Tod) kündigt sich an, angesichts der Zeichen werden die Heiden Angst bekommen. Gott aber wird seine Heiligen, die den „Opferbund“ mit Ihm

schlossen (Ps 49) um sich versammeln: auf dem Weg zum „Hause des Herrn“ sind sie (Ps 121). Israel wird aus der Gefangenschaft geführt (Ps 84). Jerusalem möge jubeln, da der Hirte, der Erlöser kommt (Zach 9). Die Heiden toben wider Ihn, aber der Friede mit Gott gelangt zu den Menschen, die guten Willens sind. Und dennoch: klassisches Beispiel für die Vorstellung einer Übernahme heidnischer Feste durch die Kirche ist ausgerechnet das Weihnachtsfest, da Kaiser Aurelian den 25. Dezember (als Tag der Wintersonnenwende) zum *dies natalis solis invicti* erklärt habe. Erstmals nachgewiesen ist dieses Fest aber erst 354, als Furius Dionysius Filocalus ebenjenen Tag zugleich als Datum der Geburt Christi bezeichnete. Maximal ist also von einer parallelen Entwicklung des heidnischen wie des christlichen Festes auszugehen, eher aber von einer (konkurrierenden) Übernahme des christlichen Datums durch die Heiden (Hieronymus hielt den 25. Dezember für den authentischen Geburtstag Jesu und verwies auf die Tradition)[342]! Für die Nationalsozialisten war das Weihnachtsfest gar ursprünglich ein angebliches germanisches „Julfest“, durch die Christen (die ihnen als Sonderfall von Juden galten) geraubt; der 25. Dezember sollte daher „regermanisiert“ werden, zu einem „ursprünglichen germanischen Lichtfest“ werden, weshalb die Mär von der „Entartung durch das Christentum“ in Druckschriften wie „Deutsche Weihnacht“ propagiert wurde. Weihnachtslieder wurden in der NS-Zeit umgedichtet (Stille Nacht) oder direkt verboten (Tochter Zion, Zu Bethlehem geboren), banale Winterlieder wie „O Tannenbaum“ oder „Morgen, Kinder, wird's was geben“ an ihre Stelle gesetzt. Der „Knecht Ruprecht“ nahm anstelle des heiligen Nikolaus[343] eine zentrale Figur im Brauchtum ein, als „volkstümliche“ mythologische Figur, der 6. Dezember wurde zum „Ruprechtstag“. Der Weihnachtsbaum wurde zum besonders zentralen Symbol einer „deutschen“, heidnischen Weihnacht; er scheint seine Ursprünge im spätmittelalterlichen Elsass zu haben und blieb bis ins 19. Jahrhundert mit

[342] Wenn nicht ohnehin authentische marianische Tradition, ergibt sich der Weihnachtstermin mathematisch von der Empfängnis am 25. März her, welcher als Todestag Jesu gemäß jüdischer Tradition (großen Figuren der Heilsgeschichte würden als Zeichen der „abgerundeten“ Vollkommenheit am Jahrtag ihrer Empfängnis sterben)
zugleich als Tag Seiner Menschwerdung galt. Bereits im frühen 3. Jahrhundert (lange vor Aurelian) nennen z.B. Julius Africanus, Hippolyt von Rom und Irenäus den 25. März als Tag der Passion und Empfängnis.

[343] Dieser galt der Kirche als Patron der Schüler, wegen der mindestens seit dem 12. Jahrhundert weitverbreiteten Legende der Wiederauferweckung der getöteten Jünglinge. Vor 1500 entstand (vor dem Hintergrund der Jungfrauenlegende) der Brauch, dass Nikolaus am Vorabend braven Kindern Gaben in die Schuhe steckt. Seit dem 17. Jahrhundert sind Spiele belegt, bei denen Bischof Nikolaus den katholischen Glauben abfragt und belohnt, während der höllische Begleiter erschreckt und an Strafen erinnert (z.B. auch bei Abraham a Sancta Clara). Der Tag der Geschenke war unter Katholiken früherer Jahrhunderte nicht etwa der 25., sondern der 6. Dezember.

protestantischen Haushalten verbunden[344]; er wurde v.a. zur Kinderbelustigung verwendet, die Süßigkeiten und Puppen abschütteln konnten (vgl. Dannhauer in Straßburg um 1640, der erklärt, nicht zu wissen, was die Ursprünge dieses Brauchs sind). Ein Bezug zum „Baum des Lebens", zu dem wir durch Christus wieder Zugang haben, scheint später hergestellt worden zu sein. Weihnachten war im Lauf der Jahrhunderte im nationalprotestantisch-bürgerlichen Denken längst vom Kirchenfest zum „deutschen Familienfest" herabgesunken. Es ist aber kein „Fest der Familie", sondern ein Fest für alle Menschen, da für sie alle der Heiland geboren ist. Die letztlich entchristlichende Verkitschung der Feierlichkeiten auf die Aktivitäten der bürgerlichen Kleinfamilie, die sich unter einem in einer Zimmerecke aufgestellten Tannenbaum profane Geschenke macht (und letztlich sich selbst feiert), ist ein Aspekt kulturprotestantischer Verweltlichung im 19. Jahrhundert; der Höhepunkt des Festes ist die Messfeier, nicht das „besinnliche" Auspacken der neuen Sportsocken (das kann maximal ein pädagogisches Vehikel sein, den Sinn von „Gnade" begreiflich zu machen, was freilich leider in der heutigen Wohlstandsgesellschaft kein leichtes Unterfangen ist). Die Vorstellung protestantischer Bildungsbürger, Arme (die man sich per se als ständig unglücklich vorstellen will) könnten sich gar nicht richtig auf Weihnachten freuen, zeigt, dass sie *selbst* sich gar nicht richtig auf Weihnachten freuen (sondern auf den damit verbundenen materiellen Krempel und das Zelebrieren ihres eigenen Lebensentwurfs). Im Kind der Krippe (ganz rein und besitzlos) sollten wir Getaufte auch uns selbst sehen, am Anfang stehend auf dem irdischen Pilgerweg. Unter dem Schutze Marias und Josephs geht es im Geist der weihnachtszeitlichen Liturgie zurück in das Land Israel (lies: den Himmel), denn die dem Kinde nach dem Leben trachteten, sind gestorben (sie haben keine Macht mehr über uns, Mt 2, 20). Wer wird selig? „Die Makellosen auf dem Lebensweg, die nach Gottes Gesetz wandeln" (Ps 118). Nicht die Wohlhabenden, die mit dem intaktesten Familienleben oder die mit dem größten Sinn für Romantik. Springen wir damit in den Januar. Das Sternsingen ist ein seit dem 14. Jahrhundert etwa in Bayern gut dokumentierter Heischebrauch. Schüler zogen abends von Haus zu Haus, um Gaben zu erbitten; sie führten einen Stern mit sich und sangen vor, die drei Magi darstellend. Die Jesuiten förderten im 16. Jahrhundert diesen Brauch, besonders an ihren

[344] Krippen dagegen (mit Ochs und Esel aus Is 1,3, die „Krippe des Herrn" erkennend, stellen sie auch eine Verbindung zum Alten Testament her) wurden in der Gegenreformationszeit z.B. von Jesuiten oder Kapuzinern in Kirchen aufgestellt und kamen später auch in Privathäusern (als Teil der typischen Barockfrömmigkeit mit ihren vielen Kruzifixen und Heiligenbildern) zum Einsatz; sie sind, im Gegensatz zum Weihnachtsbaum, typisch katholisch. Im 15. Jahrhundert kamen sie, zunächst in Italien, zur Weihnachtszeit in den Kirchen auf. Über den Jesuitenorden wurde dieser Brauch im 16. Jahrhundert auch im Reich übernommen (im Josephinismus natürlich verboten). Parallel dazu wurden durch die Jesuiten Krippenspiele eingeübt (1580 wurde das Aufführen innerhalb der Gotteshäuser verboten).

Schulen. In der NS-Volkskunde deutete man natürlich auch das Sternsingen[345] als ursprünglich germanisch-heidnisch, als „sonnenmagische Julzeitprozession“, wenn die Tage wieder länger wurden (so Robert Stumpfl 1936). Statt eines Sterns hätte man eigentlich „Sonnenräder“ umhergetragen, um die sich wieder bewegende Sonne damit zu unterstützen; mit Bettelei hätte das alles natürlich gar nichts zu tun gehabt, und die Kreuze des CMB-Haussegens seien eigentlich Thor-Blitze! Die Integration des (nur im deutschsprachigen Raum verbreiteten) Haussegens in den älteren Heischebrauch ist in Wahrheit auf den Einfluss der Jesuiten zurückzuführten. Beide Bräuche waren ursprünglich getrennt: am Fest Epiphanie (im Westen aufgrund der Bedeutung des 25.12. traditionell eher ein Dreikönigsfest, entsprechend dem Tagesevangelium) wurde in der Kirche neben Salz, Brot und Wasser (zum Segen der Häuser) auch Kreide geweiht, mit welcher der Hausvater dann den Segen „CMB“[346] (ein Sakramentale) mit drei Kreuzen über die Tür malte, um vor Unheil zu schützen.
Die Herleitung von Volksbräuchen aus der Liturgie und nicht etwa umgekehrt ist zwingend, da letztere offensichtlich älter ist; die liturgischen Texte stammen aus Rom oder gänzlich anderen Gegenden der christlichen Welt, weit weg von irgendwelchem germanischen Brauchwesen. Die Lichter etwa am Lichtmesstag erklären sich aus dem Tagesevangelium, wo Simeon den Messias ein Licht „zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung (Heiligkeit) Seines Volkes Israel“ nennt. Das Licht ist uns, „Israel“, Zeichen des Heils, das allein durch Ihn zu uns kommt. Die Prozession nimmt dann den missionarischen Aspekt auf, jenes Licht auch zu den Ungläubigen (auf dass sie den Weg in die Kirche finden) zu tragen. Das Licht kommt, wie einst in den Tempel, in das christliche Heiligtum, den Kirchenraum, zum Opfer, an dem der Vater Wohlgefallen hat. Das Fest „Mariä Lichtmess“ (als Abschluss der Weihnachtszeit) ist im 4. Jahrhundert in Jerusalem bezeugt und verbreitete sich zunächst im Osten (dementsprechend mit Bezug zum 6. Januar). Man beging am 40. Tag (den Reinheitsvorschriften entsprechend) nach dem Geburtsfest Christi das Kommen des Erlösers in den Tempel– Jesus, der Erstgeborene, wurde aufgeopfert. Die Tagesliturgie zitiert den Propheten Malachias (3,1-4), nach dem der Herr in den Tempel kommen und Gott „Gefallen am Opfer Judas und Jerusalems“ haben wird. Die Verlagerung des Festnamens zu Maria und dem

[345] Anfang des 20. Jahrhunderts waren in rund 15% der bayerischen Orte Sternsingerbräuche bekannt.
[346] Natürlich für die seit dem 8. Jahrhundert verbreiteten Namen der drei Magi, als Festtagsheiligen, stehend. Heilige Namen sind selbst heilig und damit segensstiftend, ja stärker als irgendein Segensspruch; bekannt ist vor allem die Verehrung der Namen Jesu und Mariä, gleichfalls in Abkürzungen bzw. Monogrammen ausgedrückt. Um vom Heiligenkult hin zu einer streng christozentrischen Sicht zu gelangen, wurde der Segen im Ökumenefieber seit den 1950er Jahren (als kirchlicherseits das Sternsingen überall wiederbelebt wurde) als „Christus mansionem benedicat“ (allein deshalb schon Unfug, weil *mansio* eine Herberge, nicht ein Wohnhaus ist) umgedeutet.

maximal sekundären Festaspekt „Mariä Reinigung“ scheint in Rom im 7. Jahrhundert aufzukommen, möglicherweise aufgrund der scheinbar „passenden“ Terminierung im Februar (dort noch aus heidnischer Zeit als „Reinigungsmonat“ bekannt - warum sollten die Menschen früher cleverer gewesen sein als heute?). Da das Fest des „40. Tages“ aber bereits im späten 4. Jahrhundert vom 14. auf den 2. Februar gerückt und zudem universell verbreitet war (im Osten, denkbar weit weg von Rom, sind auch die Lichterprozessionen bereits im 5. Jahrhundert nachgewiesen), ist die Theorie, man hätte um 500 dem stadtrömischen Faunus-Opferfest am 15. Februar das neue christliche Fest „übergestülpt“, wie immer in solchen Fällen, absurd. Gleiches gilt für die (wie immer völlig unbelegte) populäre Behauptung, dasselbe heidnische Fest sei Ursprung der (erst im Spätmittelalter auftauchenden) romantischen Valentinstagsbräuche, die sich doch aus den Legenden um diesen Ehepatron ergaben[347]. Es handelt sich um urkatholisches Brauchtum aus der Heiligenverehrung.
Auch an der Fastnacht ist nichts Heidnisches - Heiden fasten nicht. Der Vorabend von Aschermittwoch diente im Spätmittelalter zunächst einfach der Schlemmerei vor Beginn des Fastens; es wurde nochmal ausgiebig mit Musik und Tanz gefeiert, auch Gesellschaftsspiele entwickelten sich, ebenso Theater. In den Städten wurden daraus aufgrund des Platzmangels Straßenumzüge. Der „Narr“ war ursprünglich eine böse Figur (wie etwa der Harlekin, der eigentlich ein Dämon ist, später ein Betrüger), dumm, unweise (wie im englischen „narrow“, beschränkt), ohne Gottesglauben. Auch Clown (cloyne, „Ungebildeter“) genannt, war er im Theater der frühen Renaissance noch nicht zwangsläufig eine lustige Figur. Er trug einen Spiegel (sah nur sich selbst) und hatte Schellen um den Kopf herum, betäubte seine Sinne; er lebte „nur vom Brot allein“. Etwa das Jonglieren (ein Zeitvertreib fahrender Leute) wurde als Symbol nutzloser irdischer Tätigkeit eingesetzt, das letztliche Scheitern in den Mittelpunkt stellend. Im weiteren Verlauf der Renaissance (im 15. Jahrhundert kamen auch die „Hofnarren“ auf) wurde die Figur zunehmend zum Sympathieträger, aus dessen Beschränktheit Weisheit spräche. Seine Tricks wurden an den Höfen nun zum (komödiantisch aufbereiteten) bewundernswerten Kunststück. Der Narr sollte der Hofkultur nun „den Spiegel vorhalten“, in einer frühen Form des Exotismus als weiser Außenseiter „zum Nachdenken“ bringen[348]. Man idealisierte inzwischen das „Einfache“ (auch im Zusammenhang mit der Tacitus-Rezeption), der Narr emanzipierte sich von seiner negativen Rolle. Ab den 1480er Jahren wurde die Fastnacht dann vielerorts unkirchlich,

[347] Dass das Martyrium des Valentin gerade in die Zeit der Turteltaubenpaarung fiel ist als Werk des „Komponisten“ beider Umstände zu sehen, den künftigen Festtag besonders sinnfällig zu machen.
[348] Der „weise“ Narr der Renaissance hatte in der Aufklärung sein Comeback in fiktiven „exotischen“ Betrachtern der europäischen Verhältnisse, „reinen Wilden“, die über angebliche Merkwürdigkeiten des hiesigen Lebens scheinbar zu Recht verwundert sind, etwa 1721 die „Perser“ bei Montesquieu.

hemmungslos und obszön, und ab dem 17. Jahrhundert verbreitete sich das Verkleiden immer mehr (vorher war es auf Schauspieler des Fastnachtspiels beschränkt); aus norditalienischen Städten kam die Mode der Holzmasken auf, der Begriff „Karneval“ und nun wieder böse, dämonische Harlekinfiguren (die Unfug mit den Zuschauern trieben) im Jesuiten-Spiel, das wieder stärker den Gut-Böse-Gegensatz betonte, so auch die „wilden Männer“, die eine Allegorie für das Heidentum waren. Konkrete Verkleidungen dieser Zeit sind meistens vom Karneval Venedigs übernommen[349]. Im späten 19. Jahrhundert wollte das städtische Bildungsbürgertum wegen des angeblich so schön „heidnischen“ Ursprungs vielerorts die (germanophilen „Volkskundlern“ zum Opfer gefallenen) Fastnachtsbräuche wiederbeleben, die normalerweise in der Aufklärungszeit eingegangen waren. Die als besonders „urtümlich“ erachtete alemannische Fastnacht ist in der heutigen Form ein Produkt frühestens des späten 19. Jahrhunderts, als Reaktion auf den harmlos-vergnügungszentrierten rheinischen Karneval, der sich auch in Südwestdeutschland ausgebreitet hatte und von unzufriedenen Volkskundlern dort als nicht „heimatlich“ genug aufgefasst wurde. Der spätere Nazi Hermann Eris Busse, „Volksschriftsteller“ und Geschäftsführer der „Badischen Heimat“, hatte großen Einfluss in Südbaden und beriet zahlreiche der neu entstehenden „Narrenzünfte“, die sich für besonders authentisch und „traditionsverbunden“ hielten. Die „alemannische“ Fastnacht ist dementsprechend ein unerträglicher Folklorekitsch, dessen heutige Figuren hauptsächlich auf völkische Hohlköpfe wie Busse zurückgehen (meist erst in den 1930er Jahren entworfen). Er hielt die Fastnacht für etwas ursprünglich Heidnisches (christlichen Ursprungs durften Feste für Leute wie ihn ja nicht sein), eine „Winteraustreibung“, und verbreitete diese Schnapsidee mit seinen volksbegeisterten Berufskollegen, die sämtlich desselben Geistes Kind waren, bis irgendwann jeder daran glaubte. In den 1930er Jahren schossen z.B. allerorts die (vorher unbekannten) Hexenfiguren wie Pilze aus dem Boden, die Verwurzelung der Feiernden im antikirchlich-pseudoheidnischen Denken der Zeit demonstrierend.
Einer der peinlichsten neuheidnischen Mythen ist sodann natürlich der angeblich heidnische Ursprung sogar des Osterfestes[350]. Eine Göttin „Ostara“ ist eine reine Erfindung, ein Mythos der Romantik, zunächst von den Grimm-Brüdern propagiert. Die dazu entwickelten Bräuche waren urchristlich oder rein profan, nie aber heidnisch. Ostereier etwa haben ihren Ursprung in österlichen Naturalabgaben, die wiederum mit den kirchlichen Abstinenzgeboten zusammenhingen. Eier, die etwa an Klöster oder

[349] In Grosselfingen etwa machten die Feiernden den Ort ausdrücklich zu „Venedig“, Akteure des Fastnachtsspiels traten als „Herren von Venedig“ auf.
[350] Dessen Terminierung (die fernab irgendwelcher „Germanen“ gesetzt wurde) insofern mitnichten etwas mit dem jüdischen Pessach und dem entsprechenden Kreuzesopfer Christi zu tun habe. Der gern ins Spiel gebrachte römische Mithras-Kult (sich nur lose am älteren persischen orientierend) wurde, im Gegenteil, erst seit dem späten 1. Jahrhundert als Kult eines stoischen Gegen-Christus aufgezogen, auch seine Feste in die Osterzeit gelegt.

Spitäler abgegeben und dort gesegnet wurden, wurden (wie im frühen 15. Jahrhundert belegt) entweder roh oder zu Fladen verbacken an Arme verteilt[351]. Speziell wurden Kinder beschenkt, vorzugsweise bereits am Gründonnerstag, als sie ein rotgefärbtes „Schönei" bzw. „Rotei" erhielten[352]. Schon im 12. Jahrhundert sind Heischebräuche singender Schüler überliefert. Sie sangen zuerst Lobgesänge vor der Kirche, zogen dann singend von Haus zu Haus und erhielten dafür Eier (in der Reformationszeit wurde diese „Bettelei" vielerorts verboten). Im 16. Jahrhundert waren prachtvoll verzierte Eier (nun auch teilweise in anderen Farben) auch als Patengeschenke beliebt. Oft waren dies die einzigen Zierstücke, die man besaß. Um 1700 berichtete etwa Pfarrer Andreas Strobel (Salzburg) ausführlich davon, wie gefärbte und mit christlichen Bildern (z.B. Löwe, Lamm) bemalte Eier zu Ostern auch guten Freunden geschenkt werden[353]. Das Bemalen und Verschenken von Ostereiern hatte seine Blüte und weiteste Verbreitung in der Barockzeit[354].
Eierbräuche zu Ostern wurden sowohl aufgrund von Reformation (der Lutheraner Dannhauer: dieser papistische Brauch komme bestimmt von heidnischen Eier-Götzen, ohnehin alles Aberglaube mit Eierweihe usw.) wie von Josephinismus (Ostereier wurden mittlerweile massenhaft verkauft, dies bringe den Käufern nur wirtschaftlichen Schaden und sei ohnehin grober Unfug) verboten. In der Romantik kam es zur Braucherneuerung, nun führte man das Ei auf „uralte germanische Sitten" zurück. Das gefiel mittlerweile besonders Protestanten.
Die Kräuterweihe an Mariä Himmelfahrt ist seit dem 10. Jahrhundert belegt, es handelte sich dabei um Nähr- und Heilpflanzen. Warum wohl? Der Festhymnus besingt den Schmuck der Blumen auf den Wiesen; Maria wird traditionell mit Blumen verglichen (reinste Rose bzw. Lilie), und umgekehrt sie (in ihren Bildnissen), zu ihrer Ehre und Freude, mit Blumen geschmückt. Viele Blumen und Kräuter sind nach Maria benannt

---

[351] Aufgrund der Abstinenzregelungen in der Fastenzeit herrschte ein Überschuss an Eiern, die als „flüssiges Fleisch" galten; schon im 12. Jahrhundert ist die österliche Weihe von Eierspeisen belegt, das Römische Rituale kennt eine Eierweihe.
[352] Im Mittelalter war das verschenkte Osterei immer rot. Auch aus dem griechischen Raum sind rotgefärbte Ostereier schon im frühen 13. Jahrhundert belegt. Barocke Predigten legten gerne das Osterei symbolisch aus. Die Farbe spielt auf das vergossene Blut Christi an. Damals wurden in den Kirchen Ostereier auch mit den Passionsinstrumenten verziert und an die Gläubigen verschenkt.
[353] Die Deutung Christi als „Henne" (Mt 23, 34-39) spielt hier eine Rolle (Eier als Symbol für das Geschenk des ewigen Lebens). Die Henne, die ihre Küken unter ihre Flügel nimmt (Lk 13,34) verweist auf die Wiedergeburt in Christus in der (einst österlichen) Taufe, das Ei (aus dem die Küken schlüpfen werden) also auf den Anfang des Christseins. Im 17. Jahrhundert wurde das Ei stets als Sinnbild dieses neuen Lebens gedeutet (Augustin Scherer, Georg Vogler).
[354] Auch Eierspiele sind mannigfaltig in der Frühen Neuzeit belegt, etwa das Herunterkullernlassen von einem Hügel (wessen Ei am weitesten rollt, hat gewonnen) oder Wettläufe um Eier oder Eierspeisen.

(Frauenschuh, -mantel, -haar, Marienraute, -blümchen, -klee…), alles Blühende wird mit ihr assoziiert, als zu ihr gehörig und unter ihrem Schutz gedeihend. Brachte Eva den Tod und den Zerfall, bringt Maria das Leben, das Erblühen (man denke auch an das Lied „Maria durch ein‘ Dornwald ging“). An der Weihe ist nichts Heidnisches; sie erinnert, im Gegenteil, an alte jüdische Praxis, ausgedrückt in den Weiheformeln, die sich auf das mosaische Gebot beziehen, Bündel neuer Früchte (Erstlingsgarben) zu den Priestern zur Segnung bringen. Die geweihten Pflanzen sollen uns die Nähe der Muttergottes erfahren lassen.

Die Behauptung, das Fest Mariä Himmelfahrt sei auf den in ersten Jahrhundert belegten Tag des Verschwindens der jungfräulichen Göttin Astraea gelegt (übrigens eine Art „Flucht“ und daher mit der Himmelfahrt in keiner Weise vergleichbar), ist irreführend – in Wahrheit leitet sich beides vom astronomischen Vorgang ab, dass die Sonne in dieser Zeit gerade das im Hellenismus aus unbekannten Gründen „Jungfrau“ genannte Sternbild (Astraea war keineswegs die einzige „Jungfrau“, die Polytheisten aller Art mit jenem in Verbindung brachten) durchlief und jenes daher nicht zu sehen war (erst wieder um den 8. September - Mariä Geburt!). Welcher Gläubige sollte sich wundern, dass Gott (der Schöpfer unseres ästhetischen Empfindens) für die großen Ereignisse solche schönen Symboltage wählte? Das Lob der Heiligen erfüllt die ganze Schöpfung. Die Symbolik war nicht „heidnischer Einfluss“ (Juden waren mit den Sternbildern ebenso vertraut), sondern Aufgreifen eines allgemein bekannten Naturphänomens („Verschwinden“ der „Jungfrau“), das eben auch von Heiden für ihre Zwecke thematisiert wurde bzw. fehlgedeutet (weg von der verheißenen Schlangenzertreterin[355], hin zu Götzen; aus dem 8. Jahrhundert v.Chr. datiert die Verkündigung der Jungfrau durch Isaias, älter als alle Nachweise heidnischer „Jungfrau“-Göttinnen).

Peinlicher als das immerhin halbwegs gebildet erscheinende Herumkramen in antikrömischer Mythologie ist dann z.B. die unterstellte Verbindung der Michaelsverehrung mit irgendeinem Wotans-Kult. Das im späten 5. Jahrhundert am 29. September (dem Weihetag der Michaelskirche in Rom) von Papst Gelasius eingeführte Michaelsfest hat offensichtlich ebensowenig mit einem germanischen Provinzgöttchen zu tun wie die massenhaft nach dem christlichen Sieg über die heidnischen Magyaren im 10. Jahrhundert errichteten Michaelskirchen. Und Allerheiligen, seit Anfang des 8. Jahrhunderts zuerst in Italien gefeiert, hat ebenso natürlich nichts mit dem (erst wesentlich später im Mittelalter erwähnten) „keltischen Samhain-Fest“ zu tun, das ein rein saisonbezogener Termin war; die mythologischen Geschichten rund um Geistergestalten, die bestenfalls seit dem 12. Jahrhundert auftauchen (von Mönchen auf

[355] Generell kann man annehmen, dass heidnische „Göttinnen“, die Maria ähneln sollen, Überreste der Uroffenbarung von ebenjener (Gen 3,15) sind. Ein allgemein als Tag des Verschwindens der „Jungfrau“ bekanntes Datum für die tatsächliche Himmelfahrt der Jungfrau aller Jungfrauen zu wählen, zeigt den göttlichen Sinn für „Dramatik“ (Vorbild für unseren eigenen).

der seit vielen Jahrhunderten christianisierten Insel verfasst), dürften, umgekehrt, eher ihre Inspiration aus dem Allerheiligenfest genommen haben. Wie verbreitet sie waren, ist völlig unbekannt. Erst im 17. Jahrhundert wurden die Themen zu gesprächigerer, weiter verbreiteter mythologischer Literatur verarbeitet.
An Halloween, dem Vorabend von Allerheiligen, war im 16. Jahrhundert in vielen Gegenden Europas (sowohl für die britischen Inseln belegt wie für große Teile des Festlandes, sogar Italien), auch im deutschsprachigen Raum, der Heischebrauch des „Seelen"-Bettelns durch arme Kinder verbreitet. Das verteilte Gebäckstück namens „Seele" stand für die aus dem Fegefeuer aufgrund der milden Gabe befreite Seele, für welche die Kinder oder Armen beteten bzw. sangen. Durch das Almosen (ein gutes Werk) konnte einer Armen Seele geholfen werden: an Allerheiligen kommt sie dann im Himmel an. Wenn heutzutage am 31. Oktober Kinder an die Tür klopfen, ist das prinzipiell also keineswegs etwas „Neues aus Amerika", wie so oft zu hören ist, auch wenn natürlich beim heutigen „Halloween" ein gänzlich anderer Sinn dahintersteckt, ein pseudoheidnisches „Opfer" an Dämonen, um sie zu besänftigen – eine Erfindung des irischen Nationalismus um 1830; Irland war dermaßen früh christianisiert, dass gerade dort eine Kontinuität heidnischer Feste extrem unwahrscheinlich ist. Was in Irland dagegen seinen Ursprung zu haben scheint, ist die Verkleidung als Toter.
Auch mit dem Martinstag sind seit Jahrhunderten diverse Bräuche verbunden. Der heilige Martin war einer der meistverehrten Heiligen des Mittelalters. Sein Fest am 11. November (dem historischen Tag seiner Beisetzung) war das letzte hohe Fest vor Beginn des vorweihnachtlichen Fastens[356], das im Frühmittelalter, je nach Gegend, am 12., 13. oder 15. November begann (rechnerisch beginnen die 40 Tage vor dem 25. Dezember am 15. November, hier setzte sich keine Ausweitung wegen der Sonntage wie beim vorösterlichen Fasten durch). Eine sehr alte Tradition weisen Martinsbräuche auf, die im Zusammenhang mit Lichtern stehen. Bereits seit dem frühen Mittelalter drehen sich die liturgischen Texte des Tages um ebensolche: zunächst um die Lichter der Wachenden (Lk 12), seit dem 16. Jahrhundert um das „Licht des Glaubens", das man als Christ vor der Welt leuchten lassen soll (Lk 11) - eben wie der heilige Bischof Martin es tat. Die barocke Predigtliteratur wird nicht müde, genau dazu aufzurufen, und spielt dabei auch auf die Laternenumgänge an. Lichtopfer zur Ehre St. Martins sind sogar bereits im 6. Jahrhundert belegt. Später gab es große Wallfahrten zu seinen Reliquien, woraus sich vermutlich die Lichterprozessionen entwickelten. Im 19./20. Jahrhundert wurde dieser Brauch als Laternenumzug der Kinder vielerorts wiederbelebt. Ob die Martinsfeuer dagegen denselben Hintergrund haben oder es sich etwa einfach um gewöhnliche (an diesem Tag gestattete) Herbstfeuer handelte, kann nicht abschließend gesagt werden – „heidnisch" ist auch an jeglichem Martinsbrauchtum jedenfalls nichts.

[356] Mit der vor*österlichen* Fastnacht hat es dagegen natürlich rein gar nichts zu tun.

Nicht nur Hitler vertrat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Standpunkt, es gäbe keine Wahrheit; die Wissenschaft sei ein gesellschaftliches Phänomen, welches begrenzt sei durch das „Wohl oder den Schaden, den es der Gemeinschaft verschafft" (Andrew Sayer). Diese taktische Einstellung zur Wahrheit erklärt die ganzen Mythen, die vom nationalistischen Bürgertum ungerührt in die Welt gesetzt wurden – all die Legionen furchtbarer „Heimathirsche" mit ihren erfundenen Traditionen und Bräuchen logen ganz bewusst, in der Meinung, damit einen „Dienst an der Gemeinschaft" zu tun.
Im 19. Jahrhundert waren allerorts viele örtlicher Bräuche und Festivitäten eingegangen, Gründe waren der ökonomische Wandel, die neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen, etwa in Baden kam der sauertöpfische Protestantismus des Herrscherhauses hinzu, der in den okkupierten Gegenden zur Abschaffung vieler Feiertage mit entsprechenden Gebräuchen führte. Seit der Jahrhundertwende wurde das Interesse am „alten Volksgut" immer stärker, die Volkskundler gaben bereitwillig ihre „Erkenntnisse" zum Besten, damit „uralte Bräuche" endlich „wiedereingeführt" werden konnten, also de facto: irgendetwas archaisch Wirkendes konstruiert[357]. Typisch war, eingegangene Feste (oft Kirchweihen, Jahrmärkte oder Allgemeine Jahrzeiten) „wiederzubeleben", wobei ihnen ein völlig anderer Sinn und ganz neue Abläufe gegeben wurden, oft im Zusammenhang mit der Kreation von Trachten (besonders nach dem Ersten Weltkrieg, als der Sehnsuchtsort sich in der zentralistischeren Republik auf das Regionale verlagerte, während er zuvor im föderalistischeren Reich auf das Nationale fokussiert war – eben immer das, was gerade „fern" zu sein schien)[358].
Da es nichts Selbstzweckhaftes in der Kultur gibt, alles als Mittel bestimmten Bedürfnissen dient, die nicht bei jedem dieselben sein müssen und die vom christlichen Standpunkt (ein allgemeinmenschliches Ideal in der Person Christi sehend) aus keineswegs alle positiv zu bewerten sind, sollten Katholiken gerade auch bei Dingen, die sich in verräterischer Sprache auf „christliche *Ursprünge*" berufen (welche man also offenbar verlassen hat) wachsam sein. So ist etwa das auf frühere religiöse Feiern

[357] NS-Vorzeigevolkskundler Matthes Ziegler jammerte ausgiebig über den Konservativismus des frühen 19. Jahrhunderts (als Programmatiker: der „Jude Julius Stahl"), der für die Volkskunde kein Verständnis hatte, oder konservative Kollegen wie Hans Naumann, der Volkstrachten richtig als nachgeahmte Version von Kleidung der Oberschicht interpretierte (dem Bedürfnis nach zivilisiertem Auftreten Rechnung tragend) und meinte ernsthaft, dass von den Kleidern bronzezeitlicher Germanen eine grade Linie zur bäuerlichen Volkstracht führte.
[358] Die „Reichsbeauftragte für Trachtenarbeit", Gertrud Pesendorfer, entwarf in der NS-Zeit das heute bekannte „Dirndl", das in der Form nie in früheren Zeiten hätte existieren können. Die alten Festtagskleider bestanden aus teils mehreren langen Röcken aus schwerem Stoff, hochgeschlossen, unförmig, mit großer Kopfbedeckung. Das Nazi-Dirndl dagegen „entkatholisierte" und sexualisierte die „Trachten"-Mode; tiefes Dekolletee, kurze Ärmel, körperbetont geschnürt. Bis heute prägt dieses Modell („zeit- und klassenloses Sommerkleid", Berufskleidung oder Festtagskleid der NS-Zeit) die deutsche „Trachten"-Folklore.

zurückgehende „Heimatfest“, wie es seit dem 19., eher 20. Jahrhundert vielerorts aus dem Boden spross und als „uralte Tradition“ verkauft wird, etwas vollkommen anderes als das, was in Mittelalter und Früher Neuzeit gefeiert wurde; selbst wenn die äußeren Formen daran erinnern sollten (nichtmal das ist normalerweise, entgegen der Selbstsicht der Akteure, auch nur annährend der Fall) hat es quasi eine Verwandlung durchgemacht, da die Funktion eine gänzlich andere geworden ist: von einem Akt von an Gott gerichtetem Lob, Dank und Bitte hin zu einer profanen Selbstvergewisserung vermeintlicher nationaler oder lokaler „Identität“. Wer meint, sich in solche „Traditionen“ stellen zu müssen, will nur noch irgendeinem ausgedachten Kollektiv nützen statt seiner Seele, nicht mehr Gott loben, sondern eine vermeintliche irdische „Heimat“, nach der Christen nicht streben sollten.

Kultur und Natur: wie aus einem Gegensatzpaar ein einziger Götze wurde

„*Ich bin das große Alles*.“
- „Die Natur“ bei Voltaire

„Kultur“ ist ein Fetisch der Nationalisten, gerade weil sie so versessen auf die „Natur“ sind. Im Denken der Nationsgläubigen verschwimmen die Grenzen zwischen Natur und Kultur, weil sie eine falsche Vorstellung vom Menschen (als Produzent von Kultur) haben, der ihnen nur unfreies „Exemplar“ ist. Kultur ist ihnen Ausdruck von Natur, und wo sie der Natur nicht mehr entspräche, sei sie „Unkultur“, „entartet“.
„Kultur“ ist alles Menschgemachte, was nicht aus dem tierischen Instinkt, sondern dem menschlichen Geist stammt. Es selbstzweckhaft „bewahren“ zu wollen wäre keinem vormodernen Menschen je in den Sinn gekommen. Man nutzte Kulturgüter, vorübergehend, bis man etwas Besseres kennenlernte. Alle Kultur ist per se *allgemeinmenschlich*, die Annahme steht allen Menschen offen. François Jullien beschreibt Kultur korrekt als Ressource, die potenziell allen offensteht, und kulturelle Unterschiede als jeweilige Abstände der Handelnden zu einer bestimmten Ressource (die dennoch von jedermann beliebig genutzt werden kann, niemandem gehört). Abstände sind relativ und ändern sich permanent. Zwar haben Kulturphänomene meist einen bestimmten Ursprungsort und breiten sich dann sukzessive aus – dennoch kann man nicht sagen, dass einzelne Kulturelemente vor Ort unpassende „Fremdkörper“ oder sinnfreie Relikte „untergegangener Kulturen“ sein könnten. Kultur ist stets abgeleitet aus ganz bestimmten Bedürfnissen; Kulturwandel ergibt sich aus Bedürfnismodifizierungen. Ständig verändert sich (gerade durch den zwischenmenschlichen Kontakt) das Denken und Streben des Einzelnen, und immer passt die dann erzeugte Kultur haargenau zu ihm. Jegliches ist Antwort auf einen bestimmten Bedarf, der dem „Bedürftigen“ ureigen ist.

Was er sich aneignet, ist nicht einfach die Übernahme von etwas „Fremdem“, sondern von etwas *Passendem*, das für ihn unter Umständen eine gänzlich andere Bedeutung haben kann als für den, dem er es abschaute. Mögen Formen Ursprünge haben, „Kultur“ wird etwas erst im individuellen, freien Geist, der Dingen und Handlungen Bedeutung zuspricht.
Da Bedürfnisse der einzelnen Menschen subjektiv sind, ist Kultur vor Ort die Summe von unter Umständen konfliktreichen Einzelphänomenen. Kulturrelativisten verstehen genau diesen Punkt nicht, weil sie Holisten sind, also in „Systemen“ als überindividuellen „Ganzheiten“ die eigentlichen Akteure sehen, welche die Handlungen ihrer „Teile“ determinieren würden (der Mensch wird herabgewürdigt zum Geschöpf seiner „Kultur“ bzw. „Gesellschaft“ bzw. „Ethnie“)[359]. Für sie gibt es „Kultur“ nur im Plural – jede „Kultur“ sei einzigartig, in sich geschlossen und unvergleichbar mit anderen[360]. Der natürliche Prozess des permanenten Kulturwandels sei zu stoppen. Der Nationalist, der „Kultur“ um ihrer selbst willen „schützen“ will, will in Wahrheit vermeintliche „Natur“ schützen: nicht, was dem Individuum nützt und von ihm einen Sinn zugesprochen bekommen hat, sondern was „das Volk“ eben (geistlos) so tun müsse, um „Volk“ zu sein.
„Nationaler Kulturgutschutz“ etwa behauptet im Bereich der materiellen Kultur folgerichtig einen Anspruch des „Volkes“ auf Dinge, welche Privatpersonen gehören und von Privatpersonen hergestellt wurden (jeweils für deren persönlichen Nutzen): sie seien in Wahrheit Produkte des „Volkes“, müssten in dessen Herrschaftsbereich verbleiben, dürften nicht zerstört oder verändert werden, sollen anderen als „Denkmal“ (der „nationalen Kultur“) dienen und müssten daher vor dem realen, personalen Eigentümer und dessen Eigensinn „geschützt“ werden[361]. Der Nationalstaat betreibt solche „Kulturpolitik“, weil er weiß, dass er identitätsstiftend wirken muss, um seine ideologische Grundlage wahren zu können.

---

[359] Die oft Aristoteles untergeschobene Aussage, das „Ganze“ sei „mehr als die Summe seiner Teile“ stammt in Wahrheit vom mit H.S. Chamberlain befreundeten Rassisten Christian von Ehrenfels (1890), der auch z.B. die Polygamie pries, um effektiver die Rasse zu verbessern.
[360] Diese Vorstellung von lokaler Kultur als einem „Gesamtkunstwerk“ folgt der holistischen Idee einer überindividuellen „Gesellschaft“, welcher alles Handeln der Einzelnen diene – die „Systemerhaltung“ wird zur einzig relevanten Funktion verklärt. Hier ist die Grundlage für beispielsweise Maurras‘ Betrachtung der Religion als gesellschaftlicher Stütze zu sehen.
[361] Der Denkmalschutz ist nicht nur ein aus finsterster Ideologie stammender Götzendienst und das Ende kreativer Bauens, sondern auch ein konkretes Vergehen an den Eigentümerrechten nicht zuletzt der Kirche. Viele leerstehende Gotteshäuser z.B. können nicht mehr zerstört und damit vor Frevel und Schändung gerettet werden, sondern Katholiken müssen bei ihrer entwürdigenden Umwidmung zusehen. Der moderne Bildungsbürger hat schon im 19. Jahrhundert vieles an geraubter Kirchenkunst in seine Museen verschleppt, um es dort begaffen zu können - Trophäen eines Kulturkampfs.

Der Berliner Antisemit Ernst Rudorff, um 1900 Begründer der „Heimatschutz“-Bewegung (zugleich passenderweise „Naturschutz“-Pionier), forderte schon Ende des 19. Jahrhunderts den Schutz „landschaftlicher Eigentümlichkeit“ – Natürliches wie Menschgemachtes sei also auf den Ist-Zustand einzufrieren bzw. gegen weitere moderne „Überformung“ und Individualisierung mit staatlicher Gewalt zu verteidigen. Sein Kumpan Paul Schulze (seit den 1920er Jahren strammer Nazi)[362] war wichtigster Theoretiker der „Heimatschutzarchitektur“. Der Vergangenheitsfetisch des Historismus war noch verkitscht-allgemein gehaltene Märchen-Romantik; den Reformern ging es dagegen ums Eingemachte: nichts weniger als das „Wesen“ der „Heimat“ sollte aufstrahlen. Die tumbe Idee, ein neues Gebäude müsse sich „harmonisch einfügen“ in das Bestehende (wie eben ein neuer Mensch in „sein Volk“), hat hier ihren Ursprung. Hauptvertreter im Südwesten: der Elsässer Paul Schmitthenner, später natürlich ebenfalls Nazi und wichtiger NS-Baumeister; er entwickelte als „Pionier“ auch Leitgedanken zum „ökologischen Bauen“.
Die allgemeine Reduktion sollte der „Einfachheit“ des „Volkes“ besser entsprechen, „Schlichtheit“ wurde zum Ideal (wie das „reine, deutsche Volk“ ja auch „schlicht“ sei), „Verkünsteltes“ (quasi Südländisches) war der Feind. In Hessen und Sachsen gab es um 1900 die ersten Gesetze zu „Heimat“- und Denkmalschutz, gegen angebliche „Verunstaltung von Stadt und Land“ gerichtet. Aus der Weimarer Zeit stammt die erste Verordnung gegen die „Ausfuhr“ von Kunstwerken, begleitet von einem Verzeichnis „national wertvoller Kulturgüter“. Der Nationalsozialismus gedieh in einer Gesellschaft, in der auf der Suche nach kollektiver „Identität“ viel Wert auf „Heimatpflege“, „Tradition“ und „Erbe“ gelegt wurde. Kein „Heimatschützer“ der 1920er Jahre bejahte nicht freudig 1933 das neue Staatswesen; 1934 ging ihr aller Traum mit dem „Heimatschutzgesetz“ in Erfüllung: eine eigens geschaffene Denkmalschutzbehörde konnte erstmals Enteignungen vollziehen, wenn man das „nationale Kulturgut“ nicht anständig verwaltete. Im gleichen Jahr wurde in Baden der „Denkmalrat“ geschaffen, der Veränderungen an besonders „wertvollen“ Gebäuden strikt verbot. Den „Volksgeist“ herrlich „unverfälscht“ ausdrückende Kulturgüter müssten erhalten bleiben, um die „geistigen Grundlagen“ des „Volkes“ zwecks Fortbestands desselben zu sichern. Der Götzenkult der „Heimatschutz“-Bewegung um die „Kultur“, die mit allen Mitteln zu „schützen“ sei, kulminiert im Hitler-Ausspruch „Ein Volk lebt nur so lange wie die Dokumente seiner Kultur“. Für Sanierung und Erhaltung von sogenannten „Altstädten“ (ein Ehrwürdigkeit suggerierender Begriff) wurden erstmals 1933 staatliche Mittel (und zwar in gewaltigem Umfang) aufgewendet, nachdem in den 1920er Jahren Projekte konzipiert worden waren (der NS-Staat setzte diese nun „endlich“ um). Bis heute sehen „Kulturgutschützer“ Kultur als Ausdruck bestimmter kollektiver Identitäten. Man will etwas dafür „Typisches“ erhalten – das Einzelstück sei ein Bausteinchen eines

[362] Er trug als „Lebensreformer“ auch wesentlich zur Entwicklung der „Reformkleidung“ bei.

angeblichen „großen Ganzen“. Die „großen Alten“, imaginäre mythische Vorväter, werden vergötzt als die, die noch „rein“ und „unverfälscht“ den zu bewahrenden „Volksgeist“ verkörperten, darum solle man ihnen nacheifern: Entwicklung ist möglich, aber bitte schön „organisch“, was immer dieser esoterische Begriff im Zusammenhang mit der zweckorientierten Bearbeitung von toten Hölzern, Fellen und Gesteinen bedeuten mag.
Wer in vormodernen Zeiten ein Haus baute, wollte, dass es „schön“ wird – er baute für sich, auf seinem Grund und Boden; heute schaut man ängstlich, ob das eigene Haus auch „passt“, sich brav einfügt in den „größeren Zusammenhang“[363]. Die Hässlichkeit der Moderne ergibt sich in erster Linie aus ihrer öden, mutlosen Gleichförmigkeit, die von fortgeschrittener Xenophobie gespeist ist. Durch Regulierung und Verbote wird jegliche Innovation und Kreativität vernichtet, als sei nun der Endpunkt der Geschichte erreicht, es dürfe nur noch konserviert und verwaltet werden. Der Mensch darf nicht mehr schöpferisch sein, muss sich einfügen in irgendeinen um sich selbst drehenden „Gemeinschaftsgeist“. Zuviel architektonische Vielfalt in Neubaugebieten ist den meisten Deutschen immernoch ein Graus; „südländisch“ anmutenden Villen, kunstvolle Verzierungen, ja bereits abweichende Farben und Dachformen – das „passe“ doch einfach nicht zum „Ortsbild“. Schön eintönig soll alles sein, und bloß keine „angeberische“ Extravaganz. Niemand hat aus der Reihe zu tanzen. Verordnungen schwadronieren von einem „gewachsenen, aus der Geschichte überlieferten Gesamteindruck“, der unbedingt zu erhalten sei und in den sich Neubauten gefälligst einzufügen hätten. Viertel mit beunruhigend gleichförmigen Reihenhäusern boomen wieder[364].
Der Gleichförmigkeit der Kultur (die behauptete Einheit des „Volkes“ reflektierend) entspricht der Wille zur Gestaltung der Natur nach dem Prinzip des „Heimatlichen“. Was stört, nicht „hineinpasst“, soll weg. Die deutsche Natur- und Heimatschutz-Bewegung der Jahrhundertwende war von Anfang an Teil der zivilisationsfeindlichen, von agrarromantischen Nationalisten geprägten bildungsbürgerlichen „Lebensreform“-Bewegung. Ziel war es, die „deutsche Heimat“ mit ihrer „einheimischen Tier- und Pflanzenwelt“ und „ihren“ Bauten zu schützen sowie die „ursprüngliche Volkskultur“. Die Einfuhr „ausländischer“ Tiere und Pflanzen wurde ebenso bekämpft wie z.B.

[363] Hätte man früher so gedacht, wäre nie ein neuer Stil entstanden. Die großen Sehenswürdigkeiten eines Ortes sind immer einzigartig und heben sich von ihrer Umgebung ab. Ein Bauwerk sollte für sich selbst stehen und selbstbewusst statt anbiedernd in seine Umgebung kommen, spannend wie ein neuer „Fremdkörper“, notwendigerweise von außen kommend, eben ist.
[364] Etwa ab 2000 hat auch die vormalige Farbenvielfalt auf deutschen Straßen rapide abgenommen – man sah bald nur noch triste schwarze, weiße oder silbergraue Autos. Ein weiteres Symptom des allgemeinen Unwillens zur Individualität, der Angst vor dem Auffallen, des Drangs zur Anpassung.

Zoos[365]. Das organisierte Führungspersonal, allen voran Paul Schultze-Naumburg, förderte lange vor 1933 lupenreines NS-Gedankengut. Von Beginn an war die Vorstellung prägend, „heimatzersetzende Einflüsse“ seien „rassefremden Kräften“ zuzuschreiben. Grundlage war für viele Ernst Haeckels Kritik an der anthropozentrischen Naturbetrachtung des Juden- und Christentums („alttestamentarische“ Herrschaft des Menschen, der sich „über die Natur“ stellen wolle). „Die Natur“ würde von jenen in jeder Hinsicht unterdrückt und müsse (unter Führung der erwachten erdverwachsenen Arier) wieder zu ihrem Recht kommen. Für Willy Lange (einen weiteren Vordenker der Ökologiebewegung um 1900) hatte z.B. ein Garten primär der Pflanze zu dienen, ja von ihr „alles Böse fernzuhalten“ - vor allem den eigensinnigen Menschen. Das Ziel deutscher Gartenkultur war für ihn „die Betonung des Eigenvölkischen, im Gegensatz zur Verherrlichung des Internationalen“. Die nordisch-germanischen Völker hätten eine enge Verbindung zum Boden, Deutsche bräuchten ihrem „Wesen“ entsprechende „Heimatlandschaften“ (eine reine Blut-und-Boden-Ideologie). Zu lange sei der „nordische Mensch“ im architektonischen Garten des südländischen „Rassensumpfs“ untergegangen; das „Herrentum über die Natur“ nämlich (also die biblische Ansicht, der Mensch sei etwas Besseres, zu dessen Nutzen alles andere geschaffen sei) sei südländisch und asiatisch. Fast alle Gartenarchitekten bis zum Ende des Ersten Weltkriegs waren hochgradig xenophob. Dabei blieb es auch. Alwin Seifert, fanatischer Antisemit, machte 1930 aus der Gartenkunst eine Weltanschauungsfrage, ebenfalls das „Bodenständige“ besingend. „Fremdländische“ Pflanzen müssten, als „Verunreinigung der bodenständigen Flora“, unbedingt ferngehalten werden. 1931 wurden in Deutschland z.B. amerikanische Hybridreben (sowas skandalös „Unnatürliches“ und „Unheimisches“…) verboten, der NS-Staat machte 1933 Ernst und sorgte für flächendeckende Vernichtung. Die Vorstellung „heimischer Pflanzen“ ist natürlich völlig naiv. Jede Pflanze war irgendwann mal „fremd“ bzw. neu, ebenso, wie jede Tierart mal „eingewandert“ ist. Welcher historische Zustand des Pflanzen- und Tierbestandes soll der „richtige“ sein? Wie für Menschen, ist auch für Tiere und Pflanzen die Erschließung neuer Lebensräume etwas völlig Natürliches, also auch die Ausbreitung „neuer Arten“ und das Verschwinden anderer. Was für Menschen gilt, gilt also auch für alles andere: was hier wächst, ist hier auch „heimisch“, seien es Thujas, Forsythien, Rhododendron oder die von Römern „eingeführten“ Kirschen[366]. Der einflussreiche Naturschutzbund NABU behauptet freilich noch über 70 Jahre nach Ende der NS-Zeit, Fremdheit an sich sei negativ, mit

[365] Was „unnatürlich“ sei, sei ja auch für die „Anderen“ nicht gut; alles „Fremde“, Mensch, Tier, Pflanze, müsse zurück an „seinen“ Platz.

[366] Das „deutscheste“ aller Gewächse, die Kartoffel, stammt bekanntlich aus Amerika. *Alle* Nutzpflanzen sind „künstlich“ angebaut, niemand ernährt sich heutzutage aus der „Wildnis“. Es ist eine menschliche Errungenschaft, nicht auf das angewiesen zu sein, was der Boden „selbst“ hergibt.

der Beschränkung auf „heimische Pflanzen“ habe man gefälligst die „heimische Tierwelt“ (selbstzweckhaft) zu schützen. Im September 2016 (mitten in der „Flüchtlingskrise“) verlangte eine neue EU-Verordnung die Ausrottung von 37 sogenannten „invasiven“ („un-europäischen“) Tier- und Pflanzenarten in Europa, darunter z.B. vor 100 Jahren (!) zu Jagdzwecken eingeführte „fernöstliche“ Hirscharten; sie dürfen nun nichtmal mehr in Zoos oder privat gehalten werden, ebenso der Waschbär, der keinerlei Schäden verursacht. Hier wird aus der xenophoben, ultrareaktionären Ideologie des „fragilen Ökosystems“ konkrete eliminatorische Politik. „Naturschützer“ sind gerade nicht von der Schönheit der Schöpfung ganz hingerissene Friedenstäubchen, die keiner Fliege etwas zuleide tun und staunend alles beschauen, sondern die ersten, die zur Vernichtung von Leben bereit sind, wenn sie eine „Art“ (Tiere oder Pflanzen) entdecken, die ihnen „fremd“ am Ort vorkommt, dort nicht „hingehöre“. Das einzelne Lebewesen ist ihnen egal, „Eindringlinge“ („Invasoren“) werden mit Stumpf und Stiel ausgerottet, damit das „empfindliche Gleichgewicht“ der „heimischen Arten“ nicht weiter bedroht wird. Schuld an dem „unnatürlichen Eindringen“ sei letztlich „der Mensch“ (Chiffre für den „jüdischen Kapitalisten“ – der anständig verwurzelte „Indigene“ ist natürlich nicht gemeint), ihn treffe also auch die Schuld an der Ausrotterei, nicht den guten „Naturschützer“, der (unter Befehlszwang seiner Göttin „Natur“) ja nur tut, was getan werden müsse. Der „rechtliche“ Ursprung liegt in der Naturschutzverordnung von 1936, die zum Schutz der „einheimischen“ Tier- und Pflanzenwelt aufrief, um die angeblich ursprüngliche Natur zu erhalten; schon damals wurden „ausländische“ Gewächse in freier Landschaft verboten, sie seien eine „Bedrohung für den Artenreichtum der Natur“; man weigerte sich, Natur als etwas Dynamisches zu begreifen und idealisierte einen bestimmten Zustand (einen diffusen „vorindustriellen“) willkürlich als den „idealen“.
Die Völkischen sahen sich selbst als progressiv, weil Fortschritt für sie eben in der Rückkehr zur Natur (als ewigem Idealzustand) bestand[367]. Sie wollten, dass die „Natur“ sich die Bahn bricht gegenüber der „künstlichen“ Zivilisation – „gut“ sei, was unverfälschter Ausfluss des „Natürlichen“ ist. Der Mensch solle tun, was er aufgrund seiner Natur eben tun „müsse“. Man leugnete die persönliche Verantwortung gegenüber *allgemeinen* Gesetzen. Was der „Volksgeist“ dem Individuum anheimgebe, sei per se recht, denn nichts stehe über ihm. Moralische Zwänge seien ein zu überwindendes Zivilisationswerk, dies galt dem Völkischen beim Nudismus ebenso wie bei der Judenvernichtung. Die Welt, gegen die sie standen, ging aus von objektiven Naturgesetzen für alle Menschen, wogegen jene oft widerspenstig sind. Die Völkischen

[367] Sie hassten die Moderne für alles, was gerade nicht modern ist: das Streben nach technischem Fortschritt, die individuelle Freiheit, die an der Funktionalität ausgerichtete Kultur, die Mobilität, die „Rassenmischung“ – alles Phänomene, die sich *trotz* der Moderne weiterentwickelten, gerade nicht wegen ihr.

dagegen sahen Naturgesetze für den Einzelnen, die sich aus dem *Volkstum* ergäben und gegen welche die böse Umgebung („fremde Mächte“) ankämpfe[368].
Sie verehrten die, von ihrem Schöpfer entkoppelte, „Natur“, mit welcher jeder im „Einklang“[369] leben müsse – irgendein fremder „Wüstengott“ stört da natürlich. Die Völkischen hassten am Christentum alles, was sie darin als „jüdisch“ ausgemacht hatten: das Konzept von Sünde und Versöhnung, den strafenden und lohnenden Gott, das Sühnopfer, die angebliche „Frauen- und Mutterfeindlichkeit“, womit diese Religion „rassisch Minderwertiger“ die „germanische Seele zerstört“ habe (so der Nationalkirchler Ernst Bergmann), die Jenseitsorientierung, die strenge Unterscheidung der Geister (das dualistische Gut-Böse-Konzept), die Betonung personaler Würde, den Heilsindividualismus, nicht zuletzt den Gedanken der gottverlassenen und damit alles andere als per se intakten Welt – all das gefiel den sich nach heimeliger Nestwärme Sehnenden nicht. Als eigentliche Gottheit trat für die Völkischen „die Natur“ auf - ein durch und durch menschliches Konzept. Sie existiert nicht in der Realität, gibt also keinerlei Verhaltensregeln vor, sie kann weder „untergehen“ noch gerettet werden, nichts „erschaffen“, sie hat keinerlei Plan, denkt nicht – „Natur“ ist kein „Organismus“, sondern lediglich die völlig passive Summe an nicht vom Menschen geschaffenen Einzeldingen. Das Natürliche ist geistlose Materie, nimmt von sich in keiner Weise selbstreflexiv Kenntnis, hat weder Rechte noch Interessen (für sie ist nichts „gut“ oder „schlecht“). Es gibt keinen Idealzustand, keine innere Harmonie der „Natur“, wo stets geistlos gefressen und gestorben wird. Jeglicher „Naturschutz“ ist in Wahrheit immer ein ordinärer „Heimatschutz“, ein Erzwingen eines vermeintlich „richtigen“ Zustands der eigenen Umgebung. Welcher Zustand als „gut“ angesehen wird, ist vollkommen subjektiv. Die heutige Vorstellung einer „idealen“ Umwelt ist maßgeblich von der deutschen Romantik mit ihrer kitschigen Naturmystik und Naturverklärung geprägt - jene war die ästhetische Wurzel des antizivilisatorischen Empfindens weiter Teile des Bürgertums. Charakteristisch für die bürgerliche „Moderne“ ist, neben der Liebe für Kollektive, Herrschaft und Arbeit, nicht der technische Fortschritt (welcher eine Konstante ist und im 19. Jahrhundert lediglich in seinen Auswirkungen immer mehr Menschen erfasste), sondern die sich in „gesättigten“ Wohlstandsgesellschaften entwickelnde *Ablehnung* desselben, die ein Novum in der Geschichte darstellt.

---

[368] Die Verabsolutierung der angeblichen Natur führt noch heute zur Relativierung von Menschenrechten, Flora und Fauna werden dem Menschen gleichgestellt, der mit seiner Natur (gemeint ist seine menschliche Natur wie seine materielle Umwelt) „in Einklang“ leben soll. Bezeichnenderweise so genannte „Naturvölker“ sollen von zivilisatorischer Entwicklung abgehalten werden, weil ihre „Art“ somit geschützt bliebe. Wünsche von Individuen nach Veränderung von Zuständen, die sie selbst betreffen, werden mit dem individuumsfeindlichen Verweis auf die angebliche Natur, der gemäß man leben soll, diskriminiert.

[369] Ganz im Gegenteil strebt der Christ nach Einheit mit dem *Schöpfer*, er will sein Dasein als „Geschaffener“ gerade *übersteigen*, das Geschaffene dazu nutzen, also „ausbeuten“.

Schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte sich, ausgehend von dem neuen Glauben, der Mensch sei nur ein höherentwickeltes Tier, ja die Abgrenzung zwischen Tier und Mensch nicht sinnvoll möglich (diametral der jüdisch-christlichen Tradition entgegenstehend), sowie, aufgrund des damit einhergehenden Glaubensverlustes, einem geradezu panisch zu nennenden Gesundheitswahn (auf das Leben nach dem Tod könne man nicht bauen, nur ein diesseitiges Leben in strahlendem „arischen" Körper sei lebenswert) eine radikal zivilisationsfeindliche (Zivilisation war zugleich mit „Judentum" assoziiert) Ideologie im deutschsprachigen Raum breit. In der „Natur" sei eigentlich alles toll und gut, in der „Urzeit des Menschen" vor etlichen Millionen Jahren hätte es z.B. keinerlei Krankheiten gegeben, weil der Mensch noch „im Einklang" mit „der Natur" gelebt hätte, bevor er begann, sich „widernatürlich" zu ernähren. Und was nicht alles tabu sein sollte: Fleisch (tierische Produkte seien schuld an „Zivilisationskrankheiten"), Milch, Weizenmehl, Zucker, eben alles, was den „unerleuchteten" Menschen so ans Herz gewachsen ist. Gekochte, verarbeitete oder haltbar gemachte Lebensmittel? Gezüchtetes, ja der „Rassenschande" schuldig zu Befindendes, noch nicht angebliche Jahrmillionen unverändert Bestehendes? Überhaupt irgendwas „Künstliches"[370]? Igitt, hätte etwa der stets kerngesunde „Urmensch" so etwas zu sich genommen? Angeblichen „Zivilisationskrankheiten" wurde nun also mit „natürlichen" Waffen der Kampf angesagt; man ließ sich nur noch homöopathisch „behandeln", trug nur noch schlabberige „Reformkleidung" (wenn überhaupt Kleidung schon sein musste), weil das viel „natürlicher" und somit „gesünder" sei, und die Ernährung wurde radikal umgestellt auf möglichst grobe, idealerweise unverarbeitete Nahrung („Rohkost"), am besten vegetarisch (wer will schon seine „Brüder und Schwestern" essen…). Viele Lebensreformer hatten sich um 1900 in Vereinen für Körperkultur oder „vernünftige Leibeszucht" organisiert, ein typisches Beispiel ist Jugendstilkünstler „Fidus", Propagierer von Vegetarismus, „natürlicher Lebensweise", freier Sexualität und Freikörperkultur, der natürlich ein großer Germanenfan war, wie FKK-und Eugenik-Aktivist[371] Ungewitter, der Kleidung als sexualisierend ansah (da angeblich Begehren schaffend, von naturfeindlicher „jüdischer Moral" geprägt), während allgemeine Nacktheit dazu führe, sein Begehren besser unter Kontrolle zu haben. Der Naturismus strebte (vollkommen weltfremd) nach Entsexualisierung des

[370] Der Mythos, möglichst Unverarbeitetes sei gesünder, ist immernoch virulent, dabei ist *alles* „Chemie", und zugleich ist nichts, was nicht ursprünglich aus der „Natur" kommt. Nur der Grad der Verarbeitung (auch das Schälen oder gar Kochen ist eine Form der Verarbeitung) ist verschieden. Allerorts wird aber noch heute groß damit geworben, das Produkt sei frei von „künstlichen Zusatzstoffen", als sei dies etwas besonders Lobenswertes; die moderne Abneigung gegen alles „Künstliche", alles, wo zuviel menschlicher Geist dahintersteht, liegt an der Abneigung gegen ebenjenen, ist also Ideologie.

[371] Schwächlinge sollten sich seiner Meinung nach nicht vermehren, nur Starke und Gesunde sich paaren.

Körpers; das Ideal war der „reine, unschuldige Germane“, ohne dem „jüdischen Sündenfall“. Die Reformmode hatte daher die Tendenz zu weniger Kleidung, ohne dabei aufreizend wirken zu wollen – alles sei doch so „natürlich“, sexuelles Begehren (Lüsten unterworfen sein) aber tendenziell ungehörig; man erkennt die Herkunft aus kulturprotestantischem Bürgerhaus.
Die „Rückkehr zu naturgemäßer Lebensweise“ propagierte auch das anthroposophische Konzept, einen landwirtschaftlichen Betrieb nunmehr als autarken „Organismus“ aufzufassen, der sich ausschließlich aus sich selbst heraus erhält[372].
Ein typisches Beispiel für einen „Lebensreformer“ sei hier etwas eingehender vorgestellt. Max Nagler, geboren 1876 in Berlin, war einer der frühen Protagonisten völkischer Esoterik in Raum Waldshut. Evangelisch getauft, beschäftigte sich der gelernte Möbelpolierer schon in jungen Jahren mit modischem Okkultkram wie Hypnose sowie Gesundheitspflege (später wird er sich als einen der Mitbegründer der Lebensreformbewegung bezeichnen). 1902 kam ein unehelicher Sohn zur Welt, im selben Jahr zog er mit der Kindsmutter nach Lörrach, wo die beiden ca. vier Jahre später heirateten. Hier errichtete Nagler das Anwesen „Schloss Bergfried“ mit dem seinerzeit angeblich größten Obstgarten Süddeutschlands. Das Anwesen diente seiner „Nährmittelindustrie“, einer Scharlatanerie (er verkaufte homöopathische „Nährsalze“ usw.), die ihm offensichtlich ein gutes Einkommen verschaffte. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war er viel auf Reisen, besuchte Afrika, Ostasien, Südamerika, schließlich Indien. 1920 kaufte er in Binzgen die alte Ziegelei, die er fortan mit seiner Familie bewohnte. Wechselnde „Haustöchter“, die bei ihm die Zubereitung von Rohkost u.ä. lernen wollten, wurden von ihm regelmäßig mit Betäubungsmitteln verführt. Hier arbeitete Nagler an diversen Büchern, die meist in einem Berliner Verlag der Lebensreform-Bewegung veröffentlicht wurden. In ihnen wurde eine „gesunde Lebensweise“ (mit von Nagler vertriebenen Produkten) propagiert, die vor den grassierenden „Kultur-Seuchen“ (u.a. Krebs) schützen solle. Krebs entstehe aus Mangel an Nährstoffen. Er nannte sich nun „Krebsforscher“ und „Doktor“, was eine Verurteilung wegen Titelanmaßung nach sich zog. Sein „Krebspräparat“ war sogenannter „Erdstoff“ aus Wacholderstrauchasche. Auch bezeichnete er sich als den „deutschen Gandhi“ und verkaufte als Gesundheitsprodukt „Gandhis Ölsaat“ (eine einfache Leinsaat)[373]. 1934 brachte er einen „Osterbrief“ („Heil-Land“) seiner

[372] Nicht wenige heutige Ökologisten meinen in direkter Denktradition, sich nur „regional“ ernähren zu müssen bzw. von Dingen, die der „Herkunft“ nach „zusammenpassen“, aufgrund des zufällig geteilten Bodens – schon ein Bananenjoghurt ist für sie „unnatürlich“. So viel Genuss entgeht ihnen wegen dieses heimattümelnden Aberglaubens (dann aber gegen jüdische Speisegesetze lästern…).
[373] Gandhi wurde in der NS-Zeit als Symbol des Widerstandes gegen den „britischen Imperialismus“ verehrt. Sein Denken war den Deutschen sympathisch: das gesamte „Volksleben“, auch die Religion, sollte in den Dienst des „Gemeinwohls“ gestellt werden; er hatte

„nordisch-evangelisch-katholischen Arbeitsgemeinde“ heraus. In seinen Schriften findet man die in den Lebensreformkreisen üblichen Verschwörungstheorien: die Juden beherrschten (aus „Machtgier, Herrschsucht, Eigennutz“) die Welt, vor Hitlers Machtübernahme auch Deutschland, und seien schuld an seinem Misserfolg: „Jüdischer Krämergeist fesselte die Freiheit der nach Wahrheit strebenden Wissenschaft. Fest eingewickelt war die Hochschul-Medizin“. „Mein Schaffen war eine große Gefahr für die Raffenden“. Natürlich freute es ihn, dass im neuen Reich der „Lügenpeter ausgeschaltet“ wurde. Hitler, „unser Glückbringer“, könne übrigens nie krebskrank werden: „Unser Führer lebt, wie Gott es will! Er versorgt die göttlichen Lebenskräfte mit der einfachsten Naturkost“ und „meidet Fleisch, Alkohol und Tabak“. Die katholische Lehre verachtete er: „Alles konfessionelle Geschwätz über die ewige Seligkeit ist für die Katz“, nur das Irdisch-Materielle sei von Bedeutung, auch Christus habe nicht etwa gefastet, um zu büßen, sondern „um seinen Leib und die Seele von störenden Giften zu entlasten“. „Erkrankte, Leidende, hilflos Dahinsiechende“ könnten seiner Meinung nach „des Lebens einfach nicht froh werden“. Man müsse „innerlich sauber, deutscher Art treu“ bleiben und sich den unabänderlichen Naturgesetzen fügen[374].

Der Mensch sollte von den „Reformern“ seit der Jahrhundertwende also in nichts weniger als einen angeblichen „Naturzustand“ zurückgeführt werden. Esoterische Vorstellungen, als „natur-“ und „artgemäßer“ Glaube angesehen, verbreiteten sich damals nicht mehr nur bei intellektuellen Eliten, sondern auch im großen Kreis der Halbgebildeten. Die Blut-und-Boden-Ideologie war Allgemeingut der vielen „alternativen“ Bewegungen des frühen 20. Jahrhunderts[375]; hier entstand der Kult um die „gesunde Ernährung“ und die autarke bäuerliche Selbstversorgung. Explizit wurde die „Naturverbundenheit“ als „deutsche Lebensgestaltung“ der „amerikanisch-jüdischen“

---

vorindustrielle Ideale, die „altehrwürdige“ Vergangenheit stets im Blick, Völker waren für ihn starre „Kulturgemeinschaften“, und für das „schlimmste Verbrechen“ überhaupt hielt er Gewalt gegen Tiere, vor allem die Vivisektion. Juden im Heiligen Land waren für ihn Repräsentanten des „westlichen Imperialismus“, „Palästina“ gehöre den Arabern so wie „England den Engländern und Frankreich den Franzosen“. Christlicher Mission in Indien stand er feindselig gegenüber, er hatte sein eigenes Bild von Christus, den er also meinte, besser zu verstehen als die Christen es täten – ein Hindu sollte einfach ein besserer Hindu, ein Christ ein besserer Christ, ein Muslim ein besserer Muslim werden (Hauptsache, man bleibt in der Tradition seines „Volkes“). Die Völkischen waren sowieso in Indien (ein Opfer der bösen Engländer, wie man selbst…) verliebt, sah man doch dort den Ursprung der „Arier“ bzw. „Indogermanen“.

[374] Wie andere völkische Sektierer geriet auch Nagler in Zwist mit der Partei und starb 1942 im KZ Sachsenhausen.

[375] Wenn im Nationalsozialismus entsprechende Vereinigungen aufgelöst wurden, um sie in NS-Organisationen zu integrieren, bedeutet dies natürlich, wie bei den ganzen völkischen „Glaubensgemeinschaften“ von Hauer bis Ludendorff, die an sich mit den Zielen des NS völlig konformgingen, keine inhaltliche Opposition.

gegenübergestellt. Man wird nicht einen Reformernährungsapostel finden, der nicht Rassist und Verächter von „Untermenschen“ war[376].
Wenn auch nicht jeder sein Leben tatsächlich radikal im Sinne der „Lebensreformer“ umstellte: die Auffassung, diese Bewegung habe ja „eigentlich recht“, stehe für etwas „Gutes“, war im deutschen Bürgertum allgemein. Das völkische Ideal der „Einheit“ mit der Natur war ihnen wohlbekannt. Schon Gestalten wie Herder, Fichte oder Möser imaginierten eine natürliche Verbundenheit von „Völkern“ mit der sie umgebenden Natur; ein Leben „im Einklang“ mit dieser wurde zum Ideal, das historisch in der „germanischen“ Zeit vor dem „Eindringen“ der römischen Zivilisation verortet wurde und zu restaurieren war – eine vorchristliche Zeit „rassischer“ Reinheit und „unverfälschter“ Natur. Humboldt schwadronierte von organischen Zusammenhängen zwischen Völkern und „ihren“ Landschaften, bereits gar von „vaterländischen Pflanzen“[377]. Die natürliche Umwelt bestand nur noch aus „Arten“ und „Rassen“ (nicht mehr aus Individuen), deren selbstzweckhafter „Erhalt“ (im rechten Verhältnis und am rechten Ort) wurde zur fixen Idee, natürlich auch der Erhalt bzw. die „Restauration“ ihres „wesensgemäßen“, sprich „artgemäßen“ Verhaltens.
Der große Konflikt der Moderne ist der zwischen Universalismus (wie ihn die westliche Aufklärung und die abrahamitischen Religionen vertreten[378]) und Partikularismus (wofür die kontinentale Aufklärung und jegliches Neuheidentum stehen), zwischen jenen, die von der Menschheit als Einheit und jenen, die von verschiedenen „Völkern“ als Einheiten ausgehen.
Nicht ohne Grund ist der Antiamerikanismus fester Bestandteil gerade des deutschen und französischen „intellektuellen“ Lebens seit dem 19. Jahrhundert – wo man den Katholizismus hasst, hasst man die Freiheit. „Geistlos“ und „Geldversessen“ sei man in Amerika (so der Antiklerikale Stendhal); die „übertriebene“ äußerliche Religiosität konnte in den Augen der entchristlichten Europäer nur „geheuchelt“ sein, das Bild des

[376] John Harvey Kellogg gründete die „Race Betterment Foundation“, Zentrum der Eugenikerbewegung in den USA, warb für strikte Rassentrennung („Nicht-Weiße“ würden den heimischen Genpool beschädigen). Max Bircher, Verächter alles Gekochten und „Künstlichen“ (Weißmehl, „Industriezucker“ usw.), den Aberglauben verbreitend, allein das animalische Fressen unbearbeiteten Grünzeugs aus dem heimischen Garten (wo natürlich nur „Einheimisches“ zu wachsen hat, am besten „alte Sorten“) sei gesund und könnte die „Erbgutverschlechterung am gesamten Volkskörper“ aufhalten, wünschte sich 1936, die Schweiz würde wie Deutschland eine so schön durchgreifende „Gesundheitspolitik“ (Zwangssterilisierungen) betreiben.
[377] Von Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell 1818 aufgegriffen - nur noch „vaterländische“ Baum- und Straucharten sollten den deutschen Garten schmücken.
[378] Der Katholizismus, als streng universalistische Denkform, kann nur an der Seite der westlichen Aufklärung stehen, und zugleich an der Seite anderer monotheistischer Religionen, da sie alle vom selben Menschenbild ausgehen: es gibt eine Menschheit, alle Menschen sind gleich offen für dieselben Ideen und Verhaltensweisen, Gedanken, Worte und Werke.

unehrlichen, oberflächlichen Pharisäers wurde zum typischen Klischee (noch heute halten die meisten Europäer den „typischen Amerikaner“, meistens wegen seiner offenen Herzlichkeit, für „oberflächlich“ und „falsch“, wie den alten Juden eben). Europäische Kultur wurde in jeder Hinsicht als überlegen angesehen. Und schon im 19. Jahrhundert gingen Antisemitismus und Antiamerikanismus stets einher. Der Wiener 1848-Revolutionär Ferdinand Kürnberger, ein deutschtümelnder Verächter des österreichischen Vielvölkerstaates („asiatisch“, „zurückgeblieben“), der in der Gründung von ethnisch reinen Nationalstaaten die Lösung aller Probleme sah, hasste sowohl die „geistlosen“ USA, die von Pragmatismus und Kapitalismus beherrscht seien („Der Amerika-Müde“ 1855), wie auch die heimischen Juden[379], vor allem die an der Börse (hinterhältig, geldgierig usw.) und im Kulturbetrieb (beides sei „verjudet“, darum im Niedergang begriffen). Der linksradikale einflussreiche Soziologe Werner Sombart (später Nationalsozialist), der meinte, Juden hätten als „Wandervolk“ keine Bindung an einen Boden (wie entsetzlich…), dafür umso mehr ans Geld, hielt den Amerikanern ebenfalls „Geistlosigkeit“ wegen ihres Kapitalismus vor, sah bei ihnen gar die „Götterdämmerung der Kultur“. Juden waren für ihn die Gründerväter der kapitalistischen, westlichen Wirtschaftsweise. „Westlichen Händlern“ stellte er im Ersten Weltkrieg „Deutsche Helden“ gegenüber. Karl May hatte in seinen Abenteuergeschichten indes die Bilder des „Edlen Wilden“, des Indianers, als romantischen Gegenentwurf zur „degenerierten“ Kultur der „weißen“ Amerikaner (die scheinbar nicht dorthin gehörten) entworfen[380].
In den bürgerlichen „Süddeutschen Monatsheften“ schrieb sich Bildhauer Fritz Behn (später NS-Sympathisant, heute weiterhin hochgeschätzt)[381] 1929 allen Grimm vom Leibe: Amerika sei nix für „Weiße“, in so einen „fremden Boden“ könne man sich doch nicht „willkürlich verpflanzen“ lassen, die „eigentliche Heimat“ dieser Menschen (auch wenn in der 8. oder 9. Generation ansässig) sei „Europa“. Der Mensch sei doch „Ergebnis seines Bodens“ (!), wenn der Boden nicht zu ihm passe, sterbe er ab oder aber opfere sein „eigenes Wesen“ – und „die Natur“ lasse sich nicht betrügen; der weiße Amerikaner (in einem Land, das „nicht das seine“ wäre) sei kein „echter“ (das sei „der

[379] Ein „Rassegefühl“ sei etwas Natürliches, meinte er 1876, darum könnten sich Schwarze und Weiße natürlicherweise nicht leiden, ebensowenig „Semiten“ und „Arier“, wenn auch einzelne Juden durch völlige Assimilation und Ablegung alles Jüdischen den Weg in die bürgerliche Gesellschaft finden könnten.
[380] Hitler war ein großer Fan - gute, naturverbundene „ethnisch reine Völker“ im Kampf gegen böse Imperialisten gingen immer. Historische Gräueltaten der „länderüberfallenden“ und „Verträge brechenden“ US-Amerikaner an den „friedlichen“ Indianerstämmen waren später fester Teil der Propaganda (z.B. Alb-Bote vom 25. November 1938).
[381] Behn befürwortete deutsche Kolonien nur unter der Bedingung, sie ausschließlich wirtschaftlich zu nutzen, aber bloß nicht zu besiedeln und schon gar nicht irgendeine Rassenmischung zuzulassen.

Sioux-Indianer“), sondern ein physischer und geistiger „Mischling“, und solche hätten „kein eigenes Wesen“ und „keine eigene Kultur“, sondern nur so schnöde „Zivilisation“, wo bloß der Reichtum zähle, alles gekauft und angehäuft werde - wie „entartet“, sowas sei doch kein „Weißer“ mehr, sogar „seine Musik nahm er vom Neger“. Wohin das alles führe, sehe man in Lateinamerika, diesem „Land ohne Seele“ mit all seinen Mischlingen; die „wirklichen“ Einheimischen dort seien die „fast ausgerotteten“ (mit wem haben sich denn dann die anderen „gemischt“…?) Indios gewesen; die „wahllose Vermischung aller Nationen und Rassen“ sei der „Keim ihres Ruins“.

Das tausendjährige Gegenreich: die Manifestierung deutschen Gegenglaubens

„*Deutsche Wesensschau und arische Esoterik verabscheuen das Greifbare und Konkrete, weil man handfest werden will*“

- Joachim Bruhn

Das „alternative“ jung-bürgerliche Milieu (Lebensreformer usw.) der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, aus dem der Nationalsozialismus erwuchs, war ausgesprochen esoterisch geprägt. Ein Blick auf die neue Kunst (oft anthroposophischer Ideenwelt entsprossen) zeigt schon, wo die Reise hinging: man ahmte nicht mehr die sichtbare Realität nach, sondern suchte nach angeblichen „geistigen Ursachen“, Abstraktem, „befreit“ von allem „Nebensächlichen“ wie dem Gegenständlichen, das nur vom „Wesentlichen“ ablenken würde. Die geschwätzige Ideologie brach sich hier bereits die Bahn gegenüber dem realen, konkreten Geschöpf, das nur noch störte.
Die Grundannahme aller Esoterik ist, es gäbe eine unpersönliche Kraft, die allem Existierenden innewohne und bewirke, dass im „Naturzustand“ alles miteinander notwendig und sinnvoll zusammenhängt. Die tolle „Erfüllung“ ist, seinen korrekten Platz in diesem Schauspiel einzunehmen und sich pflichtgemäß (wie „Mutter Natur“ es will) einzufügen. Dazu gehört der Aberglaube, verschiedene Religionen oder Herrschaftsformen seien letztlich alle gleich gut und würden, sofern „traditionell“ an einem Ort unter den „Indigenen“ ausgeübt, perfekt zu den ihnen Unterworfenen passen. Die Suche nach einem „artgemäßen“, „germanischen“ Glauben (aus dem „Volksgeist“) blühte also. Die wohlstandsgelangweilte Jugend der Jahrhundertwende wandte sich in Massen vom Christentum ab und esoterischen Themen zu. Fast immer spielten die „Rasse“ und „die Natur“ eine Rolle. Der letztlich von fernöstlicher Mystik beeinflusste Aspekt der Ahnenverehrung war bei den Völkischen zentral[382]. Ob irgendwelche

[382] Der „Germane“ solle „im Einklang“ auch mit den vergötzten Ahnen leben, ihr „Erbe“ weitertragen.

biologischen Vorfahren in der soundsovielten Generation von Tacitus als „Germanen“ klassifiziert worden wären, hörte auf, ein in jeder Hinsicht irrelevantes Faktum aus dem Lokus der historischen Banalitäten zu sein, sondern wurde zur existenziellen Angelegenheit. Viele hochrangige spätere NSDAP-Größen waren Esoteriker - man sah sich als Avantgarde (natürlich gegen konservativen Kram wie die Kirche eingenommen), gleichermaßen von germanischer Mythologie und fernöstlicher „Weisheit“ begeistert, insbesondere Himmler, der wie Hitler und die meisten anderen Nazis ein großer Tierfreund war und schon deshalb von den östlichen Religionen angetan[383]. Die Faszination der Nazis für Tibet (wo man noch „reinrassige Arier“ vermutete)[384], noch heute fortwirkend, hat ihren Ursprung im Arier-Mythos, der seit dem späten 19. Jahrhundert weit verbreitet war; in der modischen „Theosophie“ galten die „Arier“ als Krone der angeblichen Evolution der Rassen, Juden dagegen als degeneriert, „tierisch“, nicht spirituell genug (sie glauben schließlich nicht an Schicksal und Wiedergeburt). Durch die Theosophie und verwandte Denkgebäude (die Ariosophie war eine Spielart) bekam der Rassenantisemitismus einen pseudoreligiösen Unterbau[385]. Hinzu kam der Drang, alles und jeden, der jemals die Missgunst der katholischen Kirche auf sich geladen hatte, zu glorifizieren und als „Bruder im Geiste“ anzusehen, von der Gnosis über die Katharer[386] bis zu Jan Hus. Karl Harrer betrieb im Kreis der esoterischen Münchener „Thule Gesellschaft“ (nach „indoarischen“ Weisheiten suchend) die Gründung der Vorgängerpartei der NSDAP; z.B. Hitler, Himmler, Hess, Rosenberg und Dietrich Eckart, alle aus der Münchener „Jugendbewegung“ kommend, waren dabei. Die NS-Bewegung wollte Hitler[387] nicht rein politisch verstanden wissen,

---

[383] Der Samurai-Kult wurde während des Krieges in Deutschland exzessiv verbreitet, in Filmen, Ausstellungen, Vorträgen usw.; die Aufgabe des Ich und der Persönlichkeit, die Negation der Seele, das Ausschalten der Emotion wurden besonders glorifiziert. Hinduistische Schriften sah Himmler „direkt auf den Führer zugeschnitten“. An Indien biederte man sich besonders an, sei den „Verwandten“ dort das Hakenkreuz doch genauso „heilig“. NS-Autoren analysierten die Bibel auf „historisch-kritische“ Weise (nach der „Ur-Religion“ suchend) und „entlarvten“ dabei etwa die Ausführungen zur Sintflut als eigentlich ältere Hindu-Texte wiedergebend, wodurch sie als eigentlich „uralte arische Weisheiten“ durchgehen konnten.

[384] Im Zuge von Himmlers „Ahnenerbe“-Expedition nach Tibet wurde auch der dort praktizierte Buddhismus in Deutschland popularisiert.

[385] Die „Protokolle der Weisen von Zion“ wurden etwa in Russland von Theosophen verbreitet.

[386] Von jenen war etwa SS-Obersturmführer und Rudolf-Steiner-Jünger Otto Rahn, an ein unterirdisches Arierreich im Himalaya glaubend, fasziniert: Innozenz III hätte gegen ihr „Germanentum“ gekämpft. Auch Rosenberg sah in den Katharern „völkische“ Vorläufer des Nationalsozialismus; ihre Lehre sei aus dem uralten arischen Tibet über persische Manichäer zu den „Kelten“ gekommen.

[387] Er war in den 1920er Jahren sehr an den Werken des Ariosophen Lanz von Liebenfels interessiert, dessen Gedankenwelt seine Entwicklung (wie auch z.B. diejenige Himmlers) unmittelbar prägte; er traf ihn mehrmals in Wien, hielt ihn (wie auch andere völkische Sektierer,

sondern als „Wille, die Menschheit zu erneuern“, indem sie die „arische Rasse“ zu ihrer „Reinform“ zurückführe (moralisch wie biologisch). Der Führerkult selbst gehört zum esoterischen Teil der NS-Bewegung (wie bereits das „indoarische“ Hakenkreuz); die Münchener Bande war im katholischen Umfeld aufgewachsen und wollte Hitler bewusst als eine Art Gegen-Christus aufbauen (der „Führer“-Begriff war zuvor eigentlich für Christus reserviert, man denke auch an das germanisch umgedeutete „tausendjährige Reich“). Ein zu extremer Hitlerkult war für den Nationalsozialismus daher auch eine Gefahr, er hielt viele Deutsche noch am Ehesten von der „Bewegung“ fern. Ab 1937 distanzierte sich die Partei von sektiererischen Fanatikern, weil jene zu radikal waren und mit staatlicher Hilfe das ganze Volk zu ihren religiösen Lehren „bekehren“ wollten; man sorgte sich um die Zustimmung in der breiten Bevölkerung, wenn man sie sich weiter als Sprachrohre der Bewegung anpreisen ließ. Heydrich meinte, dass gerade jene unter den Sondergruppierungen, die sich „sehr national und deutschbetont“ geben und „den Eindruck einwandfreier politischer Haltung“ erwecken umso gefährlicher für den Staat seien. Dazu zählten auch die Anthroposophen, damals eine weitere völkische Sekte darstellend, die der „Bewegung“ auf lange Sicht zu obskur war, die aber zeitweilig großen Einfluss auf Teile des NS-Personals hatte[388]. Für Rudolf Steiner bestand, in theosophischer Tradition, die Menschheit aus unabhängig voneinander entstandenen „Wurzelrassen“ (wie der arischen), die sich in „Unterrassen“ gliederten (z.B. die germanische). Er phantasierte von „Volksgeistern“, „Volksgemüt“, „Volksmerkmalen“, „Volksseelencharakter“, „Volkstum“, „Völkerindividualität“, angeblichen „Bestimmungen“ einzelner Völker und dem ganzen üblichen Unfug[389]. Das Individuum gilt nichts, da es eh ständig reinkarniere, die „Rassen“ seien viel wichtiger – aber auch

---

die zu keinerlei Kompromissen fähig waren) aber bald aus politischen Gründen für hinderlich, Erfolg bei den Massen zu bekommen. Weitere frühe Einflüsse waren Wagner, Chamberlain, der völkische Liberalprotestant Max Maurenbrecher und Dietrich Eckart.

[388] Erst 1941 wurden tatsächlich anthroposophische Einrichtungen (Waldorfschulen oder die Freie Christengemeinde, hauptsächlich aus NS-Anhängern bestehend) aufgelöst, da die Anthroposophie mächtige Anhänger in der Partei hatte, etwa Hess, Darré, Ley, Günther oder auch Alfred Bäumler im Amt Rosenberg oder den hohen SS-Funktionär Otto Ohlendorf. Hess und Himmler blieben stets wichtige Advokaten der esoterisch-sektiererischen Wurzeln der Bewegung, die SS trug dieses Erbe weiter. Hitler selbst war dagegen stets ein „gemäßigter Ausgleichspolitiker“, der gegen radikale Kräfte vorging und Konservative mit der Partei (als „Volkspartei“) versöhnen wollte. Bormann und Heydrich (auch Goebbels) waren scharfe Antiesoteriker.

[389] Schon die ersten Waldorfschulen der 1910er Jahre (der letzte Schrei der hochgejubelten „Reformpädagogik“) hatten „Rassenkunde“ im Lehrplan ab der siebten Klasse, die Gegensätze von „nördlicher und südlicher Volksart“ sollten gelehrt werden und der kulturelle Ausdruck „fremder Volksseelen“. Sie schrieben sich auf die Fahne, „zur Volksgemeinschaft“ zu erziehen, besonders durch „Pflege des völkischen Gedankens“ und „Betonung des Wesens und der Aufgaben des deutschen Geistes“. Als Privatschulen hatten sie im NS-Staat eigentlich keinen Platz, Rudolf Hess persönlich setzte sich für Ausnahmeregelungen ein.

sie lösten einander ab, höhere existierten neben „absterbenden“, zu früheren Epochen gehörenden niedrigeren. Natürlich seien Steiners Artgenossen derzeit die Ehrwürdigsten, Juden dagegen am Verfallen; sie seien ein „ausgelebter“ Anachronismus, ohne Berechtigung im „modernen Völkerleben“, wobei Steiner ausdrücklich nicht nur ihre Religion meinte, sondern „den Geist des Judentums, die jüdische Denkweise“. Jede „Rasse“ habe natürlich eine zu ihr passende Religion. Viele völkische Autoren bereits der 1910er Jahre (z.B. Hans Hahne) nahmen Bezug auf anthroposophische Themen. Der Nazi Friedrich Benesch, Schwiegersohn Hahnes, war geistige Leitfigur der anthroposophischen „Christengemeinschaft“, die (wie auch die Freie Religionsgemeinschaft Deutschlands) lange als Vorstufe einer „Dritten Kirche“ (analog zum „Dritten Reich“) gesehen wurde, eines „deutschen Christentums“, das die Konfessionen überwinden würde. Der völkische Verleger Eugen Diederich unterhielt enge Beziehungen zu Steiner. Karl Heise (der schon 1914 das „Rassengemisch von heute“ verurteilte) verfasste auf Anregung Steiners ein antisemitisches verschwörungstheoretisches Machwerk, zu dem der Meister selbst das Vorwort beisteuerte und das von Himmler und Hitler begeistert gelesen wurde.
Anthroposophischen Schriften der 1920er Jahre galten Juden als Inbegriff von Materialismus, Egoismus und „Zersetzung“. Die Zeitschrift „Anthroposophie“ meinte schon 1925, das Judentum würde „heute täglich nervöser“, denn „es fühlt sehr wohl, dass seine für die Weltlage unheilschwere Rolle ausgespielt ist und das Blatt sich zu wenden beginnt“. Richard Karutz erklärte 1929 den „Juden im Menschen“ zum Feind, den „Geist des Judentums“, der noch nicht überwunden sei. Ludwig Thieben, alles daran setzend, seine jüdische Abstammung spirituell zu „überwinden“, veröffentlichte 1931 das antisemitische Werk „Das Rätsel des Judentums“. August Pauli sprach sich 1932 gegen „Mischehen“ zwischen „Deutschen“ und „Juden“ aus, die ein „Element der Zersetzung“ seien. Führende italienische Anthroposophen wie der Faschist Massimo Scaligero sahen im Juden „untermenschliche böse Kräfte“ verkörpert, und sein Kollege Ettore Martinoli setzte sich für Rassegesetze im italienischen Staat (dem solches eigentlich fremd war) ein, Steiner als „Vorläufer des neuen Europa“ unter Hitler und Mussolini betrachtend[390].
Franz Löffler, Mitbegründer der anthroposophischen Heilpädagogik und auch im Alldeutschen Verband aktiv, meinte 1940 rückblickend, dass „aus unserer Gruppe später die völkische Erneuerungsbewegung erwuchs“. Geschätzte drei Viertel der Anthroposophen waren (laut dem 1935 verstoßenen jüdischstämmigen Anthroposophen

[390] Viele Anthroposophen waren Freikorpsmitglieder und voller Hass gegen die Weimarer Republik. Karl Stockmeyer, Schlüsselfigur der Waldorf-Pädagogik, forderte 1918 einen „völkischen Staat“, gegen den „von Westen her aufgedrängten Demokratismus“, und Steiners Nachfolger wie Karl Heyer oder Hans Erhard Lauer (der ein Buch namens „Volksseelen Europas“ schrieb) polemisierten offen gegen die westliche „liberalistische Staatsform“. Steiner selbst war leidenschaftlicher Antiamerikaner, hielt „okkulte Logen“ für hinter „Angloamerika“ stehend.

Büchenbacher) NS-Anhänger, gerade unter den besonders einflussreichen (auch z.B. Steiners Witwe)[391]. Viele sahen die Anthroposophie als spirituelle Ergänzung des „materialistischen" Nationalsozialismus („Steiner kommt von oben, Hitler von unten, geben einander die Hand"). Karutz jubelte 1934, dass endlich „auch die positive Einstellung zur Rasse", die unter dem Materialismus verlorengegangen war, nun wieder da sei. Die Entfernung von Juden aus den Universitäten war für Anthroposophen wie Ernst von Hippel ein begrüßenswerter Schritt zur „Überwindung des Materialismus" und er rühmte die nun hervorgehobene Rolle von „Volksgeist" und Rasse. Zwischen 1933 und 1935 wuchs die Mitgliedschaft der Anthroposophischen Gesellschaft stark an. Die NS-Presse liebte den „biologisch-dynamischen Landbau", der in der NS-Zeit die größte staatliche Unterstützung, der er jemals haben sollte, genoss. Die Zeitschrift „Demeter" sah diese pseudosteinzeitliche Wirtschaftsweise als Meilenstein für die „Ernährungsfreiheit des deutschen Volkes auf deutscher Scholle", die Autarkie. Anthroposophische Ärzte waren die Stütze der Versuche zu einer „Neuen Deutschen Heilkunde". Die Führungsriege der „Deutschen Gesellschaft für Lebensreform" bestand aus prominenten Anthroposophen (Bartsch, Franz Dreidax, die führenden Gestalten der Demeter-Bewegung[392]) und stellte sich rückhaltlos dem Nationalsozialismus zur Verfügung. „Reichslandwirtschaftsanwalt" Alwin Seifert, Pionier der „biologisch-dynamischen" Methode und prominenter NS-Naturschützer, meinte 1937 an Hess, dass der Nationalsozialismus viel Geistesgut aus der anthroposophischen Bewegung übernommen habe, ohne die Urheber zu nennen. 1939 hatte er Reichslandwirtschaftsminister Darré für die „biologisch-dynamische" Sache gewonnen, viele Mitarbeiter seines Stabes waren seit langem darin aktiv.
Der Reichsverband für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise wurde durch Heydrich nach Hess' Gefangennahme zerschlagen, aber die Zusammenarbeit mit ihren Vertretern blieb bestehen. Seit Kriegsbeginn waren Anthroposophen an den Siedlungsplänen im

[391] Anderen Anthroposophen war der Nationalsozialismus lediglich nicht „geistig" genug, zu „politisch" orientiert - Hitler erschien ihnen als Konkurrent, der nicht hinreichend „durchgeistigt" ist.

[392] Jene propagiert noch heute eine Ernährung „wie von Mutter Natur gedacht" (Werbespruch 2020) – alles andere bäume sich gegen den Willen jener angeblichen „Mutter" auf. Selbst wenn „die Natur" sich etwas „denken" könnte und Willen hätte: dass Dinge, die zufällig in relativer Nähe zueinander wachsen und leben, aufgrund dieser Nähe bestimmt seien, exklusiv einander zu ernähren, setzt voraus, „Nähe" sei etwas Objektives, Absolutes, ebenso „Ferne" - das eine sei gut, das andere schlecht. Alles gehöre irgendwo hin, habe dort zu verbleiben und nur mit der „unmittelbaren" Umgebung zu interagieren. Der Mensch ist ausdrücklich in dieses Pseudo-„System" hineingenommen, weshalb angesichts dieser strukturellen Xenophobie auch die menschliche Migration und „Mischung" als nicht von „Mutter Natur gedacht" erscheint. Die modische Abneigung gegen alles „Exotische" unterstellt bestimmten Pflanzen ex- oder implizit, sie seien geradezu „ungesund" für den „deutschen Körper", der sich gefälligst auf „heimische" Äpfel und Birnen zu beschränken habe.

Osten unter Leitung der SS beteiligt. Günther Pancke (Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes) hielt den biologisch-dynamischen Landbau für die einzig geeignete Wirtschaftsweise für die künftigen „Wehrbauern im Osten“. Sein Kollege Oswald Pohl war zuständig für das Netzwerk biologisch-dynamischer Höfe in verschiedenen KZs (1941 von Himmler eingeführt), etwa Ravensbrück oder Dachau, wo Anthroposoph Franz Lippert (früherer Obergärtner bei Weleda), SS, die Aufsicht führte. Waldorfschüler und SS-Arzt Siegmund Rascher führte in Dachau tödliche Menschenversuche (mit Weleda-Materialien) durch.
Nach dem Krieg setzte natürlich kollektiv die Erinnerung aus[393]. Ein anthroposophischer Lehrer, im Krieg kommissarischer Leiter einer Waldshuter Schule (zum Unterricht in Parteiuniform aufmarschiert), behauptete z.B. plötzlich, gegen den Nationalsozialismus eingestellt gewesen zu sein, wobei er vorschob, dass seine sektiererische Gesellschaft schließlich verboten gewesen sei. Auf diese Masche setzten alle, sogar berüchtigte Antisemiten wie Artur Dinter (Gründer der „Deutschen Volkskirche“, die 1937 verboten wurde)[394], die wesentlich radikaler als Hitler waren.
Neben den zahlreichen bürgerlichen Neo-„Germanen“ hatte man sich selbst im Arbeitermilieu Anfang der 1930er Jahre auf die Suche nach der „arteigenen“ Religion begeben (Marx hätte sich im Grabe umgedreht…). Das frühere USPD-Mitglied Hugo Petersen veröffentlichte ab 1932 den „Weckruf“, eine deutschchristliche Gemeinde mit „naturwissenschaftlich haltbarer Gottesvorstellung“ fordernd, „gegen Rom und Juda“, der „Bruderkrieg“ zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten solle beendet und „im Geiste Christi“ eine Planwirtschaft eingeführt werden. Bei den Freireligiösen Gemeinden stieß er damit auf reges Interesse. Jene kamen 1934 in der „Freien Religionsgemeinschaft“ (als geistige Vorbilder nahm man sich u.a. die „Deutschkatholiken“) unter dem Mainzer Pfarrer Georg Pick zusammen, einem

[393] An Leuten wie dem Leiter des 1933 geschaffenen Reichsbunds Volkstum und Heimat, Werner Georg Haverbeck (Gatte der Shoah-Leugnerin Ursula Haverbeck), sieht man dennoch schön die Verbindung von Anthroposophie, Friedensbewegung und NS-Ideologie: als alter Nazi sympathisierte er nach 1945 mit dem antiamerikanischen Ostblock, war 1979 Umweltschutzberater bei SPD-Minister Egon Bahr, dann ÖDP-Gründungsmitglied. Haverbeck bewunderte bruchlos weiterhin Rassenreinheit und Volksgemeinschaft und fand an Rudolf Steiner vor allem dessen völkischen Nationalismus gut. Der Kampf gegen die „Überfremdung“ von deutscher Sprache, Kultur und „Volkstum“ war ihm so ebenso wichtig wie der gegen Atomkraft.
[394] Dinter, früherer Gauleiter der NSDAP in Thüringen und Parteigenosse der erste Stunde, war Autor drastisch judenfeindlicher Schriften („Sünde wider das Blut“), die auch im Stürmer zitiert wurden. Hitler ließ den Fanatiker später fallen. Direkt von der Theosophie und ihren Vorstellungen von Astralleib und Wiedergeburt beeinflusst, sah Dinter den Geist der Vorfahren in den Nachkommen präsent und Luther als den „ersten deutschvölkischen Mann“ (mit letzterem könnte er Recht haben); er forderte die „Vollendung der Reformation“ durch völlige „Entjudung“ des Christentums, also die Trennung vom Alten Testament, dieser „jüdisch-römischen Fälschung“.

völkischen Sektierer, der eine „Religion der freien Deutschen“ wollte, eine „Religion aus Blut und Boden“. In den Vorstand durften nur „Arier“ hinein. Der deutschgläubige (mit einer ehemaligen Kommunistenführerin verheiratete) Mitarbeiter Hauers, Hermann Buddensieg, erklärte z.B. der freireligiösen Gemeinde Lörrach 1934, wie „artfremd“ das Christentum den Deutschen sei. Auch diverse Pfarrerssöhne, die vormals als „religiöse Sozialisten“ aufgetreten waren, zeigten nun Sympathie für eine germanisch-deutsche Volksreligion, etwa KPD-Mitglied Johannes Resch, der 1922 die freie Proletarische Volkshochschule gegründete hatte, oder Wilhelm Wauer, der in den 1920er Jahren als expressionistischer und kubistischer Künstler und Filmemacher unterwegs gewesen war und 1940 eine deutschvölkisch-religiöse Arbeitsgemeinschaft („Deutsches Urtum“) gründete, in der Hitler als neuer Heiland verehrt (und Christus als „Judenmessias“ und „Märchenfigur“ beschimpft) wurde. Eine „Kehrtwende“? Keineswegs. Der Expressionismus kam aus der Lebensreformbewegung und wollte die „Hässlichkeit“ der Industriewelt, des Kapitalismus zeigen, wohingegen „die Natur“ als irgendetwas Mysteriöses hinter der Realität erscheint (quasi der wütende kleine Bruder der anthroposophischen Abstraktion). Als „nordischer“ Stil galt er als Gegenstück zum „süßlichen“, „oberflächlichen“, französischen Impressionismus. Wenn ein Expressionist seine Werke in der „Entartete Kunst“-Ausstellung wiederfand, bedeutete dies weder, dass seine Karriere damit in Deutschland im Eimer war, noch, dass es sich bei ihm wohl um einen Regimegegner handeln musste. Der Antisemit Emil Nolde[395] etwa wurde von Himmler verehrt aber von Hitler und Rosenberg missachtet, seine Werke landeten 1937 in der Ausstellung, dabei seien sie doch so schön „deutsch, stark, herb und innig“, wie er anschließend beim Führer persönlich klagte, so dass sie letztlich wieder herausgenommen wurden. Noch während des Zweiten Weltkriegs gehörte Parteigenosse Nolde zu den bestverdienenden Künstlern im „Dritten Reich“, der zivilisationsfeindliche (und „Naturgewalt“ glorifizierende) Expressionismus hatte immernoch seine Anhänger gerade in der „Bewegung“[396].

[395] Er hielt schon vor 1933 den Kommunismus für eine jüdische Verschwörung, um die Weltherrschaft zu erlangen, nach der von ihm hocherfreut begrüßten Machtübernahme verzichtete er ganz auf religiöse Motive (sein Frühwerk war noch von protestantischer Frömmigkeit geprägt), reichte bei Hitler einen Plan ein, wie man die Juden loswerden könne (die er später als Schuldige am Zweiten Weltkrieg ansah), denunzierte einen nichtjüdischen Konkurrenten um eine Direktorenstelle (Max Pechstein) als Juden und malte nur noch blonde Wikinger, Sonnwendfeiern und ähnlichen nordischen Kitsch.

[396] Nach 1945 stilisierte er sich natürlich als verfolgtes Opfer, das heimlich seine Bilder malen musste, und die auch im Kunstbetrieb wirksamen braunen Netzwerke strickten eifrig an der Legende mit; Werner Haftmann etwa, nach dem Krieg Gründungsdirektor der Neuen Nationalgalerie in Berlin und Kurator der ersten drei Documentas, log die Kunst Noldes und anderer Expressionisten als in sich „widerständig“ um: alles Abstrakte, Modernistische, „Bescheidene“, sei per se ein Bruch mit NS-Ästhetik und damit mit NS-Denken. Was es einst in

Schaut man hinter die Fassade, muss man feststellen, dass tatsächlich jegliche Nische kirchenferner bürgerlicher Existenz in Deutschland vollständig im braunen Schlamm versunken war, was nicht verwundert, wenn man sich den Totaleinbruch der bürgerlichen Parteien (deren Ergebnisse 1933 noch unter dem Niveau der heutigen Tierschutzpartei lagen) anschaut[397]. Auch im deutschen Freimaurerwesen gab es schon zur Zeit des Ersten Weltkriegs einen völkischen Block (die „Ringbewegung" erhob die „Rassenreinheit" zum freimaurerischen Ideal). Bereits seit Herders und Fichtes Zeiten galten in Deutschland nationales Bewusstsein und „Vaterlandsliebe" als freimaurerische Tugenden[398]. Gestalten wie Wilhelm I waren Logenmitglieder, das Deutsche Reich wurde als ideale Gesellschaft im freimaurerischen Sinne gepriesen; logisch, dass man ab 1918 gegen die Republik eingestellt war, im deutschnationalen Bürgertum verankert. Ab 1924 wurden in den deutschen Logen wieder die Juden diskriminiert. Etwa im „Wetzlarer Ring" war die Ausrichtung klar völkisch-„germanisch". 1927 wies man vehement zurück, eine „internationalistisch-pazifistische Einstellung" zu haben. Hjalmar Schacht war ein prominentes Logenmitglied, viele wollten der NSDAP beim „Wiederaufbau der Nation" behilflich sein, welche artig lobte, in den Logen gäbe es „viele Tausende unbedingt national gesinnte deutsche Männer", nur die *Welt*freimaurerei würde die Zersetzung des Volkstums und Weltherrschaft des Judentums fördern (Reichsleitung 1932 an Arthur Kuhlmann)[399]. In den Logen war

---

die „Entartete Kunst"-Ausstellung (die als repräsentativ für das Kunstverständnis sämtlicher Nazis verzeichnet wurde) geschafft hatte, wurde automatisch Vorbild, um den Nimbus des Antifaschisten zu gewinnen, unabhängig von individueller Biographie und individuellem Denken.

[397] Das Beispiel des Ex-Pastors Friedrich Naumann, 1918 Mitbegründer der DDP, zeigt, wie es um das sogenannte „liberale" deutsche Bürgertum bestellt war. Als Gründer des „National-Sozialen Vereins" sah dieser Stoecker-Freund z.B. Juden als „anderen Stamm" an, wollte strikte Schließung der Grenzen und sozialstaatliche Wohltaten aus dem Füllhorn, die individuelle Freiheit trat völlig hinter „nationalen Interessen" zurück. Thomas Mann stellte 1945 zu Recht fest, dass der deutsche Freiheitsbegriff immer nur Freiheit für „das Vaterland" beinhaltete, nicht aber die Freiheit der Menschen. Der „Wandel" vom Nationalliberalen zum Nationalsozialisten war inhaltlich keiner – nur die Sprache wurde pöbelhafter (wie man in Waldshut exemplarisch z.B. auch an der Entwicklung der Zeitung „Alb-Bote" sehen kann).

[398] Die Vorstellung einer „jüdisch-freimaurerischen" Weltverschwörung ignoriert, dass Juden z.B. bis weit ins 19. Jahrhundert nicht zu deutschen Freimaurerlogen zugelassen waren, was angesichts des hasserfüllten Antijudaismus der europäischen Aufklärer kaum verwundert. Judentum und Freimaurerei waren absolute Gegensätze. Die Losung des Grand Orient, „das Gesetz ist der Ausdruck des Willens der Allgemeinheit" (1775), konnte von der jüdischen (und damit christlichen) Auffassung nicht weiter entfernt sein.

[399] In Deutschland waren die allermeisten von den „Nationalgesinnten" hochverehrten Geistes- und Kulturgrößen des 18. und 19. Jahrhunderts Freimaurer gewesen, so dass ein generelles Verdammen schlecht möglich war. Auch im italienischen Faschismus unterschied man (sich der

anfangs durchaus Hoffnung da, man könne sich mit dem Regime arrangieren. Marcus Meier resümiert, dass Freimaurer an der Etablierung des Nationalsozialismus ebenso beteiligt waren wie weite Teile des deutschen Bürgertums insgesamt; sie waren „durchaus Willens, sich aktiv an der Gestaltung des NS-Staates zu beteiligen". Erst 1934 wurde (vor allem aufgrund des internen Drucks konkurrierender esoterischer Gruppen) seitens der Partei beschlossen, dass Freimaurer nicht mehr in die NSDAP eintreten können.
Diese allgemeine Mentalität[400] im deutschen Bürgertum ist logische Folge der seit Jahrzehnten allgegenwärtigen Erziehung zur Nationalität – sie führte mit großen Schritten direkt hinein in den NS-Staat. Der Lehrplan in Kaiserzeit und Republik strotzte vor Heimattümelei, Identitarismus, Feindschaft gegen Kirche und alles „Fremde", man lernte eifrig über Völker, Rassen, Bevölkerungspolitik, von „wissenschaftlichem" Biologismus geprägt. Vor allem die „Reformpädagogen" (mit ihrer Figur eines charismatischen Führers, welcher der ganzen Persönlichkeit nach den Schüler für sich gewinnen, die verstockte Sachautorität überwinden sollte) waren integraler Teil des völkischen Kernmilieus[401]. Die Schule war dementsprechend unter den Orten, wo 1933 am wenigsten „gleichgeschaltet" werden musste. Die überwältigende Mehrzahl der Lehrer war angepasst, hatte sich arrangiert oder gehörte zu den wichtigsten Agitatoren. Deutlich über 80% der Lehrer in Baden betrieben Parteiarbeit, etwa 70% der badischen Volksschullehrer waren aktive NSDAP-Mitglieder (vor 1933 bereits fast die Hälfte). Recht hatte Henry Melvill: „Eine ungebildete Bevölkerung mag sich versklaven lassen - eine in Ungerechtigkeit gebildete kann nur zum Tyrannen werden". Wozu eine „Bildung" deutscher Prägung führen muss, konnte man bereits an den Vorboten in den untergehenden „Vielvölkerreichen" sehen.
Die Rezeption deutscher und französischer Volksverhetzer der Aufklärungszeit hatte längst weltweit um sich gegriffen und den Massen den Verstand weggepustet. Der Erste Weltkrieg vernichtete die letzten noch einigermaßen intakten Teile der Alten Welt. Woodrow Wilson, Südstaatenrassist und ordnungsversessener Puritaner, sah (völlig unamerikanisch) in der Schaffung von ethnisch reinen Nationalstaaten das absolute Ideal („Nationale Selbstbestimmung" war ein Kriegsziel in seinen 14 Punkten). Er stellte die Weichen für die Politik der nächsten Jahrzehnte, die sich zu großen Teilen um die Eingrenzung des „Lebensraums" monolithischer „Völker" drehen sollte. Die Pariser

---

Geschichte der eigenen Nationalbewegung bewusst) zwischen „guter" nationaler und „böser" internationaler Freimaurerei.

[400] Mentalität ist kein Schicksal, sondern kultureller Prägung geschuldet – Kultur kann per se böse sein, Menschen nicht.

[401] Leute wie der „Volkserzieher" Wilhelm Schwaner, später bei der „Germanischen Glaubensgemeinschaft", Antisemit Peter Petersen mit seiner „nordischen Pädagogik" oder die schwedische Eugenikerin Ellen Key galten in der akademischen „alternativen Szene" als der letzte Schrei.

Friedensordnung 1919/20 stürzte sich auf das völkisch-identitäre Konzept der „Selbstbestimmung der Völker“ und legitimierte damit die Untaten der Radikalen im untergegangenen Osmanischen Reich. In dem, was der Krieg von jenem übriggelassen hatte, stürzten die türkischen Nationalisten schließlich den Sultan[402], die folgenden berüchtigten ethnischen „Säuberungen“ waren trauriger Abschluss einer Entwicklung, die schon seit Jahrzehnten tobte, wann immer sich irgendeine wildgewordene Bande vom untergehenden Reich losmeuchelte[403]. In den 1920er Jahren wurden auch in Bulgarien, Jugoslawien und Rumänien die jeweiligen Minderheiten gewaltsam „ausgetauscht“. Endlich Verhältnisse, wie von „Mutter Natur gedacht“…

[402] Der Kemalismus war ein völkischer Nationalismus, gegen das multikulturelle (und religiös tolerante) Imperium gerichtet. Wie üblich galt der wichtigste Kampf der Religion. Alle Religionsgemeinschaften wurden unter strengste Aufsicht gestellt, Predigten von staatlichen Stellen vorgegeben, in der Öffentlichkeit Kopftuch, Turban und andere „religiöse Symbole“ verboten. Menschen, die öffentlich beteten, wurden verhaftet, Mission unterdrückt. Der Islam wurde staatlicherseits „reformiert“, das Türkische als Gebetssprache vorgeschrieben (Atatürk sah den Islam als etwas „Arabisches“ an, welches der nationalen Identität geschadet hätte). Die Schulpflicht verbreitete die von allem „Fremden“ penibel „gereinigte“ Landessprache und die Pflichten, die alle gegenüber dem neuen Staat hätten. Liberale Parteien, die sich für Minderheiten einsetzten, wurden als angebliche „Anhänger des Sultans und Vaterlandsverräter“ verboten.
[403] Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte der antiosmanische Nationalismus auf dem Balkan rund 500.000 Muslime auf dem Gewissen und für 5 Millionen muslimische Flüchtlinge gesorgt.

Der „deutsche Luther" gegen den „jüdisch-römischen Völkerfeind":
der Protestantismus auf dem Weg zum Nationalsozialismus

„*Von Luther führt ein direkter Weg zu Julius Streicher.*"
- Friedrich Heer

Die NS-Herrschaft ist nicht zuvorderst als Reaktion auf eine Wirtschaftskrise (oder gar auf den „ungerechten" Versailler Frieden[404]) zu verstehen, sondern als Kulmination einer stetigen und ungebrochenen Entwicklung in der deutschen Geisteslandschaft, an deren Anfang die germanophile Renaissance mit folgerichtiger Etablierung häretischer monopolistischer „Landeskirchen" steht.
Joseph Roth sah mit klarem Blick eine „plebejische Dynamik", die direkt von Luther über den „Flötenbläser" Friedrich, Bismarck und Wilhelm II zu Hitler führte. Die Deutschen pflegten und repräsentierten seit Luthers Zeiten mit einer „unheimlichen Präzision das Diabolische". Zwischen den Schriften Luthers, etwa an den deutschen Adel, und jenen eines Rosenberg sah er keinen Unterschied. Das vielbeschworene „deutsche Wesen" bestehe im Protestantismus.
Jenem wohnte seit Luther eine tiefverwurzelte Judenfeindschaft inne. Die Welt- und Machtzugewandtheit ließ ihn die Idee der „Nation" antizipieren, die Offenheit für „moderne Wissenschaft" machte ihn anfällig für den Rassismus. Das „Volk" wurde zuerst im Protestantismus systematisch zum Götzen. Die protestantische „Liturgie" stellte es in den Mittelpunkt selbst des Kultus. Nur folgerichtig, dass die Gemeinden sich spätestens Anfang des 19. Jahrhunderts mehr mit sich selbst als mit Gott beschäftigten. Allerspätestens seit den erschreckend geräuschlos vonstattengegangenen Kirchenunionen in Baden und Preußen (1817) war klar, dass es sich bei der „Geistlichkeit" um in Glaubensdingen völlig prinzipienlose, untertänige Landesbeamte handelte. Ausgehend von der Universität Halle hatte sich der totale Unglaube im deutschen Protestantismus breitgemacht, Wunder wurden „rational" erklärt (z.B. sei Jesus sicher nur „scheintot" gewesen), und alles, was dem aufgeklärten Kleinbürger zu anstößig war (Sünde, Erlösungsbedürftigkeit) nach Kräften entschärft; der Einfluss von Liberalprotestanten wie Fichte und Hegel war Mitte des Jahrhunderts omnipräsent. Besonders bei den „Liberalen" war die Gleichsetzung „Germanentum – Protestantismus" Allgemeingut, Christentum wurde als reine Sittenlehre aufgefasst, als bloße „Kultur". Der einflussreiche David Friedrich Strauß erklärte 1835 folgerichtig die Bibel zur Sammlung unzuverlässiger jüdischer Geschichten. Die Folge dieser Lehren

[404] Wie es 2019 erstmals auch ein französischer Präsident „selbstkritisch" nahelegte, natürlich bejubelt von der deutschen Öffentlichkeit, die stets begierig darauf wartet, dass endlich irgendeine Siegermacht irgendwo irgendwelche „Schuld" eingesteht und damit jene der Deutschen ein weiteres Stückchen relativiert. In letzter Zeit kommt man auch immer mehr vom „Täter"-Begriff im Zusammenhang mit der NS-Zeit ab und spricht lieber von „Akteuren".

war eine erdrutschartige Abnahme der Kirchlichkeit bei den Protestanten – Kirche wurde bei Bürgerlichen zur „standesgemäßen“ Folklore, unterbürgerliche Schichten blieben ganz weg. „Gottesdienste“ kreisten endgültig nur noch um die Gemeinde selbst, den „gesungenen Dialog“ zwischen jener und dem Pastor, wie vom Theologen Schleiermacher (von Halle nach Berlin gekommen, dort Vorkämpfer der antikonfessionalistischen Kirchenunion) propagiert.
Protestanten dachten nur noch in „Völkern“ und strebten, wie die „Evangelische Vereinigung“ Mitte des Jahrhunderts, nach (entdogmatisierten) Nationalkirchen. Gelehrte wie Bruno Bauer klagten, dass das (konfessionelle) Christentum den Menschen vom Staat entfremde. Das Christentum sollte endgültig an den „eigenen Stamm“ gebunden werden. Der deutsche Protestantismus wetterte damals nicht nur gegen „Papisten“, welche die Völker angeblich „versklaven“ wollten, sondern zunehmend gegen das gleichfalls protestantische England, das nur nach „Gold und Weltreichen“ giere. Der evangelische Theologe Paul de Lagarde definierte Deutschland 1875 als Gesamtheit von „deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen“, solchen also, die sich für „Existenz, Glück und Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke“ verantwortlich fühlten – sprich: einem Götzen und Trugbild namens „Nation“ opferten.
„Undeutsches“ im vorgefundenen Christentum wie Dogmatismus oder „Intoleranz“ wurde von solchen Leuten dem Alten Testament angekreidet, von welchem man sich löste, dafür eine Versöhnung mit heidnischer Stammesgeschichte anstrebend. Der Judaismus sei nicht für die gesamte Menschheit gedacht, sondern eine orientalische Stammesreligion, meinte schon 1829 der Lutheraner Karl August von Hase in seinem einflussreichen Schulbuch. Richard Wagners Mischung aus Kulturprotestantismus und Pseudoheidentum war symptomatisch für den Zustand des deutschen Bildungsbürgertums seiner Zeit: man wollte ein „entjudetes“, quasi „befreites“ Christentum, das es mit dem „Glauben der Vorväter“ zu versöhnen galt, die schließlich hochverehrt waren. Des eigenen Neomarkionismus, der das Alte Testament verwirft, wurde sich der Protestantismus z.B. in Gestalt des „liberalen“ Theologen und vehementen aufgeklärt-bürgerlichen Antijudaisten und Antikatholiken Adolf von Harnack (der der Kirche gerade die Ähnlichkeiten mit dem alttestamentarischen Kultus zum Vorwurf machte) bewusst. Das Christentum war ihm etwas völlig Neues, Anderes als das für ihn vollkommen finstere Judentum. Auch Ernst Haeckel und andere „historisch-kritische“ Bibelleser, die (wie bereits David Friedrich Strauß) in Jesus nur einen Menschen sahen, deuteten das Christentum als eigentlich pantheistische Religion, die vom Alten Testament (und „Allzujüdischem“ im Neuen) befreit werden müsste. Emil Theodor Fritsch, Autor einschlägiger antisemitischer Schriften im Kaiserreich, trennte scharf den „Nationalgott des Hebräertums“ vom christlichen Gott ab; ersterer, ein (falscher) Gott des Hasses, der Bosheit, der Lüge usw., sei einfach ein Abbild des Juden, der sich Gott eben nur so vorstellen könne; mit seinem liberalprotestantischen

Netter-Opa-Gott („Geist der Liebe und Güte“) konnte der natürlich nichts zu tun haben. Der Theologe Kittel sekundierte: dieser plötzlich zürnende und wütende Jahwe sei wohl eher ein „sinaitischer Blitz- und Wettergott“, der handle, wie es einem „sittlichen Gott“ nicht anstehe – wie ein Gott zu denken und zu handeln habe, entschieden in Deutschland die „aufgeklärten“ Staatskirchentheologen[405].
Der geistige Zustand des deutschen Protestantismus zeigt sich an Exponenten wie Professor Reinhold Seeberg, Nachfolger Stockers in Berlin und Präsident der Inneren Mission. Das „Volk“ spielte die zentrale Rolle in seiner Theologie, beeinflusst von Herders „Volksgeist“-Ideologie (Sprache, Recht, Philosophie, Religion, Kultur eines Volkes seien Ausdruck ein und desselben „Volksgeistes“, einer Volks-Seele, eine Nation habe einen Charakter, eine Persönlichkeit), der „Völkerpsychologie“ Wilhelm Wundts sowie der „Sozialethik“ Alexander von Oettingens (der in den 1880er Jahren den Menschen nicht als Individuum, sondern nur in seinen Beziehungsgeflechten betrachten zu können glaubte; der Volksethos vererbe sich über Generationen). Ein „Volk“ war für ihn „Produkt der natürlichen Entwicklung und Züchtung“. Natürlich war er, schön „fortschrittlich“ (und theologisch „liberal“), für „Sozialhygiene“ und Eugenik, womit er Anfang des 20. Jahrhunderts völlig im Trend lag. Erzeugung von Kindern galt ihm als völkische Pflicht, die Geburtenziffer sollte (aus gesellschaftspolitischen Gründen) erhöht werden, aber bitte nur körperlich Gesunde, die Partnerwahl müsse optimiert werden; Zweck der Ehe sei die Zeugung „gesunder“ Kinder. Er forderte Zwangssterilisierungen von „minderwertigen Elementen der Gesellschaft“, Behinderten, Alkoholikern, „Asozialen“; unsittliches Verhalten gehöre ausgemerzt. Die ideale irdische Gemeinschaft bestimmte sein Denken; das Volk habe eine quasi personenhafte Willensenergie, die den Einzelnen ergreife; dem „Gesamtgeist“ des „Volkes“ müsse der Einzelne sich unterwerfen. Wie nahezu alle „Liberalen“ ging er 1933 zu den „Deutschen Christen“[406]. Ein weiterer einflussreicher „Theologe“, Emmanuel Hirsch, unterschied

[405] Hanna Liss schrieb in der Jüdischen Allgemeinen im Juli 2016 richtig, dass nicht nur vor 100 Jahren es gepflegte Sitte war, das Alte Testament als minderwertig und sittlich verkommen darzustellen, sondern auch heute in christlichen Kreisen weite Teile der Tora verschämt überlesen werden, sind doch die Inhalte nicht mit ihrem „aufgeklärten“ Menschenbild zu vereinbaren; „von diesem Nicht-mehr-lesen-wollen ist es kein allzu großer Schritt, auch die Leser einer solchen Schrift für antimodern und (damit) minderwertig zu halten“. Der Kampf gegen gesellschaftliche und religiöse Minderheiten ist ungebrochen in vollem Gange, und ein Nazi wie Horst Mahler spricht nur offener als viele andere aus, dass er „unsere Kultur als Gegenentwurf gegen den Mosaismus“ ansieht.

[406] Jene standen für eine „Demythologisierung der Bibel“, waren stark antidoktrinell („Bekenntniskirchen“ widersprächen dem Geist Luthers), der Christ sollte in Glaubensdingen „frei“ sein, das „jüdische“ Alte Testament sei aufzugeben, eine gemeinsame „Volkskirche“ solle errichtet werden. Sie lebten nach 1945 in den „Volkskirchen“-Gruppierungen weiter, getragen u.a. vom Vertriebenenfunktionär Heinz Sting. Heimlich, still und leise wurde aus verschiedenen ihrer Nachfolgeorganisationen (die sich schnell noch einen Opfermythos zurechtlegten) bald der

„das Volk“, den „verborgenen und wahren Souverän“, von den „zufällig jetzt lebenden Individuen“; letztere, bloße „Glieder“, seien nur Deuter und Vollstrecker des (überzeitlichen) Volksrechts (womit er auch die „nationale Revolution“ Anfang der 1930er Jahre gegen den Parlamentarismus rechtfertigte). Wilhelm Stapel, Mitglied der Fichte-Gesellschaft (1931 trat er der NSDAP bei), sah Deutsche und Juden durch ihre „Volksinstinkte, Volksanlagen, Volkheiten“ in natürlichem Gegensatz. Der „Deutsche Christ“ Meyer-Erlach sah Gott sich im „Volkstum“ offenbaren und plädierte für ein „artgemäßes Christentum“, ohne die „üblen Geschichten“ des Alten Testaments, eine Nationalkirche unter Abschaffung der Konfessionskirchen. Klar, dass die kirchlich „Liberalen“, die bis zum Erstarken der neokonservativen „kirchlich-positiven“ Richtung (die im NS-Staat die „Bekennende Kirche“ bilden sollte) Ende der 1920er Jahre im deutschen Protestantismus absolut tonangebend waren, direkt in die unselige „Volkskirchenbewegung“ hineinschlitterten. Entsprechend ausgerichtete Pfarrer schrieben z.B. in der Zeitschrift „Deutsche Glaubensfreiheit“ (mit dem Untertitel „Ohne Juda, ohne Rom bauen wir den Deutschen Dom“) für eine „deutsche Kirche arteigenen, überkonfessionellen Christentums“.
Der deutsche Protestantismus, so Fritz Fischers korrekte Diagnose, betrieb eine vollkommen obrigkeitshörige „Machtvergottung“, war also dezidiert auf das Politische hin orientiert, völlig entfesselt von der Idee der „Nation“ und ihrer Einmütigkeit im protestantischen Glauben. Nach protestantischer Auffassung verwirklichte sich die Kirche nur im Staat; seit dem Ende der Monarchie zunehmend: im „Volk“. Der deutsche Protestantismus war nach 1918 vielleicht noch nationalkonservativer als ohnehin schon. Er war in der Weimarer Zeit, seines monarchischen Bezugspunktes beraubt (insbesondere für das Luthertum eine Katastrophe), der wichtigste gesellschaftliche Träger des faschistischen Staatsgedankens: die geistig-moralische Formung einer einheitlichen Gesellschaft, wobei der Staat als der große „Organisator“ steter Bezugspunkt des gesamten Lebens ist[407]. Der deutsche Landeskirchler (noch dazu, wenn er ordentlich hegelverseucht war) drängte quasi seiner Natur gemäß dorthin, wenn auch nur der theologisch „liberale“ Flügel die deutsche Variante, den Nationalsozialismus des völkisch-reformerischen Milieus, uneingeschränkt unterstützen konnte; die konservativen Deutschnationalen hatten mit dessen christentumsfeindlicher Grundausrichtung eher Probleme, arrangierten sich aber, im Wissen, dass die DNVP nie zur volksvereinenden Massenpartei taugen würde. So war der protestantische Teil

liberale „Bund für freies Christentum“, der sich heute herrlich weltoffen gibt und mit dem kleinen „Betriebsschaden“ nichts zu schaffen haben will.

[407] Der Unterschied zum Leninismus ist lediglich die Ablehnung der Lehre vom natürlichen Klassengegensatz: auch der (freilich zum nationalen „Gemeinwohl“ entscheidend eingeschränkte) Unternehmer soll seinen legitimen Platz in der staatlich gestifteten Totalharmonie haben.

Deutschlands rasch für die NSDAP gewonnen, vor allem der ländliche Raum, nicht selten angeführt vom Ortspfarrer[408].
Sieht man sich die Karten der Konfessionsverteilung und der Wahlergebnisse 1933 an, stellt man sogleich fest, dass sie vollkommen deckungsgleich sind: in sämtlichen protestantischen Gegenden war die NSDAP haushoch siegreich, in den katholischen dagegen hielt sich das Zentrum (bzw. die BVP) an der Spitze, ohne nennenswerte Verluste über die Jahre. Der katholische Glaube war auf weiter Flur das einzige nennenswerte weltanschauliche Gegengewicht zum Nationalsozialismus. Die evangelischen Gemeinschaften (inklusive die theologisch konservative „Bekennende Kirche“) begrüßten die Machtübernahme enthusiastisch und stellten sie (zu Recht) in die Kontinuitätslinie von Luther über Friedrich den Großen und Bismarck (Hitler selbst hatte in „Mein Kampf“ Luther neben Friedrich und Wagner zu den großen Vorbildern gezählt). Der badische Prälat (später „Bischof“) Julius Kühlewein bejubelte die Machtübernahme enthusiastisch als „Morgenrot einer besseren Zeit“; was „wir seit Jahren gehofft und ersehnt haben“ sei endlich gekommen, „unser deutsches Volk“ habe sich zu einer „starken nationalen Front zusammengeschlossen“, werde daher „in letzter Stunde vor dem Untergang“ bewahrt; Zentrumsmann Föhr dagegen kritisierte zur selben Zeit die Gewalt im Zuge von Verboten, Inhaftierungen und Judenboykottmaßnahmen (beide zitiert vom Alb-Boten am 1. April 1933). Die evangelische Kirchensynode in Karlsruhe bekannte sich im Juni 1933 unter Präsident Umhauer freudig zum neuen Staat; der katholische Erzbischof Gröber mahnte dagegen anlässlich des Konkordatsschlusses kurz darauf, dass man zwar Staat und Führer gebe, was des Staates und des Führers sei, aber bitte zugleich auch der Kirche und dem Heiligen Vater, was ihnen zustehe.
Die evangelische Reichskirche (ein Kernanliegen der Deutschen Christen, die angeblich damals nach offiziellen Angaben rund 80 % der Evangelischen stellten) wurde geräuschlos gebildet, in Baden stellte man bei den Kirchenwahlen eine Einheitsliste mit den „Kirchlich-Positiven“ auf, so dass entschieden wurde, gar nicht erst wählen zu lassen. Der neue „Landesbischof“ Kühlewein schoss sich in seiner Ansprache vor allem auf das „Antichristentum“ ein und ließ keinen Zweifel, wen er meinte: „Wie Christus es nicht genug sein ließ mit der Anklage gegen diejenigen, die das Volk ausplünderten und aussaugten, so haben wir die Pflicht, die Wucherer so zu vernichten wie Christus sie einst aus dem Tempel jagte!“[409].

---

[408] Vollnhals („Völkische Theologen im Dritten Reich“) schreibt richtig: „Die hohe Empfänglichkeit für deutschnationale und völkische Ideen und die daraus resultierende Sympathie für den Nationalsozialismus war ganz offenkundig eine spezifisch protestantische Entwicklung“, wohingegen sich der Katholizismus in Deutschland „im Ganzen gesehen wesentlich weniger anfällig für die NS-Bewegung“ erwies.
[409] In Wahrheit verjagte Er nicht „Wucherer“, sondern Leute wie Kühlewein, die den heiligen Ort für profane Zwecke missbrauchen. Kühlewein (der als „gemäßigt bekenntniskirchlich“ galt und

Auch in den Reihen der kirchlich-konservativen „Bekenntnisbewegung“ fand sich so etwas wie „Widerstand“ nur in absoluten Ausnahmefällen. Sie war gegen die Deutschen Christen lediglich aufgrund von deren liberalen, gegen die Heilige Schrift gerichteten Häresien und der „unevangelischen“ Struktur der Reichkirche. Nie definierte man sich dagegen als Opposition gegen den Nationalsozialismus oder den Antisemitismus. Lediglich der radikale und calvinistisch geprägte „Pfarrernotbund“, der u.a. gegen den Arierparagraphen protestierte, übte so etwas wie eine zaghafte inhaltliche Kritik am Nationalsozialismus als solchem, wobei Martin Niemöller selbst anfangs ein glühender NS-Anhänger war[410]. Die Formel vom „Kirchenkampf“ der Bekennenden Kirche kann, wenn überhaupt, nur auf diesen radikalen Flügel angewandt werden, ohne eine dreiste Geschichtslüge zu sein, und auch dort ging es hauptsächlich um einen kircheninternen Richtungsstreit, der diverse theologische Punkte betraf: die Ablehnung des Arierparagraphen war ein Kritikpunkt unter vielen am als „unprotestantisch“ erachteten Reichskirchenregiment. 1935 spaltete sich diese Gruppe von der offiziellen Bekennenden Kirche (mit ihren lutherisch geprägten „intakten Landeskirchen“ Bayerns, Württembergs, Hannovers, wo es niemals Widerstände gegen den Arierparagraphen gab) ab, die sich fortan öffentlich von ihr distanzierte und teilweise 1939 den Nationalsozialismus zur verpflichtenden Anschauung für evangelische Christen erklärte. Ab 1935 arbeitete man bereits mit dem Reichskirchenministerium zusammen, bekannte sich zur Staatsideologie, ausdrücklich auch (in den „fünf Grundsätzen“ von 1939) zu antisemitischen Inhalten.
Der „Luthertag“ war ein großes Fest in der NS-Zeit, der Häretiker wurde als nationalrevolutionärer Vorläufer (der er ja auch war) gefeiert, und die Organisatoren mühten sich, obwohl sie betonten, dass die NSDAP in protestantischen Reichsteilen am erfolgreichsten war und die allermeisten „Alten Kämpfer“ Protestanten waren (so

---

dennoch auf Eingliederung in die Reichskirche drängte) wurde Ende 1934 von Gauleiter Wagner für seine Haltung gelobt (dem Nationalsozialismus gegenüber sei er so „positiv“ eingestellt); er ließ von der Landessynode eine Dankadresse an Hitler anlässlich der Morde im Zuge des „Röhm-Putsches“ (u.a. an den engagierten Katholiken Erich Klausener und Fritz Gerlich) verabschieden (in Hitlers Regierung sei „Gottes Hand“ am Werk) und veranlasste, dass bei einer Schulversion der Bibel der Satz „das Heil kommt von den Juden“ (der von katholischen Bischöfen vehement verteidigt wurde) getilgt wird. Erzbischof Gröber hingegen verteidigte 1937 die damals vielgescholtenen Juden des Alten Testaments, sie seien erstens immernoch besser gewesen als die Heiden ringsherum, und es sei ihnen zweitens gerade hoch anzurechnen, dass sie sich als weltweit einziges Volk in „unverblümter Wahrheitsliebe“ vor aller Welt derart zu eigenen Irrtümern und Verfehlungen bekannten; er bewunderte, wie rein sich bei ihnen trotz aller Widrigkeiten der Gottesglaube erhielt, wie er so unerschrocken verteidigt wurde, wie tief und schön die Gedanken der jüdischen Schriften über Gott sind.

[410] Der deutschnationale Offizier hatte die Machtübernahme enthusiastisch begrüßt, Hitler als „Geschenk Gottes“ bezeichnet.

Fahrenhorst an Hitler), die Lutherverehrung aus ihrem „konfessionellen“ Zusammenhang zu lösen (Luther als „deutscher Freiheitsheld“ für alle) - nicht nur, um Antikonfessionalist Hitler als „Patron“ zu gewinnen[411], sondern aus Überzeugung. Kaum ein antisemitisches Buch der NS-Zeit kam ohne Lutherzitate aus. Rosenberg sah Luther als „germanischen Revolutionär“ mit „nordischem Abwehrwillen“ gegen die „Dogmen der römisch-internationalistischen Kirche“[412]. Der Theologe Erich Vogelsang forderte, wie Luther müsse man „alles Judaisieren“ als „innere Zersetzung durch jüdische Art“ entschieden bekämpfen. Das „Gastvolk“ dürfe das „Wirtsvolk“ (schon bei Luther so genannt) nicht ausbeuten und versklaven.
In den kleineren, ebenfalls lutherischen Ländern Dänemark und Schweden hielt die monarchische Staatsform den „Volkseifer“ noch in Zaum, in Norwegen und Finnland traf man auf begeisterte Kollaborateure. Andere protestantische Länder waren durch ihre freiheitlichere, „westliche“ Entwicklung immunisierter gegen die ideologische Gefahr (USA, Niederlande, auch Großbritannien), katholische und „orthodoxe“ (wegen ihres immernoch gefestigteren Christentums, das zwar Judenfeindschaft nicht per se ausschloss, wohl aber Mord und Weltrettungsphantasien) sowieso.
Den Zusammenhang zwischen theologischem Liberalismus und völkischem Denken zeigte am Beispiel Schwedens schön Gustaf Forsell (2019) auf. 1929 wurde der Schwedische Religiöse Refomverband gegründet, die „undogmatischen“ liberalen Theologen vereinigend. Man pflegte wissenschaftlichen Austausch mit deutschen Kollegen und sympathisierte offen mit dem NS-Staat. In Uppsala war bereits 1922 das weltweit erste Institut für Rassenbiologie gegründet worden (von nahezu allen Parteien und gesellschaftlichen Gruppen unterstützt), 1924 eine nationalsozialistische Partei. Die liberalen Theologen wollten zum „Urevangelium“ zurückkehren, worunter sie die „friedfertige Botschaft“ Jesu (als Gegenbild zum Alten Testament) verstanden, und mit dem vorchristlichen heidnischen Glauben versöhnen (der quasi nur auf die „Erfüllung“ durch Christus gewartet habe). Die Menschheit Jesu wurde überbetont (und zugleich Seine „Männlichkeit“), die Ethik an zentrale Stelle gesetzt (anstelle der Erlösungslehre), die Trinitätslehre teilweise offen abgelehnt. Der Verbandsvorsitzende Emanuel Linderholm nannte die Reformation 1931 „unvollständig“, alle katholischen und jüdischen Reste sollten beseitigt werden; einige Mitglieder standen später in Kontakt zum Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche

[411] Die Frage, ob das Christentum wahr oder falsch ist, war im NS-Staat völlig unerheblich, denn für ihn gab es keine objektiven Wahrheiten außerhalb des „Rasseempfindens“; also fragte man, ob das Christentum „deutsch“ genug ist.
[412] Auf kulturellem Gebiet lästerte Rosenberg gegen Barock und Rokoko, all die „Gipsgirlanden“, die „Überflutung unseres Lebens durch den Plunder des Jesuitenstils“. Der Faschismus begradigt, schafft Übersichtlichkeit und strenge Symmetrie, „edle Schlichtheit“ bis zum Monumentalen zelebrierend, wie schon der Klassizismus der Aufklärung. Recht hatte der Habsburgerfreund Friedensreich Hundertwasser: „die gerade Linie ist gottlos und unmoralisch“.

kirchliche Leben. Kollege Liljeblad sekundierte, die Reformation sei die „Revolte germanischen Geistes gegen die orientalische Unnatürlichkeit“ gewesen, hätte aber noch zuwenig männliche Werte aufgebracht, um das Werk zu vollenden. Douglas Edenholm (der Jesus wörtlich für einen Samariter, nicht Juden, hielt), geboren 1898, ist ein typisches Beispiel seiner Generation; seine Einflüsse waren die unvermeidlichen Adolf von Harnack, Charles Darwin, Ernst Haeckel, und seine Dissertation fragte nach dem „germanischen Erbe in der schwedischen Frömmigkeit“. Nils Hannerz, von „Volkskirchen“-Ideologe Walter Grundmann beeinflusst, war ein echter „Ethnopluralist“: Gott würde sich allen Völkern (je nach ihrer „Art“) mit ein und derselben Botschaft zeigen, jede Kultur solle ihren „eigenen“ Glauben haben, die „Germanen“ eben ihre „nordische“ Version des Christentums (Luther habe das Evangelium endlich „germanisiert“, so wie Juden es judaisiert und Römer es romanisiert hätten), der universalistische Katholizismus sei „unnatürlich“ und könne nicht mit dem „nordischen Charakter“ vereinigt werden. Überflüssig zu erwähnen, dass er an eine jüdische Weltverschwörung glaubte und Juden (die auch schuld am Ersten Weltkrieg seien)[413] für profitgierige Volksfeinde hielt. Das deutsche Luthertum, als Schein-Christentum, ging, so muss man resümieren, alles andere als einen Sonderweg. Mindestens ebenso anfällig für den Nationalsozialismus wie der deutsche Protestantismus war der Altkatholizismus (wie regional Wahlergebnisse ebenso wie Einzelbiographien belegen). Dessen Anhänger waren allesamt stramme Nationalisten, nicht wenige strebten nach einer einzigen Nationalkirche für Deutsche. Der altkatholische Pfarrer Heinrich Hütwohl gründete 1934 den „Katholisch-Nationalkirchlichen Volksverein“, um alle Deutschen endlich aus der „volksfremden römischen Bindung“ zu lösen. Die ca. 3.400 Vereinsmitglieder waren natürlich vornehmlich Angehörige seiner „Kirche“, die damals selbst nur rund 20.000 Mitglieder hatte. Schon die antisemitische Partei des Kaiserreichs bestand aus Protestanten, Religionslosen oder eben Altkatholiken (wie z.B. Oswald Zimmermann). Pius IX wurde seinerzeit in der offiziellen Zeitung der Sekte als „Judenstämmling“ beschimpft; sie betonte von Anfang an Deutschtum und Nationsverbundenheit, Treue zum „deutschen Staat“ und zum protestantischen Herrscherhaus. Döllinger, ihr führender Kopf, meinte, die Deutschen hätten eine göttliche Sendung, die Kirche der modernen Zeit zu öffnen, ja die Deutschen sollten „Lehrer aller Nationen“ werden (was sich knapp hundert Jahre später unheilvoll im Zuge des Zweiten Vaticanums erfüllen sollte)[414].

[413] Der konservative Katholik Dietrich von Hildebrand dagegen erklärte schon 1920/21 öffentlich seine Auffassung, dass Deutschland allein am Ersten Weltkrieg schuld war und bezeichnete sich als „geschworenen Feind des Nationalismus“; er nahm in Frankreich an Kongressen teil und hatte an der deutschnational geprägten Münchener Universität einen schweren Stand.

[414] Derweil freute er sich, dass „die deutschen Juden“ inzwischen so schön „in der abendländischen Kultur verwurzelt“ seien, ihr Denken „deutsch geprägt“, ja „Deutschland der

Im katholischen Waldshut waren überzeugte Nazis dementsprechend entweder Protestanten[415], Altkatholiken oder glaubenslose Katholiken, jedenfalls antikatholische oder kirchenferne Kreise. Der „liberale" evangelische Pfarrer begrüßte nachdrücklich die „nationale Revolution", da Kommunismus und politischer Katholizismus dadurch verschwunden wären; sein Kadelburger Kollege stellte derweil die Parallelen zwischen Luther und Hitler heraus. In Tiengen kamen die Gründer des „Deutsch-Völkischen Trutzbundes" (Keimzelle der späteren NSDAP-Ortsgruppe) aus evangelischen bzw. konfessionell gemischten Familien. Kein Zufall, sondern Logik.

Ein „betrogenes Volk"?

„*Die Deutschen – das Volk der Richter und Henker.*"
- Karl Kraus

Dass ein deutscher Nationalstaat nach 1918 bestehengeblieben war, ist zu bedauern. Das Experiment war ja nun (angesichts der deutschen Kriegstreiberei) wohl auf das Offensichtlichste gescheitert, eine Rückkehr zu maximal einem lockeren Bund aus mindermächtigen Einzelherrschaften wäre für die Welt sicher besser gewesen. Dies entsprach aber weder den Vorstellungen Wilsons, der eine nach Nationen gegliederte Welt wünschte (und dafür die beiden einzigen verbliebenen antinationalen Staatswesen der alten Welt zerschlug), noch der Mentalität der vormaligen oppositionellen Kräfte im Reich, die sich mit jenem längst arrangiert hatten.
Der deutsche Nationalismus war seit Anbeginn eine immense Gefahr, eine Krankheit. Er war stets von einem exorbitanten Minderwertigkeitskomplex geprägt. Man sah sich intellektuell den Juden unterlegen, körperlich z.B. den Schwarzen oder Slawen, politisch ständig von irgendwelchen angeblich feindlichen Mächten bedroht, in jeder Hinsicht den „Starken" dieser Erde ausgeliefert, deshalb müsse man zusammenhalten und als Kollektiv um Anerkennung kämpfen. Dies führte schon seit Jahrzehnten zu Barbarei nach innen und außen. Es war klar, dass es nur schlimmer werden konnte. Der Nationalsozialismus war deutsches Allgemeingut, lange bevor er in Parteiform an die Macht kam. Er war Symptom einer über Jahrhunderte herangezüchteten deutschen Mentalität.

Träger und Nährvater" ihres „geistigen Lebens" geworden sei. Mit anderen Worten: brav, wie schön „entjudet" und „zu guten Deutschen" ihr geworden seid…

[415] Aus Waldshut stammte etwa die preisgekrönte NS-Dichterin Franziska Luise Dresler-Schember, die in ihren Balladen die „Stimmen der Völker im Sinne von J. G. Herder" erklingen lassen wollte.

Wenn ein Volk in seiner Mehrheit nicht den moralischen Ansprüchen genügt, die man an mittelalterliche Herrscher (die mühsam zur Regierung erzogen wurden) stellte, ist es schlichtweg nicht „reif“ für die Demokratie. Es wird dann mit Sicherheit zum Tyrann, der aber im Gegensatz zu einem personalen Tyrannen von innen unmöglich zu stürzen ist. Dass die Deutschen 1919 aufgrund ihrer ideologischen Verdorbenheit nicht „reif“ für die Demokratie waren, sollte eigentlich jedermann offensichtlich sein. Eine „Volksherrschaft“ konnte nur in nationalsozialistischer oder sonstwie unmenschlicher Terrorpolitik enden. Eine „Reeducation“ wäre nicht erst 1945, sondern bereits 1918 bitter nötig gewesen (unter Tilgung der letzten 400 Jahre deutscher Geistesgeschichte). Die Republik hatte zwar unter maßgeblichem Einfluss westlicher Kultur einige Zeit lang einen gewissen freiheitlichen Charakter, das aber *trotz* der politischen Macht des „Volkes“, nicht wegen ihr. Gerade „die Jugend“ und die meinungsstarken progressiven Zirkel lehnten ja die (großenteils von Juden und sonstigen Kosmopoliten beförderte) „Amerikanisierung“ und „Internationalisierung“ vehement ab, die 1848er-Ideale im Kopf[416].

Der deutsche Nationalismus war totalitärer und fremdenfeindlicher als anderswo. Von Juden etwa wurde von Anfang an (seit Fichtes und Herders Zeiten) die totale Anpassung erwartet – „Toleranz“ war eng verknüpft mit einer Erwartungshaltung, man möge sich in die „Volksgemeinschaft“ integrieren. Juden durften weder „Kapitalisten“ sein, noch irgendwie „östlich-fremd“ oder zionistisch („illoyal“). Dies galt links wie rechts. Bereits die Judenemanzipatoren waren eigentlich Judenhasser, die die Aufgabe alles Jüdischen forderten. Die Liebe zur Gleichheit war unter den „zur Nation erwachten“ Deutschen stets größer als die zur individuellen Freiheit (nur gemeinsam sei man schließlich stark), zwischen 1848 und 1933 hat sich da nicht das Geringste geändert. Man war immernoch auf der Suche nach der egalitären Volksgemeinschaft, dem am „Allgemeinwohl“ arbeitenden Kollektiv; alle sollten integriert werden, niemand durfte sich absondern. Der Star sollte die Mannschaft sein. Der einzelne „Volksgenosse“ war reines Gattungsexemplar, Bauzelle, die ohne den „Gesamtorganismus“ nicht existieren könne. Alle „zersetzenden Kräfte“, die den „Volksorganismus“ in seiner Einheit bedrohen, waren „Schädlinge“, „Fremdkörper“, „Verräter“. Die Nation habe sich geschichtlich so oft „entzweit“, damit müsse endgültig Schluss sein. Ideal war die solidarische Gemeinschaft, in der jeden für den anderen da ist, sofern jener auch irgendwas Verwertbares geben will (bzw. kann), und die in trauter Einmütigkeit an großen

[416] Dasselbe Paradoxon zieht sich auch durch die Nachkriegsjahrzehnte: die amerikanische Kultur wird einerseits bereitwillig rezipiert, andererseits mit Naserümpfen bedacht - eine einzige Bigotterie. Die studentischen Jungspunde der NSDAP schossen sich z.B. auf den „völlig wesens- und artfremden Einfluss“ ein, der sich in den 1920er Jahren bei den Gesellschaftstänzen bemerkbar gemacht hätte; dem Tanz sei seine „nationale Charakteristik“ verlorengegangen durch die „Negertänze“ (heutige Propagierer der angeblichen Verwerflichkeit von „kultureller Aneignung“ haben hier ihre Vorläufer).

nationalen Projekten arbeitet; aufgrund jenes Ideals suchte man zwanghaft nach „Schmarotzern“, „Ausbeutern“ (im Juden personalisiert), eben allen, die man verantwortlich machen konnte, dass die Realität, verflixt nochmal, nicht so schön harmonisch ist. Das Feindbild „Jude“ wurde in seiner „Reinform“ als integrationsunwilliger, international verschworener „Ostjude“ in einer vom Volk nicht kontrollierbaren „Parallelgesellschaft“ vorgestellt, der assimilierte sei (mittlerweile hatte man Luther schon richtig verstanden) quasi nur „verkleideter Agent“. Juden gehörten zu keiner Nation, lebten überall „daneben“, seien integrationsunwillig, illoyal, andersartig – und dazu noch reich. Und wann immer jemand für einen Vermögenszuwachs nichts „geleistet“ hat, bebt noch heute der deutsche „Volkszorn“. Solcher gilt bestenfalls dann als akzeptabel, wenn dafür richtig hart geschafft wurde, mit „eigenen Händen“ – der „Schaffer“ steht gegen den „Raffer“. Die gleiche Hysterie kommt gleichfalls noch heute stets in Wallung, wenn jemand in irgendeiner Form mangelnden „Gemeinschaftsgeist“ an den Tag legt.
Goldhagen sieht als Triebkraft der Shoah zu Recht den „gesamtgesellschaftlichen“ Antisemitismus in Deutschland, also die extrem hohe Zahl extrem antisemitisch eingestellter Individuen, die Juden als bösartige Krankheit ansahen. Auch, wer nicht persönlich Hand anlegte, war durch das Klima der Ablehnung, das er schuf, mitbeteiligt, den reibungslosen Ablauf durch stille Unterstützung sicherzustellen. Es war es den Massen damals völlig egal, was eigentlich aus den Juden und Behinderten wurde, die, wie gewünscht, endlich aus dem Blickfeld verschwanden. Hauptsache weg, was stört[417]. Der Antisemitismus war seit Jahrhunderten integraler Bestandteil der „deutschen Identität“ - logisch, dass er sich in dem Moment eliminatorisch austobte, als Straffreiheit zu erwarten war. Ganz normale Deutsche taten dann aus Überzeugung bestialische Dinge[418]. Wie der Durchschnittsdeutsche in der NS-Zeit zu einem eifrigen Akteur der Shoah wurde, zeigt, dass die NS-Herrschaft offensichtlich nur die Ketten löste und ein längst vorhandenes und genährtes, leidenschaftlich ausrottungsbegieriges Gefühl ausleben ließ. Man sah sich als aufgeklärt, dem dunklen Aberglauben entstiegen, und

[417] Wenn morgen der „Zigeuner“ nicht mehr am Bahnhof bettelt, gegen dessen Anwesenheit man ständig geschimpft hatte, ist dem deutschen Durchschnittsbürger nach wie vor auch völlig egal, was bloß aus ihm geworden ist.

[418] Goldhagen veranschaulicht dies an dem Beispiel vollkommen zufällig ausgewählter Hamburger „Normalbürger“, zu alt für den Frontdienst (vor 1933 also längst weltanschaulich gefestigt), die übereifrig und völlig mitleidlos mordeten im festen Glauben, damit etwas „Gutes“ zu tun. Niemand hätte Strafen zu befürchten gehabt, hätte er sich geweigert, mitzumachen. Der nach dem Krieg immer wieder hervorgestammelte angebliche „Befehlszwang“ ist nichts weiter als eine Schutzbehauptung. Sowieso: nie kann ein Ausführender seinem bösen Befehlshaber (der Mitschuld, aber niemals Alleinschuld hat) die Verantwortung für die Tat geben, die er ausgeführt hat. Deutsche stahlen sich schlicht aus der Verantwortung, indem sie ihrem gewählten „Führer“ die Alleinschuld zuwiesen.

also bereit, den angeblich natürlichen Idealzustand wiederherzustellen – klare, übersichtliche Verhältnisse, jeder an seinen Platz. Der Jude wurde (im Rassenwahn, trotz aller Assimilierung) als Abweichler vom Kollektiv der Gleichen verfolgt. In der Weimarer Zeit (die Befreiung des „Volkes" wurde weithin als durch die parlamentarischen Schranken unvollständig angesehen) war der deutsche Hass auf „kosmopolitische Parasiten", auf das „faule und grenzenlose Leben" (J. Bruhn) umso mehr angewachsen; auf jegliche Willensdurchsetzung von „Minderheiten", gar *kleinen* Minderheiten (immernoch war diese Phobie auch gegen den Adel gerichtet[419]), wurde mit Abscheu reagiert.

Der Antisemitismus war in Deutschland radikaler als in anderen Ländern, wo bei ähnlicher Ausgangslage zwar auch Pogrome, Entrechtungen und Vertreibungen denkbar gewesen wären, aber niemals jener Fanatismus, alle Juden bis ans Ende der Welt zu verfolgen, um sie in Gaskammern zu vernichten und damit die Welt scheinbar von einem Übel zu erlösen. Deutschland war nicht mehr christlich (oder gar katholisch) geprägt (was etwa in Südeuropa derartiges ausgeschlossen hätte), aber nichtmal der Atheist Stalin hätte so etwas fertiggebracht. Deutschland war (im Gegensatz zu diversen ebenfalls hochgradig gewaltaffinen Nationalbewegungen vor allem im Osten) moderat expansiv, aber etwa im wesentlich expansiveren britischen Weltreich wäre so etwas völlig undenkbar gewesen. Der Antisemitismus mag im lutherisch geprägten Nordeuropa vielleicht ähnlich drastisch gewesen sein, aber so etwas wäre einem dort dann doch zu „ungemütlich" erschienen.

Deutsche waren besessen von der Idee, die Welt zu verbessern, ihr endlich zu zeigen, wie wichtig und weise man doch ist, dabei von außergewöhnlichem Gründlichkeits- und Ordnungseifer, durch preußische Erziehungsideale geprägt, zum arbeitsamen, gemeinwohlorientierten Herdentier geworden, während anderswo immer eine Restaufmüpfigkeit (ein persönliches Gewissen oder wenigstens Eigeninteresse) von maschinenartigem Mitmachdrang abhalten konnte. Diese Grundhaltung mit wissenschaftsgläubigem Rassenantisemitismus gemischt machte zur judenmordenden, kaltblütigen Bestie.

Der universalistische Geist des jüdischen Monotheismus machte seine Anhänger zu „Feinden der Völker" – der Anspruch, als Mensch überall leben und die Mitmenschen beeinflussen zu dürfen.

Dem „gesellschaftlichen", irdischen Wohl sei diese stets außerhalb stehende Gruppe abträglich. Der bürgerliche Pogrom-Pöbel des Mittelalters, von Päpsten, Bischöfen und jedem intelligenten Christen zurückgewiesen, war der bigotte Vorläufer der xenophoben

[419] Die krankhafte Abneigung „guter Bürger" gegen Menschen adeliger Abstammung folgt demselben Reflex wie der Antisemitismus – angebliche „Unterdrücker", „Ausbeuter" des Volkes, welches sich von jenen heroisch „befreit" hätte; eine „volksschädliche" Gruppe mit „unverdient" erworbener Macht, die auf Kosten der „Gemeinschaft" schändlich „missbraucht" würde (bloß indem man es sich in Liebe zum Luxus gut gehen ließ).

Moderne, wie ein drohender Dämon aus einer apokalyptischen Vision. Es ist gerade nicht die Reibung zwischen Juden und Christen als Vorgeschichte der Vernichtung zu betrachten, sondern der Wunsch nach Eliminierung jeder sozialen Reibung. Die deutsche Erinnerungspolitik erweckt gerne den Eindruck, die Nazis seien Eindringlinge in eine harmonische Gesellschaft gewesen, die sie schändlicherweise durcheinandergewirbelt hätten. Ganz im Gegenteil wollten sie eine solche „Volksgemeinschaft" ja erst aufrichten – ihre Gegner waren nicht die Indifferenten, Ausgleichenden, Integrationswilligen, sondern die „Starrköpfe", die ihre Überzeugungen nicht um des „lieben Friedens" willen ins stille Kämmerlein verbannten. Das NS-Regime war für die überwältigende Mehrheit der Deutschen eben nicht Gewaltherrschaft, sondern Erfüllungsinstrument der eigenen Wünsche nach Einmütigkeit und Ruhe. Heute, wo die Hysterie gegen überzeugte Religionsanhänger, „Integrationsverweigerer" und alles potenziell „Illoyale" ein Massenphänomen ist, wäre es gut, daran zu erinnern, dass es genau solche Menschen waren, die der harmoniebedürftige „Volksgenosse" damals nicht ertragen konnte. Darum hat auch die Kirche ihre Märtyrer. Human und einem freiheitlichen Staatswesen allein angemessen ist es, Spaltung, ja Spannung zu akzeptieren – alles andere ist totalitaristische Utopie. Zum Beispiel bestand die übergroße Mehrzahl der im KZ ermordeten Menschen, um welche heutige Linke angeblich so sehr trauern, aus religiösen „Fundamentalisten" (nämlich orthodoxen „Ostjuden")[420]. Jene Sorte von Menschen also, gegen die sie selbst tagein, tagaus hetzen (alles böse „Sexisten" oder „Homophobe") und Gewalt gegen sie zumindest in Kauf nehmen. Zwar rettete auch die Assimilation nicht vor rassistischen Verfolgern, jedoch: der Jude in „Reinform", der „jüdisch" denkt, war das eigentliche Ziel; dem Angepassten nahm man einfach nicht ab, dass er jenes Denken ablegen könne. Heute ist sich jeder einig: die Nazis, die waren die Bösen. Die meisten sehen dabei leider nicht, wie sehr ihr eigenes Denken demjenigen ebenjener Nazis gleicht. Die Nazis befriedigten eifriger als alle anderen die Gelüste des Volkes nach Einigkeit, „Ordnung", „Sicherheit", „Gerechtigkeit", „Gesundheit", nach Ausschaltung von allem Störenden, Unangepassten, Fremden, „Gefährlichen", „Ungesunden", „Parasitären", mit Gewalt gegen jene, die bei den „Volkszielen" nicht mitzogen bzw. nicht mitziehen konnten oder durften – bis hin zur physischen Vernichtung.

[420] Über 80% der ultraorthodoxen Juden starben in der Shoah; schon in den 1920er Jahren wurden viele durch nationalistische Araber in Palästina ermordet. Adorno/Horkheimer sahen, dass die Allgemeinheit sich vom Juden vor allem durch „mangelnde Anpassung" provoziert fühlte. Frankreich z.B. lieferte vor allem solche Juden aus, die seit 1918 eingewandert und „schlecht integriert" waren. Hitler war von den osteuropäischen „Kaftanjuden" in Wien besonders abgestoßen, er vermutete in ihnen allen potenzielle Schänder „arischer Jungfrauen" (wie jeder Rassist unterstellte er den vermeintlich minderwertigeren, quasi „tierischeren" „Rassen" ungezügelte Wollust).

Die Konzentrationslager standen zunächst in der urdeutschen Tradition der protestantischen Arbeits- und Zuchthäuser, in die man unerwünschte (in die „schaffende“ Gesellschaft integrationsunwillige) Randgruppen sperrte - unter der gleichfalls protestantischen Parole „Arbeit macht frei“[421]. Der Weg zum Vernichtungslager ergab sich zuerst aus kriegswirtschaftlicher „Rationalität“ (wohin mit den nicht mehr Arbeitsfähigen?), dann aber als Selbstläufer, von fanatischen „Weltverbesserern“ angetrieben.
Der Nationalsozialismus (als Kulmination der Moderne) führte die Ideen der Aufklärung ihrer letzten Bestimmung zu: die Scheidung des produktiven vom unproduktiven, des gleichen vom ungleichen Menschen (Stanley Payne). Arbeit wurde endgültig zum Dienst am „Ganzen“, und noch die individuelle Freizeitgestaltung wurde letztlich zum Teil des großen nationalen Aufbauwerks. Auch die aus der privaten, abgeschlossenen Sphäre herausgezerrte Familie bekam im Nationalsozialismus die Rolle einer Leistungsgemeinschaft mit Arbeitsteilung im gesamtgesellschaftlichen Dienst des Volkes, und linke Nationalsozialisten wie Goebbels befürworteten ausdrücklich auch Lohnarbeit für Frauen – natürlich nicht als ausgebeutete „billige Arbeitskräfte“ wie in den schlimmen überwundenen Zeiten[422].
Auch Frauen waren in der Bewegung am großen Werk des „Volkes“ mitbeteiligt, wurde ihnen doch eine „gesellschaftliche Funktion“ zugeschrieben, was sie als Aufwertung verstanden. Eine spezifisch weibliche Variante des Antisemitismus hatte sich im frühen 20. Jahrhundert entwickelt, Kirche und Judentum (in den germanophilen „progressiven“ Bewegungen gleichgesetzt, worauf verschreckte Christen mit der Behauptung angeblicher großer heidnischer Einflüsse auf das „deutsche Christentum“ reagierten) für die angebliche „Unterdrückung“ der Frauen verantwortlich machend[423]. Die völkische Feministin Mathilde Ludendorff[424] etwa meinte, beide Geschlechter würden auf jeweils

[421] Urheber ist wohl der Wetterauer Pfarrer Lorenz Diefenbach; der Sünder sollte durch heilsame Arbeit von seinem Lotterleben „befreit“ werden. Die KZs waren Arbeitslager für sogenannte „Parasiten“, nicht Straforte für Kriegsgegner und insofern auch nicht in der Tradition z.B. der „Konzentrierung“ aufständischer Rebellen im spanischen Kuba um 1900 (wie es eine neue „Schwarze Legende“ gerne hätte).
[422] Man strebte ausdrücklich nach einer allgemeinen Angleichung an die „Männerlöhne“.
[423] Während der „liberale“ Protestantismus sich durch ausdrücklichen und scharfen Antijudaismus aus der Affäre zog, traf der Hass des völkischen Feminismus vor allem die katholische Kirche und das „fremde“, „asiatische“ (und freien deutschen, „weißen“ Frauen daher natürlich besonders viel Angst einjagende) Judentum, das den armen Frauen den ganzen Schlammassel eingebrockt habe.
[424] Die Hexenverfolgung erschien ihr als „christliche Grausamkeit an deutschen Frauen“. Die Völkischen sahen sich von Anfang an als große „Frauenbefreier“, mit ihrem Ideal der „weisen germanischen Frau“, stets mit gesunden Kräutertinkturen und esoterischem Geheimwissen in Verbindung gebracht; die „Hexen“-Glorifizierung der Nazizeit (arme germanische Opfer jüdisch-kirchlicher Aggression) hat hier ihre Wurzel, ebenso die heutige feministische Anfälligkeit für Esoterik („Wicca“ usw.).

ganz spezifische Weise zur größeren Ehre des Gemeinwesens beitragen, Frauen aber durch volksfremde Ordnungsvorstellungen an ihrer Entfaltung gehindert (denselben Vorwurf müssen sich mit anderem Vokabular noch heute konservative Christinnen gefallen lassen). Man konstruierte eine leidvolle Vergangenheit „der Frauen" (als monolithische Gruppe verstanden) unter einem judaeo-christlichen „Patriarchat" (die historischen Entwicklungen grob verzeichnend), im NS-Staat habe man dagegen eine wahre „Gemeinschaft" auf Augenhöhe mit den männlichen Volksgenossen, die eigene Brauchbarkeit für die Staatsräson unterstreichend. „Emanzipiert" zu sein bedeutete in diesen Kreisen, für den braven, nützlichen „Dienst an der Gesellschaft" gehätschelt zu werden[425]. Emilie Haffner erläuterte im Alb-Boten 1933, dass die Frauen im 19. Jahrhundert, als „dumme und unerfahrene junge Mädchen" von allem „Lebensechten möglichst ferngehalten wurden", in der NS-Bewegung aber „stand das deutsche Frauentum auf", wurde „tapfere Gefährtin dem Manne". Der Nationalsozialismus wurde gerade von vielen „progressiven" Frauen aus vollster Überzeugung bejaht, ja von ihnen aktiv mitgetragen. Gerade *als* Frauen sahen völkische Feministinnen in der Machtergreifung der Partei eine Befreiung „zur Herrschaft", als einorganisierter Teil der einen „Volksgemeinschaft" statt außenstehend-vormodern „nichtbürgerliche" Randexistenz der verklärten bürgerlichen „Gesellschaft", an welcher „teilzuhaben" als größtes irdisches Glück vorgestellt wurde.
So entstand also ein klassenübergreifendes Kollektiv, sich aggressiv gegen jegliche Verweigerer oder „Feinde" richtend. Die seit Generationen erträumte Homogenisierung der real vorgefundenen Bevölkerung hin zu einem scheinbar transzendenten „Volk", einem „Ganzen", dem der Einzelne in allem dienstbar sein muss, dessen Ordnung jedes Partikularinteresse fraglos unterzuordnen ist, wurde hier in Perfektion betrieben. Der NS-Staat vollendete den totalen Bürger, der alles im Dienst der Gemeinschaft tut, das „ultimate Projekt der bürgerlichen Gesellschaft" (Bruhn), dem „ewigen Juden" den Krieg erklärend (schließlich, „präventiv", mordend). Für Hitler war es eine „Ehre", deutscher Staatsbürger zu sein, im NS-Staat trage jeder seinen Teil bei, jeder sei wichtig für das große Ganze, auch der Straßenfeger, der das Bürger-Sein dort dem König-Sein in einem „fremden Staat" vorziehen müsse.

---

[425] Die ursprüngliche Frauenbewegung hatte noch sexistisch benachteiligte *Individuen* zusammengeschlossen, im größeren Rahmen einer allgemeinen *individuellen* Emanzipation gegen die kulturprotestantischen Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft, die eben u.a. geschlechtsspezifische Rollenmuster entwickelt hatte, im Kontext aufklärerischen Welterklärungsfimmels. Das starre Geschlechterbild des 19. Jahrhunderts war i.Ü. auch für Männer nichts Positives. Als vermeintlich „harte Kerle" in Kriegen verheizt, auf dreckige und kräftezehrende Arbeiten abgestellt, im heidnischen Streit um irgendwelche Ehre unsinnige Kämpfe austragen müssend waren sie wahrlich nicht zu beneiden; entsprechend der verächtliche Hohn, dem „schwächliche", „verweichlichte" (gar homosexuelle) Männer ausgesetzt waren.

Die NSDAP war die Partei aller, die sich nach Einigkeit im Volk sehnten, im Geiste der „1848er“. Alle anderen Parteien sprachen nur „Segmente“, „Klientel“ an. Die Nazis versprachen endlich „richtige“ Einheit und Gleichheit und konnten daher mit überwältigender Unterstützung rechnen.
Die Weimarer Verfassung wurde nicht abgeschafft (Notverordnungen erleichterten lediglich das Regieren), man sah sich als „republikanisch“ an (errichtete keine Monarchie, schimpfte im Gegenteil auf das „finstere Mittelalter“) – die Republik benötigte eben derzeit in Abwehr des spalterischen, zersetzenden Parlamentarismus eine Diktatur (wie schon aus der Antike bekannt), als „Ausnahmezustand“; NS-Staatstheoretiker Carl Schmitt sah zwischen Republik und Diktatur keinerlei Gegensatz – die Diktatur könne ein gut demokratisches Instrument sein (schon Machiavelli meinte, gerade die Diktatur hätte der Republik Vorteile gebracht); er sah die Demokratie dann am reinsten realisiert, wenn der „Volkswille“ (im Sinne der Aufklärer) am wenigsten durch Partikularinteressen behindert sei - jener „Wille“ wird, konsequent, gänzlich von den Einzelwillen der Menschen gelöst betrachtet. Das „Gemeinwohl“ stehe schließlich über allen Privatinteressen. Der mythische „Volkswille“ sollte im NS-Staat endgültig von jeder individuellen Willensäußerung „befreit“ werden.
Hitler selbst mochte den „Diktator“-Begriff gar nicht und wandte ihn stattdessen auf seine Gegner an; er sah sich als Verwirklicher einer „germanischen“ Demokratie, das Volk sollte von der „Diktatur der Juden“ befreit werden, mit der man das Weimarer Parteiensystem mit seinen verschiedenen Interessensgruppen identifizierte. Er sprach von sich lieber als „Beauftragten“ des „Volkes“ (Rede 07.03.1936), eben als „Führer“, sah den Nationalsozialismus als eine „deutschen Demokratie“ an, eine „echte Demokratie“ im Gegensatz zur Weimarer Parteiendiktatur (Völkischer Beobachter 31.01.1937). Auch Hess z.B. sah den Nationalsozialismus als „edelste Form der Demokratie“ an. Die Nazis betrachteten sich mit vollem Ernst als die „wahren Demokraten“ (wie sich Hitler immer wieder nannte), die den Willen „des Volkes“ gegen die Interessen der Eliten bzw. jegliche Partikularinteressen vertreten würden. Sie lehnten den Parlamentarismus ab und wollten zum einen mehr direkte Demokratie (vier von fünf Plebisziten zwischen 1929 und 1932 waren von der NSDAP initiiert worden, zwischen 1933 und 1938 gab es weitere fünf), zum anderen sollten Vertreter des „gesamten“ Volkes, als Einheit, regieren (die Macht nicht unter Interessensvertretern aufgeteilt werden). Die Nazis sahen sich also als Befreier des „Volkes“[426] wie auch des Staates vom „zwischen“ jenen stehenden Parlamentarismus, der für sie eine künstliche Barriere zwischen Volk und Staat darstellte (vergleichbar mit der bösen Monarchie). Straßen wurden nach 1848er-Revolutionären benannt (z.B. Carl Schurz und Gottfried Kinkel in

[426] Als Volk sah Hitler „physisch und seelisch gleichartige Lebewesen“ an. Daran, wie weit die eigene Definition des Begriffs hiervon abweicht, ist abzulesen, wie antifaschistisch man wirklich ist (was z.B. „antiimperialistische Linke“ schamvoll erröten lassen sollte).

Berlin, hier in Waldshut und Tiengen nach Jahn und Hecker), Hitler stellte sich 1938 in Frankfurt als Vollender der Ideen von 1848 (wofür „unsere Vorfahren kämpften und bluteten“) dar. Die verräterische Formulierung, „die Nazis“ hätten dieses und jenes „für ihre Interessen missbraucht“[427] impliziert die verschwörungstheoretische Annahme, bei „den Nazis“ habe es sich um eine verschworene Bande gehandelt, die sich auf krummen Wegen an die Macht geschlichen und unter Vorgaukelung anderer Ziele ihre „eigentlichen“ vertuscht und heimlich im Hintergrund vorangetrieben hätte. In Wahrheit war die NSDAP eben jene Partei, die sich als rigoroser „Erfüller des Volkswillens“ sah und entsprechend handelte – es war die große Mehrheit der Deutschen, die von ihrer Regierung nationalsozialistische Politik erwartete und bekam. Sie hatte als Ziel die Herstellung jener „Volksgemeinschaft“, von der deutsche Ideologen seit Generationen träumten (und von der die Massen heute noch träumen, ohne sich bewusst zu sein, in welcher Denktradition sie stehen) – ein geeintes, in völliger Harmonie gemeinsam an großen Aufbauwerken arbeitendes, gesundes Volk, abgeschirmt von allen äußeren Verderbnissen seinen „Bestimmungen“ nachgehen könnend. Auch Hitlers Außenpolitik war, nach seinen eigenen Worten, nur „Mittel zum Zweck“ zur „Förderung unseres Volkstums“[428]. Die Nazis dachten mit vollem Ernst, sie täten den Deutschen mit allem etwas Gutes. Der NS-Staat baute keineswegs auf Terror, sondern Beliebtheit bei der Bevölkerung auf. Die Gestapo hatte reichsweit gerade einmal 32.000 Mitarbeiter, z.B. in Hannover lediglich 42. Fast 90 % aller Klagen gegen Regimegegner kamen durch Denunziationen aus der Bevölkerung – selbst der Gestapo wurden die ständigen Meldungen eifriger Bürger zu viel. Die paar tausend Leute, die der NS-Staat für die Überwachung seiner Bürger brauchte, sind verglichen mit der DDR und ihren Hunderttausenden Stasimitarbeitern eine geradezu lächerliche Zahl. „Die meisten bedurften keiner Überwachung“ (Aly). Schon im Juni 1933 (nach dem Anfangsterror) rühmten sich die NS-Herrscher, viele politische Gefangene (insbesondere Kommunisten) wieder freigelassen zu haben. Nur, wer weiter „unbelehrbar“ blieb, musste mit Razzien rechnen. 1936 waren in sämtlichen KZs nur noch 4.761 Menschen inhaftiert, inklusive Kriminelle und Alkoholiker. Vormalige Sozialisten hatten sich mit dem Regime arrangiert[429]. Der NS-Staat brachte Arbeit, gab Milliarden für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen aus, besonders für Fahrzeug- und Straßenbau. Und

[427] Sogar das Deutschlandlied hätten die Nazis noch „missbraucht“ – im Gegenteil dürfte dessen Dichter seine dumpf-völkischen Ideale niemals reiner als im NS-Staat umgesetzt gesehen haben.
[428] Es ging ihm nichtmal primär um eigene Geltung, sondern er war als „guter Deutscher“ schlicht überzeugt, artig seiner Pflicht vor dem Volk nachzukommen (das größte Lebensziel von seinesgleichen) und äußerte gar 1940 gegenüber Goebbels, er wolle nach dem Krieg (den er für bald beendet hielt) nur noch ein paar Jahre im Amt bleiben, ein paar Reformen machen und sich dann persönlich zurückziehen.
[429] Die Partei selbst sah nach der ersten Verhaftungswelle Widerstand vor allem noch in den Kreisen der „Reaktion“, keineswegs auf der linken Seite.

damit alles schön „gerecht“ zugeht, bestimmte er, was in welcher Menge und auf welche Weise produziert werden sollte, wem die Produkte zuzuteilen waren, und natürlich den Preis. Gewinnstreben aus Eigeninteresse wurde kriminalisiert, das Konstrukt „Wirtschaftsverbrechen“ eingeführt, dazu ein nie zuvor dagewesenes Maß an Sozialstaatlichkeit geschaffen, Grundlagen für Kindergeld, Steuerklassen, Ehegattensplitting, Mieterschutz und Kündigungsschutz. Die Zahl der freien Tage wurde verdoppelt, der Versicherungsschutz verbessert, der Staat schützte und förderte die einheimische Landwirtschaft, die Familien, die Rentner. Hitler nutzte die Rahmenbedingungen des Weimarer Staates und entfesselte jene, die schon das Unheil vorbereitet hatten. Die Partei lebte ausschließlich von der Substanz der vorhandenen staatlichen Einrichtungen, willig folgte ihr die Beamtenschaft, von den neuen Gestaltungsmöglichkeiten ganz entzückt (der herrschsüchtige Mensch strebt stets in die Schulen oder in die Verwaltung). Die Bevölkerung und deren Besitz wurden penibel erfasst, Sozialleistungen, Gesetze und Verbote vermehrt. Hitlers oberstes Ziel war der Aufbau eines sozialen „Volksstaats“, in dem alle sozialen Schranken mehr und mehr fallen. Die allermeisten Deutschen empfanden ihn keineswegs als „Ausgrenzer“, sondern als großen Integrator, jederzeit mehrheitsfähig (Aly). Man war ernsthaft um die Zufriedenheit des „Volkes“ bekümmert. Das war kein Trick, irgendwelche „wahren Absichten“ verschleiernd, sondern die wahre Absicht war, einem bösen, gottlosen Volk treu zu dienen[430]. Bei der Reichstagswahl mit Volksabstimmung im November 1933, wo es nur eine Einheitsliste zu wählen gab, waren rund 15 % der Wahlberechtigten entweder zuhause geblieben oder wählten ungültig. Der Rest stand offensichtlich hinter dem neuen Staat. In der NS-Zeit gab es vier Reichstagswahlen, und es gibt keinen vernünftigen Grund, anzuzweifeln, dass jene das Stimmungsbild in Deutschland zutreffend wiederspiegeln. Auch in der SPD sehnte man sich nach der „Volksgemeinschaft“[431], ihre Wähler umgarnte Hitler als „große Masse des braven, strebsamen, fleißigen deutschen Volkes, die ich so in mein Herz geschlossen habe, die ich liebe, mit der ich mich eins fühle“. Seine sozialpolitischen Maßnahmen griffen bestehende sozialdemokratische Pläne auf, für deren Umsetzung die Arbeiter Hitler in

[430] Andere Behauptungen stellen eine Verharmlosung der deutschen Schuld dar. Nur böse Menschen akzeptieren für ihren Vorteil, dass anderen Leiden und Unrecht zugefügt wird und sprechen allem Fremden und Unangepassten Würde und Rechte ab. Es ist nicht wahr, dass man sich hätte „anpassen müssen“. Wie anders dachten jene, die standhaft blieben und in den Gefängnissen oder gar Lagern dafür zu Helden wurden, obwohl sie als Christen nur das Selbstverständliche taten: sie wählten zwischen Himmel und Hölle, sie bestanden ihre Prüfung.

[431] Am 17. Mai 1933 kam es zur großen „Versöhnung“ im Reichstag, als geschlossen der gegen die Versailler Bestimmungen gerichteten „Friedensresolution“, die sich auf Wilsons Selbstbestimmungs- und Gleichberechtigungsideale berief, zugestimmt wurde; Hitler sei ganz gerührt gewesen und Göring lobte die stete Einigkeit des deutschen Volkes, wenn es um „sein Schicksal“ ginge.

großer Mehrheit verehrten. Das SPD-Führungspersonal im Exil erklärte die Arbeiter 1935 als „stark vom Hitlerismus besessen", als „begeistert". Die Einstellung vieler brachte der „Arbeiterdichter" Max Barthel (sich als „alten Sozialisten" bezeichnend) 1933 im Berliner Tageblatt auf den Punkt: man sah es als löbliche Verdienste des NS-Staates an, dass Deutschland nun „einig" und „die Arbeit" in das „Zentrum der Betrachtung" geraten war, „aufgewertet" – der Arbeiter galt nicht mehr als Vertreter eigener Interessen, dem Unternehmer gegenüberstehend, sondern beide waren plötzlich Bestandteil eines „großen Ganzen", an dem alle mitwirken dürfen und sollen, jeder auf seine „besonders wichtige" Weise. Das Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit von 1935 definierte den Unternehmer als „Sachwalter des Staates", der dem Allgemeinwohl der Volksgemeinschaft verpflichtet sei. Die erzwungene Abhängigkeit der heimischen Wirtschaft von der „Scholle" brachte die Arbeiterseite in eine günstigere Stellung. Der Staat übernahm die Rolle der Gewerkschaften, gegenüber den Unternehmern die „Arbeiterinteressen" zu vertreten und machte ihnen entsprechende Auflagen. Der Nationalsozialismus, die gesellschaftliche Arbeitskraft de facto verstaatlichend, stand in etatistischer Tradition Kautskys und Lenins; der Arbeiter musste sich nicht mehr um den Verkauf seiner Arbeitskraft sorgen und fand das natürlich gut.
Robert Gallately wies 2002 überzeugend nach, dass der NS-Staat stets sorgfältig darauf achtete, im Konsens mit der Mehrheit zu handeln. Hitler war alles andere als ein „alles steuernder Ideologe", sondern an der Spitze völlig austauschbar, ein „Allerweltsdeutscher", gerade darum war er ja so beliebt – als „einer von uns". Ideologisch war er flexibel, wie die gesamte NSDAP, als populistischer Gemischtwarenladen. Möglichst viele Deutsche sollten ja angesprochen, die Interessen der Mehrheit bedient werden. Konstant war nur der Judenhass, der gemeinsame deutsche Nenner und integraler Bestandteil eines jeden Nationalismus, auch der einzige gemeinsame Nenner innerhalb der NSDAP; ein prorussischer Linker wie Goebbels[432] und ein Slawenverächter wie Rosenberg waren sich ansonsten kaum in irgendetwas einig. Die NSDAP war die deutsche „Volkspartei" schlechthin, „rechte" wie „linke" Ideologie vereinend (eben im „nationalen Sozialismus"). Sie konnte nur deshalb so groß werden, weil sie eben nicht eindeutig „links" oder „rechts" war und sowohl Progressive (gegen kirchliche Autorität, Moral und Welterklärung, für „naturgemäßes" Leben[433]) wie protestantische Konservative (noch von einem einigen, „gesitteten" Volk träumend) ansprach; die weniger ideologisierten, vom „Abstieg" bedrohten Massen wurden mit den sozialen Gleichheitsversprechungen gewonnen. Die Politik ab 1933 entsprach der

[432] Er begründete seinen Antisemitismus ausdrücklich damit, dass seine Bewegung „sozialistisch" sei, nannte sich einen „deutschen Kommunisten" und lobte noch 1933 in einem Interview mit einer französischen Zeitung die Französische Revolution.
[433] Und da dem Progressiven immer das „Zurückgebliebene" ein lästiger Klotz am Bein ist, ist er auch immer gegen das „unwerte" Leben eingenommen.

Überzeugung, endlich den „richtigen“ Weg für alle gefunden zu haben. Keine Partei, sondern Deutsche. Nur, was Minderheit und offensichtlich fremd, unintegrierbar war, war nicht angesprochen, sondern umso schärfer ausgegrenzt und angegriffen. Es ging gegen alles Unangepasste. Die Medien berichteten offen über die drakonischen Strafen für alle möglichen Kleinigkeiten (die dem „gerechtigkeitsliebenden Volksmenschen“ zu egoistisch waren), ohne dass sich irgendwer beschwert hätte; es herrschte insbesondere völlige Mitleidlosigkeit gegenüber allem, was „anders“ war. Heinrich Himmler konnte 1937 öffentlich (über die Massenmedien verbreitet) über verbliebene KZ-Insassen höhnen, sie seien alles „rassisch minderwertiges Zeugs“, etwa „Leute mit Wasserköpfen, Schielende, Verwachsene, Halbjuden“.
Die Kultur der NS-Zeit setzte dabei einfach jene des letzten Kaiserjahre und der Weimarer Zeit fort – überall sarkastischer, entmenschlichender Spott sowie Jugend- und Körperkult. Der („gesunde“) Körper wurde glorifiziert, öffentlich trainiert und zur Schau gestellt[434]. In der NS-Zeit gab es nicht ohne Grund mehr Sexualstraftaten als je zuvor, offensichtlich eine Folge der zunehmenden Sexualisierung der Massen und des allgemeinen Sittlichkeitsverlusts. Die Kirche empfand die Gesellschaft der NS-Zeit dementsprechend als sittlich vollkommen verroht, kritisierte die „Schamlosigkeit in der Kleidung“, an die die Jugendlichen sich gewöhnen müssen (Bischof von Galen), die Propagierung „freier Liebe“ und unehelicher Mutterschaft etwa durch Rudolf Hess. Dominik Thalhammer SJ deutete die Schrecken des Zweiten Weltkrieges als göttliche Strafe für die „Sünde des Fleisches“ in Nazideutschland – „entweihte Ehen, schamlose Moden und Tänze, weggeworfene Unschuld, den ganzen Kult des Fleisches und der Sinne“. Dies mag zwar die eigentlichen Hauptsünden der NS-Gesellschaft nur streifen bzw. andeuten (Kult des Fleisches), zeigt aber, wie unter im kirchlichen Sinne Konservativen die NS-Kultur wahrgenommen wurde, nämlich eben als verroht, unsittlich und sexualisierend. Schon im Kaiserreich waren pornographische Bilder überall zu haben gewesen, Postkarten mit frivolen Witzchen zeugen von einem völligen Moralverfall, zu dem das soldatische „Harter-Mann“-Ethos seinen Teil beitrug[435]. Auch (männlicher) Ehebruch war völlig normal und galt als „Kavaliersdelikt“. Dass die große Mehrheit der Deutschen 1933 de facto längst einem Neuheidentum frönte, zeigt auch die damals zentrale Bedeutung der „Ehre“ - man wollte „würdig“ (vor den anderen) leben und sterben, der Stolz (das schlimmste Laster im Christentum) galt als berechtigt und

[434] Die Vergötzung des athletischen „arischen“ Körpers (haarlos-modellhaft selbst in der Nacktheit scheinbar entsexualisiert) kommt später z.B. in Leni Riefenstahls „Olympia“-Film besonders zum Ausdruck, oder auch beim expressionistischen NS-Vorzeigebildhauer Karl Albicker aus Ühlingen.
[435] Frauen schickten sich anzügliche Karten mit starken Männern in Uniform bzw. halbnackt – Musterungsszenen oder solche mit knutschenden oder flirtenden Pärchen waren z.B. beliebt. Diese „coolen“, „harten“ Männer, voller Todesverachtung stets mit Zigarette im Maul, zerstörten dann später in Frankreich ohne mit der Wimper zu zucken katholische Kirchen.

gut. Der Begriff der „Rassenschande“ knüpft direkt an die Angst vor dem „Ehrverlust“ an. Der Film „Jud Süß“ etwa schildert den Selbstmord der „geschändeten“ Frau als logische Konsequenz aus dem Handeln des Juden. Die massenhaften Abtreibungen der vor allem von sowjetischen („asiatischen“) Soldaten in der Regel gewaltsam gezeugten Kinder nach dem Krieg geschahen vor allem aus Furcht vor der „Schande“ (neben dem Rassismus - wer würde schon „Mischlinge“ aufnehmen wollen…).
Die eigene „Ehre“ meinte man, durch umso lauteres Anprangern der „Unehre“ anderer unter Beweis zu stellen – auch ein Ausdruck der unbewussten Furcht, vielleicht doch nicht den Ansprüchen der „Nation“ durch das eigene Sein und Verhalten vollends Genüge zu tun?
Die „Volksgemeinschaft“ definierte sich als Leistungsgemeinschaft - in der alles auszumerzen war, was darin keinen Platz hatte. Entsprechend wichtig wurde die „Gesundheitsvorsorge“, da der kranke Mensch ein Makel im schaffenden Volkskörper war. „Gesundheit ist keine Privatsache! Gesundheit ist deine Pflicht!“ war die Parole; die „Volksgenossen“ wurden explizit aufgerufen, auch den „inneren Juden“ in sich zu bekämpfen, z.B. den egoistischen und gesundheitsfeindlichen Genuss. Aus der Jugendbewegung erklärt sich die Abneigung gegen „übermäßiges“ Rauchen und Trinken. Aufgrund der Vorstellung eines „Volkskörpers“, der eine „Volksgesundheit“ haben bzw. daran Schaden nehmen könne, begann im 20. Jahrhundert die Kriminalisierung des Rauschs (immer mit dem bösen Individualismus in Verbindung gebracht), besonders ab den 1920er Jahren, als Vegetarier und Gesundheitsfanatiker zur Landplage wurden. Der individuelle Körper wurde als „Träger des ewigen Erbguts“ gleichsam als dem ganzen Volk gehörig angesehen, daher setzte 1933 sogleich eine restriktive Drogenpolitik ein (Rauschmittel als fremder, ausländischer Kampfstoff zur Verderbnis des gesunden Volkskörpers interpretiert). Der vorbildhafte Führer kam ja auch ohne Rauch und Rausch (und Fleisch) aus.
Bereits um 1900 gab es sodann außerhalb der katholischen Kirche kaum Kritiker der „Rassenhygiene“[436]. 1907 veröffentlichte die Sozialdemokratin Adele Schreiber ein Werk über Kindererziehung und ließ den völkischen Lebensreformer Fidus und Rassenhygieniker Wilhelm Schallmayer die einleitenden Kapitel verfassen. Schallmayer forderte die Zeugung vieler „erbgesunder“ Kinder als „Pflicht gegen die Rasse“. Für die Gartenstadtbewegung des Antisemiten Theodor Fritsch (vor allem von Sozialdemokraten getragen, den Brüdern Kampfmeyer, Rassenhygieniker Alfred Ploetz oder Alfred Grotjahn) sollte das Ackern auf der „eigenen Scholle“ der Schrebergärten

[436] Der evolutionistische Wahn einer steten Höherentwicklung der „Arten“ durch „Auslese“ (verbunden mit der parallelen Abkehr von einer allen Adamskindern gleichermaßen zukommenden absoluten Würde) führte im von der Realität enttäuschten fortschrittsgläubigen Milieu zu hysterischer Angst vor angeblich drohender (der Göttin „Natur“ zuwider seiender) „Degenerierung“ (von jener Natur „entfremdeten“ Menschen betrieben) und spornte die idealistischen „Gesellschaftsgestalter“ allerorts zu aktiver Züchtungs- und Ausrottungspolitik an.

den „Rassenverfall“ aufhalten. Britische Sozialreformer wie die Mitgründer der Labour Party Beatrice und Sidney Webb kritisierten derweil private Armenfürsorge, weil sie auch „verantwortungslosen“ Frauen zugutekäme, die „unproduktive“ Kinder in die Welt setzten. Arbeitsscheue, Müßiggänger, Taugenichtse, Parasiten, Degenerierte – mit solchen Begriffen geizten diese Freunde der Arbeit nicht. SPD-Chefideologe Karl Kautsky bezeichnete Rassenhygiene 1910 als „soziale Pflicht“, durch Kontrolle und Druck solle im Sozialismus ein „neues Geschlecht“ entstehen, „stark und schön“ wie griechische Heroen oder „die germanischen Recken der Völkerwanderung“. Lieblingsprojekt von Schreibtischtätern vom Schlage Ernst Haeckels war die Vernichtung „unwerten Lebens“, etwa durch Sterilisation von Geisteskranken, Kriminellen (Kriminalität sei erblich) und „moralisch“ Zurückgebliebenen. Der deutsche „Erbhygieniker“ Eugen Fischer (auch klar erkennbare Rassenunterschiede zwischen „Juden und Germanen“ postulierend) hielt auch rassische „Mischlinge“ für minderwertig und schürte seit Anfang des Jahrhunderts die Furcht vor der „Rassenmischung“. Im Alldeutschen Verband machte man sich derweil über die Idee lustig, „halbtierische“ Wesen (gemeint waren Slawen, Juden, Schwarze) seien ebensolche Menschen wie die Weißen. Tiervergleiche und Gruppenverallgemeinerungen waren normal, „Ostjuden“ konnten als „Ungeziefer“ beschimpft und ihnen nicht nur das Einschleppen von „ihren“ Krankheiten unterstellt werden (der ewige Topos des Fremdenfeindes) - Juden *selbst* galten damals längst als „Virus“, der Krankheiten am „Volkskörper“ verursache (in logischer Konsequenz wird „Hygiene“ durch Ausrottung wiederhergestellt)[437]. Sozialdemokrat Johann Plenge (Lehrer von Kurt Schumacher) meinte, die „jüdische Rasse“ sei von Natur aus machtgierig und von überlegenem Verstand, zu solcher Niedertracht seien die Deutschen nicht fähig (und müssten, zur Kompensation, einig zusammenstehen). Auch Alfred Grotjahn sah in den vielen „Fremden“, die „von Osten hereinströmen“ und „unser Volkstum aushöhlen“ (der Herr Sozialdemokrat spricht hier von Menschen, die zu den ärmsten Bevölkerungsschichten gehörten) eine große Gefahr. Als gesundheitspolitischer Sprecher der SPD forderte er zudem die Verhinderung der Fortpflanzung von „Minderwertigen“ durch „Verwahrung und Zwangsunfruchtbarmachung“[438].
1923 wurde in München der erste Lehrstuhl für Rassenhygiene eingerichtet. 1927 folgte das Eugenik-Institut in Berlin (Leiter: Eugen Fischer). Erstmals 1925 wurden in

[437] Der Gesundheitskult der Rassisten sah zudem im angeblichen „bösartigen“ Rassecharakter der Juden ebenso eine dem Individuum anhaftende, unheilbare „Krankheit“ wie in der Behinderung des Behinderten; so war letztlich auch die Judenvernichtung eine Variante angeblichen „Gnadentods“ für jene, deren Menschsein sich nicht voll herausbilden könne.
[438] „Fortgepflanzt“ wird im Übrigen das biologische Erbgut Adams – von „*sich* fortpflanzen“ zu sprechen beschreibt die Erzeugung eines neuen, für sich stehenden Individuums dagegen nur ungenügend (als vom „Arten“-Denken geprägter Biologismus).

Deutschland alle geistig und körperlich „Gebrechlichen“ erfasst. Statistiker Friedrich Burgdörfer, Mitvorbereiter der damaligen Volkszählung, jammerte in zahllosen Panikschriften über den drohenden „Volkstod“, würde doch der „Volkskörper“ einerseits überaltern und andererseits von der „slawischen Flut“ bedroht sein. Sein Lehrmeister Friedrich Zahn (der „große alte Herr der deutschen und internationalen Statistik“, Aly) jubelte später, dass der Nationalsozialismus den Menschen so, „wie er in der Gemeinschaft gebunden ist“ betrachtet, und gerade nicht als freies Individuum. Die von Statistikern „seit Jahrzehnten geforderten“ Maßnahmen in der Familienpolitik (gemeint ist die Rassezucht und „Ausmerze erbbiologisch unerwünschter Volksteile“) würden nun endlich umgesetzt. Die „Gesundung des Volkskörpers“ war mit Hilfe der Datensammlungen konkret durchführbar. Ab 1934 wurden Karteien der „Asozialen“ und „Erbkranken“, wenig später der „Fremdvölkischen“ angelegt.
Die Daten bezüglich der „unnützen Esser“ lieferten sowohl Material zum Panikschüren wie zum Errechnen von „Abhilfe“ und waren unentbehrliches Mittel für die massenhafte Zwangssterilisation (rund 350.000 Menschen bis 1938, dazu kamen viele tausend Abtreibungen und Eheauflösungen)[439]. 1939, die Erbkranken waren inzwischen alle sterilisiert, sollten alle „Gemeinschaftsunfähigen“ drankommen (ihre „Asozialität“ sei ja erblich); der „Asoziale“ wurde definiert als jemand, der „nicht in der Lage ist, den Mindestanforderungen der Volksgemeinschaft an sein persönliches, soziales und völkisches Verhalten zu genügen“, wozu z.B. auch die „Rassenschändung“ oder der „Landesverrat“ gehörten, vor allem aber waren Bettler und „Arbeitsscheue“ gemeint. „Asoziale“ kämen meist aus Großfamilien; deren Ehen seien aufzulösen, die Mitglieder könnten in Arbeitslagern vom Rest der Gesellschaft separiert werden.
Gefreut hat es gerade auch die traditionell eifrigsten Befürworter der „Rassenhygiene“, die Sozialdemokraten eben. Noch im Januar 1933 meinte das Verbandsorgan der sozialdemokratisch orientierten Lebensreformer, dass es „wirklich höchste Zeit“ sei, der „Überwucherung der minderwertigen Elemente“ entgegenzutreten, wie auch ein Tierzüchter schließlich keine „minderwertigen Exemplare sich fortpflanzen lasse“. Man dachte vor allem an Zwangssterilisation (im sozialdemokratischen Schweden zwischen 1935 und 1975 praktiziert mit rund 63.000 Eingriffen)[440], aber auch Euthanasie und Zwangsabtreibungen bei „Idioten, um den biologischen Abfall […] zu reduzieren“ (so

[439] Führende NS-Statistiker wie Siegfried Koller sorgten passenderweise noch in den 1960er Jahren international für Furore, als sie für „Entwicklungsländer“ praktikable Erfassungsmethoden mitentwickelten, um der „Bevölkerungsexplosion der Dritten Welt“ Herr werden zu können.
[440] Dort wurden u.a. zehntausende Lappen kastriert, da kleinwüchsig und zum Alkoholismus neigend. Die prominenten schwedischen Sozialdemokraten Alva und Gunnar Myrdal, um den Fortbestand der tollen „schwedischen Kultur“ besorgt, lieferten mitten in der NS-Zeit die geistigen Grundlagen für die Zwangssterilisierung von „Fehlerbehafteten“: Kranken, Behinderten und „sozial Auffälligen“; der Anteil an „Leistungsfähigen“ in der Gesellschaft sollte erhöht werden.

die sozialdemokratische Sozialhygienikerin Oda Olberg), zumindest wenn „immer mehr ins Volksbewusstsein“ gedrungen ist, „dass man lebensunwertes Leben opfern müsse, um lebenswertes zu erhalten“ (Julius Tandler, österreichischer sozialdemokratischer Arzt). Auch in diesem Punkt (wie bei sozialpolitischen Maßnahmen) brach bei vielen ehemaligen Sozialdemokraten dementsprechend Jubel aus, als sie unter der NS-Herrschaft „endlich“ umgesetzt wurden. Es waren SPD-Landesregierungen, die im Thüringen und Sachsen der Weimarer Republik Initiativen zur Sterilisierung von Menschen einbrachten. Die NSDAP musste später nur wenige Änderungen in Gesetzesentwürfen vornehmen. Sterilisationsgesetze gab es seinerzeit auch in der Schweiz, Norwegen, Dänemark und Finnland. Pius XI verurteilte dagegen in der Enzyklika „Casti conubii“ von 1930 Eugenik in allen Erscheinungsformen. Richtig schreibt Michael Mann, dass die NS-Politik der Ermordung Behinderter nur eine Verschärfung der in anderen nordeuropäischen Staaten damals praktizierten Sterilisierungspolitik war. Hitler machte die „Reinhaltung der Rasse“ zum politischen Programm; neben die Unfruchtbarmachung trat regelrechte Züchtung (von angesehenen Züchtungsbiologen der Weimarer Zeit wie Erwin Baur noch als viel zu lasch angesehen), auch mit Eheverboten. Die Nürnberger Rassegesetze von 1935 waren der bisherige Höhepunkt der staatlichen Anmaßung, der Kirche in Fragen der Eheschließung hineinzupfuschen – der Staat meinte, Ehen zwischen Partnern mit der „falschen“ biologischen Abstammung verbieten zu können. Der „Wert“ für das „deutsche Volk“ wurde vorab geprüft (Gesundheit, „Rassenreinheit“). „Links“ zuckte man natürlich nur mit den Schultern – dort meinten Leute wie Grotjahn ja auch seit jeher, jede gesunde deutsche Frau solle zum „Schutz“ vor „unkultivierten Nachbarvölkern“ aus dem Osten mindestens drei Kinder in die Welt setzen. Die monogame Ehe war dabei nicht sehr hochgeschätzt; der jugendbewegte Germanenfreund und Judenhasser Wilibald Hentschel wollte Siedlungen, in denen im Verhältnis 1:10 reinrassige Arier und Arierinnen möglichst viele Nachkommen zeugen, und durch die späteren „Lebensborn“-Einrichtungen konnten ledige „Arierinnen“, die nicht selbst mütterliche Dienste am Kind übernehmen wollten, ihrer „Pflicht an der Rasse“ mit selbstlosen SS-„Ariern“ dennoch nachkommen.

Die kollektivistische Auffassung, die Gesellschaft besitze einen höheren Wert als die einzelne Person, deren Wert letztlich davon abhänge, wie viel sie zum „Allgemeinwohl“ beitragen könne, wurde z.B. vom NS-Gegner Hildebrand ausführlich kritisiert. Aus diesem Weltbild ergibt sich logisch die Euthanasie für Kranke und Schwache, wie sie von den Nazis betrieben wurde (und jederzeit erneut droht). Alle Individuen, die nicht arbeiten (warum auch immer), will der Staat möglichst loswerden. Das heidnisch-heroische Gerede eines „Todes mit Würde“ behauptet sodann, physisches Leiden würde die Würde von Personen beflecken (was maximal Bosheit und Sünde könnten). International renommierte Nervenärzte wie Max Nonne waren schon in der Weimarer Zeit Advokaten der „Euthanasie“, zumal der Tod der „unheilbar Geisteskranken“

keinerlei Lücke hinterließe, sei doch ihr „Leben absolut zwecklos“ und empfänden sie es doch selbst als „unerträglich“; für Angehörige und Gesellschaft seien sie nur eine Last. Nonne nennt sie „geistig Tote“. Schon 1920 erschien das Buch „Die Vernichtung lebensunwerten Lebens“ von Karl Binding und dem Freiburger Psychiater Alfred Hoche. Die österreichische Sozialdemokratin Oda Olberg plädierte 1926 für die Aufhebung des Tötungsverbotes in einer künftigen sozialistischen Gesellschaft, um den Kranken „Leid zu ersparen“ – man erkennt keinerlei Unterschied zur NS-Propaganda. Kompromisslose Gegner fanden sich ausschließlich (!) in der katholischen Kirche[441].
Die Tötung „unwerten Lebens“ war längst mehrheitsfähig, schon in den 1920er Jahren. In einer Umfrage in der Lausitz lehnten 1920 nur 10% der befragten Eltern uneingeschränkt ab, einer möglichen „schmerzlosen Abkürzung des Lebens“ ihres „unheilbar blöden Kindes“ zuzustimmen[442].
Unter der NS-Herrschaft wurde lediglich ungenierter als zuvor die „Euthanasie“ als Wohltat für die Ermordeten ausgegeben, etwa im Propagandafilm „Ich klage an“ (1941), in dem ein Arzt seine unheilbar kranke Frau umbringt, mit Verweis auf die „germanische Sitte“ des „Gnadentods“; auch die Tötung Behinderter („armselige Kreaturen“), die mit viel Aufwand unverständlicherweise (unproduktives, also „unwertes“ Leben sei nicht schützenswert, sondern schädlich) am Leben gehalten würden, wird darin gerechtfertigt. Mord an „schwer leidenden“ kranken Menschen wurde ganz offen als Akt der Nächstenliebe dargestellt. Die Sterilisierung Erbkranker und Tötung Behinderter sollte im NS-Denken „Millionen von Unglücklichen unverdiente Leiden ersparen“ und den „Volkskörper“ säubern. Der NS-Euthanasie fielen europaweit bis zu 300.000 Menschen zum Opfer; allein 70.000 Behinderte („unnütze Esser“) wurden in der T4-Aktion vergast, rund 5.000 Säuglinge und Kleinkinder ließ man verhungern. Im Osten ging das Morden im Krieg auch nach dem Ende der T4-Aktion weiter, hier starben nochmal rund 100.000 Menschen[443]. Später sollten „Arbeitsscheue“, „Rassenschänder“, „Süchtige“ usw. als „Gemeinschaftsunfähige“ vernichtet werden.
Protest kam *nie* aus säkularer Ecke, sondern immer von der Kirche, im festen Glauben an die Gottesebenbildlichkeit eines jeden Menschen („sei dieser noch so verkrüppelt,

[441] Schon auf Nürnberger Parteitagen der 1920er Jahre hatte Hitler offen befürwortet, 700-800.000 Behinderte zu „beseitigen“, wie das „Tagblatt vom Oberrhein“ 1931 feststellte, die „unüberbrückbare Kluft“ zwischen Nationalsozialismus und katholischer Kirche betonend. Jene Kliniken, die sich in der NS-Zeit weigerten, Zwangssterilisierungen vorzunehmen, waren dieselben, die sich ab 1974 weigerten, die nun straffrei gestellten Abtreibungen durchzuführen.
[442] 1942 wurde ein Propagandafilm für die „Erlösung“ und den „Gnadentod“ behinderter Kinder gedreht, in dem solche Umfrageergebnisse ausgeschlachtet wurden.
[443] Auch in Deutschland (z.B. Weilmünster) ließ man nach Ende der direkten Tötungen die Menschen stattdessen verhungern, in dünne Lumpen gekleidet, nie gewaschen und ohne jede Beschäftigungsmöglichkeit.

idiotisch oder schwachsinnig, pflegebedürftig oder leidend“, Aly). Neben von Galen[444] protestierten auch andere Bischöfe wie von Preysing 1941 in öffentlichen Predigten. Unbeirrt hielten sie daran fest, dass solche Tötung „schwere Sünde, schwere Schuld“ ist, „ob es sich um das Kind im Mutterleib handelt oder um alte, gebrechliche, geisteskranke Menschen, um sogenannte lebensunwerte Existenzen“.
Nichtkatholische Kinderkliniken waren dagegen absolut willige Vollstrecker. Insbesondere die jungen Ärzte (um die 30) waren überzeugte „Erlöser“. Krankenschwestern wurden dahingehend ausgebildet. Die allermeisten Eltern, von den Ärzten ermutigt, stimmten den Morden (verklausuliert unter euphemistischen Andeutungen) bereitwillig zu – in vielen Fällen übertrafen sie die Ärzte sogar noch an „Erlösungs“-Wünschen, selbst bei als „entwicklungsfähig“ eingestuften Kindern. Der katholische Widerstand war hauptsächlich klerikal getragen. Gegen die Verschleppung der Behinderten in der Aktion T4 protestierten selbst in katholischen Gegenden nur 6-10 % der Angehörigen, obwohl z.B. Ordensschwestern ihnen vorab deutlich nahelegten, die Menschen aus den Anstalten herauszunehmen. In protestantischen Raum ist Protest nahezu nicht wahrnehmbar. Katholische Schwestern, deren Pfleglinge gewaltsam abgeholt wurden, berichteten von den dramatischen Szenen. Der vorsichtige Hitler unterbrach die Aktion T4 Ende August 1941 dennoch nach der heftigen klerikalen Kritik und stellte die Beendigung vorerst hintan, um Verunsicherung im Krieg gar nicht erst aufkommen zu lassen (obwohl Bormann die Todesstrafe für Galen für angemessener hielt), da es zunächst „Wichtigeres“ gäbe – die Zeit sei „noch nicht reif“ dafür[445].
Die Verachtung für den „nutzlosen“ Menschen geht bis heute stets einher mit einer wunderlichen Liebe zum gerade nicht dem menschlichen Nutzen preiszugebenden Tier. Neben dem Reichsnaturschutzgesetz von 1935[446] verdankt man der NSDAP bekanntlich auch das Tierschutzgesetz von 1934[447]. Tierschutz war stets Teilgebiet von „Heimatschutz“, da zu jedem Boden ja das entsprechende Blut gehöre, auch das

[444] In drei vielbeachteten Predigten hatte jener die „furchtbare Lehre“ angegriffen, „die behauptet, man dürfe sogenanntes unwertes Leben vernichten, also unschuldige Menschen töten, wenn man meint, ihr Leben sei für Volk und Staat nichts mehr wert“. Er redete Angehörigen ins Gewissen, bezeichnete die von ihm offen genannten Praktiken der Aktion T4 als „glatten Mord“ und sprach vom „Strafgericht Gottes“, das der „gerechte Gott“ weiter verhängen würde „über alle, die nicht wollen, was Gott will“. Die Luftangriffe und militärischen Rückschläge rückte er offen in den Zusammenhang mit den himmelschreienden Sünden.
[445] Der fanatische Goebbels wollte die „Kirchenfrage“ dann aber „nach dem Kriege mit einem Federstrich lösen“.
[446] Der Ausbau von Naturschutzgebieten und das Erklären zu „Naturdenkmalen“ wurde auf Grundlage desselben allerorts im Reich vorangetrieben, allem „Störenden“ in der heiligen deutschen Landschaft der Kampf angesagt.
[447] Bereits 1933 wurde mit diversen Verordnungen angefangen, etwa die Betäubung von Schlachttieren vorgeschrieben, die Verhütung von „Tierquälereien“ bei Tiertransporten eingeschärft oder das Würgen von Katzen verboten.

tierische, schön nach „heimischen“ und „fremden Arten“ aufgeteilt. Die Wurzel des deutschen Tierschutzes (dessen Voraussetzung die evolutionistische These ist, es gäbe keinen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier, „Mensch“ sei, in „Rassen“ unterteilte, „Tierart“) liegt im Dunstkreis der antisemitischen „Deutschsozialen Partei“ der Kaiserzeit, unter anderem mit Aktivist Paul Foerster, die sich besonders gegen das Schächten einsetzte. Die Idee der „Tierrechte“ ist im Hass auf Gott begründet, wie er in Judentum und Katholizismus kennengelernt wird, und auf Seine Anhänger. Man schaue mal beliebige Publikationen zum Thema in der Weimarer Zeit an; die bürgerlichen „Süddeutschen Monatshefte“[448] verbreiteten in den 1920er Jahren (unter Werbung für allerlei damals vielgelesene Tierschnulzen über hilflose, der arischen Beschützerhand bedürftige Katzen und Hunde) eine Tierschutz-Propaganda, die mit den klassischen Feindbildern und deutschen Vorurteilen hausierte. Alexander von Humboldt (der den Menschen zum „höherentwickelten Affen“ erklärt hatte) wird zitiert, dass Grausamkeit gegen Tiere Kennzeichen für ein „niederes und unedles Volk“ sei, was durch allen „Reichtum und Pracht“ nicht übertüncht werden könne; welches denn zum Beispiel? Na klar, die, die für die „endlose Raffgier einer mechanisierten Zivilisation“ verantwortlich sind, welche ganze „Wälder vernichte“ (Chiffre für „antideutsch“) und so viele „Tierrassen ausgerottet“ habe, aus Geldgier natürlich, und das Leben jener Tiere, die es noch gäbe, sei „zum großen Teil kaum noch lebenswert“, ist sich Anthroposoph Manfred Kyber sicher. Und auf der anderen Seite die (romanischen) Barbaren mit ihren Stierkämpfen und stundenlang angeketteten Hunden; im Gegensatz zum guten Buddha, für den die Tiere Brüder waren, kapiere man dort nicht, dass der Mensch „der Natur“ nicht übergeordnet, sondern in „sie“ eingeordnet sei. Als positives Beispiel wird der evangelische Kirchenrat Schmitthenner (Onkel des katholikenfressenden späteren NS-Kultusministers) hervorgehoben, und natürlich Gandhi (Vivisektion sei das „schwärzeste Verbrechen der Menschheit“). Zirkusse und Menagerien seien entsetzlich, schließlich seien die dort „herumgeschleppten“ Tiere doch ein „anderes Leben und Klima gewöhnt“. Naja, zum Glück bessere sich sogar in Italien (dank welcher Regierung wohl…?) langsam die Situation, freut sich der lutherische Theologe Herrmann Dechant. Trotzdem: „ausgesprochene Tierliebe“ und entsprechende Behandlung finde sich in Europa freilich nur bei „Völkern germanischer Rasse“, Slawen seien für sowas zu stumpf, und bei den Romanen seien Grausamkeiten ja an der Tagesordnung, weiß Hans Mahner-Mons. Überhaupt diese Monotheisten: in Afrika wären Muslime noch viel

[448] Es gab in den 1920er Jahren z.B. Ausgaben über Homöopathie, Okkultismus, „Krise der Religion“ (u.a. mit Edward Greenly, der Jesus für einen Mythos hielt) und natürlich Rassenhygiene, mit lauter schillernden Sozialdemokraten wie dem Erfinder des Begriffs, Alfred Ploetz (Mitglied in Haeckels Monistenbund, später NSDAP), Oda Olberg oder Karl Valentin Müller (ebenfalls später NSDAP), ebenso dem Ex-Jesuit Hermann Muckermann, der nun für alles eintrat, was von der Kirche verurteilt wurde (Sterilisierungen, Eheverbote, auch zwischen „Rassen“).

schlimmer als die Heiden, am scheußlichsten sei aber natürlich (klar, lauter unreine Mischlinge da unten…) Lateinamerika. Da sind sie wieder, diese elenden Stierkämpfe, damit wird einem richtig der Urlaub vermiest! Tja, Juden und bibeltreue Christen sehen halt leider Tiere als etwas vom Menschen Verschiedenes an und beschränken die Nächstenliebe auf letztere[449], betrauert Georg Grimm, der vor lauter Schreck Buddhist geworden ist, da sei auch das Tier ein „Nächster" (schließlich „wiedergeborener Mensch")[450]; wie Schopenhauer (der bereits das Judentum für die schlechte Behandlung von Tieren in Europa verantwortlich machte) hält er die Vorstellung von „Wiedergeburt" für von Natur aus völlig einsichtig, nur weil man hier von Kindesbeinen an verdorben würde könne man das nicht kapieren. Die „arische Weltanschauung von der grundsätzlichen Gleichwertigkeit allen Lebens" sei „von der semitischen so weit entfernt wie am Ozean das andere Ufer oder wie der Aufgang der Sonne vom Untergang" – „wir" hätten uns also entsprechend weit von „unserer harmonischen Einordnung in das Lebensgesetz des Kosmos, wie es in Wahrheit ist" entfernt. Und warum gibt es auch bei den hochverehrten Japanern Tierquälerei? Ernst Curjel weiß Bescheid: auch hier ist der böse Westen schuld, aus „Eigennutz und Geldgier" Pelze, Felle usw. nachfragend.
So dachte man damals im deutschen Bürgertum; die NS-Regierung, als Spiegel desselben, trieb den Tierschutz dementsprechend besonders voran. Ungefähr zeitgleich mit dem Sterilisierungsgesetz gegen erbkranken - menschlichen - Nachwuchs wurden 1933 die Tierversuche verboten, und der Alb-Bote jubelte über diesen „erfreulichen Anfang im Kampf gegen die Tierquälerei": Deutschland habe „in diesem Kampf für die schutzlose Kreatur unbestritten die Führung". Mit dem Finger wurde zugleich auf den Stierkampf in Spanien gezeigt. Der Protest gegen Vivisektion hatte von Anfang an eine antisemitische Schlagseite, da die medizinischen Tierversuche ein Instrument der evidenzbasierten „Schulmedizin" seit Anfang des 19. Jahrhunderts sind, die bei germanophilen Naturburschen stets als „verjudet" verschrien war[451]. Vorkämpfer für Verbote von Vivisektion und Schächten war Antisemit Richard Wagner. In jüdisch-christlicher Weltsicht sind Tiere zum Nutzen für die Menschen geschaffen, weshalb nichts gegen Versuche spricht, wie auch nichts gegen das Essen oder anderweitige Nutzungen. Der Tierfreund sieht das anders, und nun war er an der Macht. Gleich 1933

[449] Auch das fünfte Gebot bezieht sich offensichtlich (Opfer- und Speisevorschriften sehen Tiertötungen vor) nur auf Menschen.
[450] Das bis heute zu hörende Geschwätz, „unreine" Tiere seien im Judentum „verachtet" gewesen, ist völliger Unfug; sie waren schlicht *verboten*, nicht zu essen, *uns* verunreinigend (da das Essen uns zu *Sündern* machte).
[451] Rudolf Hess rief 1933 dazu auf, zur „Natur" im Sinne der Naturheilkunde „zurückzukehren" und die „Schulmedizin" zu überwinden. Die Produktion heimischer Heilkräuter sollte ausgebaut werden, um Importe überflüssig zu machen. Diverse Lehrstühle für alternativmedizinische Verfahren wurden eingeführt.

kam die NSDAP (schließlich auch Partei der Vegetarier und Naturschützer) den verbreiteten deutschen Vorurteilen gegenüber dem Schächten (das so besonders grausam gegenüber dem bemitleidenswerten schwachen Mitgeschöpf, in dem man sich irgendwie selbst sah, sei) in Form eines Verbotes nach. 1935 wurde im Kalender des Reichstierschutzbundes[452] bejubelt, dass mit dem Reichstierschutzgesetz (gleich im November 1933 erlassen) in Erfüllung ging, wovon die deutschen Tierschutzvereine[453] seit Jahrzehnten träumten. Nun würden endlich die Tiere von ihren Qualen befreit und ihre Peiniger bestraft. Auf Tierquäler warteten bis zu zwei Jahre Gefängnis. Das Cover der größten deutschen Tierschützer-Zeitschrift „Der deutsche Tierfreund" zierte etwa im April 1934 ein halbnackter germanischer Recke, der schützend sein Schild vor ein Reh hält, mit einem passenden Spruch Manfred Kybers[454], und schon auf Seite 3 lacht einem der Führer entgegen, als passionierter Tierfreund zwei Rehkitze fütternd. Genüsslich werden in zahlreichen Berichten aufgrund des neuen Gesetzes verurteilte „Tierquäler" namentlich an den Pranger gestellt - Pferde und Hunde haben sie geschlagen, Ziegen ohne Betäubung geschlachtet und sogar übermüdete Pferde vor den Wagen gespannt und sind dafür mehrere Wochen in den Knast gewandert. Bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der Landbevölkerung war die neue Tierschutzgesetzgebung der erste Kontakt mit dem neuen Regime. Betäubungsschussapparate mussten überall, wo geschlachtet wurde, angeschafft werden, was auch streng kontrolliert wurde. Haufenweise Erlasse betrafen die Behandlung der Nutztiere, etwa wurden Maßnahmen zur Schonung beim Verladen vorgeschrieben, die Ausstattung der Transportwagen, Fristen zum Transport nach dem Abkalben, Intervalle des Melkens usw.; die Behandlung und Pflege der Tiere wurde streng überwacht. Die Zeitschrift enthielt auch die übliche Jammerei über angeblich zu kleine Käfige, über Tierdressur in Zirkussen, über Bräuche aus dem „finstersten Mittelalter" wie das Braten eines „Ochsen am Spieß", generell seien Juden und Jesuiten (das personalisierte Böse) schuld an der so undeutschen Missachtung der Tierwelt; man zog her über „romanische" Tierkämpfe, das südländische Verspeisen armer Singvögel, eine in Ungarn stattfindende Weltmeisterschaft im Taubenschießen[455], freute sich aber

[452] Geziert von einem Gedicht der antichristlichen monistischen Esoterikerin Irmgard Georga Schultz, „Lasst mich leben", und allerlei rührseligen Tiergeschichten u.a. von der sächsischen Dichterin Emmy von Bomsdorff-Leibing (die ansonsten über „Deutschen Heldengeist im Weltkrieg" schrieb oder „Vaterländische Glückwünsche" schickte).

[453] Wo es sie noch nicht gab, bildeten sie sich spätestens jetzt.

[454] Jener, ein fanatischer Gegner der Vivisektion, wurde im Nationalsozialismus als Tierdichter und „Anwalt gemarterter Tiere" besonders gewürdigt.

[455] Hier schwingt die alte Adelsfeindschaft mit: die höfische Jagd war Überbleibsel aus der Zeit ritterlicher Übung für den Krieg (und zugleich Selbstversorgung aus dem eigenen Waldbestand). Luther war gegen sie, sah sie als unsinnigen Zeitvertreib an (und unsinniger Zeitvertreib ist dem Protestanten ein Gräuel), Friedrich II von Preußen sprach später gar vom „Morden des Wildes"

zugleich, dass nun endlich in Deutschlands Schulen die Notwendigkeit des Tierschutzes gelehrt werde. Natur gut, Mensch böse - ein Tier könne per se kein anderes „quälen", ihm fehlten die Regungen, die „der Mensch als Tierquäler" hat. Der Mensch erst sei z.B. schuld an der Feindschaft zwischen Hund und Katze, da er die Hunde auf die Katzen gehetzt hätte (Bildunterschrift zu Hund mit Katze: „auch dieses Idyll stört der Mensch!"); der Mensch könne aber auch anders, z.B. könne (ja solle) er Vegetarier sein. Gut sei der arische Mensch, als Ideal seiner Gattung (die vom Judentum verseucht sei); Eleonore von Madai schreibt z.B., „die Erlösung der gequälten Tiere naht im erwachten Ariertum", und „wer Katzenfeind ist, ist nicht rein arisch!", schließlich sei die Katze das „Attribut der Göttin Freya"[456]. Ein Dr. Döring betont, wie wichtig die Katzen (als Vogelräuber verschrien) durch ihre Mäusejagd für die „Volkswirtschaft" seien – alles hält sich gegenseitig im Gleichgewicht, durch die „natürliche Auslese". Friedrich „der Große" wird zitiert, dass man den Charakter eines Menschen nach dessen Umgang mit den Tieren beurteilen soll – nicht etwa nach jenem mit seinem Herrn und Schöpfer oder mit seinem Mitmenschen. Im Krieg zeigte man dann auf seine Weise, wie dem ungermanischen Tierfeind beizukommen ist: Ende November 1944 berichtete der Alb-Bote zufrieden, dass in Breslau ein „polnischer Tierquäler" zum Tode (!) verurteilt wurde, weil er die ihm anvertrauten Kühe dem deutschen Volksempfinden nach zu heftig geschlagen haben soll.

Der gute deutsche Spießer war also hochzufrieden mit seinem Staat. Den armen Tieren, den braven deutschen Bauern und Arbeitern, den „erlösten" Lebensunwerten – allen ging's offenbar super. Alles im Einklang mit der „Natur", perfekt „demokratisch" und total „fortschrittlich", die „bessere Welt" endlich ganz vorn anführend, von den „Völkern" bewundert.

Die Parteigrößen waren allesamt junge Leute, idealistische „Weltverbesserer" mit alternativ-progressiven Weltanschauungen, „rebellische Studenten" und frischgebackene Hochschulabsolventen. Die Studentenschaft war schon etliche Jahre früher als die Gesamtbevölkerung in klarer Mehrheit zum Nationalsozialismus hingeneigt. Man sah sich als Triebkraft des Übergangs „von der Ich-Zeit zur Wir-Zeit", der allseits verteufelte „egoistische Individualismus" sei am Ende. Republiktreue, besonders

(klar, dass ein späterer berühmter deutscher Vegetarier gerade diese beiden Herrschaften besonders verehrte).

[456] Fantasievolle Kirchenhasser, den Papisten mit Vorliebe „Verfolgungen" anhängend, imaginieren auch eine angebliche mittelalterliche „Katzenverfolgung", weshalb sich aufgrund der folgenden Rattenplage (hängt ja schließlich alles mit allem zusammen in dieser „Natur") die Pest ausgebreitet hätte – eine antikatholische Variante des „Brunnenvergifter"-Mythos im Ökozeitalter.

jüdische Professoren wurden niedergeschrien, beleidigt und bedroht von jenen, die allgemein als Vertreter der Gerechtigkeit und des „Guten“ anerkannt waren[457].
Der jüngeren Generation gemeinsam war das Ideal der Rekonstruktion „germanischer Werte“ – rein und naturverbunden sollte es zugehen, alles Internationale galt als Teufelszeug. Goebbels (von der Idealisierung von Sport und Gesundheit in der Jugendbewegung geprägt) beschwor später wie viele andere Nazis den Sieg der „Jugend“ über alles Alte. Die NS-Herrschaft wurde allgemein als „Herrschaft der Jugend“ gedeutet[458]. Die Mehrzahl der jungen Deutschen sah im Nationalsozialismus eine „Verlängerung der Jugendbewegung“ (G. Aly). Er bedeutete für sie nicht „Redeverbot und Unterdrückung, sondern Freiheit und Abenteuer“. Die bürgerliche Jugendbewegung war derart völkisch verseucht, dass sogar die „Jüdischstämmigen“ darin (die mit dem Judentum natürlich nichts zu tun haben wollten) bis 1935 den Nationalsozialismus für seine „völkische Erneuerung“ priesen und „deutschbewusste“ von „undeutschen“ Juden getrennt sehen wollten[459]. Insbesondere die „Jugendbünde“ waren Prägungsort vieler Nazis - jener, die am fanatischsten gegen Juden- und konfessionelles Christentum eingenommen waren und später bei der SS landeten (z.B. Himmler, Heydrich, Darré). 1933 war für die meisten Bündischen das Ziel erreicht, das ganze Volk habe nun die bündische Gemeinschaftsorientierung verinnerlicht, schließe *einen* großen Bund; die Bünde konnten sich zugunsten der Hitlerjugend auflösen. Jene führte die Ideale („Gemeinschaftssinn“, „Kameradschaft“) und Lebensformen der Jugendbewegung weiter, die immer von der „Volksgemeinschaft“ träumte; sie war nach dem Vorbild der Bünde organisiert, die Aktivitäten waren identisch, das fahnen- und uniformbewährte Auftreten, das Singen und das Liedgut, das Führerprinzip und das Prinzip „Jugend führt Jugend“[460]. Die Jugendaktivitäten waren extrem zeitintensiv und

---

[457] Laut Wilhelm Hennis hätten niemanden unter den Nazigegnern etwaige „reaktionäre“ Tendenzen der „Bewegung“ bedrückt, sondern das „Tyrannische, Zwingende, Unfreie, alles in Marsch Setzende, das Totalitäre in einem wirklich privat-existentiell erfahrenen Sinne, die Herstellung einer unentrinnbaren Wir-Atmosphäre“.

[458] Bereits 1931 stellte das „Tagblatt vom Oberrhein“ resignierend fest, „wie viel unreife Jugend bereits zum Hakenkreuz übergetreten ist“ und gegen Juden und Parlamentarier schimpft; katholische Eltern und Erzieher sollten ihre Kinder von gleichaltrigen NS-Schwärmern fernhalten und über den Nationalsozialismus aufklären (der Heidentum, Unglaube, ja „Psychose“ sei). Die Zeitung druckte im selben Jahr auch z.B. einen Witz über Münchener Studenten, die einen Juden veräppeln wollen, von diesem aber schlagfertig düpiert werden.

[459] Generell waren säkulare Juden in Deutschland (sofern nicht zionistisch) nicht selten hochpatriotisch und wie alle Deutschlandverliebten auch vom Nationalsozialismus angezogen (es gab sogar jüdischstämmige Kinder in der frühen HJ); Joseph Roth meinte, jene hätte der Rassismus der Nazis davor bewahrt, sich selbst an deren Verbrechen schuldig zu machen, einfach weil sie nicht durften.

[460] Mit dieser Devise schlugen die Nazis besonders progressive Erziehungswege ein.

bewusst z.B. auf Sonntagvormittage gelegt, um vom Kirchenbesuch abzuhalten. Dem Elternhaus wurden die in der Gruppe „sich selbst erziehenden“ Kinder zunehmend entfremdet. Die Hitlerjugend bekam bald auch die „Deutungshoheit“ in den Klassenzimmern und setzte politisch „unzuverlässige“ Lehrer unter Druck.
Die bündische Jugendbewegung war es auch, die in den 1920er Jahren vehement die Einführung eines verpflichtenden „Arbeitsdienstes“ vehement gefordert hatte, den Wert für den „Gemeinschaftsgeist“ betonend[461]. Von der NSDAP wurde er dann im Rahmen der „Erziehungspolitik“ eingeführt: alle Männer und Frauen zwischen 19-24 Jahren sollten, hübsch in Uniform, irgendeinen „Dienst am Volk“ leisten, damit das „Gemeinschaftsgefühl“ wachse; das „einfache Arbeitskleid des deutschen Arbeiters“ sollte wieder „zum Ehrenkleid“, dem Arbeiter und der Arbeit eine „neue Ehre“ gegeben werden. Alle Deutschen sollten in jungen Jahren daher über die Arbeitsdienstpflicht „gleichartig für das Vaterland beschäftigt“ sein. Sowas liebt der Deutsche natürlich, jeden Zwang des Individuums zur Ehre des „großen Ganzen“ begrüßend.
Hitler, muss man abschließend sagen, war ein banaler Spießer, ein „ganz normaler Deutscher“, der niemanden groß „verführen“ musste. Die Nazis – das war die Mitte der Gesellschaft; jene, die immer, wenn ihnen etwas nicht passt, sich nach dem durchgreifenden Maßnahmenstaat sehnen (ein auch heute wohlbekannter Menschentyp), ohne Rücksicht auf individuelle Grundrechte. *Gegen* den Nationalsozialismus traten dagegen nur ein paar internationalistische oder anarchistische Linke sowie „religiöse Fanatiker“ jeglicher Couleur auf – jene Gruppen, die auch heute noch am Ehesten sich verweigern, als mobilisierte Staatsbürger ihre Mitmenschen zu bepöbeln oder der Polizei zu melden, wenn jene der „Staatsräson“ zuwider zu handeln sich erdreisten. Totalitäre Herrschaft setzt möglichst umfassende Einigkeit von Volk und Staat voraus, weswegen sie nie eine durch Gewalt gestützte Herrschaft sein kann, sondern stets massenkompatibel ist und Gewalt nur gegen Minderheiten, die der Masse verhasst sind, unter Zustimmung oder gar Druck der Masse ausübt. Joseph Roth schrieb bereits 1934 mit Recht, dass der Nationalsozialismus mitnichten das deutsche Volk „vergewaltigen“ würde und es sinnlos sei, jenes Volk gegen seinen Hitler in Schutz nehmen zu wollen. Die Nazis hätten recht mit ihrer Aussage, sie seien allein Vertreter des deutschen Volkes. Ein „anderes Deutschland“ existierte nicht. Auch Viktor Klemperer sah die verstörende Wahrheit ganz richtig: Hitler war wirklich „Sprecher so ziemlich aller Deutschen“. Die antideutschen Flüchtlinge, die in England die völlig isolierte „Fight for Freedom“-Gruppe bildeten, warnten eindringlich davor, die von einigen der lediglich paar Hundert politischen Exilanten verbreiteten patriotischen Märchen von einem „anderen Deutschland“ zu glauben – Hitler habe tatsächlich die breite Unterstützung der Massen. Die NS-Ideologie in ihrem Kern war längst Mainstream, lange bevor die Partei

[461] Der Grundgedanke des selbstlosen, pflichtgemäßen „Dienstes an der Gemeinschaft“ prägte später auch den bundesrepublikanischen Zivildienst.

an die Macht kam. Ohne die Niederlage im rettenden Krieg würden heute noch die allerwenigsten Deutschen etwas gegen den Nationalsozialismus einzuwenden haben (die Mehrheit *hat* es in Wahrheit auch nicht - solange er sich unter anderem Namen und mit anderen Farben tarnt).
Es war Ludwig Dehio, der erstmals am nachkriegsdeutschen Konsens, betrogenes und verführtes Opfer eines aus der Hölle aufgestiegenen Bösewichts gewesen zu sein, rüttelte. Er thematisierte die Kontinuitäten der deutschen Geschichte, machte z.B. auf den im Bürgertum tiefverwurzelten antiwestlichen, antiimperialistischen Impuls aufmerksam, der sich gegen England gerichtet hatte. Wäre z.B. das Stauffenberg-Attentat erfolgreich gewesen, wäre einfach nur ein neuer Nazi an die Spitze des Staates gerückt. Die Generäle hätten bei erfolgreichem Attentat den Krieg beendet, nicht aber den Nationalsozialismus. Das Problem war nicht Hitler, sondern die Deutschen (der eigentliche Tyrann) waren es. Die Befreiung der von ihnen Unterdrückten konnte nur von außen kommen, nur durch Krieg und vollständige Vernichtung ihres Staates.

Der antiimperialistische Krieg im Dienste der „Nationen"

„*Seit der britische Imperialismus ausging, die Welt zu erobern, war es sein Bestreben, Europa und seine Völker in immer neue Kriege zu verwickeln und sie damit zu schwächen. Seit Jahrhunderten war der zugleich größte Nutznießer dieser von England angezettelten Eroberungskriege die jüdische Hochfinanz*."

- Hitler im Jahr 1941

Der Nationalsozialismus war rassistisch in erster Linie gegenüber Juden; ansonsten vertrat er den üblichen deutschen Nationalismus, der in erster Linie gegen das „imperialistische" England (und in zweiter die USA) gerichtet war – also gegen abtrünnige „Rassenverwandte". Deutsche sahen sich zwar „primitiven" Völkern oder auch generell Schwarzen geistig überlegen[462], aber ihren Krieg führten sie gegen „Mitarier", die sie als Handlanger der wiederum ihnen intellektuell (freilich nicht „moralisch") überlegenen „Judenschaft" sahen. Der Hass auf die Juden begründete sich gerade nicht in einer „arischen" Überlegenheit, sondern in der eigenen *Unter*legenheit, der eigenbildeten Opferrolle (als von bösen Ausbeutern und Unterdrückern unterjochtes Volk). Die deutsche Paranoia kommt bei Rosenberg schon 1921 zum Ausdruck, wenn er

[462] Mit Schwarzen in den USA (allesamt so wunderbar „ehrlich" und „anspruchslos") hatte der edle Arier dennoch (oder gerade deshalb) größtes Mitleid, die Propaganda brandmarkte gerne die dortige „Negerverfolgung", die Lynchmorde, die Unterdrückung, oder dass die Juden in den Machtzentralen sie in den Krieg nach Europa schicken würden statt „heim" nach Afrika (z.B. Alb-Bote vom 17. Januar 1939, 6. April 1939).

von „jüdischem Terror“, der ein „Pogrom am deutschen Volk“ führe phantasiert; der Nationalsozialismus wurde tatsächlich als „Notwehr“ begriffen; man hielt sich wirklich für von allen Seiten bedroht und meinte, eine Art Verteidigungskrieg gegen England zu führen.
Der Nationalsozialismus richtete sich gegen jeden Imperialismus, sei er politisch oder wirtschaftlich, für die „Freiheit der Völker“, natürlich vor allem die des „eigenen“ streitend. Wirtschaftlich rezipierte er den Autarkiewahn Fichtes: an die Stelle des Weltmarktes rückten zunächst Einzelverträge, später kriegerische Raubzüge (die kostspielige Sorge um das „Wohl des Volkes“ machte Raubkrieg und Judenvernichtung geradezu „notwendig“). Die deutsche Ausdehnung war dabei das Gegenteil von „Imperialismus“, welcher stets den Weltmarkt im Fokus hat, sondern gerade als Machtausbau *gegen* den Weltmarkt gedacht. Alle Deutschen sollten *voneinander* (kulturell und wirtschaftlich) vollständig abhängig werden. Außenpolitisch ging es vor allem um die deutsche Vormachtstellung in Europa (von potenziellen Gegnern „umzingelt“), die deutsche „Geltung“ in der Welt (gerade nicht jedoch um eigene „Weltherrschaft“, andere „souveräne Völker“ unterdrückend). Man sah sich an der Spitze einer weltweiten Bewegung „erwachter“ Nationen gegen das Judentum[463] bzw. jeglichen (wie man heute sagen würde) „Globalismus“. Deutschland lag in der Tat völlig im Trend bei der sich vollziehenden ethnozentrischen Neuordnung Europas, während gerade das letzte Empire (und damit die letzte halbwegs liberale Ordnung) am Zerfallen war. Carl Schmitt war auf der Höhe der Zeit, wenn er das britische Weltreich als universalistischen, Unterschiede nivellierenden *melting pot* verdammte und stattdessen die „Achtung jedes Volkes als einer durch Art und Ursprung, Blut und Boden bestimmten Lebenswirklichkeit“ propagierte[464]. Menschen, die sich damals nach Frieden zwischen den „reinen Stammesvölkern“ sehnten, sahen keinen Widerspruch (der ja in der Tat nicht existiert) zum gleichzeitigen Terror gegen internationalistische Störer innerer „nationaler Harmonie“ bzw. gegen Störer des „gesunden“ Funktionierens des jeweiligen „Volkskörpers“. Die so überaus „zeitgemäße“ NS-Politik stieß im erodierenden Ausland auf viel Zustimmung. Das von Chamberlain[465] und Daladier mitformulierte Münchener Abkommen von 1938 sah die Zwangs-„Entmischung“ in

[463] Ausnahmslos sämtliche nationalen „Befreiungsbewegungen“ jener Zeit, sei es im Baltikum oder auf dem Balkan, waren stark antisemitisch – jegliche „Befreiung“ durch die Wehrmacht war begleitet von Pogromen.
[464] NS-Propagandist Anton Zischka hetzte derweil in Büchern wie „Sieg der Arbeit“ oder „Ölkrieg“ (falls sich jemand fragen sollte, wo die später im Irakkrieg oftgehörte Parole „Kein Blut für Öl!“ wohl herkommen mag) gegen „Geldmächte“ und „Räuberstaaten“, welche die „Werktätigen“ überall ausbeuteten.
[465] Bei großen Teilen der englischen Bevölkerung (während der andauernden Scherereien in Irland oder Indien Frieden und Heraushaltung aus allem wünschend) war Deutschland damals beliebt.

Böhmen und Mähren vor, und Hitler sprach im Oktober 1939 anlässlich der „Heim-ins-Reich"-Politik von einer anzustrebenden „Ordnung des gesamten Lebensraumes nach Nationalitäten", was die Lösung aller Probleme sei. Minderheiten sollten umgesiedelt werden, wo sie „hingehörten".
Liest man etwa den Alb-Boten bis 1939, wird man dort viel Mitleid mit Polen („in den Klauen des britischen Imperialismus"), Arabern in Palästina[466], Indern („wehrlos, von britischer Polizei erschossen") usw. finden – die NS-Propaganda hetzte stets gegen England und den „Kolonialismus", sah sich auf Seiten der „unterdrückten Völker"[467]. Hitler selbst war bis 1939 ausgesprochen polenfreundlich[468]. Man präsentierte sich als „friedliebend", die bösen Imperialisten seien dagegen „Kriegstreiber". Und im Krieg ging es weiter, man lese im Alb-Boten beliebige Ausgaben des Jahres 1940; der „gerechte Kampf" gegen das von der „jüdischen Hochfinanz" gesteuerte England wurde als heroische Auflehnung gegen die britischen „Weltbeherrscher" dargestellt, jene „Verbrecher", welche die „geknechteten Völker" des Kontinents in „Sklavenherrschaft" hielten, in denen sich freilich noch „Urkräfte" befänden, um sich im deutschen Windschatten nach innen und außen befreien zu können; als ideale Nachkriegsordnung wurde eine politische (!), kulturelle und soziale „Lebensgemeinschaft der europäischen Völker" anvisiert, wobei England sich ganz aus dem Kontinent heraushalten solle. Goebbels sah Deutschlands Sendung in diesem „Weltanschauungskrieg", bei dem es eben nicht nur um „nationale Leidenschaften" gehe, in der Befreiung ganz Europas von der „jüdisch-britischen Plutokratie", die den Kontinent aussauge. Aber nicht nur Europa werde befreit: Berichte aus den Kolonien stellten England auch dort als bösartige „Unterdrücker" dar (der Alb-Bote zeigte mitleiderregende Bilder von „eingefangenen Eingeborenen", die „von den Engländern in den Kampf geschickt" wurden, dazu immer wieder anfeuernde Berichte über antibritische Unruhen im ganzen Empire), sprachen gar von Afrikas „intelligenter und arbeitsamer Rasse", die bisher „auf die grausamste Weise tyrannisiert und ausgebeutet" worden sei, während die italienischen „Befreier" nun den dankbaren „farbigen Völkern" deren „Rechtsanspruch" auf „Wohlstand" in aller Gerechtigkeit garantieren wollten. Deutschland nahm tatsächlich in den Augen vieler in der Welt den Kampf gegen „Parasitismus" und „Fremdherrschaften" auf, unterstützte z.B. bereits 1936 arabische Aufständische gegen England finanziell (ebenso indische). Die Zerschlagung von Tschechoslowakei und Jugoslawien („Vielvölkerstaaten") wurde mit dem „Selbstbestimmungsrecht der Nationen" begründet.

---

[466] Schon damals galten dem antiimperialistischen Großmufti, treuem Parteigänger Hitlers (dessen „Mein Kampf" gerade auf Arabisch erschien – der muslimische Antisemitismus ist ein deutscher Import aus antiimperialistischem Affekt), die Juden im Heiligen Land als „5. Kolonne Englands".
[467] Auch der Krieg gegen die Sowjetunion war letztlich ein Teil des Krieges gegen die verhasste englische Imperialmacht – Russland wurde traditionell als „Festlandsdegen" Englands angesehen.
[468] 1936 z.B. erschien ein polenfreundlicher NS-Propagandafilm, „Ritt in die Freiheit", die antirussischen Aufstände 1830 behandelnd und den polnischen Nationalismus verherrlichend.

Bereits der Erste Weltkrieg wurde in Deutschland als Systemkampf aufgefasst, das reine Germanentum (mit anständigem Gemeinschaftsgeist) stünde gegen das internationalistische und individualistische England, das von jüdischen Interessen geleitet sei[469]; etwa Werner Sombart (Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik) sah im „Engländertum“ einen unproduktiven „Saharismus“ am Werk, dem er den „Silvanismus“[470] des hart arbeitenden Deutschen gegenüberstellte. Die deutsche „Kultur“ müsse gegen die geistlose westliche „Zivilisation“ verteidigt werden.
Die Nazis betrieben später letztlich eine „normale“ deutsche Außenpolitik, die lediglich etwas radikaler agierte; dies betraf auch die Erweiterung „deutschen Lebensraumes“ nach Osten hin. In Deutschland herrschte traditionell große Skepsis gegenüber Überseekolonien bzw. Auswanderung in „fremde Weltgegenden“ – besser sei für das wachsende Volk dessen „organische Ausdehnung“[471]. Bei Karl von Rotteck und generell den Paulskirchenabgeordneten wurde dies bereits mit der „Erhaltung des Deutschtums“ begründet (was etwa bei Auswanderung in die USA nicht gegeben sei). Hitler hatte das Kaiserreich dementsprechend wegen dessen Fokus auf Übersee kritisiert, Deutschlands Ziel müsse in der Kolonisierung des Ostens liegen, als Erweiterung des „Volksbodens“. Doch schon in der Weimarer Zeit wurde intensiv über solche „Lebensraumfragen“ diskutiert; Geopolitiker verfolgten bereits eine pure Blut-und-Boden-Politik, machten sich Gedanken über durch Topographie und Klima für bestimmte Völker quasi prädestinierte Flecken Erde. Woher kam diese deutsche Gier nach „Lebensraum im Osten“, der auch seit ca. 1900 im einflussreichen bürgerlichen „Alldeutschen Verband“ (die den Deutschen so schrecklich fremden Überseekolonien, die „rein wirtschaftlichen Erwägungen“ dienten und unter „jüdischem Einfluss“ stünden, natürlich ablehnend) gefordert sowie in der gesamten völkischen Szene erträumt wurde? Die Grenzen des Reichs waren ja durchaus großzügig. Warum stellten andere Völker mit weitaus weniger „Lebensraum“ nicht solche Ansprüche? Weil in Deutschland ein traditionelles bis archaisches Landbaumodell das völlig unhinterfragte Ideal war. Und das brauchte Platz.

---

[469] Entsprechend wurde propagandistisch ein Gegensatz konstruiert zwischen dem „deutschen Volksheer“ und den „rassisch zusammengewürfelten Haufen“ der Gegner.

[470] Deutsche galten als „Waldvolk“, Slawen und Juden dagegen als „Steppen- und Wüstenvölker“. Die Erhaltung des Waldes ist seither deutsches Herzensanliegen im Kampf um die eigene Identität; laut Naziautor Ernst Peter Burger mache der „Raubbau am Wald“ das blühende Land zur „Wüste“ (das Schreckgespenst der Antisemiten), „Frevler am Walds sind Verbrecher am Volke“ (Alb-Bote am 8. August 1938).

[471] Die früheren Kolonien waren nur deshalb im Blickfeld einiger Nazis, weil man mit den „feindlichen Völkern“ wieder auf Augenhöhe sein wollte – *Besiedelung* sollte dort in der „Fremde“ möglichst nicht stattfinden. Koloniefreundliche Regungen in der NS-Zeit, etwa der Film „Die Reiter von Deutsch-Ostafrika“ von 1934 (mit eingeborenen und sogar englischen Sympathieträgern) waren wegen der verpönten „imperialistischen“ Tendenzen gerade *untypisch* für die Zeit, der Regisseur später (als Gegner des antibritischen Krieges) inhaftiert.

Bloß keine „amerikanischen Verhältnisse“ mit Leben in Hochhäusern usw.! Als „naturverbundener“ Deutscher brauchte man viel Raum (der heutige Ökologismus, der die Menschheitsvermehrung um jeden Preis aufhalten will, speist sich aus ebendiesen reaktionären Idealen eines „guten Lebens“). Selbst Hitler hielt freilich eine Grenzerweiterung für erst in ein paar Jahrzehnten erforderlich (er sprach noch im Mai 1939 von „20 Jahren“, bis dieses Problem wirklich aktuell würde); angesichts der damaligen „ethnischen Säuberungen“ allerorts wurden solche Verschiebungen als gemeinsame Aufgabe für eine „gerechte Ordnung“ Europas angesehen (ein Eroberungskrieg musste keineswegs als unvermeidlich angesehen werden; dass man etwa Polen hin- und herschieben könne, galt seit langem außerhalb Polens als Binsenweisheit). Noch 1939 richtete das „Schieder-Gutachten“ den Blick lediglich auf eine Re-Germanisierung der im Zuge des Ersten Weltkriegs verlorenen Gebiete. Im Krieg wurden zu diesem Zweck über Osteuropa versprengte „Volksdeutsche“ ja sogar gerade „heimgeholt“[472]. Es gab damals längst noch gar nicht genug „Deutsche“, um sich weit nach Osteuropa hinein auszudehnen – man führte dort einfach einen antisemitischen Raub- und Vernichtungskrieg. Hitler sah eine Sendung der Deutschen, die Welt vom Judentum zu befreien, die Deutschen quasi „im Dienst aller Völker“. Hitler hielt Juden wirklich für eine Bedrohung, England wirklich für einen „Kriegstreiber“ gegen Deutschland, die eigene Politik wirklich für defensiv – man denke an Adornos Worte, ein Deutscher könne keine Lüge aussprechen, ohne sie wirklich zu glauben. Die Auswanderung der Juden ins Heilige Land war den Deutschen ja auch nicht recht. Dort lebten schließlich schon so „edle Wilde“, die doch auch ein Recht auf einen judenfreien Heimatboden hätten. Alfred Rosenberg kommentierte wöchentlich im „Völkischen Beobachter“ empört die Ereignisse im britischen Mandatsgebiet Palästina, wo „ein Land mit 500.000 Moslems und 65.000 Christen rücksichtslos den Wünschen der Zionisten ausgeliefert“ sei. Die Sympathien der Deutschen lagen natürlich bei den arabischen Nationalisten, die schon in den 1920er Jahren brutal sowohl gegen zionistische Siedler wie gegen seit Generationen alteingesessene Juden vorgegangen waren – jene waren sogar, orthodox und klar als „jüdisch“ erkennbar, die Hauptopfer der Pogrome, etwa in Hebron. Der antizionistische Zorn war auf der Linken identisch mit dem auf der Rechten. Unter Stalin galten „Zionisten“ als antinationale, zersetzende Schmarotzer[473] – man warf Juden ihren Internationalismus vor, dass sie „überall“ wären, sich an anderen „Volkswirtschaften“ nährten wie Parasiten - die Nazis begegneten dem konsequent mit der Ausrottung, diese „Entwurzelten“ gehörten schließlich nirgendwo hin, seien völlig „entartet“. In „Palästina“ galten sie als „Eindringlinge“, die Araber als „werktätiges Volk“. 1929 fiel der „roten Fahne“ angesichts der antijüdischen

[472] Dafür rund 1,6 Millionen Polen vertrieben.

[473] Die ideologischen Wurzeln des verhassten Zionismus wurden auch in der Sowjetunion in der jüdischen Religion gesehen, ihrer angeblichen „Heuchelei“ und ihrem „Blutdurst“.

Ausschreitungen im Heiligen Land mit 133 ermordeten Juden nichts Besseres ein als begeistert zu titeln: „Der Araberaufstand wächst!“. Die Kommunistische Internationale bejubelte sie als Auftakt einer nationalarabischen „Aufstandsbewegung gegen den Imperialismus“. Der Zionismus sei ein Bestandteil des (mit der „jüdischen Bourgeoisie“ eng verzahnten) britischen Imperialismus, auch die US-Politik natürlich dem „Druck der jüdischen Finanzmagnaten“ zuzuschreiben. Man unterschied zwischen „arabischen Eingeborenen“ und „fremden“ Juden, machte den „Befreiungskampf“ des „arabischen Volkes“ klar an rassischen Grenzen fest.
So war auch für die Nazis der eigene Krieg ein „Befreiungskampf“. Mit dem hohlen Geschwätz, „unser Land“ sei in irgendeiner schrecklichen Gefahr, versuchen nationalistische Kriegstreiber seit jeher notorisch, moralische Bedenken zu nehmen: na, wenn „wir“ alle in Gefahr sind, müssen wir „uns“ wohl verteidigen. Für das „Volk“ zu kämpfen, einfach, weil es das „Volk“ ist, ist jedoch unchristlich – es kommt darauf an, ob „es“ im Recht ist oder nicht. Sind konkrete Rechte von Menschen, insbesondere der Kirche, bedroht oder nicht? Alles andere wäre trivial und der Kampf eine Sünde. Ein Christ, der auszieht, Mitmenschen zu töten, hat keine Ausrede, wenn er nicht vorher überlegt hat, ob er einer gerechten Sache dient. Es gibt eine moralische Pflicht, dass alle *Katholiken* (weltweit) zusammenhalten – nicht, dass es alle „Deutschen“ tun! Schon Justin, Cyprian, Origenes, Laktanz und Tertullian lehnten den Soldatendienst für ihre christenfeindlichen Kaiser, auch unter der „Gefahr“ des Martyriums, strikt ab. Viele Märtyrer beherzigten dies. Gratian sagte, ein Christ darf keinem Befehl folgen, der gegen Gottes Gebote verstößt. Auch Suarez und Molina meinten, ein Soldat sei verpflichtet, sich nicht an einem von ihm als ungerecht erkannten Krieg zu beteiligen. Die Schrift mahnt uns nur, ungerechte Herren (auch das „Volk“ ist im Falle einer „Volksherrschaft“ nichts anderes als ein Herr) zu erdulden – nicht, ihnen in ihrem Unrecht (ungerechten Befehlen) zu folgen. Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wo das Gesetz des Staates dem Gesetz Gottes widerspricht, ist ersterem der Gehorsam zu verweigern. Das göttliche Gesetz stand der Kirche, wie dem Judentum, über allem.
Die allgemeine Wehrpflicht (1935 in Deutschland eingeführt), diese für den Nationalstaat typische totale Verwertung des Menschen (Gott nicht lassend, was Gottes ist, nämlich das Leben Seiner Berufenen), ist von der Kirche daher stets als Übel angesehen worden. Viele Päpste drängten auf ihre Abschaffung. Noch Kardinal Ottaviani nannte sie ein „sehr großes Unrecht“. Das deutsche Bürgertum dagegen war verliebt in das „Funktionieren“, sowohl „der Gesellschaft“ wie auch des Individuums an dessen „Platz“. Obrigkeitsgehorsam (das „Funktionieren“ scheinbar unfehlbar garantierend) war schichtenübergreifend ein „deutscher“ Wert (seit Luthers Zeiten). Der radikalste Militarismus ging nie vom Adel aus, sondern von Organisationen wie dem Alldeutschen Verband, der von Bürgerlichen getragen war. Das Militär, die „Schule der

Nation“, hatte höchstes Ansehen gerade im bildungsbürgerlichen, nationalliberalen Milieu.
Der selige Franz Jägerstätter dagegen handelte katholisch: er verweigerte sich der Einberufung zur Wehrmacht; er war kein Pazifist, sondern wollte einfach nicht für die Nazis kämpfen[474], wusste: man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er erklärte, als Katholik keinen Wehrdienst für den NS-Staat leisten zu dürfen, von dessen Euthanasieprogramm und Kirchenverfolgung er wusste. Wie armselig war der Tod jener, die wie Tiere in die Kasernen und zu den Schlachtfeldern trotteten und sich für den Teufel abschlachten ließen, eventuell gar vorher für ihn selbst töteten und so in der Todsünde starben. Wie heiligmäßig waren jene, die den Zorn und Spott der Welt auf sich nahmen und sich dieser Entwürdigung verweigerten! Sie bekamen einen Ehrenplatz im Himmel. Bei der feierlichen Seligsprechung Jägerstätters war seine über 90jährige Witwe zugegen. Sie musste nicht um irgendeinen Namenlosen trauern, der irgendwo unter dem Hakenkreuz verblutet war und sich einreden, er wäre ein „armer Getriebener“ gewesen statt zur Heiligkeit berufener Mensch mit freiem Willen. Deserteure handelten ehrenhaft, sie hörten auf Gott mehr als auf die Menschen, nehmen weltliche Schmach und gar die Todesstrafe auf sich, um sich rein von der Sünde zu halten[475]. Zum Desertieren gehört wie zu jedem Verweigern ein absolut kompromissloser Glaube[476].
Die Loyalität darf niemals dem Bösen gelten. „Wer Vater und Mutter oder Sohn und Tochter mehr liebt als Mich, ist Meiner nicht wert“ (Mt 10). Dies betet die Kirche an jedem Märtyrerfest. Irdische Gemeinschaften sind letztlich bedeutungslos, sie dürfen der individuellen Bindung an Gott nicht entgegenstehen, weshalb die Loslösung unvermeidlich sein kann.
Von Seiten der Alliierten gesehen war der Zweite Weltkrieg (erst durch den Kriegseintritt der Befreier Welt-Krieg geworden) hingegen ein gerechter Befreiungskrieg. Natürlich ist auf Seiten der Eingreifenden stets die Gefahr, sich zu fragen: und was haben wir eigentlich davon? Gerade in Deutschland sollte man es daher tunlichst vermeiden, in den Chor der Kriegsgegner und Isolationisten in den Siegerstaaten einzustimmen, die meinen, der Krieg habe ihnen nur Verluste gebracht, sondern daran erinnern, wieviel Gutes sie Menschen außerhalb ihrer Landesgrenzen getan haben – demütige Dankbarkeit ist die richtige Haltung, nicht falsche Bestätigung der Zweifler, welche die freiheitsliebende Minderheit unter den Deutschen im

[474] Ebenso etwa der von traditioneller marianischer Frömmigkeit geprägte Franz Reinisch (vom Papst schon 1943 als Märtyrer bezeichnet) oder Richard Reitsamer.
[475] Desertion war in den „Volksheeren“ des Nationalismus ein „Verrat am Volk“ und folglich allgemein extrem negativ angesehen, während in der Vormoderne Deserteure noch häufig das mitleidige Wohlwollen der Bevölkerung hatten.
[476] Der Bischof, der Jägerstätter ausreden wollte, den Kriegsdienst zu verweigern, weil es dessen Pflicht sei, sein Vaterland zu verteidigen, war bezeichnenderweise der Progressist Josef Flösser, stets nach Weltanpassung drängend und ein Unterstützer der „Volksliturgischen Bewegung“.

totalitaristischen Gefängnis hätten darben lassen, vom Schicksal der „Unnützen", „Asozialen" und „Minderwertigen" ganz zu schweigen. Wie schrecklich ein Krieg ist hat nichts damit zu tun, wie richtig und wichtig es ist, ihn zu führen.
Das deutsche Gejammer, wie schlimm der Krieg war (Hitler wird nur deshalb abgelehnt, weil er „uns den Krieg eingebrockt" habe; ohne den Krieg wären seine Nachfolger immernoch im Amt, *zum Glück* war er größenwahnsinnig genug!)[477], zeigt eine völlig verkehrte, hemmungslos egoistische Perspektive. Der Krieg befreite die Welt von den nationalsozialistischen Mördern und war insofern ein Segen, ja die einzige Rettung. Ein deutscher „Pazifismus" nach Hitler ist schäbig und verkommen (kein Wunder, dass er von lauter glühenden „antiimperialistischen" Amerikahassern getragen wird – ebensolche waren es, die Hitler einst in seiner Politik vertreten hatte), ist Undank gegenüber den Menschen, die für die Freiheit auch der Deutschen ihr Leben gaben[478].
Kein Wunder, dass z.B. in Großbritannien die Sicht auf die Beteiligung an den Weltkriegen wieder vornehmlich negativ ist; man sieht nur „sinnlos dahingegebene" Leben, den Verlust, und verneint damit, dass die Beteiligung etwas sittlich Gutes, ja Ehrenhaftes war. Durchgesetzt hat sich jener „Pazifismus" bzw. Isolationismus etwa des anglikanischen Pastors Kenneth Rawlings (Lewes), der die Teilnahme Englands sowohl am Ersten wie auch am Zweiten Weltkrieg als sinnlos, ja als „massacre" an „millions of our young citizens" betrachtete (Leserbrief im Sussex Express 1963).
Es kann wesentlich Schlimmeres geben als Krieg; in einem Nationalstaat können Verbrechen geschehen, die einen Krieg moralisch unvermeidlich machen. Joseph Roth kritisierte in den 1930er Jahren zu Recht, dass alle Staaten miteinander um „freundschaftliche Beziehungen" bemüht sind und sich nicht in die fremden Angelegenheiten einmischen wollen. „Das heißt, dass es dem Einwohner Müller vom ersten Stock verboten ist, in den zweiten Stock hinaufzugehen, wenn oben der Einwohner Meier sein Kind zu Tode prügelt". So auch die katholische Tradition. Zentrumsmann Reichensperger wandte sich im Reichstag 1871 gegen die nationalliberale „Nichtintervention in die Angelegenheiten fremder Völker": es sei „Christenpflicht, zu löschen, wenn des Nachbarn Haus brennt".
Wie man seinem Nachbarn hilft, wusste man in Polen noch ganz genau. Trotz der eigenen Bedrängnisse versteckten katholische Polen rund 450.000 jüdische Mitbürger vor den deutschen Zugriffen. Zwischen einer und drei Millionen Polen waren an den Aktionen zumindest als Mitwisser beteiligt. Aus keinem anderen Land kamen mehr „Gerechte unter den Völkern", die ihr Leben für die Rettung von Juden riskierten. Dabei war Polen das einzige Land, in dem (seit 1941) *jegliche* Hilfe (inklusive Versorgung mit

[477] Erst Anfang der 1980er Jahre kamen in der Öffentlichkeit die eigentlichen Verbrechen der Nazis in größerem Umfang zur Sprache.
[478] Wenn Außenminister Maas heute behauptet, „militärisch Frieden schaffen hat noch nie funktioniert", zeugt dies von derart eklatanter Geschichtsvergessenheit, dass eigentlich eine Entschuldigung bei den Siegermächten angebracht wäre.

Lebensmitteln oder das Gewähren von Unterschlupf für eine Nacht) für Personen jüdischer Abstammung unter Todesstrafe stand (30.000 Polen wurden wegen solcher „Vergehen“ exekutiert![479]). Polnische Juden waren dabei eine deutlich sichtbare „Parallelgesellschaft“ (im Gegensatz zu den mehrheitlich assimilierten deutschen Juden), nur 12% hatten damals Polnisch als Muttersprache. Besonders katholische Waisenhäuser nahmen sie auf. Im polnischen Untergrund wirkte zudem die Hilfsorganisation Zegota; die Exilregierung (welche weltweit die erste war, die auf die Massenvernichtung in den KZs aufmerksam machte) unterstützte jüdische Widerstandsgruppen mit Geld und Waffen. Die Katholiken Wladyslaw Bartoszewski und Zofia Kossak führten den „Hilfsrat für Juden“, der einigen Tausend Juden aus dem Warschauer Ghetto zur Flucht in die USA und ins Heilige Land verhalf. Nur als abstoßend kann man die immer wieder versuchten deutschen Geschichtsfälschungen bezeichnen, ausgerechnet Polen (als „stumpfen Slawen“) einen latenten „Antisemitismus“[480] unterstellend, der sie mindestens mit schuld an „auf polnischem Boden“ begangenen Taten machen würde. Von 11 Millionen Polen können maximal 17.000 als Kollaborateure gelten – eine lächerlich marginale Zahl verglichen mit sämtlichen anderen besetzten Ländern (John Connelly). Polen kollaborierten mit weitem Abstand am wenigsten mit Deutschland, weshalb man bei der Judenverfolgung auf ukrainisches und baltisches Hilfspersonal setzte, kaum auf einheimisches polnisches.

Katholische Abwehr, katholisches Mitlaufen

„*Nur, wenn wir an Gott glauben, sind wir überhaupt in der Lage, die Regierung zu kritisieren; sonst würde uns die Regierung zum Gott werden.*“

- G. K. Chesterton

Wie die Kirche zum Nationalsozialismus stand, ist bekannt. Nuntius Pacelli (der spätere Pius XII) bezeichnete 1926 auf dem Breslauer Katholikentag „Nationalhass“ als „die (!) Irrlehre der modernen Zeit“; man solle sich bewusst machen, „dass wir alle aus der Hand desselben Schöpfers hervorgegangen sind“; Kardinal Bertram betete um „Heilkraft gegen den Nationalitätenhader“. 1928 verurteilte der Apostolische Stuhl „aufs schärfste“ den Antisemitismus, 1930 sprach sich Pius XI sogar in seiner Weihnachtsbotschaft (!)

[479] Unter den rund 100 im Jahr 1999 seliggesprochenen polnischen Priestern und Ordensleuten befanden sich einige, die genau deswegen ihr Martyrium erlitten, etwa Sigismund Pisarski, Maria Antonina Kratochwil, Maria Julia Rodzinska oder die Ordensschwestern von Slonim.

[480] Der Antipolonismus deutscher Kulturprotestanten nach dem Krieg ist offensichtlich Symptom eines allgemeinen Antikatholizismus, der unfähig ist, die Hintergründe des spezifisch deutschen Antisemitismus zu benennen.

gegen den Rassismus aus: „Wenn es im Christentum die Vorstellung von einem Geheimnis des Blutes gibt, dann ist es nicht das einer Rasse im Gegensatz zu anderen Rassen, sondern das von der Einheit aller Menschen im Erbe der Sünde, die von unserem Vater herstammt“. Das Mitteilungsblatt des Zentrums meinte 1930, Rosenberg habe Recht mit der Aussage, zwischen Nationalsozialismus und katholischer Kirche bestehe eine unüberbrückbare Kluft. Dies liege daran, dass er sein „völkisch-rassisches Grunddogma“ auf alle Lebensgebiete anwendet, alles nach völkisch-rassischen Prinzipien neu formen und den „liberalen, neutralen Staat überwinden“ will. Seine Anziehungskraft auf die Jugend wird darauf zurückgeführt, dass er wesentliche Ideen der Jugendbewegung „in sich aufgenommen“ hat. Das Zentrum könne weder ein „germanisches Sittlichkeitsideal“ noch eine „völkische Rassenkirche“ bzw. „Nationalkirche“ akzeptieren, nicht die rassische Versklavung des gesamten geistigen und sittlichen Lebens, die Auflockerung von Ehe und Familie, die Staatsomnipotenz mit völkischem Erziehungsmonopol und Simultanschule. „Uns trennt eine ganze Welt vom Nationalsozialismus“. Ab 1930 waren NSDAP-Mitglieder in deutschen Bistümern von der Kommunion ausgeschlossen, ihnen war teilweise gar ein christliches Begräbnis verwehrt. Alle deutschen Ordinariate hatten die Zugehörigkeit zur NSDAP für unerlaubt erklärt. Kardinal Faulhaber nannte den Nationalsozialismus eine „Häresie“, die unvereinbar mit der christlichen Weltanschauung sei. Ähnlich äußerten sich andere Bischöfe; die bayerischen sowie jene der Kölner Kirchenprovinz etwa verurteilten 1931 ausdrücklich den NS-Rassismus, allen Priestern wurde jede Betätigung für die Partei streng verboten, in den Kirchen durften keine Uniformen oder Parteisymbole getragen werden. Die kirchlichen Stellungnahmen gegen den Nationalsozialismus sind dermaßen zahlreich, dass sie viele Bücher füllen.

Der Papst war das einzige Staatsoberhaupt, das schon vor 1933 deutlich vor dem Antisemitismus der Nazis warnte. Der Rassismus, als das einzig Spezifische der ansonsten wendigen populistischen Volkspartei NSDAP, fand in der katholischen Kirche traditionell klare Ablehnung. Die Kirche richtete sich stets in ihrer Geschichte und Theologie an alle Menschen, hält sie für biologisch gleichwertig und hatte niemals Einwände gegen sogenannte „Rassenmischungen“. In Deutschland verurteilten die kirchlichen Stellen vor 1933 den Nationalsozialismus gerade auch deshalb, weil er die Rasse über die Religion stellte.

Nach der Machtübernahme änderte sich nichts Grundsätzliches. An den meist guten Beziehungen zwischen Kirche und Juden zu Beginn der 1930er Jahre etwa änderte sich nichts[481]. Im Juni 1933 bezeichneten die Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenbrief die

[481] In der Zeitschrift „Der christliche Ständestaat“ etwa, worin auch Joseph Roth Artikel gegen den Nationalsozialismus veröffentlichte, wurde die Verfolgung der Juden durch Christen als „eines der dunkelsten Kapitel der Geschichte“ bezeichnet, viele Christen hätten die christliche Liebe gegenüber den Juden verleugnet, das „Meer an Blut und Tränen“, das die Geschichte fast aller Staaten erfüllt, stelle eine furchtbare Anklage dar. Das „Tagblatt vom Oberrhein“ stellte

Rolle von „Rasse und Blut“ im neuen Staat als „ungerecht“. Weihnachten 1933 (!) gab es einen gemeinsamen Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe, die darin festhielten, dass die Menschheit „eine einheitliche Familie“ ist, die auf Gerechtigkeit und Liebe beruhen soll. Ausdrücklich verurteilt wurde der nationalsozialistische „Rassenwahn“ sowie das „unchristliche Sterilisationsgesetz, das mit dem Naturrecht und dem katholischen Christentum in unversöhnlichem Widerspruch steht“. Ebenso ausdrücklich verurteilt wurde der „Rassen-Antisemitismus“. „Über allem Nationalismus steht die Religion, die nicht national, sondern übernational ist“. Zwischen 1933 und 1939 sandte der Heilige Stuhl mindestens 55 Protestnoten nach Berlin, die erste am 1. April 1933 gegen die antisemitischen Boykotte (gegen welche z.B. auch Erzbischof Gröber protestierte).
Während der Konkordatsverhandlungen wurden innerhalb von drei Wochen über 90 Priester verhaftet, 16 katholische Jugendvereine und mehrere Klöster durchleuchtet, 9 katholische Zeitschriften zwangseingestellt. Aber der Protest ging weiter: 1934 bezeichnete der Bischof von Köln in einem Hirtenbrief die „Blut- und Rassereligion“ als „Abfall von Christus und Christentum“, auch der Bischof von Breslau schrieb gegen die „Rassemoral“; viele Bischöfe protestierten gegen die „Verfolgung der Kirche“ (so der Bischof von Ermland), gegen die Angriffe auf Religion und Sittlichkeit (Bischof Galen, sich in einem Hirtenbrief gegen die Rassenlehre wendend), Erzbischof Gröber sprach von einem „Kulturkampf“. Gerade er nahm in zahlreichen Schriften immer wieder klar Stellung: „Ein Volk, das nichts Höheres kennt als sich selbst, wird an seiner Überheblichkeit verkümmern und sterben“ (1935, „Der christliche Mann“); Gott sei „Schöpfer, Vater und Ziel *aller* Menschen“, die römische Kirche allumfassend und international (1934, „Nationalkirche“); das Erlösungswerk Christi kenne „keine ausschließenden Rassen- und Blutarten, keine Herren- und Sklavenmenschen“ (1938, Amtsblatt); immer wieder betonte Gröber, dass die göttlichen Wahrheiten, die kirchlichen Dogmen absolut sind, „während Blut, Rasse und Volk nur relative und sehr veränderliche Werte darstellen“ (1934, „Einer ist euer Lehrer“). Nie wich er davon ab, verschärfte seine Kritik sogar (Höhepunkt ist der Protest gegen die Euthanasieverbrechen, der in denselben Kontext gehört, einen Widerspruch zur NS-Lehre darstellend, es gäbe eine genetisch bedingte unterschiedliche Wertigkeit unter den Menschen; Gröber bot den Mördern sogar an, dass das Erzbistum für die Pflege der als

1931 lobend die Gemeinsamkeiten zwischen Kirche und orthodoxem Judentum heraus, einen Rundfunkbeitrag des New Yorker Oberrabbiners Goldstein zitierend, der eine Papstenzyklika über die Ehe gepriesen hatte; man betonte, „kein Gegner der jüdischen Rasse und Religion“ zu sein. 1930 gratulierte z.B. Dekan Ebersmann, der wie sein Vorgänger gute Kontakte zum Synagogenvorsteher pflegte, den Juden der Stadt bei der Einweihung der neuen Synagoge in Dieburg. Er lobte die Architektur des Baus, welche die Andacht des Beters fördere, und bedauerte die früheren „engherzigen Vorschriften“ gegen die Juden. Zahlreich auch die jüdischen Zeitzeugenberichte etwa in Tiengen, die ein gutes Verhältnis zu den Katholiken belegen.

„wertlos“ erachteten Menschen aufkommen würde). Die Schrift „Die Jugend zu Christus“ (1935) enthielt unverblümte Kritik an der Hitlerjugend und am dortigen „Antikonfessionalismus“[482] sowie an der Überbetonung des Körperlichen gegenüber dem Geistigen. Auch: „Nie hat Christus das Irdische, sei es auch Vaterland und Volk, vor das Ewige, das Göttliche gestellt. Nur wer an Gott und die Ewigkeit nicht mehr glaubt, vergottet das Volk und sich selbst“[483].
Die damalige Kritik der Kirche traf nicht zuletzt die Nürnberger Rassegesetze von 1935, Ehen mit „Nichtariern“ verbietend - eine ungeheuerliche staatliche Anmaßung in eine kirchliche Angelegenheit, die zeigte, welch entsetzliches Einfallstor die Einführung der Zivilehe, die Einmischung des Staates in diese privateste aller Angelegenheiten, gewesen war.
Die Verbote für katholischer Jugendorganisationen, sich auf „nicht-religiösen“ Gebieten (etwa Sport) zu betätigen sowie überhaupt in der Öffentlichkeit aufzutreten, die Verbote kirchlicher caritativer Tätigkeiten, die Entlassungen glaubenstreuer Beamter und vielerlei Schikanen mehr bewegten die Bischofskonferenz 1936, in einer Eingabe an die Regierung von einem „Vernichtungskampf gegen die katholische Kirche“ zu sprechen. Die Bischöfe (als eine von wenigen Berufsgruppen) wurden scharf überwacht, jede Kritik aktenkundig gemacht. Viele Hirtenbriefe wurden beschlagnahmt und drangen nicht an die Öffentlichkeit. Der Bischof von Rottenburg, Sproll, der wie viele andere ab 1933 immer wieder gegen die NS-Weltanschauung zu Felde zog, wurde 1938 von der Gestapo inhaftiert.
Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“[484] sollte 1937 in allen Kirchen verlesen werden (gegen die Vergötzung von Rasse, Volk und Staat), worauf im „Völkischen Beobachter“

---

[482] Gröber meinte 1935 zu Recht, dass die Trennung im Glauben eben in „gegenseitiger Duldsamkeit und christlicher Liebe ertragen“ werden müsse, alles andere widerspräche der „persönlichen Freiheit der Menschen“.
[483] Gröbers taktisches Zugehen auf die Partei 1933 wurde von den Parteiorganen als „heuchlerisch“ abgelehnt, er war als resoluter Gegner bekannt und genoss zu keiner Zeit Vertrauen. Spätestens ab 1935 trat er dann als der vielleicht lauteste Regimekritiker im ganzen Reich auf. Kultusminister Schmitthenner nannte Gröber in einem Aktenvermerk 1940 den „größten Feind der NSDAP und des nationalsozialistischen Staates“, für Kirchenminister Kerrl (1941) war er ein „verbissener Gegner von Staat und Partei“. Heydrich sah 1941 im Fastenhirtenbrief Gröbers (in Deutschland stünden sich zwei geistige Welten gegenüber, die sich verhalten wie Feuer und Wasser) einen offenen Angriff auf den Nationalsozialismus; Gröber wolle jenen überwinden, sei nicht zu Kompromissen bereit, führe einen offenen Kampf. Himmler schrieb 1942: Gröber sei neben von Galen unter den deutschen Bischöfen als der „übelste Hetzer gegen das Dritte Reich bekannt“. Der Freiburger Erzbischof hatte gute Kontakte nach Frankreich und war der Öffentlichkeit und den Alliierten als zuverlässiger Nazigegner bekannt.
[484] Darin z.B. klare Aussagen wie „wer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform […] zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge“.

gegen „den Judengott und seinen Stellvertreter in Rom“ gehetzt wurde. 1938 antwortete der Papst im „Osservatore Romano“ auf ein antisemitisches Manifest, die Menschheit sei „eine einzige große Familie“, es gäbe nur „eine menschliche Rasse“ (damals eine ungeheuer „altmodische“ Position). Bei Hitlers Besuch in Rom 1938 verließ Pius XI demonstrativ die Stadt und setzte gegen Mussolini durch, dass im Vatikan keine Hakenkreuzfahnen hängen durften. In jenem Jahr, als der Antisemitismus weltweit auf dem Höhepunkt war, nannte er Katholiken „geistliche Semiten“, Christen sollten sich vom Antisemitismus fernhalten[485]. Nicht anders sein Nachfolger. In seiner ersten (!) Enzyklika nannte Pius XII 1939 den Rassismus einen „gefährlichen Irrtum“, da er den gemeinsamen Ursprung aller Menschen (egal welchen Volkes) verleugnet, für die Christus allesamt gestorben ist. Alle Menschen stammen vom ersten Menschenpaar ab, alle haben den gemeinsamen Ursprung in Gott.
Die Kirche beharrte auf unveräußerliche Persönlichkeits- und Menschenrechte, allein 1941 in sechs bischöflichen Predigten, oder im „Dekalog-Hirtenbrief“ der Bischofskonferenz 1943. Katholische Retter von Juden fühlten sich dadurch ermutigt. Hunderttausende Juden wurden während der Verfolgungszeit von Katholiken beschützt. Als Mussolini die Rassengesetze einführte, setzte sich die Kirche für die verfolgten Juden ein, viele wurden in Klöstern versteckt. Gemäß dem jüdischen Historiker und Mitarbeiter des israelischen Außenministeriums Pinchas Lapide verdanken sogar bis zu 800.000 Juden (in Osteuropa und Italien) unmittelbar Pius XII ihr Leben (gemeint sind nicht nur jüdischstämmige Katholiken; in einem römischen Kloster, das auf Geheiß des Papstes Juden während der deutschen Besatung versteckte, wurde im Keller sogar eine Synagoge eingerichtet)[486] – jedenfalls wurden im Schutz der Kirche wesentlich mehr Juden gerettet als etwa durch das Rote Kreuz (das einen offenen Protest gegen die

[485] Ebenfalls 1938 verurteilte z.B. auch der deutschstämmige Erzbischof von Mailand, der selige Kardinal Schuster, die faschistischen Rassegesetze und warnte vor der „Häresie“ des Rassismus, die sich überall verbreite.
[486] Die israelische Premierministerin Golda Meir lobte Pius XII dafür, während der Shoah die Stimme erhoben zu haben, „um die Henker zu verurteilen“: während „die ganze Welt“ darüber schwieg, habe er sich bemüht, seine Informationen mit denen zu teilen, die im Gegensatz zu ihm Waffen zum Kampf hatten; Judengemeinden Roms dankten ihm nach dem Krieg mit einem Gedenkstein in der Synagoge. Der römische Chefrabbiner Zolli (die Hilfeleistungen des Vatikans dienten „für immer zur Ehre des Katholizismus“) oder auch der spätere israelische Außenminister Sharett waren voll des Lobes über den Papst; während der Okkupation fanden 3.000 Juden in der päpstlichen Sommerresidenz Zuflucht, Pius XII ordnete die Öffnung der Klöster für verfolgte Juden an, protestierte gegen die Deportationen im Oktober 1943. Etwa in Ungarn und Rumänien fanden Juden auf Anweisung und mit finanzieller Unterstützung des Heiligen Stuhls in kirchlichen Einrichtungen Zuflucht. Schon als Nuntius in Deutschland bis 1929 hatte der spätere Papst zahlreiche Reden gegen die Irrlehren des Nationalsozialismus gehalten.

Judenverfolgung aus Sorge um die eigene Existenz ablehnte) oder gar irgendwelche Staaten und Regierungen[487].
Mitten im Krieg, 1942, mahnte Bischof Preysing in einem Hirtenbrief, die Menschenrechte gelten auch für Angehörige anderer „Rassen“ (er unterstützte auch persönlich Juden materiell), ebenso Bischof Bertram in persönlichen Schreiben an NS-Offizielle; 1943 nannte er in einem Brief an Himmler die Lage der KZ-Häftlinge menschenunwürdig; der Ermländer Bischof bot an, persönlich die Seelsorge in einem KZ zu übernehmen.
Auch in Frankreich verurteilten viele Bischöfe die Verfolgung der Juden scharf, allen voran der Erzbischof von Toulouse, Saliège (ein frommer Mann, der sich oft zum kontemplativen Gebet zurückzog, Schriften der spanischen Mystiker las und seinen Gläubigen die Lektüre der gestrengen „Nachfolge Christi“ empfahl), der in einem Hirtenbrief den Gläubigen einschärfte, dass Juden unsere Mitmenschen und Brüder sind; viele weitere Bischöfe folgten (wie der Bischof von Bayonne, Vansteenberghe, ein Gelehrter, der sich mit spätmittelalterlicher Mystik etwa bei Gerson und dem Molinismus beschäftigte). Das Beispiel der Bischöfe ermutigte andere Kleriker wie Pater Marie-Benoit OFMCap oder den Karmeliter Jacques de Jesus, Juden zu beschützen. Insbesondere die Jesuiten halfen, Hunderte jüdische Kinder zu verstecken. Der sehr konservative Bischof von Clermont-Ferrand, Piguet, wurde 1944 nach Dachau verschleppt, weil er half, jüdische Kinder in katholischen Schulen unterzubringen (er, der besonders „antideutsche“ Bischof, weihte in Dachau Karl Leisner zum Priester).
Hat die Kirche „zuwenig“ getan? Wann hätte sie denn „genug“ getan? Viele Katholiken taten *alles*, nahmen das Martyrium auf sich, und in der Hierarchie taten alle zumindest etwas. Von der Kirche die Zerschlagung eines Staates (der immer am längeren Hebel sitzt, wenn die Bevölkerungsmehrheit ihn stützt) in einem Land, in dem weniger als ein Drittel Katholiken leben (darunter viele laxe Mitläufer, denen in den Schulen totale Staatsloyalität eingetrichtert wurde) zu erwarten, ist grotesk[488].

---

[487] Während die Weihnachtsansprache des neuen Papstes bei den Nazis im Reichssicherheitshauptamt wütende Reaktionen auslöste (dieser „erbitterte Feind“ würde sogar Partei für die Juden ergreifen), lobte die NY Times ihn als „einsame aufbegehrende Stimme im Schweigen eines Kontinents“; 1939 hatten 11 Staaten (u.a. Großbritannien) abgelehnt, ein Schiff mit 900 jüdischen Flüchtlingen aufzunehmen, sie damit in den sicheren Tod schickend. Im Laufe der 1930er Jahre ließen immer mehr klassische Einwanderungsländer keine jüdischen Flüchtlinge mehr die Grenzen passieren. Erst gegen Kriegsende erbarmte sich auch z.B. die britische Regierung, befreiten Waisenkindern aus den KZs zu helfen. Vorher waren es dort ausschließlich Privatleute, die nach 1938 rund 10.000 jüdischstämmige Kinder als Flüchtlinge bei sich aufnahmen, ohne jegliche Unterstützung der Regierung (heute hätten diese Kinder bei der repressiven Adoptionsgesetzgebung gerade in Großbritannien keine Chance mehr).
[488] Ebenso naiv ist, zu erwarten, dass in den Ländern der Kriegsgegner (wo der antideutsche Krieg gegen den Mehrheitswillen der jeweiligen Bevölkerung geführt wurde) mehr päpstliche Hinweise

Wenn aber z.B. Erzbischof Gröber (diverse Quellen belegen seine persönliche Bereitschaft zum Martyrium, das er von seinen Priestern, um der Sicherung der Seelsorge willen, gerade nicht wollte) die staatliche Euthanasiepolitik offen als „Mord" bezeichnete, stelle man sich mal vor, was heute loswäre, würde sich ein Bischof ausnahmsweise mal wieder trauen, zum Thema Abtreibung deutlich zu werden – im Gegensatz zu heute trauten sich die Bischöfe damals tatsächlich etwas.
Bezeichnend der Vorwurf der Kirchenhasser: wenn man den Behinderten so wortreich half, warum nicht auch diesen und jenen - das Gute, was man tut, wird instrumentalisiert für das, was man vermeintlich nicht tut. Die Behinderten hatten keinerlei Fürsprecher außer der Kirche, niemanden, der ihnen zur Seite gesprungen wäre. Und: es ging um *eigene Familienmitglieder* jener, denen der Klerus ins Gewissen redete! Juden waren mündige Personen, die außerhalb der Kirche standen, und zunächst sah man (sie nicht rassistisch für wehrlose, passive, orientierungslose Menschlein haltend wie der heutige Empörer[489]) sich schlicht nicht auch noch für jene zuständig, während man selbst permanenter Bedrängnis ausgesetzt war. 1933 sagte Kardinal Faulhaber, das Vorgehen gegen die Juden sei derart unchristlich, dass eigentlich jeder Christ dagegen auftreten müsste; jedoch könnten die Juden sich sicher selber helfen und es sei unklug, zu riskieren, dass aus Judenhetze Jesuitenhetze werde[490]. Sich für die Freiheit derer einzusetzen, die den Menschen die christliche Lehre nahebringen sollen, vor allem die 10 Gebote, ist indes nicht einfach nur „Eigeninteresse": die Menschen sollen für den

---

auf das Schicksal ausgerechnet der (überall verhassten) Juden irgendetwas Positives bewirkt hätten; abgesehen davon, dass die dortigen Geheimdienste sicher nicht über weniger Informationen als der gerne als allwissendes Verschwörernetzwerk imaginierte Vatikan verfügten: mit Gerüchten über Vernichtungslager an die Öffentlichkeit zu gehen, dabei immerhin bis Juni 1944 umgeben von Nazimilitär, hätte außer ein paar Lachern über solch' „blühende Phantasie" (oder wütendem Geschimpfe, dass „unsere Jungs", die man gegen die Deutschen in den Tod schicke, ja wohl auch nicht weniger wert seien) rein gar nichts bewirkt. Die Öffentlichmachung der Realität der Vernichtungslager im Rahmen der „Reeducation" in Deutschland nach dem Krieg löste, zur Erinnerung, auch überall nur stumpfes Desinteresse angesichts der allseits bejammerten eigenen Situation aus.

[489] Die Verzeichnung der Juden als hilflose Schlachtlämmer ist Ausdruck eines Antisemitismus, der erst im gnädig eingreifenden starken „Arier" eine Überlebenschance für diese zur „Selbsthilfe" gänzlich unfähig Erklärten sieht – dabei gab es jüdische Kampforganisationen, die etwa den Aufstand im Warschauer Ghetto organisierten, jüdische Partisanengruppen in Osteuropa, eine mehrere tausend Mann starke Jüdische Brigade bei der Befreiung Italiens, es gab die Fluchthilfe-Bewegung Beriha, Aufstände in den KZs Treblinka und Sobibor.

[490] Die angebliche „Generaloffensive der Jesuiten gegen Deutschland" wurde etwa von NS-Hardlinern wie Ernst zu Reventlow seinerzeit als „nicht weniger wichtig als die Judenfrage" beschrieben. Die Jesuiten seien „Vergifter des völkischen oder nationalen Lebens" wegen ihres Internationalismus bzw. Antinationalismus, der sie für „nationale Sozialisten, für die der Volksgedanke alles bedeutet und einschließt", zu verderblichen Parasiten mache.

Himmel gerettet und darum von der Sünde ferngehalten werden. Das Anliegen der Kirche war zuvorderst die ungehinderte Verkündigung dessen, was Hitler „den jüdischen Christenglauben und seine weichliche Mitleidsmoral“ genannt hat. Die Kirche hält keine politischen Reden, sondern spricht das Gewissen, die Verantwortlichkeit des Einzelnen auf einer allgemeinen Ebene an; und moralisch zentral ist im Christentum nunmal die Nächstenliebe, ja die Feindesliebe. Darum ist es nicht ausreichend, z.B. auf den ohne Zweifel vorhandenen Antijudaismus im katholischen Milieu hinzuweisen (der auch nicht überall in gleicher Weise vorhanden war), sondern man schaue, welche *Konsequenzen* die Menschen für ihren tatsächlichen Umgang mit den jüdischen Mitbürgern zogen – nämlich, auch den Irrenden, ja den „Feind“ als Mensch zu lieben und ihm gegebenenfalls zu helfen.
Die offene Parteinahme für Juden auch unter Einhaltung bzw. gar Berufung auf das geltende Recht war dabei im NS-Staat niemals erfolgversprechend. Ein Beispiel unter vielen: der katholische Amtsrichter Gebhard Müller forderte am 9. November 1938 die Feuerwehr zum Löschen der brennenden Synagoge in Göppingen auf und stellte Strafanzeige, als jene sich weigerte – dafür wurde *er* strafversetzt[491]. Nur privater, illegaler Einsatz konnte helfen. Gerade die öffentliche Zurückhaltung der Bischöfe angesichts der Judenverfolgungen erleichterte den Helfern wie Gertrud Luckner (im Auftrag Gröbers aus einem Hilfsfond für „Nichtarier“ schöpfend[492]) ihre Arbeit – ansonsten wären z.B. Caritasstellen einfach geschlossen worden; die Nazis hatten in der Bevölkerung ungeheuren Rückhalt, regimekritische Priester konnten problemlos aus ihren Gemeinden „entfernt“ werden (was auch ständig geschah). Wo aber überlebten die meisten Juden? In Klöstern. Wer versteckte sie? Christen. Und das war riskanter als alles, was ein heutiger „braver Bürger“ (sich das Maul über die Kirche zerreißend) sich jemals trauen würde. Nachdem der Kölner Priester Peter Klein, der seine jüdische Mutter im Collegium Leonium versteckt hatte, 1944 bei einem Zugunglück ums Leben kam, wurde jene weiter von Collegium und Generalvikariat beschützt (später sandte sie

[491] Am Beispiel Müllers, immerhin Richter zur NS-Zeit, sieht man i.Ü. die Bigotterie der Feinde Erzbischof Gröbers, dem man seine anfängliche Fördermitgliedschaft bei der SS vorwirft: Müller war ebenso „SS-FM“, wie viele andere heute hochverehrte Personen, die allesamt nicht annähernd so viel gegen den Nationalsozialismus getan haben wie der notorische Kritiker und damit „Saboteur“ des einheitlichen „Volkswillens“ Gröber (der zudem 1934 nach fünf Monaten bereits seine ohnehin läppischen Beitragszahlungen eingestellt hat); die Fördermitgliedschaft war (wie auch die bei DAF oder NSV) ein oft genutztes Mittel, sich aus der „Schusslinie“ zu bewegen, ohne gleich in die Partei einzutreten. In der besonders hitlertreuen SS (die anfangs vor allem eine „Polizeifunktion“ innerhalb der „Bewegung“ einnahm) sahen jene, die sich vom „gemäßigten“ Hitler erhofften, die radikalen Kräfte zu bändigen, ein Gegengewicht zu den gesetzlosen Schlägertrupps der SA.
[492] Luckner hat in Schriften und Vorträgen später stets Gröber verteidigt und seine Rolle für ihre Rettungstaten hervorgehoben.

einen Dankesbrief an den Erzbischof). Viele Kirchenmänner brachten sich selbst in Gefahr, um diese eine jüdischen Witwe zu retten! Wann immer kirchliche Stellen Verfolgten halfen, dann nicht, weil es ihre Aufgabe gewesen wäre, sondern obwohl es *nicht* ihre Aufgabe war (welche in der Verkündigung der Glaubenslehre und der heiligenden Spendung der Sakramente besteht) – trotzdem gingen sie diese großen Risiken ein.
Und als kirchentreuer Katholik stand man selbst bereits in der Schusslinie der Partei. Die Kirche war die einzige nicht gleichgeschaltete Massenorganisation im „Dritten Reich" und die einzige ernsthafte ideologische Alternative; der (kirchentreue) Katholizismus in Deutschland war von Anfang bis Ende nichts weniger als der größte (und kompromissloseste) Feind des Nationalsozialismus, was kein Zufall, sondern in der katholischen Lehre (sowohl der strikten Morallehre wie der Lehre von der übergeordneten Autorität Christi und Seines Stellvertreters gegenüber jeder weltlichen Macht) begründet ist.
In der NS-Zeit gab es rund 400 katholische Märtyrer (für ihren *Glauben* Getötete) allein aus Deutschland. Katholische Geistliche waren die vom NS-Staat am meisten bedrängte Berufsgruppe. Tausende, laut Untersuchungen über ein Drittel aller Weltpriester in Deutschland gerieten zwischen 1933-1945 offen mit dem Regime in Konflikt (angefangen mit Verhören und Verwarnungen), dazu ein Fünftel des Ordensklerus; 417 Priester kamen ins KZ, 108 starben dort, 74 weitere wurden hingerichtet oder ermordet. Die meisten der rund 26.000 dokumentierten „Vergehen" betrafen das Beharren auf uneingeschränkter Verkündigung und Dienst an den Menschen (auch an „Fremdarbeitern"[493] und „Nichtariern"). 2.720 katholische Geistliche wurden insgesamt vom Regime in Haft gekommen, davon 1.780 aus Polen[494]. 1933 wurden allein in Bayern über 150 Priester festgenommen. Die Gestapo berichtete häufig von einem „versteckten Kampf der Geistlichen gegen den Staat". Gestapo-Spitzel tarnten sich als beichtende Gläubige, um gegen Priester „Beweismittel" zu sammeln[495]. Auch die Bischöfe wurden von der Gestapo bespitzelt. Viele Hirtenbriefe durften ab 1935 (auf

[493] Die Seelsorge an polnischen Kriegsgefangenen war, wenn überhaupt gestattet, von systematischen Schikanen begleitet; z.B. wurden mitten unter der Kommunionausteilung die Gläubigen bereits zum Abmarsch gezwungen, vor dem Allerheiligsten Kniende mit Fußtritten in die Baracken zurückgetrieben. Priester wie Alfons Spix oder Anton Korczok kamen für die verbotene Seelsorge an Polen ins KZ.
[494] Evangelische Religionsdiener zählten demgegenüber nur 109.
[495] Viele Märtyrer der NS-Zeit wurden durch Lockspitzel, die sich z.B. auch als Konversionswillige ausgaben und die Geistlichen in verfängliche Gespräche verwickelten, „überführt", etwa Alois Grimm SJ; in seinen Abschiedsbrief schrieb er: „ich sterbe für das Reich Gottes, in Treue zu Christus und zur Kirche. Bleibet auch ihr treu, lebet diese große Treue!".

Grundlage alter Kulturkampfgesetze) nicht erscheinen[496]. Die Aufhebungen katholischer Schulen, Vereine, Verbände und die Zerschlagung der katholischen Presse dienten dazu, die Kirche gegen die Angriffe ihrer Feinde wehrlos zu machen, ihre gesellschaftlichen Strukturen zu zerschlagen zugunsten der gleichgeschalteten Volksgemeinschaft. Ab 1937 kam es zu organisierten Störungen von Fronleichnamsprozessionen, bei denen fotografiert und eingeschüchtert wurde. Vielfach wurden Prozessionen und Wallfahrten auch von den Behörden eingeschränkt (das öffentliche Leben sollte „entkonfessionalisiert" werden)[497]. Klar, dass 90% der österreichischen Priester der „Anschluss" 1938 ablehnten (welch ein Gegensatz zur Gesamtbevölkerung!).
Mehr und mehr sollte die Bevölkerung der Kirche entfremdet werden, auch durch Kampagnen wie die Sittlichkeitsprozesse von 1935-37, die vor allem Ordensmänner in einer Handvoll Klöstern betrafen (zumeist wegen angeblichen homosexuellen Handlungen)[498]. Drei Viertel aller Verurteilten (insgesamt rund 230) waren Laienbrüder, in insgesamt fünf Niederlassungen. Teilweise galten die Kampagnen der Bekämpfung der Behindertenpflege. Beim „Klostersturm" 1941 wurden 200 Klöster enteignet. In mehreren Bistümern wurden auch Demonstrationen gegen die Bischöfe organisiert[499].

---

[496] Um die Seelsorge zu sichern, wies Erzbischof Gröber in Freiburg seine Priester an, sich zurückzuhalten (öffentliche Kritik behielt er sich selbst vor). Priester, die von wütenden Volksgemeinschaftslern bedrängt wurden, verteidigte er wo es ging (etwa den Söldener Pfarrer Ernst Föhr, 1933 übel angefeindet; Innen- und Kultusminister drängten Gröber erfolglos, ihn zu entlassen). Trotz der Anweisungen zur Zurückhaltung warf Schmitthenner Gröber 1941 vor, dass in nahezu 40 Fällen Geistliche gegen die Treuepflicht dem Staat gegenüber verstoßen hatten (Wehrkraftzersetzung, hetzerische Bemerkungen gegen Staat und Partei usw.), weil sie sich durch das schlechte Vorbild ihres Bischofs ermutigt gefühlt hätten. Im Schwarzwalddorf Nöggenschwiel z.B. bekam 1937 erst Pfarrer Wetterer Ärger, weil er für das „auf der ganzen Welt verfolgte und verstoßene Volk der Juden" beten ließ, danach sein Nachfolger König, der Kriegsgefangene seelsorgerisch betreute und von deutschen Kriegsverbrechen und Judenmorden sprach.

[497] Schon ab 1934 z.B. in Waldshut die Fronleichnamsveranstaltungen, etwa durch Verbote des vormaligen prächtigen Schmucks. Gelb-weiße Fahnen waren als Zeichen einer „ausländischen Macht" natürlich tabu.

[498] Gröber kritisierte, dass die Angeklagten lange vor einer Verurteilung bereits öffentlich gebrandmarkt wurden und die sensationslüstern berichtende Presse weder Entlastungszeugen noch Verteidiger zu Wort kommen ließ sowie die vielen Sittlichkeitsprozesse gegen Angehörige anderer jugendnaher Gemeinschaften (damals stark anwachsend) vollständig ignorierte, den Anschein erweckend, es handele sich um ein rein kirchliches Problem. Genauso ein Statement würde man sich heute von einem Bischof mal wünschen.

[499] Damals, mitten im Siegesrausch, hatte Bischof Preysing in einem Hirtenwort das Unrecht, das in Deutschland an Unschuldigen geschieht, verurteilt; auch Bischof Galen, von Goebbels „Landesverräter" genannt, predigte offen gegen die Ermordung von Geisteskranken, die allgemeine Gottlosigkeit, die staatliche Gewalt gegen Ordensleute.

Im selben Jahr wurden Geistlichen (die privaten Ordensschulen waren längst zwangsaufgelöst) sogar Privatunterricht und Nachhilfestunden verboten, mit der Begründung, die Jugend müsse außerhalb rein kirchlicher Belange von der katholischen Geistlichkeit getrennt werden.
Die NS-Propaganda machte seit der Machtübernahme genauso weiter, wie sie vor 1933 gegen die Kirche agitiert hatte. Das als noch vergleichsweise „zurückhaltend" beschriebene Essener NS-Blatt „Nationalzeitung" hetzte unablässig gegen sie, man blättere beliebig in irgendeiner Ausgabe. Hier wird die „Herabsetzung des Reiches" durch den Berliner Missionsdiakon Gerhard Handrok ausgeschlachtet, der den Wehrdienst verweigerte, weil er keine Uniform anziehen wollte, die „ein heidnisches Hakenkreuz" trage, dort das österreichische Konkordat von 1934 verdammt, weil die Kirche so viel Macht bekäme (u.a. weil katholische Vereine nicht mehr der Gewalt des Staates unterstanden, die Regierung kein Vetorecht bei der Besetzung von Bischofsstellen mehr hatte oder private Schulen Förderung bekamen). 1936 wurde ein Priester namens Johnen (in Essen-Steele) der konfessionellen Hetze bezichtigt, weil er in einer Grabrede die unerlaubte interkonfessionelle „Ehe" des tödlich Verunglückten ansprach, wegen der er in schwerer Sünde starb. Priesterliche Märtyrer der NS-Zeit, dies gilt es zu betonen, waren fast immer Priester, die heute von der großen Mehrheit der Deutschen immernoch gehasst würden. Sie waren „stur" und konservativ, gingen keinerlei Kompromisse ein. Etwa Pfarrer Georg Häfner, 1942 in Dachau umgekommen: „Alles für Christus, den König" war sein Motto. Er war als streng bekannt, ging gesellschaftlichen Veranstaltungen (Dorffesten usw.) aus dem Weg, betete viel, verbrachte viel Zeit allein in stiller Betrachtung. Häfner lehnte den Hitlergruß ab und erhielt Schulverbot. Er wurde verhaftet, weil er einen ehebrecherischen Nazi aus dem Dorf auf dem Sterbebett dazu brachte, eine Erklärung zu unterschreiben, in der er seine zivile „zweite Ehe" für nichtig erklärte, damit er die Sterbesakramente empfangen konnte. Er ist daher ein Märtyrer für die Unauflöslichkeit des Ehesakraments. Das Würzburger Ordinariat verteidigte ihn, er hätte einfach gemäß den üblichen Anweisungen gehandelt. Die Machthaber warfen ihm vor, durch seine „Hetze" die „innere Front" zu schwächen. Sein Los trug er als Sühne für seine Pfarrgemeinde, den Tätern vergab er (an seine Eltern schrieb er aus der Haft: „wir wollen mit allen gut sein"). Oder Pfarrer Otto Neururer aus Tirol (eigentlich ein schüchterner, distanzierter Mann): er brachte eine junge ledige Frau aus seiner Gemeinde vom Ehebruch mit einem geschiedenen SA-Mann ab – für seine Verteidigung der kirchlichen Ehelehre war auch er bereit, in den Tod zu gehen. Im KZ Buchenwald erteilte er, ein eifriger Missionar, einem Mithäftling verbotenerweise Taufunterricht, wofür er auf qualvolle Weise hingerichtet wurde. Versunken in seine Gebete, so berichtete ein Mithäftling, kam kein

Wort des Hasses auf seine Verfolger über seine Lippen[500]. Was würde die Welt heute von so einem halten? Er wäre genauso verachtet und als Ärgernis, das es besser nicht gäbe, angesehen. Und keiner der heutigen allzeit (allein schon äußerlich, erst recht innerlich) angepassten, auf jeder Feier gerngesehenen Modernisten hätte es damals zum Märtyrer gebracht.
Einer der eindrucksvollsten Märtyrer der NS-Zeit ist P. Jakob Gapp von der Gesellschaft Mariä. Er wurde 1930 zum Priester geweiht und wirkte als Erzieher und Lehrer in Graz. Er lehrte die Unvereinbarkeit des Nationalsozialismus mit der katholischen Religion und behielt seine radikale Gegnerschaft nach dem „Anschluss“ 1938; vor den Schülern und der Öffentlichkeit machte er keinen Hehl daraus. Den Hass auf Juden und Tschechen kritisierte er offen, galt als „Judenfreund“, den Hitlergruß verweigerte er. Im Dezember 1938 nannte er in einer Predigt Rosenbergs „Mythus“ als voll von Lüge und Schwindel; auf die Kritik am „päpstlichen Prunk“ erwiderte er, das Parteihaus in München sei ja auch keine Hütte. Als Volksschullehrer wurde er abgesetzt, auf Betreiben seines Ordens konnte er Anfang 1939 nach Bordeaux ausreisen. Er warnte auch dort öffentlich vor dem Nationalsozialismus, der den Untergang der Kirche herbeiführen würde, wenn er sich an der Macht hielte. Er ging sodann weiter nach Spanien und unterrichtete auch dort an Ordensschulen, wo er die Schüler vor dem Nationalsozialismus, der in Deutschland die Kirche unterdrückte, warnte. In Valencia predigte er: „wenn es nicht genug tapfere Christen gibt, ist es möglich, dass in hundert Jahren einmal die Neger aus Afrika kommen müssen, um Europa wieder zu christianisieren“. In seiner Vernehmung durch die Gestapo bekannte er: „Für mich steht über jedem Vaterland mein katholischer Glaube. Ich erkläre auch, dass ich jederzeit bereit bin, mein Vaterland aufzugeben, wenn es notwendig ist, um meinem katholischen Glauben treu zu bleiben. Ich bin überzeugt, dass zwischen dem Katholizismus und dem nationalsozialistischen Deutschland ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht“. Vollkommen kompromisslos und voller Glaubenstreue, „jede Lüge“ hassend, sah er es als seine Pflicht als katholischer Priester an, „die Wahrheit zu lehren und den Irrtum zu bekämpfen“. Der Glaube stand ihm „so hoch über allem“, dass ihm „jedes andere irdische Gut dagegen klein“ erschien. Er schätzte „das ewige Leben, das wir uns hier auf Erden verdienen müssen, höher als jedes irdische Gut“ und war überzeugt, dass der Verlust des Seelenheils weit schlimmer ist als ein verlorener Krieg und verlorener Wohlstand. Er sah sich immer zuerst als Katholik. 1942 wurde er an der spanisch-französischen Grenze festgenommen (wohin ihn als

[500] Ein weiteres Beispiel für solche tieffrommen, ernsten und strengen, von den Gläubigen ein bedingungslos gottgefälliges Leben und asketische Andachtsübungen fordernde Märtyrerpriester ist auch der glühende Marienverehrer Frank Anton Fränznick aus Bollschweil. Er hatte in einer Predigt die Hinrichtung eines polnischen Zwangsarbeiters kritisiert. Der fromme Rektor Franz Riepe SVD, von den Missionen unter Heiden her mit Martyrien vertraut, sah schon früh derartige für glaubensfeste Priester in Deutschland drohen; er selbst wurde wegen staatsfeindlicher Äußerungen festgenommen (er sprach vom „verdienten Strafgericht über Deutschland“).

konvertierungswillige jüdische Flüchtlinge getarnte Gestapoagenten gelockt hatten). Der Vorwurf lautete u.a., in Spanien „teils in Verbindung mit Juden (dem Berliner Emigranten Mendelssohn) englisches (vom Konsulat in Valencia bekommenes) deutschfeindliches Werbematerial und Propagandaschriften verteilt“ zu haben, an Schüler, Eltern und Kollegen. Gegenüber Schülern habe er laut Anklage seine „deutschen Landsleute“ als „Nazischweine“ und Kirchenschänder bezeichnet. Das Hirtenschreiben des Bischofs von Calahorra über die Gefahr des Nationalsozialismus für die katholische Welt und die Verfolgung der Katholiken in Deutschland verteilte er ebenfalls. Gegenüber Freisler bekannte er bei der Hauptverhandlung, für ihn gehe „das Gebot der Kirche und ihr Interesse über die Stimme des Blutes, über Volkszugehörigkeit und Vaterland“. Er wünsche einen Sieg Englands, da ein Sieg Deutschlands eine schlimmere Gefahr für das deutsche Volk sei. Den Nationalsozialismus würde er zeitlebens bekämpfen[501]. Am Tag seiner Hinrichtung am 13. August 1943 schrieb er an seine Verwandten, dass er „den heutigen Tag als den schönsten“ seines Lebens betrachte. „Alles geht vorüber, nur der Himmel nicht“.

Märtyrer der NS-Zeit werden gerne als „eben was Besonderes“ bezeichnet, „es konnte ja nicht jeder so mutig sein“. Diese Sicht ist abscheulich. Sie taten gerade nichts „Besonderes“, sondern ihre Pflicht gegenüber Gott, im Gegensatz zu den Versagern ringsum, die ihre Prüfungen nicht bestanden, sondern im Gegenteil erst die Voraussetzungen schufen, dass die guten Menschen ihr Leben lassen mussten, wenn sie nicht ebenso wie sie Christus verleugnen wollten. Jeder „Katholik“, der direkt oder indirekt die Nazischergen unterstützte, ist mitschuld am Tod der Ermordeten. Niemals darf man, das lehrt die Geschichte immer und immer wieder, auf das Gute in den Bösen vertrauen und sich mit ihnen arrangieren wollen. Die Märtyrer nahmen die christliche Pflicht, mit Christus zu sterben, wenn man mit Ihm auferstehen will, ernst. Niemandem darf ich dienen, der etwas von mir fordert, das gegen Gottes Gebote ist – und wenn er mich dafür tötet. Dies ist der Weg der Märtyrer, das muss unser Anspruch an uns selbst als Christen sein, als Nachfolger des Gekreuzigten. Das Martyrium ist die höchste Form der Gottesliebe, welcher immer unser Streben gelten muss, wenn wir an die Liebe Gottes zu uns denken. Die Märtyrer nahmen zu allen Zeiten die Worte ernst: „komm und folge Mir nach“ (Mk 10), nachdem du um des „Schatzes im Himmel“ willen alles, alle irdischen Anhänglichkeiten zurückgelassen hast (wer alles verlässt um der Nachfolge Christi willen, wird das Hundertfache dafür erhalten und das ewige Leben erben, Mt 19).

[501] Schon vor der NS-Zeit war so eine „unpatriotische“ Haltung in Deutschland strafwürdig. 1931 kam der südbadische Priester Josef Hitzfeld vor Gericht, weil er im Religionsunterricht von Verbrechen deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg sprach und die Erschießungen katholischer Geistlicher in Belgien unter protestantischen deutschen Offizieren als Beispiel für heutige Christenverfolgungen brachte, die Kinder vor deutschnationalen Organisationen warnend. Im Zweiten Weltkrieg wurden dann deutschsprachige Priester wie Paul Drosdek in Oberschlesien zu Märtyrern, weil sie sagten, als Deutscher müsse man sich für die Verbrechen an Polen schämen.

Sie nahmen die Worte ernst: „Wer Mir nachfolgen will, nehme sein Kreuz auf sich“ (Mt 16), denn „wer sein Kreuz *nicht* auf sich nimmt und Mir nachfolgt, ist Meiner nicht wert“ (Mt 10), hingegen wird jeder, der nachfolgt, „das Licht des ewigen Lebens haben“ (Jo 8). „Selig die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen um Meinetwillen. Freut euch und frohlocket: denn euer Lohn ist groß im Himmel“ (Mt 5). Die Märtyrer zeigen uns: man kann nie zu etwas Bösem im vollen Sinne „gezwungen“ werden – zumindest den Tod (um des Himmelreiches willen) kann man wählen. Gott verlangt von niemandem Unmögliches. Wer viele Prüfungen durchleidet, dem traut Gott auch viel zu. Der Märtyrer weiß um den Heiligen Geist in ihm, der ihn zum Himmel führt, ja dass er schon auf dem Weg zum Himmel ist, weshalb jeder Schmerz zurücktritt hinter der Gottesliebe der Seele.
Es gab nicht nur die Märtyrer, die für ihren unerschütterten Glauben verfolgt wurden – als wahrhaft Rechtgläubiger war man vielfältigen Formen der Einschüchterung und Unterdrückung ausgesetzt. Als ihre Hauptgegner unter den Deutschen sahen die Nazis stets jene mit „konfessionellen Bindungen“ an, sprich praktizierende, kirchentreue Katholiken (als „die gegnerische Seite“ bezeichnet). Man galt als umso zuverlässiger, je weniger man an derartiger „Bindung“ aufweisen konnte[502].
Der Waldshuter Redakteur einer katholischen Zeitung wurde bereits im Mai 1933 während einer Messe publikumswirksam verhaftet und ins Gefängnis abgeführt; im Juli gab es Aufmärsche vor den Häusern der katholischen Leiter von Ortskrankenkasse, Arbeitsamt und Jugendamt, die daraufhin alle in „Schutzhaft“ kamen. Schon 1933 wurde Eltern offen gedroht, wenn sie ihre Kinder nicht aus katholischen Jugendgruppen herausnahmen; Beamte z.B. würden ihre Stellungen verlieren. Kinder wurden auf offener Straße schikaniert, HJ und BDM bedrängten und erniedrigten sie. 1934 richtete Reichsjugendführer Schirach einen aggressiven Appell an die „katholische Jugend“, in der er sie beschuldigte, sich gegen die „Volkwerdung“ aufzulehnen, am „großen Werk der Einigung“ nicht teilhaben, „eigene Süppchen“ brauen zu wollen; sie solle sich gefälligst zum „ewigen Deutschland“ bekennen, einreihen, „jegliche Sonderstandpunkte“ aufgeben, gehöre schließlich auch zur „deutschen Jugend“ und wolle doch sicher nicht als „Saboteur der deutschen Einheit“ gelten. Ab Oktober 1935 mussten alle Kinder zum „Jungvolk“, wo systematisch entkonfessionalisiert wurde. In der HJ wurden gezielt „Pfaffen“ und die katholische Religion verspottet, Kinder mussten sonntags den Messbesuch ausfallen lassen. Fronleichnamsprozessionen wurden von HJ-Kameraden gestört, die später jene aus ihren Reihen verprügelten, die teilgenommen

[502] Einem Waldshuter Lehrer z.B., einst ein „durch und durch schwarzer Bruder“, dem die Juden lieber gewesen seien als die NSDAP-Anhänger, wurde später (als er sich um bessere Integration in die „Volksgemeinschaft“ bemühte und damit langsam vom Glauben löste) zugutegehalten, dass er nur noch selten zur Kirche gehe. Von „konfessionellen Bindungen“ zur NS-Weltanschauung zu kommen, wurde von Parteifunktionären zu Recht als „Umstellung“ charakterisiert.

hatten[503]. Katholische Jugendorganisationen wurden aufgelöst, das Vermögen beschlagnahmt. Jugendleiter wurden schon wegen des Besitzes von verbotenen Hirtenbriefen verhaftet und von der Gestapo verhört. Die Jugendlichen sollten in die HJ überführt werden, wobei sich viele verweigerten (für Nichtkatholiken wie, sagen wir, Günter Grass wäre so etwas unvorstellbar gewesen; die Milieus unterschieden sich gewaltig in ihrer Stellung zum Staat). Was es bedeutete, wenn die Tochter eines Beamten den BDM verließ, einer Jungfrauenkongregation[504] beitrat und „eifrig die Bibelstunden besuchte", musste z.B. ein Tiengener Finanzbeamter 1937 erleben – hat doch der eifrige HJ-Streifendienst bemerkt, „es wäre angebracht, wenn diesem Herrn einmal klar gemacht würde, was er als Staatsbeamter dem Staat gegenüber für Pflichten hat". Sein Vorgesetzter tat es: der BDM-Dienst sei „für ein deutsches Mädchen […] vornehmster Ehrendienst und hat allen, aber auch allen anderen Verpflichtungen voranzugehen". Der Vater wurde zwangsversetzt[505]. Dem früheren Abgeordneten Anton Bausch (ehemals Zentrumsvorsitzender in Waldshut) wurde 1939 die Wohnung auf den Kopf gestellt, weil sein Sohn beim katholischen Jugendbund engagiert war.
Es gab, so muss man feststellen, wirklich eine Verfolgung von kirchentreuen Katholiken der „alten Schule" – von jener Minderheit, die „dogmatisch" fest zur überlieferten, unverkürzten und unverfälschten Lehre stand und zum Heiligen Vater, eine Verfolgung radikalfundamentalistischer (also wahrhaft christlicher) „Spalter". Solche bekamen zwangsläufig, wenn sie sich nicht anpassen wollten, Konflikte mit dem Regime. „Progressive" Katholiken, die sich dem jeweiligen Zeitgeist gerne anpassten (man will ja keinen Anschluss verlieren, nicht als Außenseiter dastehen), offen waren für den Geist der Welt, die aktuellen (natürlich immer „streng wissenschaftlichen") Tagesgötzen, auf „volkstümliche" Kirchenreformen hofften (das „finstere Mittelalter" überwinden wollend) und auf Teufel komm raus die „Gemeinschaft" mit sämtlichen Dummköpfen der Nachbarschaft suchten, waren dagegen herzlich willkommen in der neuen „Volksgemeinschaft".

---

[503] Das Lächerlichmachen der „weichlichen", „zurückgebliebenen" katholischen Kinder war systematisch genutztes Kampfmittel, von Schirach 1936 persönlich intern gefordert, die katholischen Jugendverbände als den „Hauptgegner", eine „feindliche Bewegung", die es zu bekämpfen gelte, ansehend.

[504] 1938 wurden dann diverse rein religiöse Jugendgruppen verboten, u.a. eben die frommen Marianischen Jungfrauenkongregationen. P. Raymund Lohausen kam ins KZ, weil er verbotenerweise eine solche weiterführte.

[505] Das Versetzen quer durch Baden war ein beliebtes Mittel, unliebsame Beamte aus ihrem kirchlichen, politischen und privaten Umfeld zu lösen. An Volksschulen in Baden waren knapp 20% der Lehrer betroffen (auch von vorzeitigem Ruhestand). Sie wurden durch fanatische Parteigenossen ersetzt. Guten Katholiken drohte schon die Entlassung, wenn sie nicht ihre Arbeit für die katholischen Jugendgruppen einstellten.

Jene wenigen katholischen Priester (der Klerus, vor allem der ältere, war insgesamt treuer als die Laien[506]), die sich der nationalsozialistischen Bewegung anschlossen, waren sämtlich theologisch „liberal“ und der kirchlichen Tradition entfremdet. Sie traten aus der Kirche aus oder wurden exkommuniziert und laisiert, heirateten und setzten alles daran, der Kirche fortan zu schaden. Personen wie Wilhelm Patin oder Friedrich Murawski arbeiteten sogar an Himmlers „Hexen-Sonderauftrag“ mit, um die mittelalterliche Kirche als finstere Verfolgerin von „germanischen weisen Frauen“ zu diffamieren. Ex-Priester Albert Hartl war im Geheimdienst SD für „konfessionelle politische Strömungen“ zuständig; er wurde nach dem Krieg Unitarier und veröffentlichte Schriften z.B. zur Rechtfertigung der Euthanasie. Als er 1983 starb, würdigte ihn Horst Prem (zwischen 1977-1991 Präsident der Deutschen Unitarier[507], daneben einer der führenden deutschen Industriemanager, Solarenergieentwickler und radikaler Umweltschützer, maßgeblich beteiligt bei den umweltpolitischen Grundgesetzänderungen 1994[508]) überschwänglich als „Wegweiser“ und „selbstständigen Denker“. Ein weiterer ehemaliger Priester, Heinrich Mohr[509], war als „vaterländischer Volksschriftsteller“ in Freiburg tätig und glühender Nazi, der sich gleichzeitig unbedingt noch als „katholisch“ definieren wollte und Schmähartikel gegen Gröber schrieb (der Erzbischof würde die national gesinnten Priester „mundtot“ machen wollen). Er hatte gute Kontakte zu Heidegger, denunzierte unerwünschte Dozenten der Universität als „antirassistisch“ und nahm Einfluss auf die Lehrstuhlbesetzung. Besessen vom Hass auf den Erzbischof, versuchte er ihn mit allen Mitteln öffentlich zu

[506] Viele rein katholische Gegenden werden freilich noch während des Krieges in Parteiberichten als „absolut kirchenhörig“ kritisiert, die Bevölkerung lebe noch „im tiefsten Mittelalter“ (so der Kreisschulungsleiter in Buchen 1942 anlässlich der starkfrequentierten Walldürn-Wallfahrt), wolle z.B. auch von der „Wiederaufnahme alten deutschen Brauchtums“ nichts wissen. „Es fehlt am stolzen Bewusstsein der eigenen Art“, welchen die Kirche den Menschen dort „gründlich ausgetrieben“ habe.

[507] Anfangs ausnahmslos stramme Altnazis; Darré-Weggefährtin und Shoahleugnerin Adelheid Reuß zur Lippe, die für die Sektenpublikation pausenlos Artikel schrieb wie „Deutsches Kind in katholischer Hand, mehr als 1000 Jahre – wie lange noch?“, war jahrzehntelang, noch unter Prem, die treibende Kraft.

[508] Für Euthanasiefreund Prem konnte es z.B. auch keine völkerübergreifenden Menschenrechte geben, für moralisches Verhalten sollten „biologische Gesetzlichkeiten“ herhalten; nordamerikanische Indianer mit ihrer „Naturreligion“ waren ihm der Inbegriff einer „ganzheitlichen“ Volksgemeinschaft, in ihnen imaginierte er die „reinste Form“ seines „Unitarismus“ - jedes (ethnische) „Volk“ habe seinen „eigenen“ Glauben, christliche Mission sei das Grundübel schlechthin, wobei man sich in seiner Sekte in den 1990ern weiter eifrig auf Rechtsextremisten wie Benoist, Haverbeck oder Ökobauer Springmann (auf Du und Du mit Shoahleugnern) bezog („religiös“ wiederum auf Wagner, Darwin und „indische Philosophie“).

[509] Seine Schwester arbeitete für das NS-Propagandablatt „Der Alemanne“.

diskreditieren (besonders im Rahmen der „Stürmer“-Kampagnen gegen Gröber, jenem „Rassenschande“ mit einer Jüdin andichtend aufgrund einer Intrige im Ordinariat). 1937 galten der Partei (laut einem internen Report) unter den Pfarrpriestern des Erzbistums Freiburg (und das unter dem stets zur Mäßigung gegenüber dem Regime mahnenden Erzbischof Gröber) gerade einmal rund 12% nicht als „politisch unzuverlässig“ bzw. nicht den Zielen der Partei entgegenstehend. Und selbst unter diesen geriet im Lauf der Zeit noch jeder fünfte mit der Gestapo in Konflikt. Gemeint war mit dieser Einschätzung, dass die NS-Vertreter vor Ort gut mit dem Pfarrer auskamen – nicht, dass jener dezidierter Anhänger der Ideologie gewesen wäre. Nur bei zwei Priestern ist eine nationalsozialistische Gesinnung nachweisbar: bei Rudolf Sigi, einem Kaplan in Engen, der sich mit dem Ortspfarrer anlegte, versetzt wurde und sich seither ruhig verhielt, und beim mehrfach suspendierten Wilhelm Senn (1878-1940) - im Erzbistum völlig isoliert, von der Partei dagegen hofiert. Senn war ein Wirrkopf, der eine jüdisch-freimaurerische Weltverschwörung witterte und bereits 1923 als NSDAP-Anhänger unangenehm auffiel. Der Vorsitzende der Vereinigung Badischer Israeliten beschwerte sich damals bei der Erzdiözese, wissend, dass die Kirche solche Agitation nicht dulde, verwies auf die Unsinnigkeit der Behauptung, hinter der Freimaurerei stünden Juden, im Gegenteil seien Juden von den Freimaurern diskriminiert, und erinnerte, Juden und Katholiken würden schließlich gleichermaßen etwa vom Ku Klux Klan in den USA[510] oder den völkischen Gruppen in Deutschland, besonders den Nationalsozialisten, verfolgt werden (Kevin Spicer). Priester aus Nachbargemeinden beschwerten sich bald ebenfalls über Senn, auch Gläubige, die etwa meinten, sie hätten noch nie derart unwürdige Reden in einem Gotteshaus gehört. Der Dekan hielt Senn für „krankhaft“. Er schien mit seiner Haushälterin im Konkubinat zu leben und hielt sich nicht an Anweisungen aus Freiburg. Er wollte Deutschland auf „christlich-nationaler“ Grundlage „wiedererrichten“. Generalvikar Sester wies Senn 1929 an, alles zu unterlassen, was neuen Protest seitens der Juden hervorrufen könnte, da die Kirche an seinen Publikationen Schaden nehme. In Freiburg warf man ihm falsche Pauschalisierung vor und das zweifelhafte Zusammenmengen von Freimaurerei und Judentum. Seit 1930 hatten die deutschen Bischöfe Katholiken untersagt, die NSDAP zu unterstützen, jenes besonders den Klerikern verboten. Senn veröffentlichte dessen ungeachtet 1931 ein Buch, mit dem er die Vereinbarkeit beweisen wollte. Er hielt darin „unseren Katholizismus“ für „judaisiert“, jener würde das Anliegen zurückweisen, das „Volkstum“ zu schützen. Juden würde ständig nachgegeben. Auch das wirtschaftliche und kulturelle Leben sei „judaisiert“. Die „deutschen Brüder und Schwestern“ sollten sich aufmachen, den „jüdischen Geist“ zu verbannen, um ein „gesundes Vaterland“ zu schaffen. Nachdem er 1931 einen Vortrag in Münster hielt, der weder vom dortigen

[510] Wie die „Deutschen Christen“ dominiert von bekenntnisfeindlich-„aufgeklärten“ Liberalprotestanten (z.B. überproportional vielen „Disciples of Christ“).

noch dem Freiburger Bischof erlaubt worden war, wurde ihm verboten, am nächsten Sonntag die Messe zu lesen, was er ebenfalls ignorierte. Daraufhin kam die Suspendierung. Nachdem er einige Wochen später gelobte, nie wieder ohne die Erlaubnis des Erzbischofs etwas zu veröffentlichen oder aufzutreten, wurde sie aufgehoben. Aber schon im nächsten Jahr veröffentlichte er ein weiteres antisemitisches Pamphlet und wurde erneut suspendiert. Die NS-Medien präsentierten ihn als eine Art „Märtyrer“[511]. Nach der Machtübernahme tingelte er frei als Redner durch die Lande. In Waldshut und Tiengen warf er z.B. im September 1933 bei einem Vortrag den Juden die Tötung Christi vor, die Schuld am Ersten Weltkrieg und den Versailler Vertrag. Er war ein enger Freund des Gleiwitzer Schriftstellers Kuno Brombacher, einer Zentralfigur der „nationalkirchlichen Sammlung“, scharf gegen Rom und für eine romfreie Nationalkirche agitierend[512].

Senn war im Klerus eine absolute Ausnahme; anders sah es bei den Laien aus. Pfarrer Adolf Bruckner in Rastatt meinte 1931, in vielen Orten des Erzbistums Freiburg seien es allein die Geistlichen, die ihre Pfarrkinder von der NSDAP fernhielten – ohne deren mahnende Worte würde die NS-Bewegung viele Katholiken (unter der Arbeitslosigkeit leidend) von der Kirche entfremden. In rein katholischen Dörfern hatte die NSDAP zum Schluss teilweise zwei Drittel der Einwohner hinter sich (in protestantischen waren 100% ganz normal[513]), andernorts knapp unter 50%. In den Städten war die Zustimmung unter den Katholiken auffällig geringer, wobei auch in manchen Dörfern die NSDAP noch deutlich unter einem Drittel der Stimmen erhielt. Insgesamt kann man jedoch sagen, dass auch unter den Katholiken damals sicher maximal die Hälfte wirklich kirchlich und glaubenstreu orientiert war, was im Lauf der NS-Herrschaft noch weiter abgenommen haben dürfte. Die warmen Worte Hitlers[514] 1933 beruhigten viele – konnte dieses Reich vielleicht doch besser sein als das „preußische“ Kaiserreich? Diese Hoffnung hätte man leicht als völlig unbegründet entlarven können. Hitlers erklärte Vorbilder waren Friedrich „der Große“ und Bismarck (die preußischen Erzfeinde der Kirche), die Päpste verachtete er als „Feinde der Wissenschaft“, an der

[511] Katholische Medien wie das „Tagblatt vom Oberrhein“ kritisierten ihn dagegen deutlich.

[512] Mit dabei war auch der altkatholische Bischof Erwin Kreuzer, vormals DNVP-Mitglied und im völkischen „Deutschbund“, der noch nach dem Zweiten Weltkrieg die nationalsozialistischen Ziele für gut befand, man habe sich halt „blenden“ lassen, ebenso nie davon abwich, „Rassenmischung“ sei „ungesund“ und es gäbe zu viel „jüdischen Einfluss auf unsere deutsche Kultur“.

[513] Schon 1924 berichtete Joseph Roth über eine Fahrt nach Rügen, wo ihm allerorts Hakenkreuzfahnen begegneten und die einzige Tageszeitung der Insel rassistische Artikel, etwa über ein „Negerpärchen“, ganz und gar „seltsame Gäste“, verbreitete.

[514] Der radikale Antisemit, Strasser-Anhänger und Funktionär der „Deutschen Glaubensbewegung“ Ernst zu Reventlow nannte Hitler wegen dessen Ausgleichshaltung gar polemisch einen „Ultramontanen“.

Kirchengeschichte interessierte ihn nur das „Skandalöse“ wie Inquisition oder Hexenverfolgung, über Klöster (besonders die „unnützen“ kontemplativen) lästerte er wie über die Dogmen der Kirche, deren Lehren er allesamt für Betrug hielt („Das Dogma des Christentums zerbricht vor der Wissenschaft“, meinte er 1941). Ein „ganz normaler Deutscher“ eben. Hitler hielt Juden- und Christentum für „denselben jüdischen Schwindel“, seine eigene Weltanschauung für streng wissenschaftlich; er wollte nachweislich nach dem Krieg die Dechristianisierung des Landes weitertreiben (an die Stelle von Gotteshäusern sollten in seiner Phantasie Sternwarten treten). „Religiösen Wahn“ hielt er für ein Zeichen von Geistesgestörtheit (1942). 1937 äußerte Hitler, „wir“ müssten die Kirchen „beugen“ und uns „zu Dienern“ machen, „das [sic!] Zölibat muss auch fallen“. Darauf, wie die Kirchenpolitik des NS-Staates sich entwickelt hätte, bekam man während des Krieges im „Warthegau“ schonmal einen Vorgeschmack; nachdem man Hunderttausende Polen vertrieben und dafür „heimgeholte Volksdeutsche“ angesiedelt hatte, wurden sämtliche Klöster aufgelöst (sie entsprächen nicht der „deutschen Sittlichkeit“ und den bevölkerungspolitischen Zielen), überhaupt durfte man nicht mehr „hauptamtlicher“ Geistlicher sein, Kirchen fielen unter das Vereinsrecht, ihnen war jede soziale Tätigkeit verboten (um das Monopol der NSV nicht zu gefährden) und sie durften kein Eigentum außer ihren „Kulträumen“ besitzen (in denen zudem Deutsche und Polen sich nicht mischen durften).
Die strikt konservativen, kirchentreuen Katholiken sahen die Gefahren stets sehr deutlich. Katholische Publizistik setzte sich tiefschürfender mit der herrschenden Ideologie auseinander als jene aller sonstigen Gegner. Besonders klar beim Österreicher Dietrich von Hildebrand[515]. Er stellte in seinen (in Deutschland verbotenen) Schriften klar, dass die aus Abstammung oder Kultur hervorgehende Nation keineswegs tiefere Wurzeln hat als das in der „geistigen Sphäre“ verankerte Volk (die Kirche), im Gegenteil umfasse jenes einen „viel höheren Sinnbereich“. Gemeinschaften, die auf Abstammung, gemeinsamen Sitten oder Lebensgewohnheiten beruhen, seien „instinkthaft, untergeistig, dunkel, gehaltlos“. Menschheit und Kirche seien von höherem Wert als die Nation. Der Antipersonalismus (wie er im Nationalismus auftritt) war für Hildebrand regelrechter Gotteshass. Man spielt Apersonales (das größer, bedeutsamer als der Einzelne sei) gegen die Person aus und legt jener damit Hindernisse auf den Weg zu Gott. Der Mensch ist doch „nur wenig unter die Engel gestellt, mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt“ (Ps 8)! Nur der Mensch ist Abbild (*imago*) Gottes in der Welt, alles andere nur Spur (*vestigium*). Dabei ist es nur die rein geistige Sphäre im Menschen, welche in Gemeinschaft mit Christus tritt – nur jene, die „aus Gott geboren

[515] Später Autor einer profunden Kritik an Konzilsabwegen und neuer Liturgie; auch z.B. Una-Voce-Mitbegründer Albert Tinz wurde von Joachim Fest zu jenen Katholiken gezählt, die in der NS-Zeit wegen ihres unerschütterlichen Glaubens alle beruflichen Nachteile und Bedrohungen durch die Nazis in Kauf nahmen.

sind“ (nicht „aus dem Willen des Fleisches“) haben die Macht, Kinder Gottes zu werden, wie es im Protoevangelium heißt. Der Geist ist unabhängig von Blut und Materie. Er macht zur Person, und nur die Einzelperson ist der Ewigkeit zugewandt, nur sie ist Subjekt, nur sie handelt. Nur sie ist unsterblich. Jede Person ist eine in sich abgeschlossene Welt. Sie ist ontologisch allen irdischen Gemeinschaften überlegen. Das „Gliedsein“ für einen Staat, eine Nation usw. umfasst nur einen kleinen Bereich der Einzelperson, die unendlich viel mehr ist, immer *vor* irgendeiner Funktion, ja *vor* der jeweiligen Gemeinschaft (die jede Sekunde von ihren Mitgliedern neu erdacht werden muss, kein gegebener „Organismus“ ist) existierend. „Völlig abzulehnen“ war für Hildebrand jede Instrumentalisierung der Einzelperson nach ihrer Tauglichkeit für eine Gemeinschaft, der „Grundfehler des Nationalismus“, welcher die „Nation vergottet“. Kollektivismus war für Hildebrand also unvereinbar mit der christlichen Lehre, wonach der Wert jeder einzelnen unsterblichen Seele wesentlich höher ist als der jeglicher Gemeinschaften. Kollektivismus bagatellisiert den Einzelmenschen.
Die „Vaterlandliebe“ war für Hildebrand nur eine Selbstverherrlichung, Nationalismus eine „grauenvolle Häresie“. Die Eigenart, erst recht der Wert eines Menschen sei durch Nationalität oder Rasse „in keiner Weise bedingt“. Innerhalb jeder Rasse und Nation gäbe es Menschen ganz verschiedener Art. Zudem sei keineswegs jeder durch seine Nationalität (ein bestenfalls sekundäres Element) geprägt (es gäbe viele „undeutsche Deutsche“). Die klischeehaften „nationalen“ Eigenschaften („deutsche Treue“ usw.) kämen anderswo genauso vor. Der Unterschied zwischen guten (Hildebrand bringt als Beispiel Konrad von Parzham) und bösen Deutschen (Ludendorff, Rosenberg) sei unvergleichlich höher und bedeutsamer als der zwischen einem bösen Deutschen und einem bösen Franzosen. Der freie Wille sei von entscheidender Bedeutung. Durch ihn sei der Mensch Gottes Ebenbild, durch seine Fähigkeit zu lieben. Jede Seele gehe direkt aus Gottes Hand hervor. Jeder Mensch sei einzigartig, unwiederholbar. Es ist die einzelne Person, die zur ewigen Gemeinschaft mit Gott berufen sei, sie werde mit unendlicher Liebe geliebt. Daraus, wie sie zu Gott steht, ergebe sich (aus Gottes Sicht) ihr „Wert“. Lebt Christus in ihr oder nicht? Strahlen die göttlichen Tugenden in ihr auf? Einen bösen Menschen könne man nicht bewundern oder verehren, wie „deutsch“ er auch immer sei. Umgekehrt könne man jeden großen Christen nur bewundern, wo immer er auch herstammt. Scharf verurteilt er die Haltung, Angehörigen anderer (gar „feindlicher“, „unsympathischer“) Völker und Rassen *nur* Nächstenliebe („die man jedem Verbrecher schuldig ist“) entgegenzubringen, aber nicht Verehrung und Bewunderung (obwohl sie solche verdienen).
Hildebrand hielt den Begriff der Rasse für generell fragwürdig[516]. Bezeichnungen wie „semitisch“ oder „germanisch“ gehörten für ihn zur Sprachwissenschaft, könnten nicht

[516] Auch z.B. der Kapuziner Ingbert Naab, Anhänger Therese Neumanns und Herausgeber der Zeitschrift „Der gerade Weg“ , nannte die Rassenlehre in seinen Schriften „pure Einbildung“ und

„Rassen“ bezeichnen. Er spottete über das Ansinnen, in Frankreich nach reinrassigen Galliern, Franken und Romanen zu suchen, erinnerte an die „slawische“ Abstammung vermutlich der meisten Bewohner Preußens und Sachsens, an das „Rassengemisch“ Siziliens, dessen reiche Kultur davon unlösbar sei. Den Judenhass auf den „Rassenunterschied“ zurückzuführen (und somit für „natürlich“ zu erklären) hielt er für eine Ausrede – Ungarn etwa seien vom Standpunkt der Abstammung von Deutschen viel weiter entfernt als Juden und würden ja auch nicht gehasst[517]. Eine „jüdische Rasse“ gab es für ihn nicht, also auch keine negativen jüdischen Rassenmerkmale[518]. Wenn sich Juden gegenüber Christen unmoralisch verhielten (was Christen genauso täten), sei dies auch auf ihre jahrhundertelange Entrechtung zurückzuführen.
Hildebrand kritisierte auch vehement die Gleichsetzung der Gegensatzpaare „christlich – jüdisch“[519] und „deutsch – jüdisch“, die nicht das Geringste miteinander zu tun hätten[520].
Ein weiterer scharfsinniger publizistischer Streiter gegen den Nationalsozialismus, der jenen bis ins Detail von Grund auf verwarf, saß in Freiburg. 1935 z.B. fasste Erzbischof Gröber alles Wesentliche, was gegen die verblendeten Massen vorzubringen war, trefflich zusammen: die Vaterlandsliebe sei begrenzt durch Gott, der keine fremden Götter neben Sich dulde (der Staat solle sich also nicht über Gebühr wichtig nehmen, er sei nicht Quelle allen Rechts), durch das Wesen des Menschen (der viel mehr sei als ein „Teil“ und einst aus jedem irdischen Gemeinwesen wieder gelöst werde; Gröber wandte

---

„willkürliche Konstruktion“, „volles Heidentum“, alle Menschen seien zu Kindern Gottes und zu Brüdern bestimmt; der 1935 verstorbene Naab, dessen offener Brief an Hitler 1932 millionenfach gedruckt wurde, schrieb viele weitere klare Worte, die sich verweltlichte Deutschkatholiken von heute ebenso zu Herzen nehmen dürfen: keine weltliche Autorität darf zu absolutem Gehorsam zwingen, immer habe man den Gotteswillen vor Augen, „werdet nicht Knechte der Menschen!“; der Staatsgewalt ist der Gehorsam zu verweigern, wenn sie verlangt, was gegen Gottes Gebot ist, ja Christen haben die Pflicht, „Gesetze“, die gegen das göttliche Recht stehen, zu bekämpfen und nicht anzuerkennen.

[517] Den Antisemitismus in Österreich entlarvte Hildebrand als Wunsch nach „Ausschaltung einer unbequemen Konkurrenz“. Die Anführer im Kampf gegen die Juden seien meist „abgefallene Katholiken“.

[518] Ohnehin ließen sich für ihn (in einer Zeit lebend, in der man Rassenlehren für bare Münze nahm) Auswirkungen von Rassenmerkmalen auf das Geistige nicht nachweisen, „und selbst das Äußere ist völlig trügerisch“, „Rassen“ nicht ohne weiteres eindeutig erkennbar.

[519] Dies sei nur „Teil der Antithese katholisch – nicht katholisch“; auf der einen Seite die lebendigen Glieder des mystischen Leibes Christi, auf der anderen die anderen Menschen. Auf der ersten Seite fänden „alle noch so reinrassigen deutschen Arier, alle Häretiker, Schismatiker, alle abgefallenen Katholiken, alle nichtpraktizierenden Taufscheinkatholiken“ keinen Platz, sie könnten nicht als „Christen“ den Juden gegenübergestellt werden. Im Gegensatz zu den „jüdischstämmigen“ Katholiken.

[520] Man tat bereits zu Hildebrands Zeit so, als seien die Völker Europas mehrheitlich noch Christen und setzte unbekümmert „deutsch“ mit „christlich“ gleich.

sich gegen die „Verherdung“ und „Mechanisierung“ des Menschen und die Auffassung, das Individuum habe all seine Rechte erst von Volk und Vaterland erhalten[521]) und durch die Kirche (die *Welt*kirche sei, alle aufnehme; entschieden ist er gegen Vermengung von „Völkischem“ mit Christlichem, gegen nationale Absonderungen; Gott habe alle Menschen geschaffen, Christus habe für alle gelehrt und gelitten, die Wahrheit sei eine, das Menschengeschlecht eins). Das Gottesreich vereinige alle Menschen. Christus sei für die ganze Menschheit die letzte Autorität in allem, staatliche Gesetze am Naturrecht und dem „positiv-christlichen Gesetz“ zu messen. Gröber erinnerte: wird die Sünde verlangt, ist Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, was auch für Staatsbeamte gelte; auch könne niemand verlangen, dass der Einzelne sich selbst in allem übergehe und alles dem Vaterland opfere. Alle Menschen sollten miteinander solidarisch umgehen, der Christ kenne keine „Erbfeinde“, sondern sei gegen die Rache. Auch heilige kein Zweck ein schlechtes Mittel, auch nicht für das Wohl des Vaterlandes (die Kritik am NS-Grundsatz, gut sei, was dem Volk nütze, war z.B. Motiv seiner Sylvesterpredigt 1935). Direkt nach Kriegende 1945, als die meisten Deutschen den Nationalsozialismus als lediglich „schlecht ausgeführte gute Idee“ sahen bzw. voller Selbstmitleid diesem „unvernünftigen Krieg“ die Schuld gaben, dass es ihnen jetzt so schlecht ging, verurteilte Erzbischof Gröber in seinem Hirtenbrief „Rückblick und Ausschau“ nochmals in aller Ausführlichkeit die NS-Ideologie auf das Schärfste, zu allererst den Irrglauben an „Rasse und Blut“, wodurch für die Nazis das geistige Leben der Einzelnen und der Völker bestimmt sei sowie die Vorstellung, die „nordische Rasse“ sei überlegen und solle über andere herrschen. Daraus ergäbe sich ein Kult, eine Verehrung des vermeintlich „auserwählten deutschen Volkes“, eine „Vergottung des Volkes“ (hier nahm Gröber den Begriff, den er schon 1935 mehrmals verwendete, wieder auf); das Göttliche würde ins eigene Volk verlegt, an die Stelle des ewigen, unendlichen Gottes trete ein „ewiges deutsches Volk“. Der Einzelne lebte für die Nazis nicht in seiner unsterblichen, individuellen Seele (mit ureigener Würde) fort, sondern bloß (kollektivistisch) in der „Sippe“ bzw. „Volksgemeinschaft“; Gröber griff frontal die „kurzsichtigen Nationalisten, deren Gott die Nation war“ an, die essentiellsten Grundlagen des Nationalsozialismus verurteilte er als völlig falsch, niemand sei aufgrund seiner Veranlagung anderen überlegen, der „deutsche“, eingebildete Gott sei jämmerlich und unbarmherzig, vom Krieg (zu Recht) entthront und ins erbärmliche Elend geworfen, er könne nicht neben dem Allmächtigen bestehen. Der Krieg erscheint als Strafgericht gegen die Irrlehren des Nationalsozialismus.
Nirgendwo sonst wird man derart profunde Kritik in Deutschland zu Gesicht bekommen.

[521] Der Mensch bilde „in sich selbst eine kleine Welt“, habe eine sich von jeder anderen unterscheidende, unsterbliche Seele und freien, verantwortungsvollen Willen.

Interessant ist das Agieren der Kirche nach der Niederlage ihrer Feinde. Während des Krieges half die Kirche verfolgten Juden, danach manchen um Hilfe bittenden Nazis (die vor der Todesstrafe oder langer Haft flohen). Sie ist eben für allgemeine Vergebung, gegen Rache. Wer bittet, dem wird gegeben. Sie ist auf der Seite der Sünder und Missetäter ebenso wie auf der der Gerechten. Angesichts der zahlreichen Lynchmorde etwa an NS-Kollaborateuren (tausende allein in Frankreich) nach dem Krieg ist aus christlicher Sicht verständlich, dass die Kirche nun auch diesen ihren Feinden half[522]. Vergebung ist der Kern des christlichen Lebens – wir beten mehrfach am Tag: „auch wir vergeben unseren Schuldigern". Jesus sollen wir nachahmen, für unsere Feinde beten und sie lieben, selbst in der Verfolgung. Christen mahnen, aber sie strafen nicht. Die Vergebung nützt unendlich viel für den Himmel - schon aus „Eigennutz" sollte man sich also um Vergebungsbereitschaft bemühen. Der Sünder braucht Mitleid, er ist auf dem Weg zur Hölle und bedarf dringend der Bekehrung (die er nur als Lebender vollziehen kann). Opfer können ihr nunmal geschehenes Leiden als große Chance begreifen, Gott durch das Vergeben unendlich zu erfreuen. Man denke an die eigene Schuld vor Gott, auf dessen Vergebung man angewiesen ist. Wir haben keinen Anspruch darauf, nicht zu leiden, aber im Leiden können wir uns den Himmel verdienen.
Leider gibt es neben der unchristlichen Rachlust noch ein anderes Extrem, welches der Katholik vermeiden sollte, aber nach dem Krieg bis zum Exzess auslebte: die Verbrüderung mit jenen, denen nicht an Umkehr gelegen ist. Der Interkonfessionalismus überdauerte die ihn beispiellos befördernde NS-Zeit, so dass es vielen Katholiken (durch zu viele HJ-Schulungen gegangen) zum wichtigsten Anliegen geworden ist, sich bei Protestanten anzubiedern – doch dazu mehr im vierten Teil dieses Buches.

Zurück nach links: Transformation deutschvölkischer Ideologie nach 1945

„*Die moderne Welt ist geteilt in Konservative und Progressive. Progressive fahren fort, Fehler zu machen. Konservative verhindern, dass Fehler korrigiert werden.*"

- G. K. Chesterton

In Westdeutschland, wo 1947 noch knapp 70% der unter 30jährigen den Nationalsozialismus für eine „gute, aber schlecht ausgeführte Idee" hielten (vor allem in protestantischen Gegenden ein Allgemeinplatz) und noch Mitte der 1960er Jahre mehr als die Hälfte der Einwohner davon überzeugt war (nur die Studenten, die ihn

[522] Ob andere Opfer den Tätern auch vergeben, hat für das eigene Handeln (und das gilt immer und überall für *jegliche* Meinung anderer) irrelevant zu sein: es ist allein *mein* Gewissen, das entscheidet, wie ich mich einem anderen gegenüber verhalte.

mittlerweile für eine Art Variante des US-Imperialismus hielten, waren zum größeren Teil gegen diese These), konnte man den Besiegten, von denen man gerade die Welt befreit hatte, unmöglich die Ausgestaltung ihrer politischen Zukunft selbst überlassen. Die Westmächte zügelten die Demokratie in Deutschland daher zugunsten einer oktroyierten Selbstbeschränkung von Souverän und Staat.
Dank der deutschen Niederlage konnten Un-Deutsche (etwa rom- und glaubenstreue Katholiken) in Deutschland wieder freier leben. Das Grundgesetz war von den USA maßgeblich beeinflusst. Insbesondere war es Vorgabe, die individuellen Rechte und Freiheiten zu schützen. Es kannte daher weniger Grundpflichten als die Weimarer Verfassung (Steuerpflicht, leider immernoch die unsägliche Schulpflicht und die allerdings schwammige „soziale Bindung" des Eigentums) und im Gegensatz zu jener das vollkommen „undeutsche" Grundrecht der Freiheit (Artikel 2). Die Grundordnung der BRD ist nicht nur demokratisch, sondern vor allem freiheitlich. Der Gottesbezug in der Präambel verdeutlicht, dass es um natürliche (gottgegebene) Rechte geht, die zu schützen der künftige deutsche Staat sich verpflichtet[523].
Der Katholik Adenauer zog die Westbindung richtigerweise der „deutschen Einheit" vor, im Gegensatz zu den nationalistischen Sozialdemokraten, die ihn als „Kanzler der Alliierten" bezeichneten und dies als Schmähung verstanden. Ihm war die Konfession wichtiger als die „Nation", die „Wiedervereinigung" war ihm schon deshalb nicht erstrebenswert, weil eine katholisch und freiheitlich geprägte Politik dann illusorisch gewesen wäre. Adenauer lehnte die von SPD und auch in Teilen der Union euphorisch begrüßten Stalin-Noten von 1952 ab, die ein „wiedervereintes", neutrales Deutschland vorsahen – er wollte keinen erneuten Sonderweg, sondern eine Einbindung in den freien Westen. Die SPD lief Sturm gegen diese Politik (die einen radikalen Bruch mit traditioneller deutscher Außenpolitik darstellte) und warf sich „pazifistischen" Drittwegspropagierern (Helmut Gollwitzer usw.) an den Hals, die in ihrem „Deutschen Manifest" 1955 die „Zerreißung Deutschlands" bejammerten und ein „Recht des deutschen Volkes" auf „Wiedervereinigung" postulierten[524] .
Adenauer hatte 1952 auch noch das Wiedergutmachungsabkommen mit Israel durchgesetzt, Milliardenzahlungen an Israel und jüdische Organisationen zusagend,

[523] Am 23. Oktober 1951 bekannte sich das Bundesverfassungsgericht ausdrücklich zu einem „überpositiven, auch den Verfassungsgesetzgeber bindenden" Recht und sich selbst als dafür zuständig, das „gesetzte Recht daran zu messen". Die überpositiven Rechtsgrundsätze würden „jedem geschriebenen Recht vorausliegen".
[524] Gollwitzer klagte permanent, „unser Volk" würde den „fremden Mächten" ausgeliefert; Wolfgang Pohrt kommentierte treffend, ein Verfügungsrecht über „Deutsche" hielten Gollwitzer und Co. nur für schlecht, wenn es von Ausländern beansprucht werde, dabei wurden die NS-Verbrechen von deutscher Polizei, deutschen Behörden, deutschen Nachbarn begangen, während man im Ausland Zuflucht fand und dem Ausland seine Freiheit verdankte - gerade nicht der deutschen Souveränität!

wobei man sich vorstellen kann, wie beliebt dies in Deutschland war, wo der Nationalsozialismus weiterhin als „eigentlich gute Idee“ galt. Schon die bloße Existenz Israels erschien (und erscheint) jemandem, der sich mit der Idee „Deutschland“ identifizieren will, als Provokation, ist diese Existenz doch als Reaktion auf deutsche Barbarei zu erklären, und so wie der typische Deutsche sich heute entrüstet für doch „wieder gut geworden“ hält (wozu brauchen die also noch ihren „künstlichen“ Staat..?), hielt er die israelische Staatsgründung schon damals für überflüssig, ja den Frieden gefährdend (für gute Ratschläge bezüglich Friedenssicherung sind Deutsche natürlich besonders prädestiniert).
Die Gründung Israels war eine Reaktion auf die Shoah; ein wehrhafter Staat, der antisemitisch Verfolgte künftig beschützen soll. Gerade die „Künstlichkeit“ des israelischen Staates, welche ihm Antizionisten vorwerfen (als sei irgendein Staat kein „Kunstprodukt“), ist seine Stärke: man behauptet nicht, irgendeine Art Naturgesetz umzusetzen wie ein vulgärer Nationalist, sondern bekennt sich zu einer politischen Notwendigkeit. Der Gegensatz von „künstlichen“ und angeblich „organischen“ Staaten wurde bereits im Nationalsozialismus (der strikt antizionistisch war) konstruiert, analog zu jenem von „raffendem“ und „schaffendem“ Kapital[525]. Israel ist eben nicht als „Nationalstaat“ zu begreifen, sondern als Rückzugsort für in den modernen Nationalstaaten antisemitisch Verfolgte (auf eine Definition des „Judeseins“ wurde bewusst verzichtet, der Staat formuliert insofern kein „Idealbild“ seines Staatsbürgers). Darum hat es seine Legitimation, eine wesentlich höhere als die meisten anderen Staaten.
Das deutscheste aller Nachrichtenmagazin, der gleichermaßen antiamerikanische wie antikatholische „Spiegel“, bildete bereits in den 1950er Jahren die Speerspitze der „Schlussstrich!“-Fraktion, die meinte, man solle wieder selbstbewusst gegenüber den Juden (Israel) auftreten. Er war das wichtigste meinungsmachende Organ, das gegen Adenauers Politik eingestellt war. Man schrieb gegen die „Besatzer“ an, wünschte die Rehabilitierung brauner Kameraden (von Rudolf Augstein persönlich mit verharmlosenden Worten gewürdigt) und verlangte ein „wiedervereinigtes“, blockfreies

[525] Auch der Vatikan (als „Kirchenstaat“ immerhin über tausend Jahre älter als „Italien“) wird von Kirchenhassern wie Dawkins als „künstlicher Staat“ verunglimpft, eine Bezeichnung aufgreifend, die üblicherweise von Antisemiten gegen Israel verwendet wird.

Deutschland[526]. Die Schreiber waren junge ehemalige Wehrmachts- und SS-Offiziere[527], auch SA-Männer. Der ehemalige Redakteur Gremliza charakterisierte das Blatt rückblickend als „deutschnational, im Grunde antisemitisch".
Gelesen wurde es von allen, die Adenauer und den Westen verabscheuten. Die SPD des Nationalisten Schumacher umwarb passenderweise insbesondere die Vertriebenen nachdrücklich. Deren Verbände waren reine Naziorganisationen, an deren Spitze altgedientes entsprechendes Personal saß. Die protestantischen Ostdeutschen waren zum überwältigenden Teil Nazis, die polnischen Nachbarn wurden als „Untermenschen" behandelt; Ostpreußen, Pommern und Niederschlesien waren die frühesten NS-Hochburgen, „Deutscher" und „Nazi" war hier quasi dasselbe. Das ewige Rumgejammer deutscher Vertriebener zeigt bezeichnenderweise deren völlige Unfähigkeit, ein (noch dazu vergleichsweise sanftes) Kreuz auf sich zu nehmen und daran heilig zu werden, um in die wahre Heimat eingehen zu können (warum wohl gibt es im katholischen Polen keinerlei Vertriebenenverbände?). Das Klagen über einen irdischen Verlust, über etwas, was einem „zustehe", ist wohl kaum christlich zu nennen, und Personen, die sich mitschuldig an den deutschen Verbrechen gemacht haben, sollten eigentlich über etwas ganz Anderes weinen (nämlich sich und ihre Sünden). Jede Sekunde eines Kampfes um irdische Dinge ist verlorene Zeit; wie soll in den Himmel kommen, wer sich stattdessen nach einem staubigen Flecken Erde sehnt? Keine Gedanken freilich, die sich ein in seinem „Freisinn" gefangener Sozialdemokrat machen würde. Ende der 1950er Jahre wechselten z.B. in Hessen die meisten Funktionäre der Vertriebenenpartei BHE zur SPD[528]. Willy Brandt und Herbert Wehner skandierten noch 1963 beim „Deutschlandtreffen der Schlesier": „Verzicht ist Verrat […], 100 Jahre SPD heißt vor allem 100 Jahre Kampf für das Selbstbestimmungsrecht der Völker […], das Recht auf

[526] So blieb es bis zum vermeintlichen Happy End: „Das Volk siegt", jubelte die Zeitschrift im November 1989, Augstein erklärte die „nationale Einheit" vollmundig zum „Interesse aller Deutschen". Kurz darauf wurden in Deutschland die „Fremdstämmigen" gejagt und auch der jugoslawische „Völkerkerker" zugunsten alter Verbündeter hübsch ethnisch gesäubert. Allgemein wurde die „Wiedervereinigung" als Ende einer ungerechten „Strafe" aufgefasst, dabei ist in der Geschichte noch kein mordbrennendes Barbarenvolk so ungestraft davongekommen wie die im neuen jeweiligen Frontstaat gepäppelten Deutschen nach 1945.

[527] Viele Mitarbeiter arbeiteten zuvor als NS-Propagandisten (Georg Wolff, Bernhard Wehner, Paul Carell, Horst Mahnke, Karl Blauhorn, Johannes Matthiesen). Eine enge Zusammenarbeit gab es auch mit dem Verlag des hochrangigen SD-Mannes und Unterstützers der „Endlösung", Franz Six, der u.a. Augsteins antiamerikanische Tiraden in Buchform herausgab.

[528] Der BHE war von zwei hohen NS-Funktionären gegründet worden, die maßgeblich für die „Entjudung" und Germanisierung (inklusive Entkatholisierung) des „Warthegaus" sowie die „Verbrannte Erde"-Politik in der Ostukraine verantwortlich waren. Ihre nach z.T. stattlichen Wahlergebnissen eingesetzten Landesminister (zugleich höchstrangiges Vertriebenenverbandspersonal) öffneten den öffentlichen Dienst wieder für Legionen alter Kampfgenossen.

Heimat kann man nicht für ein Linsengericht verhökern“. Reiner Wählerfang? Richtig meinte Joachim Bruhn, dass gerade in der bekennenden Kirche und der Sozialdemokratie (bei Leuten, die später von den Nazis verfolgt wurden) jene Denkmuster gepflegt wurden, die allgemein akzeptiert sein mussten, damit die Nazis Erfolg haben konnten. Eine zentrale Rolle dabei, dass es in den Jahrzehnten nach dem Krieg nicht besser werden sollte, spielten Leute wie Erhard Eppler - mit 16 in die NSDAP eingetreten und später zur antiamerikanischen Gesamtdeutschen Volkspartei gegangen, in der lauter gute deutsche bildungsbürgerliche Protestanten (wie er selbst) gegen die Westbindung zeterten und neben der „Wiedervereinigung“ als höchstem Ziel auch dem braunen Herzensanliegen „Naturschutz“ weiterhin eine politische Stimme gaben. Er (mit der klassischen Arbeiterbewegung nichts zu tun habend) wechselte 1956 zur neuen „Volkspartei“[529] SPD und war in den 1970er und 1980er Jahren das Bindeglied der Sozialdemokraten mit der unseligen deutschen „Friedensbewegung“. Diese SPD, als „Volkspartei“ von zahlreichen ex-NSDAPlern und biederen Protestanten durchsetzt, nur noch wenig mit der einstigen Arbeiterpartei zu tun habend und sich zuallererst nach der „deutschen Einheit“ sehnend, leistete sich einen leninistisch-maoistischen Studentenverband[530], den SDS, der sich in den 1960ern, als der Wohlstandsjugend mal wieder langweilig war, verselbstständigte. Erklärter Hauptfeind der nun sich formierenden Studentenbewegung waren die USA (die nun an Stelle Englands das alte Feindbild des „jüdisch gelenkten“ kapitalistisch-individualistischen Imperialisten verkörperten), ihre Revolte ein Aufstand gegen die „Verwestlichung“ von Politik und Denkweise (Protagonist Dutschke hatte entsprechend gute Kontakte zum „Spiegel“) - die akademische Jugend bleibt seit Arndts und Jahns Zeiten anscheinend von Generation zu Generation immer gleich. Die „68er“-Maoisten waren, wie Alan Posener bestätigt, „glühende Patrioten“, die für ein „unabhängiges, vereintes, sozialistisches Deutschland“ stritten, „Lieder des deutschen Bauernkriegs schmetterten und überhaupt einem gepflegten Nationalbolschewismus frönten“. Richtig stellt er dies in die Tradition der Patrioten früherer Tage, denen ebenfalls bereits „die allgemeine

[529] In so etwas organisierten sich die Deutschen nun bevorzugt (die NSDAP hatte ja ein „leuchtendes“ Beispiel gegeben, wie erfolgreich das ist), nicht mehr in Parteien, in denen irgendwelche schändlichen „Partikularinteressen“ vertreten werden (etwa Arbeiterparteien). Folgerichtig wurde keine neue katholische Partei mehr anvisiert, sondern eine ökumenische „christdemokratische“, in der konfessionelle Gegensätze, die, wie man artig gelernt hat, ja ganz entsetzlich volkszersetzend sind, keine Rolle mehr spielen sollten und wo man traute Gemeinschaft mit protestantischen Ex(?)-Nationalsozialisten pflegen konnte.

[530] Der unheilvolle Weltverbesserungs-Aktionismus deutscher Studenten, wie er im Vorfeld von 1848 und 1933 sowie bei den „68ern“ besonders extrem aufflackerte, ist eine Seuche, die bis heute anhält und in jeder Generation aufgrund falscher Vorbilder neu belebt wird. Immer geht es gegen einen bösen, furchtbar mächtigen (und in „altem Denken“ steckengebliebenen) Feind mit ganz viel Geld, der arme, unschuldige Kollektive an ihrer natürlichen Entfaltung hindere.

Menschenliebe auffällig am Arsch vorbei“ ging. Es waren esoterisch angehauchte Naturschützer, Relativierer allgemeiner Menschenrechte („eigene Kulturen“ seien zu schützen), Feinde des „US-Imperialismus“, Sozialromantiker wie die Nazis auch. Ulrike Meinhof (in Auschwitz wurden ihr zufolge nur kapitalistische „Geldjuden“ ermordet[531]) bekämpfte den „Herrschaftsapparat“ bezeichnenderweise, weil er die „Vereinzelung“ betreibe; ihr Ideal war das „kämpferische Kollektiv“, die Gruppe, die „als Gruppe denkt, fühlt und handelt“. Dass ein Maoist wie Horst Mahler später als Neonazi von sich reden machte ist kein Zufall - wenn er die 68er-Bewegung als „national gesinnt“ betrachtet, hat er schlicht und einfach recht.
Mao wurde als der große „Völkerbefreier“ verehrt, man war begeistert von allen möglichen „nationalen Befreiungsbewegungen“, selbst (oder gerade) wenn sie von Leuten wie Pol Pot geführt wurden, sah überall begeistert „revolutionäre Völker“, die etwaige Not des Subjekts interessierte diese selbsternannten „Linken“ nicht mehr[532], nur noch die Tugend des Kollektivs. Man stülpte linke Konzepte in völliger Umnachtung vermeintlichen Parallelstrukturen über, die „Dritte Welt“ wurde (etwa bei Dutschke) zum „Proletariat“, die jeweiligen „Nationen“ zu Proletariern.
Strohpuppen von Präsident Johnson wurden verbrannt, das amerikanische Generalkonsulat mit Vietcong-Fahnen und Mao-Bildern gestürmt, die deutsch-amerikanische Freundschaftswoche in Frankfurt gestört, bei der Max Horkheimer betonte, man könne heute hier nicht frei reden, wenn „Amerika nicht eingegriffen und Deutschland und Europa vor dem furchtbarsten totalitären Terror gerettet hätte“. Die These, die deutsche Politik solle sich „von westlicher Bevormundung freimachen“ wurde 1967 offiziell nur von der NPD vertreten, aber 81% der befragten Studenten stimmten ihr zu. Waren die „68er“ noch zu Schulzeiten eher von Amerika fasziniert (in die Welt des Rock’n’Roll, amerikanischer Filme und Bücher eintauchend, die Sprache mit „Amerikanismen“ spickend), endete das bald, je mehr sie mit deutscher Literatur konfrontiert wurden. Diese kulturlosen Imperialisten! Diese armen „Völker“! Richard Löwenthal charakterisierte die Bewunderung für Mao und Castro richtig als Variante der alten Sehnsucht nach dem „edlen Wilden“. Der Vietnamkrieg diente hervorragend zur Ablenkung von der deutschen Schuld, mit der man als Kind seiner Eltern zwangsläufig konfrontiert wurde. Eine Auseinandersetzung damit vermieden die „68er“ auf ganzer

[531] Sie setzte bereits 1965 implizit Churchill mit Hitler, Dresden mit Auschwitz gleich – für diese „Unmenschlichkeit“ gäbe es „keine Rechtfertigung“, gerechte Kriege könne es nicht geben; die 68er hielten sich als Pazifisten automatisch für „Antifaschisten“, als sei der Faschismus nicht durch Krieg bezwungen worden.
[532] Das klassische sozialistische Kümmerobjekt, die „Arbeiterklasse“, war wenigstens noch keine identitaristische Gruppe, die nach Separation oder Sonderbehandlung strebte, sondern die Summe jener Individuen, die die Ware „Arbeitskraft“ möglichst gewinnbringend verkaufen wollten. Der „Sozialismus“ der „68er“ war dagegen offensichtlich ein ultranationalistischer, stumpf „nationale Befreiung“ mit gerechten Verhältnissen gleichsetzend.

Linie; sie interessierten sich nicht wirklich für die Shoah (deren Überlebende wurden als Zionisten niedergeschrien[533]), sondern suchten nach Mächten, die doch bestimmt genauso schlimm wie ihre Eltern früher waren, ja eigentlich viel schlimmer, da es ihnen ja „nur ums Geld" gehe; so waren Nazivergleiche im Vietnamkrieg an der Tagesordnung, fester Bestandteil der Ideologie. Die 503 Toten von My Lai wurden ernsthaft mit der deutschen Judenvernichtung verglichen[534]. Diese war freilich das exakte Gegenteil amerikanischer Interventionen für Freiheit und Menschenrechte. Sie war der Genozid der Antiimperialisten – darum suchen jene ständig verschämt nach Vergleichbarem. Die Shoah stellt eine Herausforderung für die die Juden umgebenden Antisemiten dar, die nun ständig versuchen, jenen ihr singuläres Schicksal streitig zu machen. Die Shoah war der einzige Fall, bei dem ein ganzes Volk als verdorben und gefährlich, als „Parasiten" entmenschlicht, weltweit ausgerottet werden sollte. Nationalistische Politiker in aller Welt suchen nicht ohne Grund seit der Gründung Israels krampfhaft nach geschichtlichen Ereignissen, um auch ihr „Volk" zum Opfer irgendeines „Völkermordes" stilisieren zu können[535]. Schon den Deutschen der Kaiser- und Weimarer Republikzeit wäre nichts lieber gewesen als ein „Völkermord an Deutschen" in der Geschichte, um die eigene Paranoia mit „Beweisen" zu unterfüttern (tatsächlich hat man entsprechende Ansätze in der Hexen- oder Ketzerverfolgung oder bei Hinrichtungen im Bauernkrieg gesucht).
Wer aber statt um Menschen um „Völker" trauert, stört sich einfach daran, dass eine bestimmte „Art" nicht mehr existiert, als würde man über Nashörner oder Kaiserpinguine sprechen. Schlimm ist für diese Leute nicht, dass ein Mensch ermordet wird, sondern dass eine „Art" aus dem virtuellen Völkeratlas gestrichen werden muss; ob der „Angehörige des Volkes XY" nun aufhört, „sein Volk" am „Leben" zu erhalten, weil er keine Lust mehr auf die kulturellen Imperative seiner heimischen Nationalisten und Stammesführer hat, oder weil er von rassistischen Wahnsinnigen gequält und ermordet wird, ist in dieser Logik letztlich egal. Das war es auch den „68ern". So wenig, wie man der NS-Bewegung mit der Zuschreibung „rechts" gerecht wird, wird man es den „68ern" mit der Zuschreibung „links". Als Massenbewegungen waren beide letztlich vom „Normalo" geprägt. Jener wollte sich gern als „links" stehend sehen, weil seine ihm eingebläuten deutschen Ideale damals nur noch auf jener Seite vertreten wurden. Schuld,

[533] Die krawallfixierten „68er" wurden von fast allen Emigranten von 1933 schnell als allzubekannte Bedrohung wahrgenommen: der deutsche Furor war wieder da. Wieder sollte das „System" von der „Bewegung" weggefegt werden. Israel wurde bis aufs Blut gehasst, als Produkt des westlichen „Imperialismus" und jüdischen „Kapitalismus". Für Henry Kissinger war klar: die Studentenbewegung in Deutschland ist „nazistischer als etwa die NPD".
[534] Die über 5.000 Opfer des kommunistischen Massakers von Hué und weitere vergleichbare Untaten Ho Chi Minhs interessierten natürlich derweil niemanden.
[535] Wie bequem es ist, sich als „armes Opfer" zu präsentieren, zeigt die NS-„Aufarbeitung" in Deutschland, wo es nur Opfer, keine Täter gegeben zu haben scheint.

dass er sie überhaupt irgendwo wiederfand, war der im Osten schwelende Nationalbolschewismus. Völkische Nationalisten mussten in den 1950er/60er Jahren notgedrungen alle wieder (wie schon vor 1848) „links“ werden, schließlich war der böse westliche („jüdische“) Kapitalismus klar anti-links und der russisch-chinesisch dominierte Ostblock von lauter „befreiten Völkern“ geprägt (statt von einer „Internationalen“), die auch noch völkisch-nationalistische Rebellen in den in Afrika oder Asien noch verbliebenen freiheitlich-westlichen Imperien unterstützten.
Auch die DDR unterstützte die „nationalen Befreiungsbewegungen“, darunter natürlich die PLO. Empathie gegenüber den Juden, die sich endlich ein Leben in Frieden wünschten, gab es nirgends; sie behinderten den „legitimen“ Wunsch nach „nationaler Selbstbestimmung“ und das Recht auf den „eigenen Boden“. Die DDR (in welcher nationalistische Antisemiten wie der Stalinist Thälmann hochverehrt waren) war eine in vielem bloße Fortsetzung des NS-Staates[536]. Gehetzt wurde gegen alles „Parasitäre“, eine anständige Arbeitsmoral war höchste Bürgerpflicht, das Nationalgefühl wurde gegen das „wurzellose Weltbürgertum“ hochgehalten, nationale Selbstständigkeit betont. Im Sozialismus würden die „nationalen Bindungen“ sogar noch viel geschlossener und stabiler wirken als zuvor, behauptete das Lehrbuch „Marxistische Philosophie“. Aus dem Stalinismus stammt das Schlagwort vom „wurzellosen Kosmopoliten“, normalerweise gegen Juden gerichtet oder Künstler, die so „verjudet“ waren, dass sie nicht immer nur muskulöse, ehrlich schaffende Arbeiter porträtieren wollten. Hans Lauter vom ZK der SED verstand 1951 darunter einen, der zur „Zerstörung des Nationalbewusstseins“ beiträgt, durch „Abkehr von der Volkstümlichkeit“. So jemand stecke unter einer Decke mit den amerikanischen Imperialisten und den „Geldmenschen“, die völlig gleichgültig seien gegenüber dem Schicksal der „Heimat“ und des „Volkes“, das er „verschachern“ und „verraten“ würde, wie DDR-Philosoph Ernst Hoffmann 1949 in altbekanntem Duktus palaverte.
Kurz: man kämpfte jenseits des Vorhangs den Kampf Rousseaus, Wilsons und Hitlers für ein „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ weiter, sah in der „Kulturnation“ eine „natürliche Einheit“, entgegen der „künstlichen“ reinen Staatsbürgernation; die Welt solle aus „freien Völkern“ bestehen, jedes Volk einen „eigenen Staat“ haben, in dem „es“ seine naturgegebenen „Teile“ regiert – sie also ungehindert diszipliniert, auf dass sie nur für das „Gemeinwohl“ ihrer nationalen Gesellschaft leben. Ein separatistischer Nationalist unterscheidet sich von anderen allein dadurch, dass er sich nur gegen den eigenen Herrscher richtet, nicht gegen fremde, und dass er nach dessen Massakrierung zwar die „Fremden“ rausschmeißt, aber keinem anderen rechtschaffenen Volk durch

[536] Olaf Kappelt zeigt, wie in der DDR insbesondere an den Euthanasiemorden beteiligte Nazis unbehelligt weiter Karriere machen konnten. Die Verachtung gegenüber Behinderten in der sozialistischen Arbeitsdiktatur konnte man z.B. auch in Rumänien 1989 sehen: in den staatlichen Anstalten wurden behinderte Kleinkinder in überfüllten dunklen Verschlägen wie Vieh in den eigenen Exkrementen gefangengehalten.

eigene „Ausdehnung“ auf die Füße treten will[537]. Ansonsten ist es dasselbe Spiel: das präexistente „Volk“ (durch Abstammung und Kultur definiert) soll ein bestimmtes Territorium beherrschen, dort ein „soziales“ System für die „Volksgenossen“ herstellen, einen starken Staat mit dirigistischem Einfluss auf das Denken und Kulturleben, letztlich eine Einheitsgesellschaft, gegen „fremde“ Einflüsse jeder Art. Je märtyrerhaft geschunden die angebliche „Nation“ dargestellt wird, desto mehr identifiziert sich der Einzelne über ihr abstraktes Schicksal und Leiden, das alles Persönliche völlig überlagert (in urdeutscher Tradition blieb die Durchsetzung *persönlicher* Interessen auch bei den „68ern“ natürlich verpönt – gerade dagegen kämpften ja die bejubelten nationalen „Befreiungsbewegungen“). Symptomatisch die deutsche Indianerbegeisterung: ein Ausdruck des Antiamerikanismus und der Sehnsucht nach einer „reinen“ Natur und einem edelwilden Opfer-Kollektiv (über jegliche unterdrückte Minderheit in den USA wusste jeder bestens Bescheid, über die Shoah-Überlebenden nur soviel, dass es „Scheiß-Zionisten“ waren[538]). Man projizierte das Idealbild vom „eigenen Volk“ auf andere, von der bösen, alles nivellierenden Zivilisation in Gestalt „der Amerikaner“ (die einfach „einmarschierten“ und die reine, „ursprüngliche“ Kultur untergruben) unterdrückte Völker. Unterton ist immer: die Siegermächte seien „doch mindestens genauso schlimm wie wir!“. Ähnlich erklärt sich die Irland-Begeisterung seit den 1970er Jahren, die gegen einen anderen „Erbfeind“, nämlich „die Engländer“, gerichtet ist, oder die anbiedernde Liebe zu Schotten, „Palästinensern“, Balten, Finnen, Ukrainern. Deutsche lieben bis heute Völker, in denen eine starke Abneigung gegen frühere Kriegsgegner schwelt und wo nicht wenige Leute meinen, die Nazis seien ja im Vergleich zu ihren eigenen Unterdrückern (oder „Unterdrückern“) gar nicht so außergewöhnlich schlimm gewesen. Der wahre „Völkermord“ (der nicht auf biologische Ausrottung angewiesen sei) drohe notorisch dem deutschen „Kulturvolk“, und gegen die wurzel- und kulturlosen „Geldjuden“ war alles ja irgendwo nur Notwehr.
Anstelle einer gebotenen Abkehr von jedem „Deutschtum“, jeder „deutschen Identität“, kam man (die Liebe zur „Nation“ war eben stärker als das Entsetzen über die in ihrem Namen begangenen Morde) dazu, selbst die Kollektivschuld (so sie nicht sowieso geleugnet wurde) positiv zu sehen, da sie auf ihre Art die Volksgemeinschaft

[537] Die deutsche „Nation“ war einfach zu groß, um sich nur mit einem Gegner anzulegen in ihrem „Lebenskampf“. Während andere Nationalisten sich ungestört austoben und „ihre“ Völker verblöden können (weil sich keine Großmacht involviert sieht), hatte man als Antinationalist in Deutschland das Glück, durch einen Krieg befreit zu werden.

[538] Bis ca. 1980 hat die Shoah in Deutschland maximal Leugner interessiert, die gegen den „israelischen Gründungsmythos“ hetzen wollten. Die Leugnung der Shoah hat ihre Wurzeln keineswegs im „rechten“ Umfeld, sondern im französischen Sozialismus (beim USA-hassenden Antiimperialisten Rassinier) sowie in der US-Friedensbewegung (H.E. Barnes) - während in Deutschland verschämte Schutzbehauptungen vorgeschoben werden, lebt die weltweite Linke ihren Juden- und Israelhass (Grenzen fließend) bekanntlich offen aus.

weiterführe und die Nation ihrer „Wiedergutwerdung“ harren konnte. In der Nachkriegszeit, und am allerwenigsten seit der Machtübernahme der sogenannten „Linken“, gab es nahezu keinerlei Auseinandersetzung mit den ideologischen Hintergründen des Nationalsozialismus in Deutschland, ja nichtmal eine Einsicht, warum jener eigentlich von den Befreiungsmächten so massiv abgelehnt worden sein könnte. Die deutschen Bürger waren nur schnell, wenn es darum ging, ihren alten Feindbildern sogar die Schuld an jenem Nationalsozialismus (den sie nun ablehnten, weil er ihnen den „unvernünftigen“ Krieg eingebrockt habe und damit die Niederlage mit den ungemütlichen Konsequenzen[539]) in die Schuhe zu schieben: dem kapitalistischen Großbürgertum, dem Adel, sogar der Kirche (ausgerechnet jenen Gruppen also, die den Nazis als besonders „judenfreundlich“ und „reaktionär“-spalterisch erschienen). Die Mehrheit musste unbedingt in Schutz genommen werden, jene „reinen, unschuldigen Deutschen“. Die „Vergangenheitsbewältigung“ der Nachkriegsdeutschen suchte sich ein paar Sündenböcke, zu denen auch die Partei gehörte, wobei eine Mitgliedschaft in den meisten konkreten Fällen dann aber doch großzügigst entschuldigt wurde (war ja nur ein „verführtes“ Opfer). An der Judenverfolgung konnte ja nur die böse Kirche schuld sein, schließlich gab es Pogrome schon im Mittelalter – oder? Man darf erinnern: die Beziehung zwischen Christen und Juden war in Europa jahrhundertelang relativ gut, durch den Geist der Nächstenliebe auch den Gegnern gegenüber, der Verzeihung, des Gebetes usw.; wo sonst leben Anhänger, ja „Vergötterer“ eines Mordopfers friedlich mit jenen zusammen, die den Ermordeten als schuldig betrachten? Natürlich stellte die Kirche stets Teile des Glaubens ihrer jüdischen Zeitgenossen als falsch dar – als noch falscher allerdings Islam, Buddhismus, jegliches Heidentum, Anthroposophie usw., und die antiprotestantische Polemik war stets um ein vielfaches schärfer als die vergleichsweise unbedeutende antitalmudische. Trotzdem wurden all jene von der Kirche viel schroffer zurückgewiesenen Gruppen nicht von den Nazis verfolgt, sondern im Gegenteil integriert - Juden wurden wegen ihrer „Rasse“ verfolgt, aus welcher sich ihre „üble“ Religion (neben allem anderen „Verderblichen“, was von ihnen über die Völker komme) ergebe. Warum wohl waren die Nazis ungläubige Kirchenhasser? Warum wohl waren die Judenretter gläubige Christen? Etwa Kardinal Jean-Marie Lustiger (1926-2007)[540]

[539] Die Shoah wurde derweil maximal bedauert, weil sie den Deutschen geschadet, ihnen „Schmach“ gebracht habe, was schlecht für die „nationale Seele“ sei (so z.B. bei Karl Jaspers).
[540] Mit 13 Jahren konvertiert, wurde er später Bischof von Orleans und strenger Verteidiger des Glaubens; er organisierte Protestkundgebung gegen Schulreformen, die katholische Privatschulen gefährdeten, hielt das Ideal des zölibatär lebenden Priesters hoch, verteidigte die kirchliche Lehre bezüglich Abtreibung und „Frauenpriestertum“, feierte sogar die Messe im Alten Ritus. Zugleich trat er stets gegen Rassismus und Antisemitismus auf, unterstützte den Staat Israel ebenso wie „illegale“ Einwanderer. Er sah sich selbst als „erfüllten Juden“. Den Katholizismus begriff er als Erfüllung des Judentums, das Neue Testament als logische Fortführung des Alten.

sah klar, dass der moderne Antisemitismus ein Produkt der Aufklärung war und gerade nicht des traditionellen Christentums. Vor allem Voltaire und Diderot hätten maßgeblich das Bild des „hässlichen Juden“ geprägt und den Hass gegen die Vorstellung eines Gottes, der auserwählt. Den Nationalsozialismus charakterisierte Lustiger richtigerweise ein Aufleben des Neuheidentums. Aber von einem Juden lässt sich ja kein Deutscher etwas sagen, am wenigsten etwas über Antisemitismus. Die Neuheiden machen die Kirche für die neuheidnische Hexenverfolgung verantwortlich, für die neuheidnische Judenverfolgung der Nazis, für die von der Hierarchie verurteilten Begleitexzesse der Kreuzzüge, ja auch am allgemeinen Hass gegen sie sei sie letztlich selbst schuld (nicht etwa ihre Diffamierer). Anscheinend ist der Kirche so wenig vorzuwerfen, dass die feindliche Welt ihr vorwerfen muss, was sie gar nicht zu verantworten hat.
Die Diffamierung Pius‘ XII (der zuvor gerade bei verfolgten Juden in hohem Ansehen stand[541]) als „schweigender Papst“ begann 1963 passenderweise mit einem fiktiven Theaterstück, Rolf Hochhuths „Stellvertreter“[542]. Die totale Unfähigkeit deutscher „Linker“ in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, das nationalsozialistische Deutschland zu analysieren, ist symptomatisch in der Gestalt Hochhuths: naja, die alten Feindbilder (Katholiken und Konservative) werden schon irgendwie schuld sein, mag dies z.B. angesichts des katholischen Wahlverhaltens, der kirchlichen Verlautbarungen, der Verfolgung überzeugter Katholiken und der gleichzeitigen NS-Bejubelei durch den nahezu vereinten deutschen Protestantismus, des Totaleinbruchs des (Pseudo-)Liberalismus und des Wankelmutes der Arbeiterschaft auch noch so abstrus und abwegig gewesen sein. Das Erbe jenes „lebensreformerischen“ Sumpfes, aus dem der Nationalsozialismus als völkische Bewegung stieg, war eben attraktiv für diese „Intellektuellen“ geblieben (wie toll, alle liefen nackig rum und waren furchtbar tierlieb), hier durfte man selbstverständlich nicht ansetzen bei der Suche nach den Schuldigen. Hochhuths zweites „großes“ Stück war 1967 sodann ein Frontalangriff auf den Befreier Churchill, dessen schändliche Rolle bei den Angriffen auf die armen deutschen Nazistädte dem dankbaren deutschen Publikum vorgeführt werden sollte (kein Wunder, dass dieser Autor zum Kumpel eines britischen Shoah-Leugners und prodeutschen Churchill-Hassers wurde).
Literaten des einflussreichen Klüngels der „linken“ „Gruppe 47“ (mit so „illustren“ Gestalten wie dem krankhaft israelhassenden Waffen-SSler Günter Grass oder Alfred Andersch, der sich in der NS-Zeit vor der Reichsschrifttumskammer noch damit brüstete, seine jüdische Frau verlassen zu haben und später Emigranten als Versager

[541] Man wird antijüdische Aussagen beim Papst mit der Lupe suchen müssen, ganz im Gegensatz zu antineuheidnischen und antinationalsozialistischen.
[542] Der Kapuziner Franz S. Nüsslein schreibt richtig, dass Hochhuth den Papst als Sündenbock der Deutschen auserkoren hat: sie konnten sich entlastet fühlen, warfen all ihre Untaten auf ihn. Ihr bis heute ungebrochener Antisemitismus bekam ein großartiges Alibi. Auch Adorno warf Hochhuth seinerzeit sein „Paktieren mit der Volksgemeinschaft“ vor.

bezeichnete, gefördert vom früheren Naziredakteur Karl Korn) prägten in den 1960er Jahren das „intellektuelle“ Leben in Deutschland nachhaltig und werden noch heute im Deutschunterricht als tolle Avantgarde behandelt, dabei waren es biederste Durchschnittsdeutsche mit ausgeprägtem Hang zum Verdrängen sowohl der eigenen wie der allgemeinhistorischen Realitäten. Leute wie Grass trauerten insgeheim ihrer glücklichen Kindheit in der „Volksgemeinschaft“ nach und führten einen lebenslangen ideologischen Kampf gegen den alles durcheinanderwirbelnden (diabolischen) Westen. Grass‘ „Blechtrommel“ von 1959[543] ist der Roman eines alten enttäuschten Hitlerjungen gegen die behäbigen konservativen „Phillister“ der Adenauerzeit, den er lediglich in die NS-Zeit hineinverlegt, welche er somit (bewusst?) verzeichnet - denn genau dieser Typus, im Roman durch den Vater repräsentiert, unheroisch sich um seinen Alltagskram kümmernd, politisch opportunistisch-mitlaufend, wurde in der NS-Propaganda bereits verspottet. Hauptfeind der „Bewegung“ (die Kommunisten als „Kämpfernaturen“ respektierend) waren stets die fettgepolsterten „Bierphilister“, die „nichts verlangen als ihre Ruhe und ein Gläschen Wein“ und sich nicht um die schlimmen gesellschaftlichen Probleme scherten. Alles „Reaktionäre“ wurde bekämpft, vor allem Kapitalismus und „die westeuropäisch-liberale Demokratie“, die dem deutschen Volk als „alleinseligmachend aufgeschwätzt“ würde (so studentische NS-Publikationen vor 1933). Bei Grass ging es vor allem gegen Kirche und Moral (wie bereits in völkischer Bewegung und HJ), er sehnte sich wieder nach allgemeiner „Bewegung“.
Die „68er“ waren dann keine Vatermörder wie der „Held“ der Geschichte, aber dass die Väter so langweilige Luschen geworden waren wurmte sie schon. Alte SS-Männer (Stillschweigen über die eigene Biographie bewahrend) warfen sich dagegen der APO an den Hals, da konnte man so schön weiter gegen alles Konservative streiten. Die „68er“ nahmen aufgrund der weitergetragenen Lebenslügen ihrer Elterngeneration an, „die Nazis“ seien irgendwelche gleichsam außerirdischen Verführer gewesen, die sich heimtückisch an die Macht geschlichen und mit Hilfe des hypnotisierten Volkes, quasi „judengleich“, die „Weltherrschaft“ an sich reißen wollten. Aus den Nazis wurden somit ausgerechnet gierige „Imperialisten“, die ihre „wahren Interessen“ mit meisterlichem Geschick verschleierten. Nun wären „sie“, nach dem von „ihnen“ ausgelösten Krieg, ja aber zum Glück alle tot (den Eltern warf man maximal vor, dass sie sich von denen „verführen“ ließen, die Souveränität anderer „Völker“ verletzt zu haben). Aber waren

[543] Überflüssig zu erwähnen, dass die jüdischen Figuren des Machwerks jedes noch so blöde Klischee erfüllen. Sich obsessiv mit irgendwelchen „deutschen Leiden“ beschäftigend (Vertreibung usw.), wurde Grass niemals müde, zum einen zu behaupten, Deutsche seien doch auch Opfer des dämonischen kriegstreiberischen Braunauers, gar „6 Millionen“ (eine nicht ohne Grund gewählte Phantasiezahl) deutsche Soldaten seien nicht etwa Täter, sondern „Opfer“ (Subtext: aufgerechnet mit den Opfern der Shoah sind wir also nicht weniger arm dran), und zum anderen, dass die Geschichte doch voll sei mit solchen „Völkermorden“, wobei die antispanische Schwarze Legende herhalten muss und natürlich der böse Ami, der die Indianer ausgerottet habe.

die Nazis nicht eigentlich sowas wie die bösen „Amis"…? Die andere Völker partout nicht in Ruhe ihre eigenen (national-sozialistischen) Idealstaaten aufbauen lassen wollten…? Und waren jene damit nicht gerade viel erfolgreicher und damit viel gefährlicher…? Klar, dass sich der Kampf jener Generation nicht gegen die echte Nazi-Ideologie richten konnte, sondern ausgerechnet gegen Amerika, hielt sie „die" (historisierten) Nazis ja lediglich für sowas wie gescheiterte Möchtegern-Amis zweiter Klasse. Der Antikapitalismus des Nationalsozialismus, dessen Förderung antikolonialer Bewegungen, ja sein Charakter als ultraprogressistische Jugendbewegung wurden nicht wahrgenommen, weil man sich überhaupt nicht dafür interessierte. „Schlimm" war eben, was man als guter Deutscher seit Jahr und Tag als schlimm empfand: Völker bevormunden, Kulturen zerstören, Kriege führen. Was „68er" den Nazis vorwarfen (wenn sie sich überhaupt mal mit der NS-Zeit beschäftigten), waren exakt dieselben Dinge, welche die Nazis (sprich ihre Eltern und Lehrer) einst den Juden vorwarfen: sie seien Imperialisten, Kapitalisten, beuteten aus, machten „Nationen" kaputt; doch diese „Nazis" des deutschen Wunschdenkens waren in Wahrheit „Fremde" – nach dem Bild der „Yankee"-Besatzer in Deutschland gezeichnet, die damals übrigens natürlich mit Vorliebe hager und mit Hakennase karikiert wurden (wie Juden und Jesuiten).
Man war also gegen das besatzerhörige „konservative Establishment" der 1950er Jahre - jene, die gegen den erheblichen Widerwillen der Bevölkerung für unbedingte Westbindung und Israelsolidarität stritten. Symptomatisch der Hass der „68er" auf den Springer-Konzern, dessen Medien den deutschen Lesern ein proamerikanisches und proisraelisches Weltbild vorlegten.
Und die neue Generation des üblichen deutschen Volksvergötzers, nun mit Blümchen im mittlerweile wieder langen Haar, drängte zur Macht, mit den alten Feindbildern im Gepäck und den alten Götzen, man liebte die „Natur", „ethnische" Religionen, den Naturismus, ein „gerechtes Wirtschaftssystem". Warum bloß? Man schaue einfach, wer die Lehrer dieser Generation waren. Viele prägende Gestalten des lokalen gesellschaftlichen und schulischen Lebens waren alte Nazis. Mit Anfang 40 standen die heißblütigen Veteranen der völkischen Jugendbewegung aus den späten 1920er und frühen 1930er Jahre damals „mitten im Leben". Sie prägten Lehre und Publizistik (in welcher die NS-Zeit geflissentlich verschwiegen wurde) mit ausgiebiger Heimattümelei, der Mensch wurde weiterhin zum „heimatlichen Gewächs" botanisiert, die „Heimat" personalisiert, glorifiziert, ja ohne Übertreibung vergöttlicht. Besonders nationalrevolutionär Eingestellte suchten sich als neues Betätigungsfeld den Protest gegen Atomkraftwerke, Industrialisierung der Landwirtschaft, die „Vergiftung" der Lebensmittel mit „Chemie" und fanden sich gerne bei der „Aktion unabhängiger Deutscher" (AUD) wieder. Der „Antiimperialist" und „Antikapitalist" Mao wurde gerühmt wie früher Hitler. Entsprechende Gestalten werden noch heute (etwa hier im Raum Waldshut) von ehemaligen Schülern verehrt, so ein toller „unangepasster" Umwelt- und Heimatschützer, und wie „mutig" der gegen die Kirche geschimpft hat…

Die Lieblingsfeindbilder der 1930er Jahre (Juden aus politischen Gründen mittlerweile ausgenommen) wurden weitergepflegt: böse Pfaffen, böse Junker. Das Hexenthema, ebenfalls aus der NS-Zeit, in der man sich obsessiv daran weidete und die „Hexenforschung“ beispiellos vorantrieb (unschuldige, weise germanische Frauen, die doch nur uralte Heilkunde ausübten, im Visier der finsteren fremden Kirche; alle heutigen Bilder von der „Hexenverfolgung“ stammen aus dem Nationalsozialismus, der überhaupt erst das Interesse für dieses Thema weckte) war den „Heimathirschen“ weiterhin eines ihrer liebsten, neben Bauernkrieg und 1848. Das „Volksherrschafts“-Verständnis entsprach weiterhin dem der „Bewegung“ und meinte natürlich nicht den Interessensausgleich der Parteien des parlamentarischen Systems, sondern die Durchsetzung des unterstellten gemeinsamen Willens des „gemeinwohlorientierten“, „ehrlich arbeitenden“, urwüchsigen und eingeborenen, agrarromantisch verklärten „einfachen Volkes“.
Schüler solcher Lehrer verloren ihren Glauben wegen der angeblichen „Geschichte der Verbrechen der Kirche“, die sie bei ihnen „erlernt“ hatten; die neuen liberalen Pfarrer, zum Glaubenszweifel geradezu ermutigend, taten ihr übriges. Man begeisterte sich in der nachwachsenden Generation dann aus Gründen, die einem damals selbst gar nicht bewusst waren (so hört man es von Zeitzeugen), für alle möglichen nationalen Freiheitskämpfe und rutschte typischerweise spätestens in den 1980er Jahren (auf dem „Sinnsuche“-Trip) in die Esoterik ab, sich des braunen Fundaments des eigenen Denkens in keiner Weise bewusst.
Derweil hatte Kanzler Brandt längst das Aufgeben der deutschen Westbindung durchgesetzt. Der Staat Israel (als Produkt der zu überwindenden Nachkriegsordnung) wurde in Deutschland zunehmend offener als Störfaktor angesehen für die „Souveränität“ der „Völker“. Nicht zuletzt Deutschland selbst wollte wieder als „eigenständiger“ Faktor Weltpolitik spielen: man kämpfte wiedermal für eine „gute Sache“, also für alles, was der böse dekadente Westen bedrohe („Kulturen“ und „die Natur“).
Nachdem die kommunistischen Machthaber in Polen gerade die letzten verbliebenen Juden durch antisemitische Kampagnen förmlich aus dem Land geekelt hatten, umgarnte Brandt 1970 ebenjene Herrschenden (natürlich nicht die polnischen Katholiken) mit seinem Kniefall ausgerechnet vor dem Mahnmal für die beim Ghettoaufstand in Warschau Getöteten – dass es sich bei jenen eben nicht einfach um irgendwelche Angehörige der „polnischen Nation“, sondern um Juden gehandelt hatte, ging bei der Inszenierung (bei der z.B. der Zentralrat der Juden unerwünscht war) natürlich gewollt unter, wie nicht anders zu erwarten bei jenem „68er“-Liebling, der gegenüber Israel endlich wieder „eine Politik ohne Komplexe“ betreiben wollte. Vorbei waren die Zeiten, als Terrorist Kunzelmann (von PLO-Kämpfern ausgebildet und gerne über „die Scheißjuden“ herziehend) sich über den deutschen „Judenknacks“ beschweren konnte. 1972 kam es in München zum Massaker an 11 israelischen Sportlern (von RAF und

ihren Unterstützern gefeiert), was Brandt besonders deshalb ärgerte, weil doch die Olympiade „eine Werbung für die Bundesrepublik Deutschland“ sein sollte. 1976 entführten palästinensische Terroristen ein Passagierflugzeug aus Tel Aviv (der deutsche Terrorist Böse selektierte die jüdischen Passagiere); Israel befreite die Geiseln in Uganda, und „linke“ Deutsche hatten nichts weiter zu tun, als über die „Verletzung der Souveränität Ugandas“ zu klagen. Maoisten schimpften mal wieder, was für eine „blutrünstige und machtgierige Bastion gegen die Völker“ Israel sei, ein „grausamer Feind“, der „auch vor Völkermord nicht zurückschreckt“. Die „Zionisten“, die „Nazis unserer Tage“, seien durch „Terror und Massenmord“ in den „Besitz des palästinensischen Territoriums“ (als habe es vorher einen „palästinensischen Staat“ gegeben)[544] gelangt. Wer die „Nazis unserer Tage“ wirklich waren, wurde z.B. im Frankfurter „Häuserkampf“ mit antisemitischen Protestbildern demonstriert, bei antiisraelischen Demonstrationen vor Synagogen (Jude=finsterer Zionist), beim „linken“ Boykott israelischer Produkte.
Die nationalbolschewistische RAF sah das US-Militär in Deutschland als ihren Hauptfeind, erklärte, die USA hätten Westdeutschland „kolonisiert“ und unterdrückten das deutsche Volk so wie die „autochthonen“ Bevölkerungen in „besetzten Ländern der Dritten Welt“, wollten stets die „Identität des unterworfenen Volkes vernichten“ mit ihrer „Gehirnwäsche“ (gemeint ist die gescheiterte Reeducation). Ihr Anwalt Christian Ströbele (Ex-Referendar bei seinem Freund Horst Mahler) verglich 1981 die USA mit Nazideutschland (an welchem er als notorischer Israelhasser lediglich kritisierte, es habe „Kriege angefangen“) und skandierte „Yankee go Home“, nicht ohne nachzuschieben, selbstverständlich nichts gegen Schwarze oder Puertoricaner in den USA zu haben[545]; die obligatorische Sympathie für die „Indianer“ drückte er auch aus, sie wie in Deutschland üblich als Projektionsfläche instrumentalisierend, indem er seine lieben Deutschen mit ihnen verglich: wenn Deutschland zum Kriegsschauplatz geworden sei, würden sicher die „Reste des deutschen Volkes in den Reservaten der Mittelgebirge“ gehalten werden. „Friedensbewegte“ Progressisten wie Helmut Gollwitzer hatten längst den alten Antiamerikanismus in der NS-verseuchten Evangelischen Kirche erneuert, und Medienlieblinge wie der obsessive Katholikenhasser Karlheinz Deschner (zudem radikaler Tierschützer, seine Haltung zur jüdischen Religion braucht nicht extra erwähnt

[544] „Palästina befreien“ wurde zur fixen Idee, als Ausdruck reinster Blut und Boden-Sehnsüchte; das „Land“ soll von den bösen Invasoren, den „international vernetzten“ und hochtechnisierten Juden, „befreit“ und von seinen „naturgemäßen“ edelwilden Bewohnern (die allein dorthin gehörten) wieder (wahrscheinlich ökologisch besonders verträglich) zur Blüte gebracht werden.
[545] Jene wurden („edle Wilde“ halt) als unfähig imaginiert, zu irgendetwas Bösem fähig zu sein (sind ja keine freien, denkenden Individuen, sondern nur Repräsentanten verkannter, edler „Rassen“…), und wenn, waren sie von denen, die „die Fäden in der Hand“ halten in Amerika (das „Ostküstenkapital“, der „Geldjude“ mit anderen Worten), dazu verführt und „manipuliert“.

zu werden) hetzten ebenso eifrig gegen den „Moloch“ USA, der auf „Gewalt, Geld und Heuchelei“ aufbaue.
Nach und nach kam das deutsche Denken also wieder auf „Linie“, damit auch die Politik. „Amerikanisierung“ ist dem Deutschen stets gleichbedeutend mit Verschlechterung, eine „Bedrohung“, sie raube die „eigene Identität“. Es wird noch heute ungebrochen gemotzt über die Anglisierung der schönen deutschen Sprache, die „oberflächlichen“ Hollywoodfilme, den „falschen Glanz“ ihrer Stars (im Gegensatz zur „ungekünstelten“, tiefgründigen deutschen „Bodenständigkeit“), das „ungesunde“ McDonald’s-Essen, den „uniformen Kunstwein“ aus Kalifornien, die „Wegwerfkultur“, die „Chlorhühner“ (als Argument gegen das Freihandelsabkommen); Musik und Film werden kritisch beäugt als Mittel des „Kulturimperialismus“, und wenn etwas auf dem „amerikanischen Markt“ Erfolg hat, am Ende noch bei der „amerikanischen Hausfrau“ (scheinbar der Inbegriff des Zurückgebliebenseins), könne das ja nichts Gescheites für den kulturüberlegenen Europäer mit seinem astronomischen Bildungsvorsprung sein. Liberale Waffengesetze seien schuld an der großen „Unsicherheit“ in den USA, will man die dort lebenden Freiheitsvorzieher regelmäßig belehren[546]. Der antiamerikanische Filmemacher und Aktivist Michael Moore ist natürlich in Deutschland besonders erfolgreich. Die USA seien „selbst schuld“ an Hass und Terror (schon der Bombenkrieg des Zweiten Weltkriegs stehe ja der Schlechtigkeit Hitlers kaum nach...), gleichzeitig ist das Gejammer groß, wenn es sich „egoistisch“ aus Konflikten heraushält. Der „leuchtende“ Gegenentwurf ist für den Amerikaverächter „Europa“. Das politisch erwünschte Konstrukt einer „europäischen Identität“ beinhaltet vor allem: Hauptsache keine „amerikanischen Verhältnisse“. Amerika steht für un-„verwurzeltes“ über den weltlichen Dingen Stehen, die Welt zu *nutzen* statt sie zu lieben, ja über sie einfach hinüberzugehen. Kulturvergötzung ist dort fremd. Darum hassen Europäer diese gleichsam im 18. Jahrhundert stehengebliebenen (und vom geistig trägen Europa in seiner naiven Geschichtsauffassung als „völlig neuartig“ missverstandenen) „Ausreißer“. Die USA hätten sich von der „gemeinsamen Geschichte“ abgespalten, um eine kalte „neue Welt“ schändlicher Egoismen zu begründen[547]. 1954 bereits warnte Hannah Arendt vor einem gegen die USA gerichteten

[546] Etwa der Massenmörder von Las Vegas 2017 hätte sogar in Deutschland legal eine Waffe besitzen dürfen als braver Jäger (wie es z.B. der Amokläufer von Hanau 2020 ja auch tat). Deutsche aber lieben es, sich den USA moralisch überlegen zu geben (um selbst aus der Bad-Boy-Position herauszukommen) und mit dem Finger auf die Sieger zu zeigen. Paradox ist, wie gerade Linke allen möglichen Revolutionären in aller Welt zujubeln, aber zu Hause den privaten Waffenbesitz möglichst abschaffen wollen – wie haben wohl die ganzen „Freiheitshelden“ ihre Tyrannen besiegt?

[547] Weiße Amerikaner, diese „Verräter“, werden in Europa ständig als verroht und verkommen, dumm und zurückgeblieben geschmäht, sobald aber ein Land aber von „Fremdrassigen“ bevölkert

neuen Euronationalismus[548]. Der Nationalismus wird hier einfach auf eine andere Ebene verlagert (ebenso wie übrigens im Falle des Regionalismus). So wie „Deutschland“ nur eine künstliche Gedankenkonstruktion, eine Idee in den Köpfen der Nationalisten war, ist dies auch heute mit „Europa“ der Fall. Die vormodernen Mächte sahen sich nicht als „europäisch“, sondern als *christlich*; die wichtigsten waren Weltreiche, weit über Europa hinausgehend, was aus deutscher Perspektive gerne übersehen wird. Es herrschten *christliche Monarchen* über interkontinentale Reiche, nicht „die Europäer“ über die Welt. Die alten Reiche dehnten sich ihre ganze Geschichte hindurch immer weiter aus, auch nach Übersee, wo Missionsgebiete zu ganz normalen Reichsteilen (gerade auch in kultureller Hinsicht) wurden. Deutschland dagegen hat eine Tradition des räumlich eingeschränkten Denkens, in dem an den „Grenzen Europas“ Schluss ist. Die EU ist in keiner Weise identisch mit dem alten *corpus christianum* (sie ist religiös neutral und rein geographisch definiert), „Europa“ ist eine Idee der Moderne.
Zusammengehörigkeitsgefühl ergab sich früher aus der gemeinsamen Religion bzw. Konfession - die „europäischen“ Mächte waren untereinander selbst am *meisten* zerstritten; zugleich hatte zur Zeit der Großreiche nahezu die ganze Welt eine „gemeinsame Geschichte“, von der „Europa“ in keiner Weise getrennt war. Russland oder das Osmanische Reich (ihrerseits kontinentübergreifend und mit engsten Beziehungen zu China, dem Mogulreich oder Persien) waren z.B. für die französische Politik nicht ferner als England oder Spanien. Die Vorstellung eines zusammenhängenden „Abendlandes“ als „Kulturraum“ ist gänzlich romantisch und im Kern eine fatale Abgrenzung vom „Orient“, der ganz und gar fremd sei.
Die Begeisterung für Europa (sich in Zeiten der Dekolonisierung auf „sich selbst“ zurückziehend) verstärkte umso mehr die antiimperialistische Rhetorik. In den beliebten Asterix-Comics etwa wurde das Ideal der „reinen, unverbildeten Rasse“ propagiert (Leon Poliakov), die alte Vorstellung Chateaubriands aufgreifend, „die Gallier“ hätten sich „den Römern“ ständig widersetzt und diese bösen „Eindringlinge“ mannhaft bekämpft. Die Helden der Geschichten verschanzen sich wacker gegen jeden „zersetzenden“ Zivilisationseinfluss von außen. Eisern hält die ethnisch homogene Dorfgemeinschaft an ihren archaischen Strukturen fest. In putziger Idylle wird der Fortschritt verweigert – die Öko-Bewegung und Globalisierungsgegner aller Art liebte die Comics dafür. Der diametrale Gegenentwurf aus den USA ist das kosmopolitische Entenhausen, wo „individualisierte Enten mit Auto fahrenden Mäusen und dem Landleben entfremdeten Hühnern und Kühen in bunter ethnischer Vielfalt

---

wird, scheint jede noch so gravierende Menschenrechtsverletzung aufgrund der angeblich so vollkommen verschiedenen „Kultur“ gerechtfertigt.

[548] Die von Adenauer gewünschte und 1950 auf den Weg gebrachte Union Frankreichs und Deutschlands sollte ursprünglich gerade dazu dienen, den Westen insgesamt zu stärken (die SPD lehnte das Abkommen damals natürlich wegen vermeintlicher Nachteile für Deutschland vehement ab).

zusammenleben, vom nimmermüden Erfinder Daniel Düsentrieb auf den neuesten technologischen Stand gebracht“ (Herzinger)[549]. Auch die Sesamstraße spiegelte den „Melting Pot“ USA wieder, war daher etwa dem Bayerischen Rundfunk jahrelang zu „amerikanisch“, um ausgestrahlt zu werden.

Man ist aber entweder Proamerikaner oder ein tyrannischer Barbar. Die USA sind historisch der Gegenentwurf zum der Tyrannei anheimgefallenen Europa. Während der europäische Republikanismus einfach absolutistische Herrschaftsprinzipien übernahm, ja durch die Ideologie der „Nation“ nur noch verschlimmerte (pseudoarchaische Stammesideale im Kopf), herrschte in den USA ein christlicher Konsens zwischen freien Menschen, dass die individuellen Freiheitsrechte unbedingt zu schützen sind – während Europa weiter nach Einheit strebte, strebte man in Amerika nach Freiheit. Nur dort gab es echte Religionsfreiheit, nur dort wurde die Freiheit des Einzelnen wahrhaft und aus tiefster Überzeugung, ein absoluter Wert in sich zu sein, verteidigt, nur dort spielte jegliche Herkunft niemals eine Rolle, nur dort zählte wirklich nur die Person. Aus dem Bewusstsein dafür, wie großartig es war, sich eine solche Oase der Freiheit geschaffen zu haben, erwuchs die berechtigte Überzeugung, dem Rest der Welt einen wahrhaft überlegenen Staat entgegenhalten zu können, einen Leuchtturm der Menschenrechte – während ringsum alles nur nach „Völkerrechten“ krakeelte (und bis heute hat sich nichts geändert)[550]. Die Hymne der USA besingt nicht umsonst ein Land der „Freien“, nicht etwa eins der „Amerikaner“. Der Proamerikaner dankt es den Bewohner dieser Oase der Freiheit, wenn sie helfen wollen, dass auch andere Orte auf der Welt besser werden können[551]. Wie reagiert dagegen der Barbar? Die Rede vom „besetzten Land“ wurde

---

[549] Bereits 1931 schimpfte das pommersche Gauorgan der NSDAP über Micky Maus – ein „schmutziges Ungeziefer“, ja ungesunder „Bakterienüberträger“ würde da zum „idealen Tiertypus“ gemacht, und die deutsche Jugend schmücke zur Freude der amerikanischen „Finanzjuden“ auch noch ihre Kleidung damit; das katholische Tagblatt vom Oberrhein spottete über den Artikel: demnächst müsse man wohl Grimms Märchen von Bären (haben Trichinen) und die Edda von Adlern und Raben (haben Flöhe) reinigen; Micky Maus wird gelobt, die Leute mit ihrem „genialen, naiven Witz“ zu erfreuen, jene lachen zu lassen, die sonst gerade nichts zu lachen haben – „ganz unpolitisch lachen die Leute, unpolitisch wie die Kinder“.

[550] Ein deutscher Nationalist etwa hält „sein“ Land gerade nicht für etwas Besonderes, sondern stellt es als völlig „normal“ dar (mit allen „Stärken und Schwächen“, die Nationen nunmal hätten…), als ein Gehege unter vielen im großen Völkerzoo, schön eingereiht, dort, wo niemand ausscheren und den anderen „reinreden“ soll; man „steht zu Deutschland“, weil man eben ein Deutscher sei.

[551] Der normale Nationalist hält seinen Staat, seine Mitbürger keineswegs für vorbildhaft – man will ja gerade nicht Vorbild sein, sondern was „Eigenes“. Der wahrhaft amerikanische Patriot ist daher auch kein Nationalist – er sieht die USA, im Gegenteil, als universalistische Kraft, als Imperium des Kosmopolitismus, gerade gegen alle nationalen Partikularismen stehend; ein amerikanischer Nationalist wünscht sich dagegen, die USA würden endlich „normal“, hielten sich aus Angelegenheiten „fremder Völker“ heraus – dies ist der große Gegensatz zwischen den

dank der „Friedensbewegung“ (der Bewegung der Verlierer) auch außerhalb von NPD-Kreisen wieder salonfähig[552]. Gollwitzer (der die Befreiung für eine „Niederlage“ hielt) warf der deutschen Regierung vor, feige „Selbstkolonisierung“ zu betreiben, „einer auswärtigen Macht […] unser Land zur Verfügung“ zu stellen, um dort Raketen zu stationieren. Augstein fragte rhetorisch: „Soll es denn gar kein deutsch-nationales Interesse mehr geben, sondern nur noch die Interessen von US-Amerikanern, Engländern, Franzosen, Italienern, Israelis?“. Da die „Friedensbewegung“ eine Massenbewegung war, wurde auch der in ihr „aufkeimende neue Patriotismus“ (Frankfurter Rundschau) zum Allgemeingut[553]. Nun war nicht mehr nötig, das Bedürfnis nach Nationalismus abzulenken auf Nebenschauplätze – es wurde wieder ganz offen der „deutsche Boden“ gegen Amerika (und die „Yankee-Kultur“) verteidigt. Präsident Reagan wurde im Bundestag von Joschka Fischer als „schießwütiger Zelluloid-Cowboy“, von Ströbele gleich als „Terrorist“ bezeichnet. Man liebte das wiederentdeckte Gemeinschaftsgefühl bei „Friedensaktionen“, wo man sich wortwörtlich wiedermal „einreihen“ konnte (in Menschenketten).
SPD-Kanzler Schmidt (der „Bewegung“ noch viel zu gemäßigt) erklärte bis zuletzt nimmermüde Menschenrechte zur westlichen Erfindung, nach denen man z.B. Geschehnisse in China (alles so fremd da) nicht bewerten dürfe, das sei ja furchtbar arrogant[554]. Eine solche Sicht auf China ist nicht neu, bereits christlichen Missionaren der Frühen Neuzeit schlotterten ja die Knie vor dieser so wahnsinnig „uralten“ und „eindrucksvollen“ Kultur, der man mit seinen westlichen Vorstellungen gar nicht erst

---

„Neokonservativen“ wie Reagan oder Bush und der neuartigen „America-first!“-Fraktion Marke Trump, letztere einen Verfall des amerikanischen Konservatismus aufzeigend. Ist doch der „Neokonservatismus“ die bevorzugte Denkrichtung vieler mehr oder weniger gläubiger Juden in den USA, wäre zum einen der weltweite Hass gegen diese politische Richtung erklärt, zum anderen deren Ausrichtung, nationalen Grenzen wenig Bedeutung beizumessen und sich eindeutig zum humanitären Interventionismus (notfalls auch allein) zu bekennen, der klassischen jüdisch-christlichen Motivation gemäß, den Brüdern überall zur Hilfe zu eilen.

[552] Vom nationalrevolutionären Henning Eichberg importiert; man wolle wieder „Deutscher“ sein, nicht „BRD-Bürger mit amerikanisierter Sprache“; die Studentenbewegung sah er als Beginn des Wiedererwachens nationaler Identität an, man strebe nicht mehr geistlos nach „Haben“, sondern nach „Sein“.

[553] Der Spiegel konnte 1984 gar die „Tabufrage“ nach einer „Mitschuld der Juden am Holocaust“ stellen.

[554] Schmidt behauptet, die Menschenrechte stünden ja nichtmal in der Bibel, dabei finden sich die Voraussetzungen für deren positivrechtliche Formulierung sämtlich in den göttlichen Geboten und der Auslegung des Messias; sie sind implizit in der jüdischen und christlichen Lehre vollständig enthalten. Die menschliche Würde ergibt sich aus der Gottesebenbildlichkeit jedes einzelnen menschlichen Individuums. Im Gegenteil ist der *Kulturrelativismus* ein Produkt der europäischen Aufklärung (etwa bei Herder).

kommen dürfe und daher Missionsinhalte auf ein Minimum beschränken müsse. Prowestliche Oppositionsbewegungen in Fernost sind in Europa bis heute suspekt. Der „Genscherismus“ der 1980er Jahre markierte ein Nachgeben der Außenpolitik gegenüber dieser „pazifistischen“ (=antiwestlichen) deutschen Öffentlichkeit und eine von den USA „unabhängigere“ Linie, die darauf beharrte, Krieg sei „immer schlecht“, alles müsse stets „politisch“ gelöst werden[555]. Am wichtigsten sei der Erhalt des „Friedens“. Die Freiheit der Menschen in totalitären Staaten ist der überwältigenden Mehrheit der Deutschen völlig egal. Wenn ein entsprechendes System eben dem Willen der Mehrheit entspricht, dürfe man es jener nicht wegnehmen. Die gequälte und verfolgte Minderheit, die nicht unter der Tyrannei leben will, sei selbst schuld, wenn sie sich der Mehrheit eben nicht beugt. Man kennt nur „Völkerrechte“, keine Menschenrechte. Eine Gleichbewertung (und damit Gleichbehandlung) aller heutigen Staatswesen ist aber völlig ausgeschlossen, wenn man mit dem Begriff der Menschenrechte wenigstens rudimentär etwas anfangen kann[556]. Ein Schurkenstaat, der tagtäglich von aller Welt ungehindert mordet, schikaniert und sonstwie Gewalt gegen die Unerwünschten in „seinem“ Land anwendet, wird nunmal in der Regel vom Großteil seiner Bevölkerung getragen. Sich gegen ihn zu stellen heißt, sich gegen einen „Volkswillen“ im Sinne einer radikalen Demokratie zu stellen. Für Deutsche aber ist ein „Volk“ gleichsam Vermittler unumstößlicher Naturgewalten – dem Mehrheitswillen zu widersprechen, gar Widerstand zu leisten gerät ihnen in den Bereich des Krankhaften. Sie jammern bis heute über „falsche“ Kriegsanlässe der USA, als ob es gegen Staaten wie jenen der Taliban (mit denen ein Frieden tödlicher und menschenverachtender ist als ein Krieg) überhaupt irgendeines konkreten Anlasses bedürfte.
Das Kriegführen zu Befreiungszwecken wurde von der das Denken bis heute bestimmenden Friedensbewegung als Teil einer allgemeinen unanständigen „Einmischung“ in „fremde Angelegenheiten“ gesehen, was man in Deutschland nach den Weltkriegsniederlagen natürlich nicht gernhaben konnte. Die Maxime der Friedensbewegung lautete daher: Exoten sollen Exoten bleiben (oder besser: wieder werden), während „wir“ uns nicht „in gewachsene Strukturen anderer Völker mit unserem Zivilisationsplunder einschleichen“ sollten, wie es der BUND Anfang der 1980er Jahre ausdrückte. Heimische Ausbeutungsverhältnisse sind OK, Hauptsache kein „Fremder“ mischt sich ein. Besser, die Leute da unten verdursten, als dass sie anfangen, Coca-Cola zu trinken.

---

[555] 1991 (als die USA gerade im Irak mit ganz anderen Problemen beschäftigt waren) verstand man unter solch einer „politischen“ Lösung das eilige Nachgeben gegenüber dem nationalistischen Blutkult auf dem Balkan mit der Forderung nach „ethnisch reinen“ Staatswesen (forderten Deutsche in jenem Jahrhundert bekanntlich schonmal) - wie in solchen Fällen üblich in Massakern und Vertreibungen endend.

[556] Weshalb inter-nationale Organisationen, die per se von moralischer Gleichwertigkeit ihrer Mitgliedsstaaten ausgehen, immer problematisch sind.

1990 endete die Einschränkung der Souveränität Deutschlands durch den Zwei-plus-vier-Vertrag. Der deutsche Patriotismus feiert seitdem fröhliche Urständ'.
Die deutsche Außenpolitik vollzieht spätestens seit Kanzler Schröder (der mit antiamerikanischen Parolen seine zweite Kanzlerwahl gewann) vollends eine konsequente Entwestlichung und kommt damit der jahrzehntelangen Nachfrage in der Bevölkerung nach. Der „Neoliberalismus", das Schreckgespenst der harmoniesüchtigen Deutschen, wird publizistisch stets als etwas Fremdes, konkret: Amerikanisches präsentiert, welches das Land seit den 1980er Jahren verderbe; die schändliche „Gier", ja „Gewinnsucht" erscheint als undeutsches Laster, das quasi eingeschleppt wurde. Der deutsche Antiamerikanismus zeigte nach den Anschlägen vom 11. September 2001 sein hässlichstes Gesicht, als von links wie rechts nur mitleidlose Häme zu hören war; Botho Strauß schwadronierte von „Schwurfingern des Geldes", die „abgehackt" worden seien, von einem Kampf „Böser gegen Böse". War es anders zu erwarten? Spiegel-Gründer Augstein geiferte seit Jahrzehnten unablässig gegen die USA, diesen „Welt-Sheriff", der „ganze Völker zusammenschlagen" würde.
Die EU ist spätestens seit der Schröder-Ära williges Instrument deutscher Versuche, eine antiamerikanische Gegenmacht zu etablieren, wenn auch lediglich die wirtschaftspolitische Notwendigkeit, natürlich nicht die Liebe zu den erdverwachsenen „Dichtern und Denkern" die kleineren Staaten mitreißt. Deutsche, sich pathologisch von ihren Nachbarn bedroht fühlend, können jene in der EU wunderbar unter Kontrolle halten. Dem deutschen Märchen, nur die EU garantiere, dass die europäischen „Völker" keinen Krieg gegeneinander führen, ist zu entgegnen: lediglich *Deutsche* haben in den letzten 200 Jahren in Europa ständig Kriege angefangen! Nach dem Wiener Kongress gab es diverse nationalistische Unabhängigkeitskriege, auch Bürgerkriege, aber dass sich souveräne Staaten (unter den heutigen EU-Mitgliedern) bekriegten, kam ansonsten nur aufgrund der deutschen Überheblichkeit (die heute die EU dominiert) und Nervosität zustande. Die deutsche EU-Begeisterung, mit dem Friedensargument gerechtfertigt, muss im Ausland so wahrgenommen werden: „wenn ihr nicht nach unserer Pfeife tanzt, fühlen wir uns wieder ganz schlimm bedroht und sind leider gezwungen, wiedermal durchzudrehen - ihr müsst uns also durch eure Unterordnung gefälligst helfen, uns wie Menschen zu benehmen". Freilich konnte die antideutsche Kritik aus dem südlichen Europa während der Finanzkrise ab 2008 nur wirkungslos verpuffen.
Die 2010er Jahre sind erst recht geprägt von einer, von den Medien wie einst 1914 geifernd vorangebrüllten, brachialen deutschen Außenpolitik (die Führungsrolle in der EU ausnutzend), die mit insbesondere (pro-)westlichen Partnern bricht und jenen dann

die Schuld dafür in die Schuhe schiebt (USA[557], Großbritannien[558], Polen). Den Antiamerikanern ein Geschenk war die Wahl des „steinreichen Kapitalisten" Donald Trump. Nun konnte man seinen ganzen Hass ausleben und so tun, als ginge es nicht um Amerika, sondern nur um seinen Präsidenten (den, als Amerika aus allem heraushaltenwollenden Antiinterventionisten und Freihandelsverächter, man eigentlich lieben müsste[559]). Die mediale Anti-Trump-Hysterie[560] zeigte Wirkung: 2019 hielten laut einer Umfrage 56% der Deutschen die USA für die „größte Bedrohung" (2014 noch 14%). Deutsche suchen eben immernoch krankhaft nach „bösen Führern" in ehemaligen Feindstaaten (auch Israel steht dabei unter besonderer Beobachtung). Außenminister Maas schmiedet derweil an einer antiamerikanischen „Allianz der Multilateralisten"; er hält es gegenüber den USA für „höchste Zeit, unsere Partnerschaft neu zu vermessen". Man braucht sie ja nicht mehr und kann jubilieren, dass „die Ära des omnipräsenten amerikanischen Weltpolizisten zu Ende geht". Das totalitäre China hat inzwischen die stärkste Kaufkraft weltweit, ist führend bei der technischen Entwicklung und wird daher schamlos umworben. Wirtschaftsminister Gabriel kündigte nach dem vom „Volk" herbeigeschrienen Aus des Freihandelsabkommens mit den USA 2017 eine „neue

---

[557] In der „NSA-Affäre" z.B. waren Deutsche natürlich nicht sauer, dass sie bespitzelt wurden (2013 regte sich niemand über die neuen gesetzlichen Möglichkeiten zu Onlinedurchsuchung, Rasterfahndung, Wohnraumüberwachung und Lauschangriff auf – sind ja „unsere Jungs", die da schnüffeln, alles zu unserem Besten…), sondern dass es die bösen Amis waren, die damit „unsere Souveränität", „unser Recht auf Selbstbestimmung" verletzt hätten.

[558] Die EU-skeptischen „Rechten" in den ehemaligen „Feindstaaten" sind keineswegs das Äquivalent zur deutschen Rechten, sondern jene, die damals im Namen der Verteidigung der westlich-universalistischen Freiheit den deutschen Faschismus bekämpften. In Großbritannien etwa waren es ausschließlich die „Rechten" (die heute für den „Brexit" wären), die gegen die Nazis einschreiten wollten. Der „Brexit" wärmt nun antibritische Ressentiments wieder auf (kommt nun etwa der böse „britische Imperialismus" wieder…?), während „den Schotten" (natürlich nur den „schottisch" wählenden, der Rest ist ja entartet und „seiner Natur entfremdet"…), diesem „gesunden Volk", das so schön „ursprüngliche" Volkstraditionen pflegt und aufsteht gegen den „imperialistischen Völkerkerker", natürlich immernoch alle deutschen Herzen zufliegen.

[559] Die deutsche Bigotterie war kaum noch erträglich. 2018 z.B. wurde die verschärfte amerikanische Schutzzollpolitik schroff kritisiert (von denselben Leuten, die nur zwei Jahre zuvor wutentbrannt gegen das geplante transatlantische Freihandelsabkommen protestiert hatten), dabei aber sowohl verschwiegen, dass Vorgänger Obama sogar noch sehr viel höhere Strafzölle anvisiert hatte, als auch, dass die viel eifrigeren Protektionisten in Europa selbst sitzen – hier gab es schon längst vergleichbare Einfuhrzölle gegen Amerika, maßgeblich von der deutschen Politik zum Schutz der einheimischen Wirtschaft durchgesetzt.

[560] Laut einer Harvard-Studie berichtete etwa die ARD zu 98% negativ über Präsident Trump, der in deutschen Medien in „Stürmer"-Manier fast nur unvorteilhaft mit hässlicher „Fratze" abgebildet wurde.

Asien-Strategie“ an. China, das inzwischen knapp jedem zweiten Deutschen ein lieberer Partner als die USA wäre, ist bekanntlich einsamer Welt-Spitzenreiter in der Vollstreckung von Todesstrafen und derzeit neben Nordkorea vielleicht das Land, in dem z.B. die Religionsfreiheit am wenigsten geachtet wird. Religionsgemeinschaften müssen sich dort (um überhaupt eine Chance auf „Tolerierung“ zu haben) zu „Patriotischen Vereinigungen“ umbilden; Mission bzw. jegliches Werben für die eigene Religion ist nicht erlaubt, Gottesdienste an nicht registrierten Orten ebenfalls nicht, alle Publikationen müssen eine strenge Zensur durchlaufen (Kritik etwa an der staatlichen Abtreibungspolitik ist nicht erlaubt). In der Provinz Xinjiang soll der islamischen Bevölkerung die „unchinesische“ Religion gar ganz offen ausgetrieben werden. Zehntausende Menschen (selbst Jugendliche) wurden in den letzten Jahren in Umerziehungslager gesteckt, wo ihnen chinesischer Patriotismus eingebläut werden soll. Islamische Symbole sind überall verboten, Eltern dürfen ihren Kindern keine islamischen Namen mehr geben. In Moscheen müssen patriotische Slogans („Liebe die Partei, liebe das Land“) hängen, im Hof eine chinesische Flagge, und Überwachungskameras kontrollieren, wer sie betritt[561]. Kinder (könnten’s ja noch gar nicht „verstehen“) dürfen nicht an religiösen Aktivitäten teilnehmen. All dies wird in Deutschland nicht als skandalös empfunden, sondern insgeheim bewundert, wie auch die totalitären Maßnahmen Chinas zur Bekämpfung des Coronavirus 2020 bei der deutschen Bevölkerung (dem vergleichsweise zurückhaltend agierenden Staat wie üblich „voraus“) nicht etwa auf Entsetzen, sondern größten Respekt gestoßen sind. China ist auch Unterstützer einiger der gefährlichsten Feinde Israels – jenes Landes, das schon 2003 65% der deutschen Befragten als größte Bedrohung für den Weltfrieden ansahen (zweitgrößte: natürlich die USA), womit man sogar über dem europäischen Durchschnitt lag. Günter Grass, von Waffen-SS bis Friedensbewegung jedem antiamerikanischen Haufen anhängend und damit der typische Deutsche schlechthin, meinte 2001 im „Spiegel“, Israel solle den gesamten „palästinensischen Boden räumen“, nicht nur die „besetzten Gebiete“, in jüdischer Besiedlung jenes Bodens sah er eine „kriminelle Handlung“. In seinem paranoiden Gedicht „Was gesagt werden muss“ stellte er 2012 Israel als aggressiven Feind der friedfertigen Völker im Nahen Osten dar. Jakob Augstein war im „Spiegel“ natürlich hin und weg. Er vergleicht gerne mal ultraorthodoxe Juden (also jene Menschen, die wegen ihrer äußerlichen Erkennbarkeit „dem Judenhass der Nazizeit auf der Straße als Erste zum Opfer gefallen“ waren, wie

[561] In allen Straßen (die sämtlich videoüberwacht sind) gibt es einmal die Woche einen Fahnenappell, wo alle Einwohner strammstehen und die Nationalhymne absingen müssen. Entkommen ist unmöglich: in China gibt es keine Bewegungsfreiheit, jeder hat an „seinem Platz“ zu verharren. Über 100.000 Regierungsbeamte („Paten“) gehen in die Familien, übernachten tagelang bei ihnen, um deren Leben zu durchleuchten. Als „religiöser Extremismus“ ist bereits der Besitz eines Korans verboten, eines Gebetsteppichs, ja selbst das gemeinsame Gebet in der Familie.

Abraham Cooper richtig schreibt) mit Islamisten, so wie er auch deutsche Politiker als willenlose Erfüllungspolitiker gegenüber Israel schildert, welches eine Gefahr für den Weltfrieden sei und „die ganze Welt am Gängelband“ führe. Das „Gesetz der Rache“ (der Klassiker, als würde Gott im Alten Testament Rache lehren und nicht etwa im Gegenteil jene Sich selbst vorbehalten), das die Israelis umtreibe, wird ständig betont[562], sie hätten an Frieden „kein Interesse“, Gaza sei ein „Lager“ (KZ-Assoziationen werden geweckt). Jüdische Siedler in umstrittenen Gebieten sind für Deutsche die wahren Wiedergänger der Nazis, und „Ost-Jerusalem“ habe gefälligst judenfrei zu sein (dass Juden dort Wohnungen bauen, sei „ein Skandal“). Werden Siedler ermordet, geschieht es ihnen nach deutscher Auffassung schon recht, was halten sie sich auch „illegal“ auf „palästinensischem Boden“ auf… 71% der Deutschen waren 2017 der Meinung, Deutschland solle Israel verstärkt die Meinung sagen. Sie träumen von einer ethnischen Säuberung in „Palästina“, wo anscheinend Juden und Araber per se nicht zusammenleben könnten[563] und Juden (egal, in der wievielten Generation dort lebend und aufgewachsen) „fremd“ seien, ergo nicht „hingehörten“. Mit Judentum[564] assoziiert sind eben untrennbar Individualismus und Kosmopolitismus, was in der deutschen Ideologie keinen Platz hat und sowieso immer und überall „weg“ müsse. Juden aus der ehemaligen Sowjetunion allerdings, die nach 1990 nach Deutschland einwanderten, werden derweil von erleichterten Deutschen gerne als „Geschenk“ instrumentalisiert, die ja wohl der offensichtliche Beweis seien, dass Deutschland sich geändert habe. Wie sieht die Realität aus? „Globalisierungskritiker“ betreiben weiter die alte antisemitische Unterscheidung zwischen schaffendem und raffendem Kapital, alte Stereotypen vom „Geldjuden“ wiederkäuend[565]. Zins, Spekulation, Finanzkapital – alles Schimpfworte aus Sicht des immer gleichen Mobs, der nur „ehrliche Handarbeit“, im Schweiße des Angesichts, für echt hält, Deutsche Arbeit gegen jüdische Nicht-Arbeit. Je größer die eigene Abneigung gegen Israel und „Ostküstenkapital“, desto bestrebter ist der „gute“

[562] Selbst Auschwitzüberlebenden geht es nur in Ausnahmefällen darum, dass inzwischen hochbetagte Täter irgendeine Strafe abbüßen, sondern, wie im Fall Hanning (Detmold), dass sie öffentlich bekennen, was in Auschwitz passiert ist, damit die Leugner verstummen, und statt ins Gefängnis lieber in Schulen gehen, als Zeitzeugen. Das antisemitische Gerede von „rachelüsternen Juden“ ist offensichtlich Unfug.

[563] Schon im November 1938, als dem Alb-Boten die hiesigen Pogrome natürlich keinen Bericht wert waren, wurde der Leser dagegen ausführlich über einen „jüdischen Bandenüberfall auf ein wehrloses Araberdorf“ informiert – solche Bilder prägten nachhaltig das deutsche Bild von den dortigen Beziehungen.

[564] Und darum auch mit Israel, dem „imperialistischen Brückenkopf“ des Westens, der von all dem geprägt war, was stets den Juden (wegen ihrer Religion) vorgeworfen wurde.

[565] Die sich „Antikapitalismus“ nennende neidgesteuerte Kritik der Unproduktivität (die ein aus dem Protestantismus stammendes Produktivitätsideal voraussetzt) ist historisch eine Abstraktion der Kritik an den Unproduktiven (Juden).

Deutsche zugleich, die toten Juden zu Heiligen zu erklären: Gedenkveranstaltungen und -publikationen zu Shoah-Opfern aus Deutschland sind stets peinlich bemüht, zu versichern, jegliche Vorwürfe der Nazis, diese seien ausbeuterische Wucherer gewesen, seien erstunken und erlogen, in Wahrheit waren es ausschließlich brave, hart arbeitende, „ganz normale Deutsche", und wie „gut integriert" jene überhaupt waren, haben sogar das hehre Vaterland im Ersten Weltkrieg verteidigt – als sei der Hass ja völlig nachvollziehbar, wäre es anders gewesen, als wären die Morde ansonsten gerechtfertigt. Jene will man am liebsten vergessen. 1998 lästerte Rudolf Augstein im Spiegel gegen das „Holocaust-Mahnmal" fast mit denselben Worten wie später AfD-Rechtsaußen Höcke – es sei ein „Mahnmal an unsere fortwährende Schande", sei „gegen das sich neu formierende Deutschland gerichtet", eine „Monströsität", die anderen Nationen nie einfiele, Berlin würde vor „New Yorker Anwälten" (die gegen Deutschland „Stimmungsmache" betrieben) kuschen. Die Macher des Mahnmals nutzten es indes gleich mal zur Relativierung der Shoah: so toll wie Deutschland gehe keine Nation mit ihren Verbrechen um, hieß es sinngemäß – also: jede Nation habe ja schließlich so ihre Leichen im Keller, die Shoah erscheint als eben irgendein Völkermord unter vielen, quasi „war halt früher so"; selbst dieses Projekt wurde somit bloß zum Ausdruck des neuen Nationalstolzes[566]. Wenn man sich in Deutschland zum „Weltmeister in Vergangenheitsbewältigung" (so ein berüchtigtes Zitat des Deutschlandfunks) aufspielt, suggeriert man eine Art fairen Wettbewerb der „Nationen", die ja alle irgendwie „Dreck am Stecken" hätten und von derselben Startlinie loslaufen würden. Seit Mitte der 2010er-Jahre lenken endgültig sämtliche NS-Gedenkveranstaltungen nur noch ab von deutscher Schuld, ablesbar an der Standardfloskel: „gerade heute, wenn man sich den Zustand der Welt so anschaut…" – in „der Welt" sitzen heute also die Bösen, vor allem gemeint: der angebliche „Faschist"[567] im Weißen Haus, wollen etwa die Amis schon wieder Krieg… Sorgen bereitet vielmehr der Zustand in Deutschland – die zunehmende Freiheits- und Fremdenfeindlichkeit (nicht nur im engeren Sinne), der Wunsch nach einem starken Staat, die unheimliche Einmütigkeit in nahezu allen politischen und gesellschaftlichen Fragen, die gedrückte Bedrohtseinsstimmung, die aggressive Hysterie gegen Abweichler. Dieses unheimliche Comeback des reinen deutschen Denkens beschleunigt die Schlussstrichrhetorik. Das spöttische „Angebot" des radikalen Antiamerikaners und Freiheitsverächters Maas (als Justizminister einst eine in der „westlichen" Welt beispiellose und leider Schule machende Zensurpolitik vorantreibend,

[566] Der sozialdemokratische „Hitler ist an allem schuld!"-Historiker Eberhard Jäckel erklärte mit vollem Ernst, „in anderen Ländern beneiden manche die Deutschen um dieses Mahnmal".
[567] Deutschen fehlt notorisch ein Verständnis, was eigentlich „Faschismus" ausmacht. Andrei S. Markovits meinte zur Zeit Obamas zu Recht, in den USA könne es per se keinen Faschismus geben, weil die Rechte dort so antistaatlich sei – „das Wort Government wird praktisch äquivalent zu Nazi benutzt". Die dortige Linke dagegen zeichnet sich vor allem durch ihre antiisraelische Haltung aus.

Symbolgestalt deutscher Arroganz und Kontrollsucht), nach der Abwahl Präsident Trumps[568] den USA gerne mit einem „Marshallplan für Demokratie“ behilflich zu sein, setzte dessen Regierung mit den deutschen Mördern von einst (welche mit dem Marshallplan nach der von ihnen begangenen Shoah von den USA wieder hochgepäppelt wurden) gleich: wir sind endgültig „wieder quitt“, jeder hatte mal sein Schürkchen an der Macht, also unterwerft euch gefälligst uns „Multilateristen“, statt so souveränen „Völkern“ wie uns wieder mit eurem neoimperialistischen Freiheitsquatsch zu kommen... Anstatt ausgerechnet den USA Nachhilfestunden in Demokratie geben zu wollen, sollte man in Deutschland lieber sein eigenes Verständnis von dieser Herrschaftsform ins Reine bringen. Die parlamentarische Demokratie ist hierzulande so unbeliebt wie eh und je, weil darin ja gestritten wird anstatt dass man sich schön „einig“ ist und den einen „Volkswillen“ zelebriert, bzw., wie entsetzlich, verschiedene Interessensgruppen „nur an sich“ denken statt an die heimelige „Volksgemeinschaft“ und das sogenannte „Gemeinwohl“. Seit vielen Jahren halten über zwei Drittel der Deutschen die direkte Demokratie für überlegen (wünschen sich mehr Volksentscheide), nur rund 15% erkennen, dass diese etwas zutiefst Schädliches ist. Direkte Demokratie ist der sicherste Weg zum Totalitarismus. Die anonyme Masse hat per se weniger Respekt vor Grundrechten als ein Politiker mit richtigem Gesicht. Die repräsentative Demokratie misst den Mehrheitswillen am Recht, während der krakeelende Wutbürger (sei er links, rechts oder „mittig“) gerade darin eine Last erblickt.
Parlamentarismus ist der bewusste Ausgleichsversuch divergierender Eigeninteressen (das „Volk“ ist nunmal aus vielen Interessensgruppen bzw. Individuen mit ganz eigenen Interessen zusammengesetzt) und somit diejenige Form der Demokratie, die ohne die esoterische Behauptung eines einheitlichen „Volkswillens“ auskommt; ihre Herkunft ist dementsprechend vorrevolutionär und insbesondere der englischen Tradition verhaftet (wenn auch jene historisch eine höchst unrühmliche Rolle in der Verfolgung unliebsamer Minderheiten gespielt hat – was freilich nicht dem System, sondern der Grundverdorbenheit der aufgehetzten Bevölkerung geschuldet war).
Verräterisch ist in dem Zusammenhang das mediale Entsetzen darüber, wie „gespalten“ die USA doch seien – als sei es in einer freiheitlichen Demokratie ein gutes Zeichen, wenn alle einer Meinung sind; für eine solche gehört es sich geradezu, „geteilt“ und „zerstritten“ zu sein[569]. Deutsche Medien und Politiker sind dementsprechend ganz

[568] Jener war zwar in sehr vielen Punkten stark kritikwürdig, aber unterm Strich eben doch noch sowohl amerikanische Werte gegen deren innere Feinde verteidigend als auch fest an der Seite Israels stehend, während Deutschland nach wie vor penetrant nach Zerstückelung des Judenstaates giert.
[569] Der atheistische Vorwurf gerade an das Christentum, Religion „spalte“ die Menschheit, ist bezeichnend; die menschliche *Freiheit* bereits spaltet notwendigerweise die Menschheit, die Spaltung nach Religionen ist nur *ein* Aspekt – und Gläubige neigen normalerweise zum Frieden

entrüstet, wenn die öffentliche Meinung nicht nur von Deutschen beeinflusst wird, sondern auch vom bösen Ausland – weil das Meinungsbild so ja „gespalten" werden könne. Man ist zwar frei, sich eine eigene Meinung zu bilden, aber die Auswahl der Meinungs*machenden* solle am besten beschränkt sein, um nicht die wünschenswerte „Einheit" zu gefährden – wie im Kulturkampf. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk wird daher als „unser gemeinsamer Rundfunk" verklärt, private Medien dagegen als Instrumente verschlagener, niederträchtiger Egoisten dargestellt; von der Mehrheitsmeinung Abweichendes gilt als „fremd" und daher gefährlich (und natürlich sowieso „falsch" und „betrügerisch", „egoistische" Ziele anvisierend). Nationale Einheit ist *nicht* wünschenswert, und Meinungsfreiheit schließt Garantie der Informationsfreiheit mit ein – denn dafür, dass jeder denkt was er will ist ohnehin keine gesonderte „Erlaubnis" notwendig, wohingegen der Zugang zu Informationen und Meinungsäußerungen beschränkt sein kann.
Der ideale Bürger ist für den Souverän (sei es das „Volk") stets der sich unkritisch fügende. Kritik aber ist nötig, um das Wahre zu erkennen und gemäß der Wahrheit zu leben, wie es der Anspruch eines Christen sein sollte, unterstellt er doch, dass es der Anspruch Gottes an ihn ist. Kritik entspricht dem Wesen der streitenden Kirche, die überhaupt in der Welt ist, um deren Geist Widerwort zu geben (das Widerwort, das der Logos ist) – einfach nur, um sich von jenem Geist unbefleckt zu halten, auf dem Pilgerweg zu Erbe und Ernte.

3) Die Welt, ein Völkerzoo?

Der Hass auf das Fremde als Deckmantel des Gotteshasses

„*Unrecht ist, dass wir nicht fragen, was recht wäre*."
- G. K. Chesterton

Unmittelbar aus dem Nationalismus stammende weltanschauliche Übel unserer Zeit sind Antijudaismus (in Antizionismus und Antisemitismus), Antiimperialismus (besonders im Antiamerikanismus), Antiziganismus, Antimultikulturalismus, Antifundamentalismus (besonders in der Islamophobie). Es handelt sich letztlich um Ersatzphobien der Feinde der Kirche. Sie hassen Juden, Kapitalisten, Sinti und Roma

---

mit den Andersdenkenden, weshalb das „Gespaltensein" (in Glaubende und Nichtglaubende) nicht weiter tragisch ist.

usw., weil jene Gruppen (wie eben die „Papisten“) ohne Treue zu einer bestimmten Nation auskommen. Sie hassen das Andere, das Bessere, weil sie als Heiden Gott hassen und Seine Wahrheit, der sich jeder beugen muss. Sie klammern sich an das „Eigene“ und vor allem an das „gemeinsam Eigene“ (gemeinsam ist man stärker), weil sie dem „Anderen“ etwas Positives entgegensetzen wollen, welches sie insgeheim zu Recht als schwach und unterlegen erkennen, was sie unendlich frustriert und aggressiv macht. Sie hassen all diese Gruppen von „Volksfremden“, weil sie in ihnen etwas sehen, was auf Gott und die Kirche hinweist. Der Judaismus ist die Grundlage des Christentums, die einzige Grundlage. Wer gegen „Imperialismus“ und Universalismus eingenommen ist, steht damit automatisch auch gegen den Katholizismus (die weltumspannende Missionierung). Die fixe Idee, eine muslimische Bevölkerungsmehrheit führe automatisch zu einem islamischen Gottesstaat, entspricht der alten deutschen Furcht vor den „Papisten“, die nur darauf lauern würden, „uns“ politisch zu unterjochen. Die verschleierte Muslimin erinnert an die verlachte Klosterfrau. Wer gegen die Tatsache der „Multikultur“ ist, ist gegen die Religionsfreiheit und damit letztlich auch gegen die Freiheit der Kirche.
Früher waren diese Ersatzphobien so stark, weil die Kirche selbst zu stark war, um wirksam verfolgt zu werden. Heute sind sie dagegen so stark, weil die Kirche (relativistisch geworden und sich jeglichem Geist der Welt an den Hals werfend) bereits nahezu besiegt erscheint; nur noch hin und wieder wird sie angegriffen, und dann wegen absoluter Nebensächlichkeiten wie der Rolle von Frauen in der Hierarchie, den Lehren zur Sexualität (dem Gläubigen ein völlig peripheres Thema) oder irgendwelchen persönlichen Skandalen, während alles wirklich entscheidend Katholische, was früher der Welt Ärgernis war (meist mit Wurzeln im Alten Testament), heute in der Kirche selbst verschämt verschwiegen wird. Die verbliebenen wahren Gläubigen (die sich heute auch unter ihren vorgeblichen „Brüdern und Schwestern“ verlassen vorkommen müssen) freilich sind in der Schusslinie wie eh und je. Die Fremdheit des Katholischen in Deutschland ergibt sich nicht nur aus der generellen Fremdheit des Christen in der Welt, sondern aus der spezifischen Mentalität der großen Mehrheit der Einwohner, die keineswegs von Natur aus da ist, sondern herangezüchtet durch die falschen protestantischen und nationalen Weltsichten, die hier seit Kindesbeinen eingetrichtert werden. Während „ethnische“ Minderheiten von nationalen Einheitsfreunden einfach vertrieben werden, dorthin, wo sie „hingehören“, gelten „fundamentalistische“ Christen (ebenso wie gläubige Juden, zumindest vor der Gründung Israels) *überall* als störendes Problem, sie sollen nirgendwo hingehen, sondern tatsächlich „verschwinden“, zumindest *als* Christen (bzw. Juden). Ihre Strukturen sollen zerschlagen, sie selbst gesellschaftlich isoliert und somit zur Anpassung gezwungen werden. Die kontinentaleuropäischen Aufklärer (im Gegensatz zu den westlichen) begründeten die Religionsfreiheit nicht damit, dass man nicht empirisch nachweisen und also objektiv erkennen kann, welche Religion die wahre ist, sondern mit dem Dogma, es gäbe schlicht keine wahre; die

geduldete Religion ist daher in Wahrheit reine Kultur, ja Folklore, ein tatsächlicher Wahrheitsanspruch jenseits der Staatsräson ist hier immer verdächtig. Wer seinen Glauben für wahr hält, ist ein „Fundamentalist“, der gegen die gesellschaftliche Einigkeit (die durch das Dogma garantiert wird) eingestellt ist. Daraus erklärt sich der allgegenwärtige deutsche Fremdenhass, der sich in Vertreibungs- oder Umerziehungswünschen äußert. Gefühlt niemand in Deutschland will wirkliche Freiheit – man strebt lieber nach abstrakten (und illegitim objektivierten) Scheinwerten wie „Gesundheit“, „Ordnung“, „Sicherheit“.
Wir befinden uns heute mittendrin in einem neuen Kulturkampf, als einem Kampf gegen die Religionsfreiheit. Er wird zwischen aggressiven totalitären Säkularisten und Gleichheitsfanatikern auf der einen, defensiven Gottesfürchtigen und auf persönliche Heiligung Bedachten auf der anderen Seite ausgetragen; letztere werden permanent als „Gefahr“ für alles Mögliche verleumdet. Jacob Talmons Urteil über die Grundverschiedenheit von 1776 (Amerika) und 1789 (Frankreich und damit der europäische Kontinent) ist offensichtlich immernoch wahr. In Amerika wurde die Freiheit für alle Glaubensrichtungen durchgesetzt, in Frankreich sollte die Freiheit der Religion (der „Gleichheit“ aller zuliebe) abgeschafft oder zumindest wesentlich eingeschränkt werden. Schwer in Mode ist die Rede vom „Missbrauch der Religionsfreiheit“ – ein Recht kann man nicht missbrauchen, entweder man hat es oder nicht; der Vorwurf impliziert, der Vorwerfende habe letztlich doch die Entscheidungshoheit darüber, wie die Religion des anderen „richtig“ auszuüben sei[570]. Nur logisch, dass mit dem (passenderweise am 9. November, dem „deutschesten“ aller Tage, erlassenen) Antiterrorgesetz 2001 Religionsgemeinschaften ihren besonderen Schutz verloren und nun wie irgendein Verein einfach verboten werden können.
Die Existenz eines Strafbestands „Störung des öffentlichen Friedens“ ist immer imstande, die Meinungs- und Religionsfreiheit zu gefährden, sobald man den „öffentlichen Frieden“ anders definiert als über das Ausbleiben von körperlicher Gewalt. Das heutige Ideal des sprachlosen Menschen aber kriminalisiert es ja bereits, den (freiwillig eingeschlagenen) Lebensweg des anderen irgendwie zu kritisieren. Freiheitlich-emanzipatorisch wäre dagegen der ständige Streit, die Konkurrenz der Ideen, damit bessere Wege offenbar werden können[571].

---

[570] Wer aus religiösen Gründen zur Gewalt ausruft, „missbraucht“ kein Recht, sondern überschreitet die Grenze zu Rechten anderer. Dass Glaubensstreit nicht mit Gewalt „gelöst“ werden darf, markiert gerade nicht die „Grenze“ von Religionsfreiheit, sondern ist deren Konsequenz. Eben weil ich das Recht habe, meine religiöse Meinung zu äußern, ist es den anderen verboten, mir deshalb Gewalt anzutun. Religionsfreiheit ist grenzenlos.

[571] Die moderne Angst vor Kritik ist logisch: wenn Glück etwas ist, das man selbst macht (statt etwas, das man geschenkt bekommt), ist jede madigmachende Kritik am fragilen selbstgemachten „Glück“ so, als ob jemand im Himmel randalieren würde.

Besonders schlimm ist die Lage in Berlin, wo Mitte der 2010er z.B. beschlossen wurde, öffentliche religiöse Feiern müssten „offen für alle“ sein, „dem Zusammenleben“ dienen. Man wolle schließlich „keine Selbstdarstellung der Religionen in der Öffentlichkeit befördern“. Zwischen denen sollen stattdessen „Brücken gebaut“ werden, wie im örtlichen „House of One“, dessen Macher sich als solche Brückenbauer verstehen, ohne dabei die Religionen ernst zu nehmen, wie es die selbstherrliche Art der Ökumeniker schon immer gewesen ist. Anderswo wurden schon Pastoren verklagt, weil sie andere Religionen als falsch bezeichnet haben, manche Städte verboten das Verteilen von Koranen. Von Religionsdienern wird de facto erwartet, sich ständig gegenseitig zu beteuern, dass wir ja alle das gleiche glauben. Auf dem „Marktplatz der Religionen“ wird Werbung[572], wenn noch nicht verboten, so doch mit allen Mitteln diskreditiert.
Die Durchsetzung der Religions- und Weltanschauungsfreiheit ist ausschließlich beim Heiligen Stuhl und den USA institutioneller Bestandteil der Außenpolitik[573]. 1998 wurde unter Bill Clinton („International Religious Freedom Act“) eine Einrichtung beim Außenministerium gegründet, die jährliche Berichte zur weltweiten Religionsfreiheit erstellt. In rund einem Drittel aller Staaten ist jene „erheblich“ eingeschränkt, darunter besonders große wie China – rund 70% der Weltbevölkerung unterliegen „in hohem Maß“ Restriktionen. Und es wird nicht besser. In Asien gibt es ständig Angriffe von Nationalisten auf das „fremde“ Christentum, viele Staaten halten Mission für nicht vom Recht auf Religionsfreiheit gedeckt (nur die „individuelle Religion“ sei frei, wodurch das Recht komplett seinen Sinn verliert). Auch in manchen europäischen Ländern werden christliche Publikationen, die die Vorzüge gegenüber dem Islam aufzeigen, wegen angeblichem „Hass-Delikt“ verboten[574]. Kirchliche Einrichtungen wurden bestraft, wenn sie sich ihr Personal dem vorgetragenen Weltbild entsprechend auswählten (was logischerweise Personen ausschließt, die jenes Weltbild durch ihren Lebensstil nicht mittragen). In Baden-Württemberg erarbeitete Mitte der 2010er Jahre das Sozialministerium einen „Aktionsplan für Akzeptanz und gleiche Rechte“, dessen Ziel die Durchsetzung gesellschaftlicher Akzeptanz insbesondere der „sexuellen Vielfalt“ war. Konkret: man soll nicht mehr für Sünde halten, was „veraltete“

[572] Mission ist nichts Anderes als Werbung; man sagt dem Kunden, was ihm fehlt und dass man selbst (und nicht der Mitbewerber) das Mittel zu seinem Glück hat. Man will es teilen, wenn man den Mitmenschen wirklich liebt, anbieten, ihn in Kenntnis setzen, und vor Betrügern warnen.
[573] Laut einer Umfrage galt 2018 in den USA immernoch die Religionsfreiheit als wichtigster unter den „westlichen Werten“, noch vor der Demokratie (in Deutschland war sie dagegen selbstverständlich abgeschlagen).
[574] Symptomatisch für die wahnhafte Angst vor konfessionellem Streit: 2011 entschied ein Gericht, dass Fans von Celtic Glasgow ruhig weiter in Gesängen die völkisch-nationalistische IRA verherrlichen können, da deren Kampf ja rein „politisch“ gewesen sei und zum Glück nicht Anhänger anderer Religionen „beleidige“, wie anfangs vermutet. Politischer Terror ist also OK, der Hinweis auf die Falschheit des Protestantismus nicht.

Traditionen (etwa die jüdisch-christliche Bibel) als Sünde bezeichnen. In so einem Klima ist klar, dass 2019 das Rekordjahr in Sachen Vandalismus gegen kirchliche Einrichtungen in Europa war (während ansonsten Verbrechenszahlen in den immer durchdisziplinierteren Ländern Europas ständig zurückgehen).
Derzeit sind es freilich noch besonders Muslime, die permanent attackiert werden. So, wie in den 1870er Jahren orthodoxe Juden auf Seiten der Kirche standen und das Zentrum aus Prinzip jüdische Anliegen im Sinne der Religionsfreiheit unterstützte, ist heute selbstverständlich, dass die Kirche an der Seite dieser Bedrängten stehen muss. Umfragen der 2010er Jahre zeigen, dass rund 60% der Deutschen die Religionsfreiheit für Muslime erheblich einschränken wollen. Etwa 50% sehen im Islam eine Gefahr für die „nationale Identität". Angesichts der damals hochgejubelten „Islamismus"-Gefahr, die Deutschland drohe, offenbarten die Kommentare vieler verschreckter Bürger, was die *wahre* Gefahr für die westliche Welt ist, wenn sie von der angeblichen Notwendigkeit schwadronierten, jetzt alle zusammenstehen zu müssen, „unsere Gesellschaft" dürfe auf keinen Fall „gespalten" werden. Gott sei Dank ist „unsere Gesellschaft" wenigstens noch ein *bisschen* „gespalten", wie es sich gehört, wenn es sich um eine freie und offene Gesellschaft handelt. Um friedlich nebeneinander leben zu können, müssen nur extrem wenige Grundregeln befolgt werden.
„Parallelgesellschaften" nebeneinander sind etwas ganz Natürliches. Andere Positionen und Lebensentwürfe muss ich, wenn ich selbst in Freiheit leben will, eben hinnehmen und ignorieren. „Ein freier Mensch muss es ertragen können, dass seine Mitmenschen anders handeln und anders leben, als er es für richtig hält, und sich abgewöhnen, sobald ihm etwas nicht gefällt nach der Polizei zu rufen" (Ludwig von Mises).
2017 etwa fanden in den österreichischen Bistümern 750 Erwachsenentaufen statt, drei Viertel davon an vormaligen Muslimen. Die sogenannte „Flüchtlingskrise" bringt also vielen Menschen Segen! Und wenn nicht, haben Christen auch keinen Schaden davon, es entsteht ihnen kein Nachteil aus muslimischer Nachbarschaft. Fremdenhasser, die auf die hier angeblich vorherrschende „christliche Kultur" fixiert sind, ziehen das wahre Christentum damit in den Schmutz. Anstatt den Nichtgläubigen ein gutes, liebevolles Vorbild zu sein (damit auch er zum Glauben findet und somit seine Seele retten kann), gibt man ein abstoßendes Beispiel, zu dem natürlich niemand aufschaut und von dem keinerlei Ansporn zur Bekehrung ausgeht. Terrorist Breivik in Norwegen etwa gab an, er habe keine persönliche Beziehung zu Jesus bzw. Gott, sondern sehe das Christentum als identitätsstiftende Kulturangelegenheit. Er verurteilte z.B. die christliche Mission in Indien, da sie die dortige Kultur zerstöre. Auch AfD-Fraktionschef Gauland ist ein solcher Kulturchrist. Es geht ihm einfach um das, was man „von den Vätern ererbt" habe, um Familientraditionen. Traditionen um ihrer selbst willen zu lieben ist eine völlig unchristliche Angewohnheit – so wäre nie einer bekehrt worden, nicht bereit, alles Gewohnte aufzugeben. Christlich ist, das *Wahre* und Gute zu lieben und *jenes* dann zu tradieren. Zur Zeit der Missionierung hätten diese Leute die Missionare bekämpft. Heute

jammern sie, wenn in Schulkantinen kein Schweinefleisch angeboten wird oder muslimische Mädchen nicht der Bürgerpflicht Nr. 1, der Teilnahme am schulischen Schwimmunterricht, nachkommen[575].
Die Vorstellung, das Fremde habe sich dem Einheimischen anzupassen, nicht etwa das Falsche dem Wahren, das Schlechtere dem Besseren, ist leider typisch für die heutige Zeit. Wer meint, sich nicht von Menschen nur aufgrund ihrer „fremden" Herkunft „belehren" lassen zu wollen, hätte nie das Christentum angenommen und würde auch sonst nicht über den Status des auf Bäume kletternden Idioten hinausgekommen sein; kluge Menschen lassen sich *gerne* von anderen helfen – ob die besseren Ideen nun „hier" oder im „Ausland" gedacht werden (und ob die örtliche Mehrheit etwas damit anfangen kann oder es gar als skandalös empfindet), ist völlig egal; sie sind eben besser und richtig. Es darf nie Argument für die Förderung des Christentums sein, dass es an einem Ort schon so lange verbreitet ist – mit derselben Logik müsste man dann sagen, dass in traditionell nichtchristlichen Ländern dann das jeweilige Heidentum zu fördern sei. Dass der Islam hierzulande eine relativ junge Tradition hat ist völlig unerheblich – vor 1.500 Jahren war das Christentum hier nicht weniger „neu". Der Glaube ist nicht eine „nationale Identität", sondern die *Wahrheit*, die von *allen* anzunehmen ist, die sie erkennen. Auch die „Ordnungsfunktion" der gerade dominanten und „traditionellen" Religion zu loben ist zutiefst gottlos – was nützt der verlorengehenden Seele irgendeine „Ordnung" auf Erden, welche eine falsche Weltanschauung sicherstellt? Darum kann es einem Christen also nie gehen.
Christen, die sich von rechten Argumenten locken lassen, übersehen stets, dass sich jedes gegen den Islam gerichtete Gesetz letztlich auch gegen sie richtet[576]. Klassisches Beispiel „religiöse Symbole": wer Kopftücher verbieten will (was antiislamischen Hysterikern das Herzensanliegen schlechthin ist), muss konsequenterweise Kippa und Kreuzanhänger gleich mitverbieten (wie an Berliner Schulen bereits versucht). Kopftuchverbote für Lehrerinnen in einigen Bundesländern gehen bereits einher mit Verboten für Priester und Nonnen, im entsprechenden Habit in der Schule zu erscheinen. Der Staat entblößt sie also, nimmt ihnen das äußere Zeichen ihrer geistlichen Berufung,

[575] 2017 behauptete auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte allen Ernstes, dass Eltern ihre Kinder nicht aus religiösen Gründen vom Schwimmunterricht fernhalten dürften (und das, obwohl in vielen freiheitlicheren Ländern nichtmal eine Schulpflicht existiert). Die Religionsfreiheit sei also sogar weniger wichtig als das „Recht" des Staates, Kindern seiner beneidenswerten Bürger irgendwelche Körperbewegungen in Gewässern (dem bevorzugten menschlichen Aufenthaltsort…) einzutrainieren.
[576] Der letzte vernünftige CSU-Politiker, Habsburger-Freund Bernd Posselt, kritisierte zurecht den „pseudo-christlichen Jubel" über die Schweizer Volksabstimmung 2009 – „wer heute Minarette verbietet, wird morgen Kirchtürme schleifen und Kreuze abhängen". Überhaupt ist es skandalös naturrechtswidrig, dass Nachbarn und „Gemeinden" das Recht zugesprochen wird, über Nutzung und Gestaltung fremder Gebäude mitzuentscheiden.

zwingt sie, sich als Laien zu verkleiden. In Bayern behauptete des Verfassungsgericht 2007 derweil, das Kopftuchverbot sei keine unzulässige Bevorzugung der christlichen Konfessionen, da jene schließlich die „Tradition des Volkes“ und als solche (!) schützenswert sei. Will man wirklich solche „Freunde“?
Im selben Jahr ließ der Bundesgerichtshof verlauten, „die Allgemeinheit“ habe ein „berechtigtes Interesse daran, der Entstehung von religiös oder weltanschaulich geprägten Parallelgesellschaften entgegenzuwirken und Minderheiten auf diesem Gebiet zu integrieren“ – ein skandalöser Angriff auf die religiöse wie individuelle Freiheit! „Die Allgemeinheit“, ein Euphemismus für das, was man in der NS-Zeit „die deutsche Volksgemeinschaft“ genannt hatte, kann, da bloßer Sammelbegriff, keinerlei „Interessen“ haben. Höchstens kann eine Mehrheit die Unterdrückung von Minderheiten befürworten, und solches zu verhindern sollte die Aufgabe eines Gerichts sein, da es *Rechte* (von realen Personen) schützen soll statt „Interessen“ des dumpfen Mobs zu befriedigen. Im Juli 2018 kündigten Behörden in Baden-Württemberg schonmal bedrohlich an, „religiösem Extremismus“[577] den Kampf anzusagen; Schulkinder gelten demnach schon als verdächtig, wenn sie sich „absondern“. Was heißt hier „Extremismus“? Ende 2016 ließ der deutsche Verfassungsschutz die türkische Moscheebehörde DITIB überwachen, weil in einem Comic der „Märtyrertod verherrlicht“ werde – es sei also potenziell verfassungsfeindlich, zu sagen, dass es gut ist, für seine Überzeugungen zu sterben. Kurz darauf gab es sogar Razzien bei Imamen. Man darf (derzeit nur, wenn man Muslim ist) offenbar nicht mehr sagen, dass der Himmel wichtiger ist als das irdische Leben und es umso besser ist, je mehr man für Gott gibt (Umkehrschluss: je weniger für die Welt). Das eigene Leben zu geben ist auch die reinste Form der Christusnachfolge. Es ist ein urchristliches Ideal, lieber zu sterben als zu sündigen!
Was genau am Islam „gegen das Grundgesetz“ gerichtet sein soll, wird von den Kritikern von links bis rechts selten definiert. Die meisten meinen offenbar: dass Muslime ein höheres Recht als das positive „Volksrecht“ (das die höchste Geltung im vom Volk beanspruchten Territorium haben soll) kennen und im Zweifel vorziehen. Solch eine verzerrte Vorstellung vom Grundgesetz ist auch dem christlichen Glauben zuwider! Der Christ steht deshalb zum Grundgesetz, weil er es im Einklang mit dem höheren (göttlich-natürlichen) sieht – nicht, weil es „deutsch“ ist und „nunmal hier gilt“ und von einer Mehrheit gewollt wird! Der menschliche Wille begründet kein Recht, wenigstens das sollte man aus der Erfahrung des Nationalsozialismus gelernt haben. Ein Muslim steht vielmehr dann im Gegensatz zum Grund- *und* göttlichen Gesetz, wenn er individuelle Freiheitsrechte anderer aushebelt, die göttlichen Ursprungs sind und *daher* im von christlicher Moral geprägten Grundgesetz stehen. Es zeugt von xenophober

[577] Jesus (das Vorbild jedes Christen) war der „religiöse Extremist“ schlechthin – niemand lebte den Glauben extremer, tiefer, richtiger; jede Sekunde tat Er alles für den Vater.

Ignoranz, zu meinen, solch ein Gegensatz sei essentiell „islamisch“. Man darf erinnern: viele Jahrhunderte lang lebten Christen friedlich unter islamischer Herrschaft, wo sie in Ruhe gelassen wurden und Verfolgungen wie unter säkularistischen Herrschern undenkbar gewesen wären – dass das in vielen heutigen islamisch geprägten Ländern anders ist, ist gerade nicht islamische Tradition, sondern liegt an der dortigen Übernahme europäischer Herrschaftsmodelle, bei denen die Mehrheit sich in die Belange der Minderheiten einmischt[578]. Exakt solchen Geistes Kind ist die Frage der angesichts von soviel „fremder Kultur“ ganz besorgten deutschen Bürger: wie integrieren „wir“ die bloß alle? Diese Frage ist bereits verwerflich. Lasst eure Mitmenschen doch einfach in Ruhe und kümmert euch um euer eigenes Leben! Der „Souverän“ weigert sich festzustellen, dass das Menschliche im Menschen schon von Natur aus da ist und nicht erst durch ihn herangezüchtet werden muss. Ich will auch nicht „integriert“ sein, sondern *frei*, nicht an irgendetwas „mitarbeiten“, sondern in Ruhe gelassen werden.

Die Religionsfreiheit ist spätestens seit Mitte der 2010er Jahre in extremer Gefahr. Das Mindeste, was droht, ist ein laizistischer Staat. Das französische Konzept des Laizismus läuft auf Unterdrückung jeder religiösen Äußerung im öffentlichen Leben hinaus und trifft das Christentum ebenso wie Islam und Judentum. Recht hatte einst das Bundesverfassungsgericht mit dem „Kopftuchurteil“: es besagt, dass der Einzelne das Recht hat, sein gesamtes Leben nach den Lehren seines Glaubens auszurichten. In Frankreich kann man diesbezüglich nicht so sicher sein. Dort ist das Tragen einer Ganzkörperverschleierung verboten, wird mit einer Geldstrafe geahndet sowie einem Kurs in „Staatsbürgerkunde“. In Österreich wurde 2017 verboten, in der Öffentlichkeit sein Gesicht zu verhüllen – als Zweck unverblümt angegeben: „Teilhabe an der Gesellschaft“ zu erzwingen[579]. Amnesty International nannte dies einen Eingriff in Grundrechte, die Antidiskriminierungsstelle Steiermark kritisierte, dass Eingriffe in die Religionsausübung nun mit dem Zwang zu Integration und sozialer Interaktion begründet werden können, und die österreichische Rechtsanwaltskammer meinte, dass jedermann durchaus das Recht hat, freiwillig auf die Teilnahme an „zwischenmenschlicher Kommunikation“ zu verzichten. Es besteht keinerlei

[578] Der Islamismus ist gerade nicht „archaisch“, sondern ein ganz und gar modernes Phänomen, aus dem Wahabismus des 19. Jahrhunderts stammend. Träger dieser an Calvin oder die Täufer erinnernden Bewegung waren und sind typisch moderne Spießer, die anderen ihr Denken und ihre Lebensweise aufzwingen wollen. Aufgrund dieser puritanischen Bewegung, die sich seither in der islamischen Welt ausbreitet, tobt in jenen Ländern ein innerislamischer Kampf, dem sämtliche Traditionen der Mystik und dinglichen Kultur im Islam zum Opfer fallen, eine rigide moralisierende Pseudoreligion sozialer Äußerlichkeiten übriglassend.

[579] In der „Coronakrise“ 2020 waren alle Bedenken gegen das böse „Vermummen“ plötzlich wie weggeblasen – offensichtlich ging es nie um die Verschleierung an sich, sondern um den Grund dafür, also die Religion.

Notwendigkeit, das Gesicht von Passanten zu sehen. Es ist elementares Menschenrecht, selbst zu entscheiden, wem man was von seinem Körper zeigt. Muslime aber sollen in Europa offensichtlich nicht als solche erkannt werden können. Der „Leitkultur" habe sich jeder unterzuordnen. Europa hat hat keine „offene Gesellschaft" mehr, die nach Odo Marquard ein „angstfreies Andersseindürfen für alle" bedeutet. Es reicht nicht mehr, die Rechte des anderen anzuerkennen, man muss sich herdenartig einer (antireligiösen) Leitkultur unterwerfen. Jede noch so geringe Normabweichung ist für den aufgeschreckten Spießerhühnerhaufen ein Skandal; 2016 (lange vor „social distancing") gab es einen Hype um den Handschlag - als sei ein verbaler Gruß nicht völlig ausreichend. Gläubige Muslime (ebenso wie orthodoxe Juden) berühren nicht Personen anderen Geschlechts. Dies können die besorgten Bürger natürlich nicht tolerieren, igitt, ein abweichendes Verhalten! Da wurde muslimischen Patienten wegen eines „verweigerten Handschlags" die Behandlung verwehrt, ein muslimischer Politiker wurde zum Rücktritt gezwungen, an Schulen Elterngespräche abgebrochen, Schüler und Lehrer gezwungen, sich die Hand zu reichen (habe ich während meiner Schulzeit nie erlebt). Jens Spahn, dem im hippen Berlin zuviel Englisch gesprochen wird, ertrug es ebenfalls nicht, wenn sich jemand aus religiösen oder sonstigen Gründen entschuldigte, ihm nicht die Hand geben zu können, wie das in Deutschland gefälligst obligatorisch zu sein habe, und es ist ihm dabei nach eigener Aussage auch egal, ob es sich um einen orthodoxen Juden handelt. In Deutschland müssen sich also alle anfassen (und entblößen). Warum soll man nicht selbst bestimmen können, wann man wo von wem angefasst wird? Offenbar, weil man ein „zurückgebliebener" religiöser Sonderling ist, dessen Gegenwart nicht ertragen wird. Ich will mich aber so kleiden und verhalten, wie ich das für richtig halte, und gestehe dasselbe natürlich auch meinen Mitmenschen zu. Ich esse freitags kein Fleisch, egal ob alle anderen neben mir es tun, kleide mich anständig, egal wie andere herumlaufen, bete und bekreuzige mich auch unter Nichtgläubigen, erfülle die Gebote Gottes, egal was andere darüber denken. Muslime haben noch ein Verständnis für Respekt und gesunde Distanz. Früher kam man auch im Westen mit einer leichten Verbeugung aus hinreichendem Abstand bestens zurecht sowie mit einer klaren Stufung der Vertraulichkeiten je nach dem, wie nahe man dem anderen stand.

In den USA, der letzten Bastion der Religionsfreiheit, erscheinen solche Diskussionen absurd; es gibt dort natürlich auch keinerlei Verbote für „Vollverschleierung". 2016 war dagegen jeder zweite Deutsche für ein Kopftuchverbot in Schulen und eine große Mehrheit für ein Vollverschleierungsverbot – was geht diese Leute die Kleidung ihrer Mitmenschen, gar die Kleidung fremder Kinder an? Der Schleier (im Koran nur am Rande erwähnt) ist gerade im Westen ein Ausdruck weiblichen Selbstbewusstseins, sich eben nicht zum Allgemeingut machen zu lassen. Man verweigert sich der auf den weiblichen Körper fixierten Mode, die ihn zum Sexobjekt degradiert und damit entwürdigt. Der bürgerliche Hass auf verschleierte Frauen ist derselbe wie jener gegen

Ordensschwestern früher; man ist sauer, dass Frauen es wagen, ihren Körper nicht der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, sondern sich zu „privatisieren". Die Wiederkehr des Schleiers oder Kopftuchs auf deutschen Straßen erinnert den „modernen" Bürger unangenehm an die christliche Vergangenheit[580]. In der heidnischen, moralisch verkommenen Antike wirkten Christinnen und Jüdinnen, die sich völlig bedeckt kleideten, Kopftücher trugen und in der Kirche auch Schleier, auf ihre Umwelt so, wie heute die Musliminnen. Jene sehen sich natürlich genausowenig „unterdrückt" wie Katholikinnen (unter denen bis vor nicht allzu langer Zeit das Kopftuch, als urchristliches Kleidungsstück, genauso verbreitet war)[581]. Traditionell lebende Christinnen und Musliminnen werden als „fremdbestimmt" verunglimpft, als seien sie unfähig, selbst zu entscheiden, wie sie leben wollen – dahinter steht die Idee der „schwachen Frau", die frei werde nur durch Angleichung an die männlichen Ideale der bürgerlichen Gesellschaft. Wer „muslimische Frauen befreien" will, redet wie ein Klosterstürmer des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Hass auf „unwestlich" gekleidete männliche Muslime, die zudem schlecht die „Landessprache" beherrschen, ist derweil vergleichbar mit dem alten Hass auf strenggläubige „Ostjuden". In der homogenen Idealwelt des aufgeklärten Nationalisten, nichts mehr fürchtend als Parallelgesellschaften und Parallelkulturen, hat sowas natürlich keinen Platz.
Auch die Ehepraxis mancher Muslime ist dem guten Deutschen ein Dorn im Auge. Die bürgerliche Romantisierung der Ehe führt zu einem regelrechten Hass auf jegliche Form „arrangierter Ehen" im muslimischen Umfeld (ob „erzwungen" oder nicht) – sie erinnern den deutschen Spießer nämlich an den alten christlichen Adel, den er mitsamt seiner Lebensart bekämpft und besiegt hatte[582]. Und bei der allgegenwärtigen medialen Hetze gegen „arabische Großfamilien", die ja vollständig aus Kriminellen bestünden, fragt man sich, was dabei für den deutschen Kleingeistbürger das Schlimmere ist: dass es „Araber" sind oder „Großfamilien"… Der wütende Bürger hat hier noch die „asozialen Katholiken" im Hinterkopf, die so sehr gegen das kulturprotestantische Ideal der „gesunden Kleinfamilie" zu verstoßen wagten[583].

---

[580] Auch Maria trug Schleier; ja, der Großteil der in Kirchen verehrten Frauengestalten ähnelt in der Kleidung eher den Musliminnen auf der Straße als den heutigen Christinnen.
[581] Martin von Cochem begründet die Aufforderung in 1 Cor 11, dass Frauen im Gotteshaus ihre Gesichter mit einem Schleier bedecken sollen, mit dem Hinweis auf die Darstellungen der Engel, die auch immer ihre Gesichter vor dem Allerheiligsten verhüllen (dass dies für Männer nicht gilt, mag mit dem kulturellen Männlichkeitsideal zu erklären sein).
[582] Auch schließt eine Naturehe, im Gegensatz zur sakramentalen, Polygamie nicht aus (man lese einmal das Alte Testament), und nach biblischem und kanonischem Recht können Ehegatten durchaus ein Alter haben, das nach deutschem Recht als „minderjährig" gilt. Das bürgerliche Pathologisieren muslimischen Ehe- und Sexualverhaltens erinnert überhaupt an antikatholische Vorurteile seit der Aufklärungsära, dort v.a. gegen zölibatäres Leben gerichtet.
[583] Gott mag die Menschen, Er freut sich über jede Seele, die Er erschaffen darf.

Das mehrjährige staatliche Integrationsprogramm soll aus Zuwanderern nichts weniger als deutsche Musterbürger machen. Der SPD-Vorsitzende Gabriel meinte, wer „Integrationsangebote“ ablehnt, könne eben nicht in Deutschland bleiben, ebensowenig wie „vom Ausland bezahlte Hassprediger in Moscheen“ (analog zur „Deutschen Reichskirche“ der Nazis wünscht man sich heute eben einen „deutschen Islam“). Die Regierung jammerte im Mai 2016, sie wisse zuwenig, „was in Moscheen passiert“- dies könne nicht „unkontrolliert“ und „unüberwacht“ bleiben. Der Kanzelparagraph klopft schon an.
Schaut man sich an, wie auch Juden in Europa immernoch bedrängt und diskriminiert werden, kann man verstehen, dass immer mehr nach Israel auswandern. Sie werden in Europa heute nur noch geduldet, wenn sie ihr Judentum verleugnen und loyal gegenüber der „aufgeklärten“ Volksgemeinschaft sind, weder schächten noch beschneiden noch sich positiv auf Israel beziehen.
Dem alten Ziel eines judenfreien Europas kommt man Stück für Stück näher. Der jüdische Publizist und Politiker Michael Freilich meinte Ende der 2010er, „die säkulare Welt wird immer aggressiver und intoleranter gegenüber religiösen Menschen“. Im ebenso euthanasie- und abtreibungswütigen wie zartfühlig tierlieben Europa wird seit einigen Jahren z.B. wiedermal ein offensiver Kampf gegen das Schächten geführt. Natürlich aus deutschen Ländern ging ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Bewegung gegen selbiges hervor. Erstmals wurde 1864 im Badischen Landtag ein Schächtverbot diskutiert. 1891 war es der benachbarte Aargau, der als Vorreiter der Schächtverbote gelten darf. „Tierschützer“ richteten 1886 eine Petition an den Reichstag, die vom Zentrum entschieden abgelehnt wurde. Windthorst berief sich auf die religiöse Toleranz – der Staat darf nicht in rituelle Praktiken eingreifen[584]. Auch sein Nachfolger Ernst Lieber betonte, dass der Staat kein Recht hat, sich in religiöse Angelegenheiten einzumischen; wenn er es doch tut, habe der Betroffene mit seinem Gewissen abzumachen, ob er dem Gesetz aktiv gehorcht oder nicht. Das Schächtverbot setzte er mit den antikatholischen Maigesetzen des Kulturkampfs gleich. In allen drei Schächtdebatten des Reichs stand das Zentrum auf der Seite der Juden und brachte sogar eigene Anträge ein, um die jüdische Religion zu schützen. Es war der Respekt gegenüber dem Alten Gesetz, der in katholisch geprägten Ländern oder solchen mit politisch aktiver katholischer Minderheit diesen Schutz beförderte. In den traditionell aufklärungsantisemitischen skandinavischen Ländern (wo man im Judentum ein barbarisches Zivilisationshemmnis sieht, das u.a. vom guten Protestantismus ausgetrieben würde) oder der von direkter Demokratie geprägten Schweiz ist das Schächten den „finsteren jüdischen Tierquälern“ dagegen natürlich schon lange verboten. Das Schächten ist von Gott vorgeschriebenes Gesetz; „aufgehoben“ ist diese

[584] Er, Windthorst, habe immer dafür gekämpft, dass jeder nach seiner Religion leben kann, was auch für Juden (die „Mitbürger israelitischer Religion“) gelten müsse.

Vorschrift nur für die Christen (die freien Gotteskinder). Wer sich erdreistet, es als „schlecht“ zu bezeichnen, beleidigt damit den göttlichen Gesetzgeber. Nach Christus ist das Schächten zwar nicht mehr nötig für den Fleischgenuss, aber deshalb ist Gott nicht plötzlich „tierfreundlicher“ geworden und würde Sein eigenes Gesetz verdammen. Wir sollen es daher auch nicht. Die deutsche „Tierschutz“-Gesetzgebung (bekanntlich eine der ersten „Errungenschaften“ des Nationalsozialismus) bringt Juden und Muslimen im angeblich so offenen und toleranten Deutschland nur Ärger ein (beispielsweise muss das Fleisch erst aus dem Ausland eingeführt werden). 2012 sollte dann auch die so sträflich ungermanische Beschneidung kriminalisiert werden[585]. Juden und Muslimen wurde nun ständig von deutschen Besserwissern von oben herab erklärt, wie sie ihren Glauben doch eigentlich noch viel besser, humaner und (natürlich) „sicherer“ (konformer mit „deutschen Werten“) leben könnten. Die Beschneidung zu verbieten, heißt, das Judentum in Deutschland zu verbieten. Fast die Hälfte der Deutschen sprach sich laut Umfragen für ein solches Verbot aus. Nicht weit ist der Schritt, auch die Taufe zu verbieten (als „geistige Verstümmelung“…) und erst ab dem Zeitpunkt zu gestatten, wenn der Staat jemanden als „volljährig“ ansieht. Viele Deutsche halten es ja auch für eine tolle Idee, sogar jegliche religiöse Erziehung zu unterlassen bevor das Kind volljährig ist, wie z.B. im kommunistischen China vorgeschrieben, als seien Unmündige nicht sonst auch in den allermeisten Dingen auf Helfer angewiesen, so eben auch bei der Herausbildung einer individuellen, von einem festen Glauben getragenen Gottesbeziehung, die zu haben ihnen das Recht auf Religionsfreiheit schließlich „freundlicherweise“ gewährt.
Juden in Deutschland haben jedenfalls bereits wieder den Status spätmittelalterlicher Hofjuden: allein vom Staat geschützt gegen die wilden Horden, die ihnen zu gerne ihre Rechte nehmen würden. Jede Impfung, jede Operation ist ein Eingriff in die „körperliche Integrität“ einer Person. Juden und Muslime aber sind eine Minderheit, deren Normen von der verständnislosen Mehrheit attackiert werden können, die sich selbst zu Richtern darüber erklärt, wann ein Körper „heil“ und „richtig“ ist. Durch die Beschneidung entsteht keinerlei körperlicher Nachteil; offensichtlich geht es hier um die gezielte Diskreditierung eines religiösen Rituals, das sichtbar „die Gesellschaft spaltet“ (nämlich in Auserwählte und Gojim), bzw. ein stellvertretendes Exempel, „den anderen“ zu zeigen, dass sie „hier nicht machen können, was sie wollen“. 2013 nahm der Europarat (die deutschen Vorstöße aufnehmend) eine Resolution an, welche die Beschneidung als „Verletzung der physischen Integrität“ bezeichnet; sie soll nur durch „ausgebildete Personen“ durchgeführt werden.

[585] Das Landgericht Köln berief sich passenderweise auf juristische Arbeiten Holm Putzkes, Beiratsmitglied der aggressiv atheistischen Giordano-Bruno-Stiftung – die Beschneidung bringe keinen rational nachvollziehbaren „Nutzen“; der Staat also solle entscheiden, was in einer Religion „nützlich“ ist und damit Rechte beanspruchen kann, was de facto das Ende der Religionsfreiheit bedeuten würde.

Im Rahmen der parallelen (und letztlich denselben „Volksgemeinschafts“-Idealen entspringenden) Hysterie gegen „Wirtschaftsflüchtlinge“ Mitte der 2010er Jahre rückte auch eine andere Gruppe wieder ins Rampenlicht, gegen die zu hetzen scheinbar wieder den Dunstkreis des politisch Unkorrekten verlassen hat. Der Antiziganismus hat dieselbe Wurzel wie der Hass auf „unnütze“ Mönche und Nonnen – „Schmarotzer“, denen man finstere Machenschaften im Geheimen unterstellt (seien schließlich „organisiert“, erstaunlicherweise nicht allein durch die Welt ziehend); sie führen ein karges, entbehrungsreiches Leben, abgesondert vom Rest – das stört viele (xenophober Reflex); sie betteln, weil sie nichts nehmen dürfen (da es nichts „Wildes“ mehr gibt). Die deutsche bürgerliche Allergie gegen Bettler ist ein besonderes reformatorisches Erbe; mit dem Kult der Arbeit einher geht im Protestantismus bekanntlich die Abscheu vor jeglichem „unverdienten“ Einkommen. Passend zum Reformationsjahr 2017 häuften sich dementsprechend die Maßnahmen gegen Bettler in den Städten.
Bettelverbote sind Ignoranz gegenüber den Nöten der betroffenen Menschen, die schlicht und einfach vertrieben werden sollen, weil ihre Armut „stört“ [586]. Nur, weil die Armut selbstgewählt ist, ist der Arme nicht weniger bedürftig. Nicht in Lohnabhängigkeit gehen zu wollen ist nicht verwerflich. Der neidgesteuerte Hass auch auf „Penner“ und Punks kommt daher, dass sich jene nicht dem Stress der Lohnarbeit aussetzen, ein ungebundenes Leben führen wollen[587]. Niemand wird durch „Angebetteltwerden“ in seinen Rechten verletzt, man mag einfach diese „Asozialen“ nicht. Komischerweise haben dieselben Leute, die sich über Bettler in den Straßen aufregen, normalerweise nichts gegen die wesentlich penetranter auftretenden Tier- und Naturschutzorganisationen, die an ihren Ständen nichts anderes tun[588]. Meist handelt es sich um adrette, deutsche junge Frauen - die stören keinen, obwohl ihre Bettelei

[586] Nicht das Betteln ist würdelos, sondern, den Hilfsbedürftigen nichts abgeben zu wollen. Geiz kann nicht mit dem „klugen“ Spruch gerechtfertigt werden, es müssten vielmehr irgendwelche „Strukturen“ geändert werden. Der Hungernde braucht jetzt, heute etwas zu essen. Nothilfe ist immer nötig und durch nichts zu ersetzen, sowohl für den Bettler vor deinen Augen als auch für die Bewohner ganzer Landstriche in der „Dritten Welt“. Wenn irgendwo auf der Welt ein Mensch hungert, leidet, getötet wird, so ist in diesem Menschen Christus zu sehen, der hungert, leidet, stirbt. Bekomme ich von der Not eines anderen mit, bin ich in dem Moment verpflichtet, ihm zu helfen; zur Not, da ich nicht unbegrenzt Geld geben kann, mit einem Gebet.

[587] Der Bettler, im Gegensatz zum hochalimentierten Beamten keinen Hehl aus seiner ökonomischen Überflüssigkeit (die keine Schande ist) machend, ist keineswegs auf Arbeit, sondern auf *Vermögen* anderer angewiesen, welches per se „ungerecht“ verteilt ist – niemand, der um ein paar Euro angeschnorrt wird, möge also herumjammern, wie dreist seiner Hände Schaffenskraft ausgenutzt werde.

[588] Ansprechen und ans „Mitgefühl“ appellieren; solche Gestalten klingeln auch noch spätabends an der Haustür und sind so gehässig, wie man es bei keinem „Zigeuner“ jemals erleben würde – wer eine Gabe verweigert, wird gerne moralisierend zurechtgestaucht, ob einem Naturschutz etwa egal sei.

tausendmal aggressiver und aufdringlicher ist als die der ärmlichen ausländischen Notleidenden, die vom „guten Deutschen“ regelmäßig beschimpft werden[589].
Häufig ist es einfach rassistischer Antiziganismus, der hinter der Empörung über das „Angebetteltwerden“ steht. Der Aufschrei z.B., dass „Kinder instrumentalisiert“ würden (als seien die in Wahrheit gar nicht arm und hilfsbedürftig), ist ein antiziganistisches Merkmal, da die spezifische Kultur der Sinti-und-Roma-Großfamilie hier als asozial, „fremd“ und antimodern skandalisiert wird. Wer es wagt, diesen Menschen Geld oder gar freundliche Worte zu gewähren, wird wie ein Nestbeschmutzer angesehen.
Mannigfaltig die Ausreden, warum es besser sei, Bettelnde zu ignorieren. „Der gibt doch eh alles für Drogen und Schnaps aus!“ - und? Was soll dieses unchristliche Misstrauen, ob der Empfänger mein Almosen auch „richtig“ nutzt? Wenn ich einem Bedürftigen ein Almosen gebe, ist es nunmal seine Sache, was er damit anfängt. Meine Spende verliert vor Gott nicht an Wert, wenn der Empfänger sie nicht in meinem Sinne nutzt. Dem Bettler paternalistisch z.B. eine Biokarotte in die Hand zu drücken statt Geld wäre dagegen eine entwürdigende Bevormundung („Ich weiß besser, was gut für dich ist“), die ihn beleidigt und auch vor Gott nichts wert ist, da ich den Nächsten dann nicht als solchen ernstnehme (sondern wie einen Hund behandle). Eine ebensolche Ausrede wie „Drogen und Schnaps“ (Ausdruck des bürgerlichen Gesundheitsfanatismus) ist der Verweis auf die Bandenstrukturen. Warum bloß sollte un-„organisiertes“ Betteln besser sein? Sollte die alte Weisheit „Gemeinsam ist man stärker“ ausgerechnet für die Ärmsten nicht gelten (doch, genau deshalb fürchtet sich der Knauserer ja vor den Armen)? „Das geht doch eh alles an den Bandenchef“, diesen „skrupellosen Geschäftemacher“! Und wenn, für diese Armen reicht es offensichtlich immernoch, außerdem gebe ich tagtäglich mein Geld irgendwelchen „skrupellosen Geschäftemachern“; am skrupellosesten ist wohl eher, zu meinen, für den, der dich gerade um etwas bittet, sollen sich andere zuständig fühlen.
Die Hetze gegen eine scheinheilig „osteuropäisch“ genannte Bettlergruppe in Waldshut etwa wurde 2017/18 täglich unerträglicher. Nachdem den Menschen in den Vorjahren schon eine verlassene Hütte als Unterschlupf durch Brandstiftung genommen, ihnen auch das Übernachten im Wald (!) verboten wurde und sie nun wegen einer neuen Verordnung, die sich extra gegen sie richtete, nirgendwo mehr „wild zelten“ durften, wurden sie von einem guten Menschen in dessen Wohnung eingelassen – und die lieben Nachbarn hatten nichts Besseres zu tun, als sich bei der Stadt zu erkundigen, ob man nichts dagegen machen könne (besonders schlimm sei ja, dass „schulpflichtige Kinder“ darunter sein könnten; wahrscheinlich würden sie den „Zigeunern“ am liebsten gleich

[589] Wer „nur an sich“ denkt und nicht an das große gemeinsame Projekt Welt- und Artenrettung, außerdem hier eh nichts zu suchen hat, scheint es aus deren Sicht nicht besser zu verdienen… Ausländer können es dem Territorium beanspruchenden „Volksmenschen“ nie Recht machen – arbeiten sie, sind sie „unrechtmäßige“ Konkurrenz, betteln sie, sind sie „asoziale Zigeuner“, die sich (so der kulturprotestantische Reflex) gefälligst Arbeit suchen sollen.

das Kinderzeugen verbieten, sei ja ein „lebensunwertes“ Leben, was die dann führen müssten…).
Bereits in der Weimarer Zeit begann die Überwachung und Belästigung der „Zigeuner“ in Deutschland. Betteln und das „Reisen in Horden“ war ihnen (in eindeutig rassistischer Weise) verboten. Von Anwohnern hörte man damals schon dieselbe Leier wie heute, man fühle sich durch das Betteln „belästigt“, skandalöserweise würden selbst die Kinder „zum Betteln geschickt“ usw.; groß muss der deutsche Jubel gewesen sein, als der NS-Staat sich solcher Klagen annahm und „endlich“ hart durchgriff: 1934 wurde in Baden ein Verzeichnis aller Zigeuner angelegt (auch die Sesshaften einbezogen), verbunden mit Razzien und einer Erhebung, „inwieweit für ausreichenden Unterricht der mitgeführten Kinder gesorgt ist“. Der typische Zigeuner wurde als Tierquäler, der seine armen Pferde erbarmungslos auspeitscht (der Deutsche vergewissert sich seiner moralischen Überlegenheit stets anhand seines Einsatzes für die „unterdrückten“ Geschöpfe dieser Erde), und unordentlich (den Kindern hänge meist „das Hemd zur Hose heraus“, sowas aber auch…) dargestellt, als ultimatives, fremdartiges Gegenbild zum guten Deutschen. 1937/38 war die „Bekämpfung der Zigeunerplage“ endgültig Sache der SS, die sich besonders auf die „Mischlinge“ stürzte, die von den „echten Zigeunern“ zu trennen waren. Die Sesshaftmachung der „echten Zigeuner“ ab 1935 sei „teilweise gelungen“, Himmler wünschte für sie innerhalb bestimmter Gebiete jedoch Bewegungsfreiheit, wo sie „wandern, nach ihren Sitten und Gebräuchen leben und einer arteigenen Beschäftigung nachgehen können“. Rassenmischung war jedoch streng verboten, die „Mischlinge“ (als „asoziale Elemente“) sollten aussterben, weshalb ihre Zwangssterilisierung und später Einlieferung in die Konzentrationslager begann[590].
Bettler, „Zigeuner“ oder auch Behinderte gelten in Deutschland immernoch als „Probleme“, um die sich die Behörden zu kümmern hätten. Konkrete Vorwürfe gegen sesshafte Sinti und Roma betreffen fast immer Banalitäten (zu laute Kinder, herumliegender Müll…), die bei Personen mit dem „richtigen“ Stammbaum nie zu solcher Ablehnung als „unzumutbar“ führen würden. Man sucht nach Argumenten gegen diese „Fremden“, durch deren Adern unauslöschlich jene Asozialität sickere, die man von ihren noch „artgemäß“ herumstreunenden Verwandten kenne.
Die „aufgeklärte“ Variante des Antiziganismus verteufelt derweil nicht die Menschen, sondern „nur“ jene (selbstgewählte) Lebensweise, die für sie selbst ebenso entsetzlich sei wie für ihre Umwelt, und will die „Asozialen“ dementsprechend „fördern“, sesshaft zu werden und einen „ordentlichen“ Beruf zu erlernen. Nun ist aus christlicher Sicht nichts dagegen einzuwenden, materiell Unterbemittelten Angebote zu machen, mit denen sie eine Lebensweise annehmen können, wie sie die Mehrzahl der anderen Christen pflegt und anstrebt - sofern sie das Bedürfnis danach haben; verwerflich ist die *Motivation*, die sich aus der protestantischen Vergötzung von Bürgerlichkeit, Arbeit und

[590] Schätzungsweise rund 90.000 Sinti und Roma, viele katholisch, wurden ermordet.

„Normalität“ ergibt. Sinti und Roma sind ja gerade nicht „isoliert“ wie etwa ein Indiostamm im Dschungel, dem man ein Zivilisationsangebot macht, sondern im Gegenteil setzt ihre Lebensweise die Interaktion mit den Sesshaften voraus; sie *sind* bereits Teil der jeweiligen Zivilisation, jedoch ein von vielen unerwünschter – eben wie in der Reformation die Bettelmönche. Natürlich geht ein Bedürftiger dorthin (sei es eine Stadt oder allgemein ein „Land“), wo die Bewohner Geld haben, so wie eben früher Bettelorden sinnvollerweise ihre Klöster in Städten und nicht auf einem abgelegenen Gebirgsfelsen errichtet haben.
Die Kirche war stets überall fremd und gut zu Fremden. Die „Volksmenschen“ dagegen verabscheuen sie. Wenn jemand keine „Ausländer“ um sich herum ertragen kann, ist die Frage, wie er es im Himmel aushalten will. Dort sind Heilige aus aller Welt zusammen. Und ist überhaupt jemand „fremderes“ als Gott denkbar? Er kommt von so weit her wie niemand sonst, ist uns so fern wie niemand sonst - und gerade darum so ersehnt! Er beugt sich aus Liebe ganz tief hinunter zu uns Sündern, und uns stört schon ein vermeintlicher Mangel an unserem Nächsten wie seine Sprache oder seine Herkunft. Wer den „Fremden“ nicht neben sich sehen will, setzt den Götzen „Kultur“ über das göttliche Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Jeder Mensch hat grundsätzlich das Recht, mein Nachbar zu werden. Mein Nächster, wo immer er herkommt, ist ewig, ein Abbild Gottes. Ein „Christ“, der sich fremdenfeindlich gebärdet, andere Menschen nur wegen ihrer Herkunft oder Lebensweise nicht in seiner Nähe haben will, sollte sich in Grund und Boden (zu dem er offensichtlich hingeneigt ist) schämen. So wird er mit Sicherheit kein gutes Beispiel vom Christentum geben, andere von sich und seinem Glauben einnehmen.
Das ganze Konzept des „Ausländers“ und „Auslands“ ist nicht naturgegeben, sondern macht erst mit dem Aufkommen des Territorialismus, also seit dem im Spätmittelalter herausgebildeten Territorialstaatswesen Sinn. Der Begriff hatte dabei in der Vormoderne wenigstens noch nichts mit Kultur, Sprache oder Abstammung zu tun – „Ausländer“ war der Untertan eines „fremden“ Herrschers; im Alten Reich galten oft schon Nachbardörfer als „Ausland“. Mit dem Status „Ausländer“ verbunden war ein mangelhafter Rechtsschutz, da man in keinem Verhältnis mit dem lokalen Herrscher stand. Die Präsenz des „Ausländers“ war insofern gerade *keine* Belastung für den Souverän (und erst recht nicht für das damals gänzlich passive „Volk“). Und: Gegenden, die heute als „Ausland“ gelten, waren im Mittelalter einfach ebenso Teil des eine Einheit für sich darstellenden Gebietes, das (mehrheitlich) von Christen bewohnt wurde – Sprachunterschiede (an denen man sich nicht störte) fingen dagegen schon im Nachbardorf an. Vormoderne Staatsgrenzen begrenzten lediglich das (zudem noch stark „unterentwickelte“) *staatliche Handeln* räumlich; im nationalen Territorialstaat wurde das Staatsgebiet zum „Lebensraum des Volkes“, den jenes kollektiv besitze und über den es kollektiv in jeglicher Hinsicht herrsche. Staatsgrenzen existierten nun nicht mehr nur auf dem Papier, sondern als reale Barriere, die man zwischen Menschen aufstellte,

um ihre Freizügigkeit einzuschränken, da jeder „an seinen Platz“ gehöre. Die Welt wurde zwischen „Völkern“ aufgeteilt; ein „Land“ war nun etwa wie ein Käfig in einem Zoo: hier leben die Elefanten, dort die Giraffen, da die Eisbären. Staatsgrenzen wurden mit Staatsbeamten „gesichert“ (Fremde seien schließlich gefährlich, was wollen die denn hier…), sie zu „überschreiten“ wurde zur Gnade. Man sollte sich wieder mal klarmachen: eine Grenzstation ist eine groteske Einrichtung, die mitten in die freie Landschaft gebaut ist, um unbescholtene Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit einzuschränken. Halten sich „Fremde“ jenseits ihres scheinbar „natürlichen Lebensraumes“ auf, werden sie misstrauisch kontrolliert, dass sie auch ja nicht zu lange blieben; mit der „Visums“-Pflicht will der moderne Staat freien Menschen die Aufenthaltsdauer „im Land“ vorschreiben (auch, wenn sie Gäste von dortigen Bürgern sind); wer die deutsche Grenze passiert, gilt nun bei „den Deutschen zu Gast“. Überall werden „Fremde“ heute an der freien Bewegung gehindert[591], nicht zuletzt Missionare. Die UN, als Vereinigung von Nationalstaaten, erkennt die Bewegungsfreiheit nur innerhalb eines Staatsgebietes als Recht an. So tief gesunken sind die Menschenrechte mittlerweile zugunsten der „Volksrechte“.

Immigration führt ausschließlich aufgrund der Herrschsucht der Mehrheit zu Konflikten. Wer andere „tolerieren“ zu können glaubt, stellt sich über sie, indem er meint, ihnen genausogut dieses und jenes verbieten zu können. Ein einfacher Mitmensch, der sich für „tolerant“ erklärt, ist daher eigentlich herrschsüchtig und hält sich für etwas Besseres (nämlich einen „Bürger“). Ein freiheitlich denkender Mensch weiß dagegen: das Leben des anderen geht ihn absolut gar nichts an, er ist gar nicht in der herrschaftlichen Position, ihn oder sein Verhalten „tolerieren“ (und damit auch: nicht tolerieren) zu können (er kann höchstens Hilfe anbieten). „Ethnische Konflikte“ existieren erst, seit Menschen die Utopie einer ethnisch homogenen Gesellschaft zu träumen begannen[592]; natürlicherweise gibt es viele verschiedene Kulturen auf einem Haufen, was nur durch Tyrannei geändert werden kann. Die Tyrannei von Mehrheiten, die den Minderheiten ihr Leben vorschreiben wollen, ist tendenziell eliminatorisch. Nie ist die Anwesenheit von Menschen das Problem, sondern der Unwille böser Menschen, die anderen neben sich zu akzeptieren. Nicht „Kulturen“ kämpfen gegeneinander, sondern Menschen; niemals ist wirklich „Kultur“ die Ursache für Streit, sondern die Herrschsucht des Aggressors über den Anderen. Kulturen brauchen nicht einander angenähert zu werden, sondern die

[591] Ebenso, wie das „Einwandern“ (also das Nehmen eines Wohnsitzes an einem Ort, der zufällig im Zuständigkeitsbereich eines „fremden“ Staates liegt) im Nationalismus radikal erschwert und unerwünscht ist, verhält es sich mit dem Auswandern, das (ebenso wie bereits der Umzug innerhalb des „Landes“) von so manchen totalitären Nationalstaaten sogar verboten wird.

[592] Über 75% der Deutschen meinen heute, Ausländer sollten sich an der „deutschen Kultur“ orientieren, welche im Konfliktfall Vorrang vor den eigenen Bräuchen, Sprache oder Religion haben müsse. Rund die Hälfte gibt offen zu, zu meinen, ein „richtiger Deutscher“ brauche eine entsprechende Herkunft, nicht nur einen „Pass“.

Menschen müssen, im Gegenteil, wieder einen angemessenen Abstand (und damit Respekt) voneinander lernen.
Heutige Einwanderung aus „fremden Kulturen“, die Existenz von „Parallelkulturen“ (also: die Schreckgespenster der politischen Rechten) sind kein neuartiges Phänomen, sondern die Rückkehr zur vormodernen, vornationalen Vielfalt (vgl. Geary). Dietrich von Hildebrand sah zu Recht in der freundlichen Aufnahme von Zuwanderern einen Normalzustand. Aus der Tatsache ihrer Einwanderung oder gar ihrer „Blutzusammensetzung“ erblickte man in früherer Zeit kein „unüberwindliches Fremdheitselement“. Globales Denken ist keineswegs ein neuartiges Phänomen, sondern liegt immer dann vor, wenn das eigene auf den Mitmenschen gerichtete Handeln, das Streben nach Kooperation, nicht durch die Vorstellungen von Grenzen eingeengt wird. Wer z.B. potenziell seine Produkte überallhin verkaufen will, wo immer ihm Abnehmer erreichbar sind, denkt global, lässt sich nicht einschränken (logisch, dass insbesondere die vom Missionseifer beseelte katholische Kirche seit jeher Akteur der „Globalisierung“ ist)[593].
Für Mittelalter und Frühe Neuzeit kann man von rund 20% nichtsesshafter Bevölkerung in Europa ausgehen – „Zigeuner“ (welche z.B. die europäische Tanzmusik entscheidend prägten), Bettler, Spielleute, Hausierer, fahrende Händler, Tagelöhner, auch Gesellen können hierzu gezählt werden. Selbst noch im 18. Jahrhundert lag der Anteil an Nichtsesshaften mindestens bei 10%. Insgesamt machten „unterbäuerliche“ Schichten, die als Tagelöhner zur Miete wohnten, in der Bevölkerung rund 40% aus. Diese Menschen waren extrem mobil. Und auch bei den nachgeborenen Söhnen der zumeist großen bäuerlichen und bürgerlichen Familien war das Migrieren das Normale. Im Falle der Handwerker war es üblich, dass Wanderung über große Distanzen zwischen einzelnen Städten erfolgte. Auch Sprachgrenzen zu überschreiten war kein großes Problem, im Gegensatz zu Konfessionsgrenzen. Im 18. Jahrhundert kann man beobachten, dass in Dörfern über die Hälfte der Bewohner ihren Wohnsitz innerhalb von nur rund 10 Jahren wechselte.
Die meisten Auswanderer aus einem Territorium waren Tagelöhner und Lehrlinge (je ein Drittel), ansonsten Oberschichtsangehörige, etwa zu Studienzwecken. Universitätsmatrikel beweisen schon für das Mittelalter eine hohe Mobilität der Studenten – viele zog es aus ihrer heimatlichen Region weg. Per se mobil waren Juden, Klerus und Adel, hier gehörte Internationalität zum guten Ton (gerade bei den Ordensniederlassungen).

[593] Schon 1500 v.Chr. trieben Phönizier „Welthandel“ mit Keramik- und Glasprodukten, die in einer Art Massenproduktion angefertigt wurden (und als Konkurrenz auf den lokalen Märkten auftraten). Fernhandel war bereits im Römischen Reich und dann spätestens wieder seit dem 13. Jahrhundert (Venedig, Genua, Florenz, Portugal, Niederlande, Hanse…) eine alltägliche Realität. Der Handel ist der entscheidende Faktor, im Fremden einen potenziellen „Freund“ zu sehen, bringt Frieden und Verständigung.

Immer heirateten auch in ländlichen Gegenden die Menschen über Ortsgrenzen hinweg. Von Westen kam stets „frisches Blut“, von Osten, von Norden, von Süden. Und dies war in den Orten, von denen die Zugezogenen herstammten, wiederum genauso. An den äußeren Rändern war das Meer – und gerade dort herrschte die größte „Vermischung“. Hinzu kam die aktiv gesteuerte Migration. Im Zuge des 30jährigen Krieges etwa waren viele Dörfer wüst oder zumindest zu großen Teilen verlassen. Die Landesherren bemühten sich um neue Besiedlung. Etwa im kurmainzischen Radheim waren nur noch 8 von 27 Häusern bewohnt, es gab einen Bevölkerungsrückgang von über 80%, Äcker und Weingärten verwilderten. Der Mainzer Kurfürst lockte wallonische Siedler her, die mehrere Jahre keinerlei Abgaben leisten mussten. Auch ein Pfarrer kam mit; nach anfänglichen Schwierigkeiten (die „Alteingesessenen“ verstanden die Predigten nicht und konnten nicht zur Beichte; dafür kamen regelmäßig Pfarrer aus Nachbarorten oder Jesuiten bzw. Kapuzinermönche) waren schon nach einer Generation bald drei Viertel der geschlossenen Ehen „gemischte“ (man stelle sich vor, wie anders dies gelaufen wäre, hätte es damals schon die kirchliche Unsitte „muttersprachlicher Gemeinden“ gegeben…).
Fernand Braudel bezeichnet z.B. alle Franzosen der letzten Jahrhunderte, ja Jahrtausende als „Einwanderersöhne“, als ein „bunt zusammengewürfeltes Volk“. Es gab keine einheitliche Kultur, nichtmal eine einheitliche Sprache. Im 17./18. Jahrhundert ließen sich viele ausländische ehemalige Söldner in den Städten nieder, Händler, Künstler und Arbeiter kamen aus Norditalien (Toskana), erst recht war das Mittelalter geprägt von ständiger Migration über jegliche „Staatsgrenzen“ (damals wesentlich durchlässiger) hinweg. Etwa in Toulouse wurden im 14./15. Jahrhundert fast drei Viertel aller Arbeitsverträge mit Einwanderern geschlossen. Vielerorts verschwanden zur selben Zeit über 90% aller Familiennamen innerhalb von 20 Jahren aus den Steuerregistern; es herrschte extreme Mobilität. In der Frühen Neuzeit kamen jährlich zehntausende Fremde an (Pilger, Händler, Künstler usw.), viele ließen sich nieder. Schon im 18. Jahrhundert waren Städte wie Marseille (Levantehandel), Bordeaux oder Nantes (Monopol für Kolonialhandel) bekannt für ihre Internationalität und Weltoffenheit. Es gibt Studien über irische Händler und Geistliche in Bordeaux, niederländische in der Normandie, Savoyarden in Lyon usw.; die Ortsgebundenheit in vormodernen Gesellschaften wird völlig überschätzt, im Gegenteil ist die Tendenz zur Sesshaftigkeit in der Moderne um ein vielfaches höher als in früheren Zeiten. Klassisches Herzensanliegen moderner ordnungs- und disziplinversessener Obrigkeiten ist dagegen die Beschränkung und Kontrolle der Mobilität. Als „Einwanderer“ gilt jemand, der in den angeblichen Siedlungsraum eines geschlossenen „fremden Volkes“ eindringt (über dessen Staatsgrenzen definiert), was dieses „Volk“ erstmal so verschreckt, dass gleich ein immenser Verwaltungsaufwand und ein sorgenvolles „Kümmern“ um diesen sonderbaren Fremdling ausgelöst wird – wenn er es überhaupt so weit schafft.

Europäische Staaten[594] spielen sich nach Art einer Straßengang auf, Menschen zu hindern, in „ihr Territorium“ zu kommen – sperren sie in Lager, transportieren sie gewaltsam fort[595], bestreiten ihnen, wenn sie es schon hierher geschafft haben, ihr Recht, sich frei eine Erwerbsmöglichkeit und Wohnung zu suchen bzw. überhaupt frei zu bewegen. Menschen selber Herkunft sollen getrennt werden, um die Entstehung von „Problemvierteln“, „Ghettos“ (historische Ghettos waren nicht umsonst Schutzeinrichtungen gegen den Mehrheitsmob), „Parallelgesellschaften“ zu verhindern. Alle möglichen Abweisungsgründe saugt man sich aus den Fingern. Zynisch sind z.B. die Unterstellungen, eine Flucht sei doch gar nicht „nötig“ - wem steht das Urteil darüber zu? Schleusern und „Wirtschaftsflüchtlingen“ (Menschen, die in Gegenden ziehen wollen, wo es bessere Einkommensmöglichkeiten gibt) wirft man ernsthaft vor, aus ökonomischen Motiven zu handeln. Man unterschied hier schon in der Nachkriegszeit genau zwischen „unschuldigen“ Vertriebenen, die nichts dafür könnten, dass sie nun „hier“ waren, und Flüchtlingen aus der DDR, auf die man herabschaute – sie sollten lieber in „ihrer Heimat“ bleiben um jene zu retten. Bis heute mangelt es in Deutschland am Verständnis für Flucht aus politischen (oder gar wirtschaftlichen) Gründen[596]; der Gedanke ist: man hat sich gefälligst immer anzupassen, so wie wir uns 1933 anpassen „mussten“… Menschen mit Rückgrat, die sich eben nicht anpassen wollen, erinnern schmerzlich an das eigene Versagen. Nationalisten meinen noch heute, statt zu fliehen solle man lieber „sein eigenes Land aufbauen“, dem man „verpflichtet“ sei – die angeblichen „Rechte“ der „Nation“ am Individuum würden also schwerer wiegen als das Recht des Menschen, nach dem eigenen Glück zu streben. Kämpfen aber ist etwas für Soldaten, nicht für Zivilisten, nicht für Väter, die sich um ihre Familien kümmern wollen! Migration ist ein natürlicher und absolut legitimer Vorgang, ein natürliches Menschenrecht. Niemand darf sich einem freien Menschen in den Weg stellen, niemand ihm verbieten, irgendwo eine Wohnung und Arbeit zu suchen. Es ist

[594] Gerade die europäische Flüchtlingspolitik ist besonders seit 2015 extrem repressiv, EU-Verträge mit Warlords in Libyen oder dem Sudan sollen bewirken, dass Flüchtende noch in Afrika zurückgehalten werden. Jegliche Überheblichkeit in Richtung Donald Trump ist alles andere als begründet.

[595] Leisten die Kinder in der Schule zu wenig, besteht man den „Integrationstest“ (in denen die Einwanderer z.B. alle möglichen Details des deutschen Verhältniswahlrechts erläutern sollen – ohne überhaupt mitwählen zu dürfen) nicht, beherrscht man die deutsche Standardsprache zu schlecht: man kann einfach ausgewiesen werden.

[596] Das deutsche Asylrecht der Nachkriegszeit war dagegen noch relativ liberal, es wurde politisch Verfolgten per se zugestanden. 1993, vom „Wiedervereinigungs“-Taumel noch ganz elektrisiert, wurde das Grundgesetz geändert, um sich von Asylanten rein zu halten (etwa der Spiegel warnte seinerzeit vor „immer höheren Emigrantenwellen“, einem „Ansturm“ von Flüchtlingen): nur, wer nicht über einen „sicheren Drittstaat“ einreiste (und von solchen ist die Bundesrepublik ringsum umgeben), hat noch ein Recht auf Asyl.

keine Situation denkbar, in der es nicht Unrecht wäre, von jemandem zu verlangen, sich den Aufenthalt oder die gewerbliche Tätigkeit irgendwo erst „genehmigen“ zu lassen. Der Nationsgläubige mag nun zugestehen, dass „integrationswillige“ Außenstehende in die „Nation“ hineinkorporiert werden können, aber bloß nicht „zu viele“, da sonst die nationale Identität kulturell verwässert werde – die also in Wahrheit doch als die „eigentlichen“ betrachteten Kulturträger verschwänden in der Masse. Kultur gelöst vom biologischen „Volk“ erscheint Nationsgläubigen immer „unecht“ – *ein* Roberto Blanco wird akzeptiert, man ist ja weltoffen, aber nur noch Schwarze im Musikantenstadl…? So soll für Nationsgläubige „afrikanische“ Musik gefälligst von Afrikanern gemacht werden, Kung-Fu-Kämpfer sollen „Schlitzaugen“ haben, und der Albtraum schlechthin wäre für viele eine angeblich „drohende“ deutschtürkische Bevölkerungsmehrheit in Deutschland. Die „deutsche Kultur“ sei durch die Anwesenheit „Fremder“ gefährdet; wem aber wird denn verboten, das zu pflegen, was er sich unter „deutscher Kultur“ vorstellt? In Wahrheit ertragen diese „richtigen Deutschen“ es einfach nicht, wenn neben ihnen und „ihresgleichen“ noch andere Menschen sind, die anders leben. Es geht eigentlich nicht um Zuwanderung, sondern generell um „Anderssein“!
Umgekehrt ist auch dem Wunsch mancher auf der „linken“ Gegenseite, die „Nation“ solle durch Ausländer „bereichert“ werden, entschieden entgegenzutreten, da er eine Instrumentalisierung des Anderen darstellt (der zudem auf sein vorausgesetztes „Anderssein“, das er keinesfalls aufgeben dürfe, reduziert wird). Es geht den vordergründig „flüchtlingsfreundlichen“ Deutschen in der Regel nicht um das Recht auf Freizügigkeit an sich - hört man mal zu, was dieselben Leute über jüdische Siedler in „Palästina“ denken (oder über weiße in Afrika oder dem Amazonasgebiet). Sie wollen einfach, egoistisch, dass ihr schönes Deutschland „bunter“ (und damit vermeintlich unschuldiger) wird.
Die moderne „Gesellschaft“ ist gekennzeichnet durch Herrschaft und Arbeit. Sie war daher mal nicht zu Unrecht das Feindbild der „Linken“ - heute dagegen schaut jene politische Richtung nicht weniger zu diesem Götzen auf als die „Rechte“. Die wünschenswerte Revolution bei Marx war die Umwerfung jeglicher Verhältnisse, in denen der Mensch ein geknechtetes, verächtliches Wesen ist – er stand damit im schroffen Gegensatz zu heutigen „Linken“, die sich liebend gern in jeder Hinsicht der Diktatur der vermeintlichen „Natur“ an den Hals werfen, damit auch irgendeiner „unverfälschten“ Nationalität, damit auch einer national-bürgerlichen Gesellschaft und ihren Zwängen. Man will Herrschaft für alle statt Abschaffung der Herrschaft, Arbeit für alle statt Abschaffung der Arbeit, Zivilehe für alle statt Abschaffung der Zivilehe usw.; drängt zu Bürgerlichkeit und bürgerlichen Idealen statt jenen Paroli zu bieten. Man schürt Neid auf die, die nicht zu beneiden sind. Noch in den 1990er Jahren galt als „links“ der „asoziale“ besoffene Punk, der sich mit gesunder Scheißegal-Einstellung an der Unordnung erfreute (ökologisch definitiv nicht „nachhaltig“), die er hinterließ, der inkompatibel sein wollte, gegenkulturell. Er wollte nicht, dass die Gesellschaft sich

ändert, sondern ihr entkommen. Er sah sich nicht „ausgegrenzt“, sondern wollte sich selbst eine Grenze schaffen gegen die Vereinnahmer, Vergesellschafter. Heute sorgen sich angebliche „Linke“, ganz im Gegenteil, um umfassende „Integration“, Einbindung in die „bürgerliche Gesellschaft“, jegliche freiwillige Abgrenzung wird als „halt ein Bisschen anders sein wollen“ verniedlicht – keiner entkommt der Nation. Die Vorstellung von einer uniformen „Gesellschaft“ und armen, betüddelnswerten, „ausgegrenzten“ Randgruppen verkennt völlig, dass sich letztere durchaus nicht als „randständig“ und „ausgegrenzt“ vom güldenen Honigtopf „Gesellschaft“ empfinden, sondern ihrerseits als Mittelpunkt der Welt, nur zu gerne selbst die anderen „ausgrenzend“; viele separate Gruppen existieren nebeneinander (personell freilich nicht selten miteinander verwoben). Gut ist’s. Das nennt man multikulturell. Der städtische Kaufmann hielt fahrende Leute für doof? Und? Vielleicht war es umgekehrt genauso? Wer entscheidet, wer wen „ausgrenzt“? Welches Milieu ist das „wahre“, wo ist „die Gesellschaft“ wahrhaftig realisiert? Ist der Reiche per se „Gesellschaft“? Eher ist er meistens Minderheit und Freiwild für die, die gerne über „Asoziale“ herziehen. Ist es das Ideal des 19. Jahrhunderts, der halbgebildete, bodenständige, in jeder Hinsicht mittelmäßige Kleinbürger, und wenn ja, ist es eigentlich erstrebenswert, mit ihm so wahnsinnig viel „Gemeinschaft“ zu haben? Es gibt keine homogene „Gesellschaft“, die unglückliche Einzelne „ausgrenzen“ könnte – nur unter Umständen eine messerwetzende Mehrheit, vor welcher man als Abweichler geschützt werden muss. Freilich: der Mensch gehört in manchen Aspekten seiner Existenz, seiner Persönlichkeit, seines Denkens und Handelns zu einer Mehrheit, in anderen zu einer Minderheit (eben darum reicht es nicht, dem Einzelnen als Menschen Rechte zuzugestehen, sondern auch als Angehörigen einer Gruppe, die als Gruppe diskriminiert wird – der Mensch könnte sich anpassen, um in den Raum des Geschützten zu gelangen, jedoch soll ihm in einer Zivilisation zugebilligt werden, dass er der Anpassung nicht bedarf, um frei leben zu können). Die Flucht hinein in die angebliche „Gesellschaft“ hingegen macht jene Chimäre umso mehr gleichzeitig zur scheinbar völlig übermächtigen Gefahr wie zur alle an sich ziehenden Gottheit. „Linke“ sind längst keine Advokaten des Andersseins (und somit des Nischenschutzes) mehr, sondern wollen im Gegenteil die Ausweitung des Begriffs des „Normalen“. Alles und jeder soll zum „ganz normalen Deutschen“ erklärt werden, ob er nach „Normalität“ und Integration strebt oder nicht (so wie Deutschland „wieder“ zu einem „ganz normalen“ Akteur auf der Weltbühne werden soll). Menschen, auf vergeblicher Sinn-Suche nach dem Verlust des Glaubens, wollen heute stets sich irgendwo „zugehörig“ fühlen, anschließen, „Teil“ sein, im „Wir“ aufgehen. Wie entwürdigend, wie völlig fremd dem Individuum, das Gott einst als Sein Abbild (frei und einzigartig) geschaffen hatte! Jeder Mensch ist ein einzigartiges Individuum, mit unendlich vielen Eigenschaften. Die aufklärerische Pest, sich und andere stets irgendwo einzuordnen, zumal man ja irgendwo (im vorgefertigten „vernünftigen“ Welterklärungsmodell) hin „gehört“, ist Ausdruck der Suche nach „Heimat“ im

irdischen Jammertal. Ausgesprochen finden wir dies z.B. bei Ernst Bloch (Stalinist und später väterlicher Freund Dutschkes), Heimat als Utopie erkennend, wobei er freilich nicht den Himmel meinte, sondern ein irdisches Gegenstück, um dessen Verwirklichung der Mensch sich bemühen sollte – die revolutionäre Hoffnung war bei ihm das Erreichen von „Heimat". Diese glaubt die „Linke" heute in der bürgerlichen Gesellschaft gefunden zu haben, die sich ungeheuer integrativ gibt, solange man ihr nicht mit dem alten Jahwe, Seinen komischen Sonderwünschen und Berufungen an den Einzelnen kommt.

Weiter auf der Suche nach der intakten Natur

„*Wir nennen ‚Ursprünge' die Grenzen unseres Wissens."*
- Nicolas Gomez Dávila

Der bürgerliche Charakter der „68er"-Bewegung (dabei linke Begrifflichkeiten okkupierend) ist am deutlichsten sichtbar in der Zuwendung zu ökoreaktionären Themen (neben der Dritte-Welt-Romantik, ebenfalls völkischer Kitsch in Reinkultur). Das zuvor eindeutig rechtsesoterische Thema „Naturschutz" wurde von den „links" sein wollenden Studenten aufgegriffen und wird seitdem als „links" betrachtet[597]. Die Selbstverbürgerlichung der Linken in Deutschland hatte, als Prozess, schon mit dem sozialdemokratischen Patriotismus im frühen 20. Jahrhundert begonnen, wurde zum Massenphänomen in der „Volksgemeinschaft" der NS-Zeit und endgültig zementiert in der Wohlstandsgesellschaft der 1960er/70er Jahre, als die bürgerliche Jugend (mit den alten Themen „Naturschutz" und „Selbstbestimmung der Völker" im Gepäck) in Begleitung des Aussterbens des realen (wahlberechtigten) „Proletariats" massenhaft die Selbstidentifizierung „links" für sich okkupierte[598]. An die Stelle der Durchsetzung eigener Interessen der Arbeiterschaft traten auf der „linken" Agenda Weltrettungsprojekte, bei denen nun *alle* betroffen seien und alle mitwirken sollten. Der Großteil der deutschen Naturschützerprominenz (viele Gründerväter der Grünen inklusive) hatte eine tiefbraune Vergangenheit in völkischen „Alternativbewegungen"; ein Wandel in ihrem Denken ist später nicht zu erkennen – man fühlte sich dem klassischen deutschbürgerlichen Kanon von Anthroposophie, Neuheidengekasper oder auch Tibetkult verpflichtet, strebte z.B. nach einem „organischen Sozialismus", in dem

[597] Der, dem Veränderungen in seiner Umwelt als Katastrophen gelten, gehört im klassischen Begriffsverständnis zur extremen Rechten.
[598] Die alte Linke argumentierte traditionell homozentrisch, fortschritts- und technikfreundlich, propagierte keineswegs Grenzen für das menschliche Wollen und Handeln, eine umfassende Selbstbeschränkung, wie das die Ökologiebewegung (den opferbereiten Volksgenossen an seinem vorgesehenen Platz im Hinterkopf) tut.

alle Teile wie in einem „lebendigen Körper“ funktionieren (Beuys), war stets auf der Suche nach „Ursprünglichem und Unverfälschtem“. Auch heute noch führen viele hochangesehene Gestalten aus dem ökologistischen und antiimperialistischen Spektrum nahtlos alte Familientraditionen fort, als Nachkommen von bis auf die Knochen antisemitischen und hitlerbejubelnden (meist extrem christentumsfeindlichen und sektiererischen) Pionieren des Umweltschutzes. Sämtliche Naturschutzgruppen sahen die NS-Zeit als die Chance, endlich etwas zu bewegen und können personell als Stützen der „Bewegung“ gelten, die ihnen höchstens nicht radikal genug war. Ebenso war später in den 1960ern die NPD vielen der sozialrevolutionär-ökologistisch eingestellten Altvölkischen zu „reaktionär“ (ein Kampfbegriff bereits der völkischen Jugendbewegung), man organisierte sich lieber in APO-AGs wie der „pazifistischen“ Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher (eine Vorläuferorganisation der Grünen) gegen amerikanischen Imperialismus, für direkte Demokratie und umfassenden Schutz der Heimat. Eine wichtige Rolle spielte die hochpopuläre „New Age“-Esoterik, welche direkt an die juden- und christentumsfeindlichen Traditionen der völkischen Szene des frühen 20. Jahrhunderts anknüpfte. Viele Grundmuster stammen aus Theo- und Anthroposophie, der Kult um die „Natürlichkeit“, um „die Natur“ als scheinbar eigenständige Entität mit quasi-göttlichem Status, die ausufernde Tierfreundschaft, die antikapitalistische Rhetorik (bei gleichzeitigem Profit von der kapitalistischen Ordnung), die deterministische Geschichtsauffassung, auch der Himalaya als Bezugspunkt („Nabel der Welt“, von dem alle Weisheit stamme). Das Bild eines „fragilen ökologischen Gleichgewichts“ ist Ausfluss dieser esoterischen Weltsicht. Angeblich „natürliche Gleichgewichtssysteme“ müssten unbedingt erhalten werden, woraus sich eine Neigung zum politischen Totalitarismus und Aktionismus ergibt. Schon das „Dritte Reich“ war nichts anderes als der Versuch, die „Wiederherstellung“ von „natürlichen Ordnungen“ in der Welt (gegen den jüdischen „Feind“) politisch zu erzwingen. Die Natur erscheint im Denken derer, die sie vor zivilisierten Menschen „beschützen“ wollen, nicht als Gesamtheit wandlungsfähiger Einzelphänomene, sondern ein einziges Wesen mit Struktur und System, worin „der Mensch“ bestenfalls ein Teil an seinem Platz zu sein hat, welchen er jedoch hochmütig verlassen habe; er habe sich von „der Natur“ schändlicherweise „entfernt“, mache das scheinbar wie ein Uhrwerk laufende „Ökosystem“ kaputt, weil er, wenn „westlich“ geprägt, gleichsam „entartet“ sei (kein edler Wilder mehr), zum Schädling geworden. Dieser moderne, „entartete“ Mensch (der seine Grundlage in Juden- und Christentum und „Amerikanismus“ hat) sei zum Feind der „Natur“ geworden (die per se „gut“ sei) und darum hassenswert. Wie die armen „Waldvölker“ werde die „Natur“ insgesamt von den alttestamentarischen Finsterlingen ganz gemein ausgebeutet. „Die Natur“ aber würde sich grausam „rächen“, so der religiöse Wortschatz noch des heutigen Ökologismus. Die gekränkte Gottheit will man sich wieder gnädig stimmen, indem man ihr zur Hilfe eilt, das durch „verjudete“ Menschenhand verlorene „Gleichgewicht“ wieder zu finden.

Dass diese Vorstellungen besonders in Deutschland (wo sie aufgrund des virulenten Antisemitismus und Antiuniversalismus bereits ihren Ursprung hatten) nach dem Krieg sogar noch mehr wucherten als zuvor, ist auch mit der spezifisch lutherischen Marotte zu erklären, den Menschen ständig als verdorben und nicht vertrauenswürdig zu beargwöhnen (womit *allgemein* bei den protestantischen Gruppierungen damals die deutsche Schuld schön relativiert werden konnte; dieser misanthropische Zug fehlte noch dem originalen Heidentum), und natürlich damit, dass man sich in seiner Selbstsicht als Deutscher (in „artgemäßer" Form in den Bereich des Animalisch-Natürlichen zurückgestuft) ein bisschen weniger schlecht fühlen musste, wenn der Mensch als solcher erniedrigt wird. Die neue Gottheit „Natur" straft auch unsere Feinde gerecht, also wenden wir uns doch gern an sie…
Das neuheidnische Bild der nährenden, aber auch bei Fehlverhalten strafenden „Mutter Natur" geht, wie der Nationalismus, neben der Feindschaft gegen den „gierigen Ausbeuter" immer auch mit dem Bild des „unnützen Essers" einher[599]. Der Antinatalismus der Ökologisten ist stets zuvorderst gegen die „Dritte Welt" gerichtet. In ihren Augen *hat* nicht der hungernde Schwarze ein (nämlich der Dekolonisierung geschuldetes[600]) Problem, sondern er *ist* das Problem: er produziere, so ganz und gar nicht dem deutschen bürgerlichen Ideal entsprechend, viel zu viele Kinder, so dass der kluge „weiße Mann" ihn weitherhin erziehen müsse, diesmal aber zur „Sexualhygiene" (Verhütung und Abtreibung) bzw. Geburtenkontrolle. Statt den Hunger in den „befreiten" Gebieten lindern zu helfen[601], brachte der „Westen" also die sinnlose Floskel der „Hilfe zur Selbsthilfe" auf, und jene bestehe vor allem in der Angleichung an

[599] Die Morde an Behinderten in der NS-Zeit sind bereits im Zusammenhang zu sehen mit der Idee einer „Überbevölkerung" z.B. in Osteuropa (insbesondere Polen galt den NS-Gesellschaftsplanern als „überbevölkert", da die durchschnittliche Arbeitsproduktivität hinter der teutonischen Norm zurückblieb), wo im Zuge der Okkupation eine Bevölkerungsreduktion um zig Millionen Menschen angestrebt wurde: „Überschüssige", „Unproduktive" („Asoziale", „Gemeinschaftsfremde"), rassisch Unerwünschte sollten verschwinden, da unnütz. Was dem Umweltretter von heute der „Schnackselneger" ist, war seinen Großeltern der faule Slawe mit seiner Großfamilie. Der Enkel sehnt sich heute nach „kultureller" Okkupation mit Reproduktionsumerziehung und Abtreibungskliniken – nur aus Diversitätsgründen dürfen vielleicht auch ein paar Alibinutzlose überleben.

[600] Der Anteil der „Dritten Welt" am Welthandel hat sich seither halbiert, woraus ihre Verelendung resultiert (gerade nicht an einer westlichen „Ausbeutung").

[601] Niemand muss heutzutage hungern, weil sich mit den modernen landwirtschaftlichen Methoden (inklusive Gentechnik) zuwenig Nahrungsmittel produzieren ließen, sondern weil viele Menschen weiterhin vom globalen Markt abgeschnitten sind. Es gibt keine „Überbevölkerung" im malthusischen Sinne; alle Menschen könnten mit Leichtigkeit ernährt werden, es wird ja jährlich sogar so viel Getreide produziert, dass es massenhaft vernichtet wird, um die Preise nicht zu drücken. Sie ist heute nichts als eine Ausrede, weshalb es sinnvoll sei, weniger Menschen zu haben.

europäisches Reproduktionsverhalten. Die EU macht Hilfsleistungen für „Dritte Welt"-Staaten bereits abhängig von deren Bereitschaft, „sexuelle und reproduktive Gesundheit" sicherzustellen, womit vor allem die Möglichkeit zur Abtreibung gemeint ist. Auch aus hochoffizieller europäischer Sicht gibt es also nicht etwa ungerechte Güterdistribution, sondern zuviele „Neger und Schlitzaugen". Es sind vor allem die egoistischen Interessen der „Ersten Welt", mit Deutschland ganz vorn mit dabei, welche dem Geschwätz von der „Überbevölkerung" zugrundeliegen. Deutsche fragen sich, so wusste schon Pohrt, traditionell gerne, wieviele Menschen die Erde anderswo verträgt. Nicht nur Geiz und Interventionsunlust, auch kulturelle Abneigung steckt dahinter: Germaine Greer stellte schon 1984 fest, dass nur nach hiesigen bürgerlichen Maßstäben die Welt "überbevölkert" erscheint (die Großfamilie in der „Dritten Welt" sehe das durchaus anders). Im Klartext: „überbevölkert" erscheint die Erde jenem Menschenschlag, der vor 80 Jahren mehr „Lebensraum im Osten" erobern wollte, weil er sich unter „gutem Leben" nur den autarken Biobauernhof vorstellen konnte[602]. Die von „68ern" geprägten deutschen Umweltschutzgruppierungen schürten konsequenterweise auch unablässig die Angst vor Zuwanderung aus der angeblich überbevölkerten „Dritten Welt", vor diesen furchtbaren „Menschenlawinen" (Gruhl). Es war common sense, dass man Kranke und Schwache am Besten verrecken lassen sollte; auf jedes gerettete hungernde Kind in der „Dritten Welt" kämen, so Hoimar von Ditfurth, in der nächsten Generation ja entsetzlicherweise nochmal 4-6 hinzu; staatliche Geburtenkontrolle wurde überall gepriesen. Der „Schwarze" ist für diese Leute nur eine Nummer, bestenfalls ein konservativ-archaischer Sonderling[603], der so oder so besser dezimiert werden sollte.

Der Rassismus der Bevölkerungsdezimierer ist offensichtlich und historisch aus der nordischen Eugenikbegeisterung des frühen 20. Jahrhunderts, die rassische „Verbesserung" der Menschheit im Blick, zu erklären. Diesen Antrieb hatte z.B. die Gründerin der vor allem in der „Dritten Welt" Propaganda betreibenden Abtreibungsorganisation „Planned Parenthood", Margaret Sanger (zum Ku-Klux-Klan freundschaftliche Kontakte unterhaltend), für die es auch in den USA viel zu viele Schwarze gab und die beim „gebotenen" Aussterbenlassen der Erbkranken tatkräftig mithelfen wollte. WWF-Gründer Henry Fairfield Osborn schürte in den 1950er Jahren die Angst vor Überbevölkerung und war vor allem um den „Fortbestand der Arten"

[602] Die deutsche Furcht vor dem Mangel an „Raum" war auch eine Furcht vor der „Verjudung" (nationale Identifikation lebt mangels Substanz notwendigerweise von den Feindbildern, wie man *nicht* sein darf) – man wollte, so schön zur „Nation" gewachsen, nicht so werden wie die verhassten Juden oder romtreuen Katholiken, international, „bodenlos", auf Erden „heimatlos" über alle Nationen verteilt.

[603] Die paranoide „Erste Welt" fürchtet auch deshalb das Bevölkerungswachstum im subsaharischen Afrika, weil sie weiß, dass jene „Primitiven", als meist sehr konservative Religionsanhänger, ihre eigenen „progressiven" Ideale im Regelfall nicht teilen.

(dem Ökologisten geht es nie um real existierende Lebewesen, sondern um den Schutz von Abstraktem, der „Natur“, den „Arten“) besorgt, wie bereits sein ebenfalls artenschützender Vater, ein Eugeniker, die „Rassenverbesserung“ im Blick und zugleich fordernd, den „Charakter und die Einheit der Rasse bzw. der Rassen zu schützen“ (Schwarze galten ihm dabei freilich als dumm, Juden als übel). In den 1980er Jahren unterstützte die Organisation z.B. Tyrann Mugabe bei der tödlichen Jagd auf „Wilderer“ (Menschenrechte, zumal in der „Dritten Welt“, interessierten die „Tierschützer“ schon immer einen Dreck). Der Gründer der Tierschutzorganisation Sea Shepherd, Paul Watson, Freund der rechtsextremen Brigitte Bardot, möchte die Weltbevölkerung auf unter eine Milliarde reduziert sehen; er ist gegen Migration nach Europa, weil Flüchtlinge dort viel mehr Energie verbrauchen (eben ein besseres Leben führen können) als in ihren Herkunftsländern; alles soll schön an „seinem“ Platz bleiben. Watson sagt offen, dass er keine Menschen mag, nennt sie „Krebsgeschwür“ (im „Organismus“ Erde) und will, dass nur noch Menschen, die sich ihrer „Verantwortung gegenüber dem Planeten bewusst“ sind, Kinder bekommen dürfen. Gezüchtete Nutztiere (minderwertiges Menschenwerk…) sollen auch verschwinden, nur noch „Wildtiere“ existieren. Das Tier erscheint als unschuldig, rein, ursprünglich, „authentisch“, und ist damit eine Projektion des alten Trugbildes vom „edlen Wilden“: da lebt alles in „Einklang mit der Natur“, in perfekter Ordnung und Harmonie. Watsons Freund, „Earth-First“-Begründer David Foreman, bejubelt seit Jahrzehnten jegliche Epidemien und Dürrekatastrophen vorzugsweise in Afrika, weil dadurch endlich „die Natur ihr eigenes Gleichgewicht“ wiederfände; für ihn wären 100 Millionen Menschen noch akzeptabel. Klimaschützer wie Faisal Davji sind erfreulich offen und loben z.B. an Gandhi, dass er die Pflicht des Menschen über sein Recht stellte – die größte Tugend sei der selbstlose Tod, das Beharren auf das Recht zu leben sei egoistisch.
Der afrikanische Bevölkerungszuwachs wurde inzwischen längst als angebliche Hauptursache des bösen Klimawandels ausgemacht, durch ihr bloßes Dasein würden die Afrikaner alles wettmachen, was der weise Europäer an CO2-Ausstoß mühevoll „einspart“. Endlich scheint der mühsam gesuchte „Beweis“ erbracht, dass es zuviele Menschen gäbe – schon durch ihre Existenz (und auch diejenige der von ihnen gehaltenen Nutztiere) seien die Menschen „Schädlinge“ und müssten dezimiert werden. Verdanken darf man diese Einsicht, natürlich, alten Nazis: der spätere „grüne Visionär“ Günther Schwab darf sich rühmen, als misanthropischer Urheber der heutigen Klimahysterie zu sein (durch seinen Roman „Tanz mit dem Teufel“ von 1959); alternative Energien, etwa Windenergie, waren bereits von der NSDAP (vor allem aus Autarkiegründen) gezielt gefördert worden. Der thüringische frühere NS-Physiker

Robert Döpel warnte dann Anfang der 1970er Jahre vor der „globalen Erwärmung“, womit er es zum Guru der apokalyptischen „Umweltbewegung“ brachte[604].
Die Tatsache, dass ausnahmslos *alle* Pioniere der „Umweltbewegung“ Rassisten und Antisemiten waren, ist keinem ihrer heutigen nachgeborenen Anhänger Anlass, sich mal zu fragen, ob es nicht vielleicht irgendeinen inneren Zusammenhang geben könnte. Manche freilich erkennen ihn noch, z.B. der Massenmörder von Christchurch, der im März 2019 über 50 Muslime tötete; er hinterließ ein „Manifest“ (auf dem Cover mit Stichworten wie „Umweltschutz“ und „Antiimperialismus“ sowie einer „Schwarzen Sonne“ versehen), in dem er sich als „ethnonationalistischen Ökofaschisten“ und „grünen Nationalisten“ bezeichnet und das letztlich nichts anderes als die konsequent zuende gedachte derzeitige Mehrheitseinstellung beinhaltet; er meint, „die Umwelt“ würde durch die „Überbevölkerung“ zerstört werden; um sie zu retten, töte er „Invasoren“, eingewanderte „Schädlinge“ (in der Sprache der Botaniker). Jene seien es, welche den bodenständigen Völkern ihre Lebensgrundlage entzögen. Er wolle die „natürliche Ordnung“ erhalten, „die Natur“ selbst, dazu gehört ihm auch die „ethnische Selbstbestimmung aller Völker“. Er sei ausdrücklich nicht „islamophob“, Muslime sollten halt „in ihren Heimatländern leben“; hassen würde er allerdings die Konvertiten, die „ihrer Herkunft, Kultur und Tradition den Rücken kehren“. Die Welt als Völkerzoo, jeder in seinem Gehege, ohne „Rassenkreuzungen“; im Namen der „Vielfalt“ habe er seine Tat begangen, damit die verschiedenen Völker, „verschieden, getrennt, einzigartig, unverfälscht“, „ihre“ Kultur, „kulturelle Identität“ pflegen könnten; Mischung sei Zerstörung. Vielfalt „innerhalb“ der „eigenen“ Nation sei demnach verwerflich; Musterbeispiel einer homogenen Nation ist ihm China, dessen „politische und soziale Werte“ am ehesten den seinen entsprächen. Sein Hauptfeindbild sind, natürlich, die USA, der „melting pot“, in dem sich alles mischt, aus „Vielen das Eine“ (*E Pluribus Unum*) wird, nicht die Herkunft, sondern die Übereinkunft zählt.
Immer ist ein positiver Bezug auf (irdische) „Heimat“ bei den Naturfreunden zu finden. Der (die eigene „Bescheidenheit“ zelebrierende) Hass auf Ferntourismus etwa liegt hauptsächlich an der Wut auf Menschen, die ihre „Scholle“ verlassen (wo sie „sinnvollen“ Tätigkeiten nachzugehen haben) und ihre Freizeit an Orten verbringen wollen, wo sie nicht „hingehören“, sich sogar von „Fremdem“ ernähren, fremde Schollen somit „ausbeuten“. Ökologisten rationalisieren auf diese Weise Xenophobie und Willen zur Autarkie (aus dem nationalisitsch-antiimperialistischen Reflex kommend, „das gehört nicht hierher!“ und „wir nicht dorthin!“). Das „fremde Land“ soll man in Ruhe lassen, während die Kirche immer den „Ferntourismus“ förderte: die

[604] In der Tradition Riehls stehend, der schon im 19. Jahrhundert die „Entfremdeten“ aufrief, wieder zu „verwurzeln“, ihre Verbindung zur Natur wiederherzustellen und Teile des „echten“ (bäuerlichen) Volkes zu werden. Der gesinnungstotalitäre Hang der Bewegung erinnerte an die völkischen „Lebensreformer“, ständig den Menschen ändern wollend (während klassischen Linken das Denken z.B. des Kapitalisten völlig egal war, sofern er nur enteignet wurde).

heiligen Stätten aufsuchen, generell in der Welt herumkommen, um den Kontakt zum eigentlichen „eigenen Volk“ (der weltweiten Kirche) zu halten (und damit die Einheit zu fördern).
Ein bezeichnender Ausdruck deutscher Xenophobie ist die typische Aversion gegen „Müll“- oft verbunden mit bodenloser Arroganz gegenüber „Südländern“, die jenen scheinbar ständig ins Meer kippen, wenn sie nicht gerade abgemagerte streunende Hunde verprügeln. Der Deutsche wittert überall etwas am „falschen Platz“, wo es nicht „hingehöre“ (so die allgemeine Definition von Müll – Materie am falschen Platz). Man kann seit etwa 2010 buchstäblich kein Kinderprogramm mehr anschauen, wo nicht gegen böse, egoistische menschliche „Verschmutzer“ gehetzt wird (heutige Kinderbücher und -programme sind, in bester deutscher Tradition, fast immer absolut ungenießbar – gezwungen, moraltriefend, spießiger als der Struwwelpeter[605]); der deutsche Ordnungswahn verteufelt nichts mehr als das „Verschmutzen“ der geliebten Heimat, der „Natur“, was für ihn i.d.R. dann vorliegt, wenn etwas seinem bürgerlichen ästhetischen Empfinden widerspricht, etwa die Bierdose in der Landschaft. Gleich ist für ihn die hochverehrte „Natur“ in irgendeiner grässlichen Gefahr, „der Fluss“, „der See“ (als handle es sich um lebende und schmerzempfindliche Wesen statt um Ressourcen für menschliche Bedürfnisse). Und nur Kulturgut, Menschenwerk, könne „Müll“ sein, während „Naturprodukte“, die ebenso sinnlos irgendwo herumliegen oder herumfliegen, aufgrund der unterstellten sinnbehafteten Perfektheit „der Natur“ per se immer am richtigen Platz seien; „die Natur“ sei eben „gestört“ durch das menschliche Gepfusche. Jene freilich kann als „Ganze“ keinerlei „Schaden“ nehmen, höchstens kann dem *Menschen* Schaden entstehen durch Blockade ansonsten von ihm nutzbarer „natürlicher“ Prozesse[606]. Der Ökologist aber hält die Erde für seine Heimat, will also, dass dort alles schön ordentlich ist. Paradox ist vor diesem Hintergrund, dass dem Ökologisten Ordnung in der Wildheit besteht, was weniger ein originelles Verständnis von „Ordnung“ als vielmehr ein defizitäres von „Wildnis“ belegt. „Wild“ ist für ihn eine „Natur im Gleichgewicht“. Natürlich ist es eine reine Hypothese, dass ohne den Menschen alles in „harmonischem Gleichgewicht“ wäre. Im Gegenteil ist angesichts des ständigen Kampfes in der zu beobachtenden Natur nicht davon auszugehen; der Mensch ist sicher eher derjenige, der (aus Eigennutz) zum *Erhalt* von vielem beiträgt, das der

[605] Besonders seit den 1980er Jahren sind deutsche Kinderbücher und Kindersendungen wieder hochgradig ideologieverseucht. Bekannte Macher waren damals gerne Anhänger Oshos, der u.a. für die Tötung verkrüppelter, tauber oder blinder Kinder eintrat, weil jene sonst eh nur ihr ganzes Leben „leiden“ würden, nur „gesunde“ Menschen sollten die Erde bevölkern. Unnötig zu erwähnen, dass Osho stark gegen monotheistische Religionen eingenommen war, dabei insbesondere gegen christliche Priester und Juden schäumte.
[606] Was Menschen Vorteile bringt, war für den wackeren Heimatschützer freilich gerade noch nie ein Argument. Was Individuen nützt, steht im Verdacht, den vergötzten Konstrukten wie der „Art“ oder der „Natur“ zu schaden.

„wilden Natur“ früher oder später zum Opfer gefallen wäre! Der deutsche Spießer liebt es aber, sich zu „kümmern“ - er „schützt“ (mit unterschwelligem Selbstbild als starker, weiser „Arier“) gerne, was er als „schutzbedürftig“ auserkoren hat[607], und zwar am liebsten gegen „böse Fremde“, also alles Universalistische, „Imperiale“, den „Wurzeln“ Entreißende, früher hätte er gesagt: Jüdische. Was er beschützt, ist natürlich nichts Reales (das seines Schutzes so gut wie nie bedarf), sondern Abstraktes wie „die Kultur“ irgendeines „Volkes“[608] oder eben „die Natur“, die als eine quasigöttliche Kraft betrachtet wird.
Das jüdische Erbe im Christentum war z.B. dem friedensbewegten Rudolf Bahro schuld an der „Überformung“ der „autochthonen Grundlage“ etwa der „germanischen Stämme“, und natürlich an der bösen Umweltzerstörung. Da ist man sich ja einig mit einem weiteren frühen Grünen, dem abgefallenen Priester Hubertus Mynarek (hauptberuflich mit Geschichten über notorisch unbewiesene sexuelle Ausschweifungen des Klerus hausierend), das „Judaeochristentum“ zugunsten einer „ökologischen Religion“ verdammend (und zweifelhaften völkischen Sekten nahestehend). Auch der evangelische Pastor Friedrich Bode ist ein typischer Grüner der ersten Stunde: Ende der 1970er protestierte er gegen Atomkraftwerke, läuft mit Baskenmütze und Palästinensertuch herum, boykottiert israelische Produkte, schimpft über Massentierhaltung – und verließ seine Partei 2015, weil sie ihm zu einwanderungsfreundlich war. Im Anschluss trat er bei NPD-Veranstaltungen auf. Auch Atomkraftgegner Klaus Sojka, der als frühes Grünen-Mitglied massenhaft zu Tier- und Naturschutz publizierte (natürlich war er passionierter Schächtgegner), war seit den 1990ern für rechtsextreme Parteien aktiv. Aber auch, wenn man den Blick von solchen Extremfällen in den Mainstream der Partei wendet: schon die abschiebewütige Asylpolitik, mit der die Partei im deutschen Südwesten Triumphe feiert, passt völlig ins Bild bei dieser durch und durch bourgeoisen Partei für die Scheinprobleme der gehobenen Mittelschicht[609]. „Ordnung“ in der Welt (Tiere, Pflanzen, „Völker“, alles an seinen Platz, die „Systeme“ sollen funktionieren, ja nichts soll ausscheren), Zucht im „eigenen Land“ (Einigkeit statt Recht und Freiheit, umwelt- und sozialdienliches Verhalten als oberstes Gebot). Schon „Alternativökonom“ und Lebenshilfeguru Joseph Huber hielt einst unwidersprochene Lobeshymnen auf das Nationalgefühl als dem „Bindemittel moderner Gesellschaften“, Gefühle von Zusammengehörigkeit aufgrund von „nationaler und kultureller Identität“ seien ganz natürlich und sollten nicht unterdrückt werden. Für Joschka Fischer, Propagierer eines identitären und damit

[607] Schon Hitler sah sich als „Anwalt derer, die sich nicht selbst verteidigen können“.
[608] Wenn er z.B. ein willenloses Bauwerk vor Abriss oder Veränderung „schützt“, setzt er in Wahrheit sein persönliches ästhetisches Interesse durch, das Bauwerk als „Ausdruck der XY-Kultur“ vergötzend und sich um praktischen Nutzen oder Eigentümerrechte nicht scherend.
[609] Schon in ihrer Frühzeit legte die Partei Wert darauf, „nicht links, nicht rechts, sondern vorn!“ zu sein.

pervertierten Multi-Kulturalismus, waren es die scheinbar uralten (von der Existenz der Nationalstaaten unabhängigen) „Nationen“, die Europa erst ausmachten, mit ihren tollen Kulturen, Sprachen und Unterschieden. Und Robert Habeck, omnipräsenter Medienliebling während des Wiederaufstiegs der Grünen 2019, will in seinem Machwerk „Patriotismus. Ein linkes Plädoyer“ noch den letzten verbliebenen (berechtigterweise) der Heimatliebe abhold gekommenen Volksteil ermutigen, seine so beklagenswerte „Leere im Herzen“ doch wieder mit einem „guten Patriotismus“ (der natürlich rein gar nichts mit dem alten „bösen“ zu tun habe) auszufüllen[610]. 2019 schrieb der (wie gefühlt jedes südwestdeutsche Medium grünennahe) Alb-Bote ganz entzückt: „Heimatliebe boomt! Die Globalisierung und das Gefühl, nichts mehr selbst in der Hand zu haben, erzeugen die Sehnsucht nach einer überschaubaren Welt“. Dabei sei man bei allem Patriotismus natürlich zugleich „weltoffen“, wird eilends hinterhergeschoben. Weltoffen, das heißt heute: sich den eigenen Nationalismus bestätigen zu lassen durch den nationalen Kitsch und die nationale Klischeepflege der anderen. Hauptsache, das „Naturgemäße“ wird bewahrt.

Das reaktionäre Konzept der „Klimarettung“ ist dementsprechend einfach eine weitere Frucht deutscher Xenophobie und Hybris. Der deutsche Wunsch nach bedingungslosem Zusammenhalt im heroischen Kampf gegen einen bösen Feind (bei giftigem Hass gegen alle, die nicht mitziehen, die neuen „Wehrkraftzersetzer“) hat de facto natürlich nicht einen abstrakten Prozess (Klimawandel[611]) als Gegner (jenem kommt dieselbe Funktion zu wie dem „Wucher“ oder der „Weltherrschaft“ in anderen Zusammenhängen), sondern einfach die üblichen Feindbilder: das „internationale Kapital“, die wurzellosen Kosmopoliten überhaupt, die egoistischen „Hedonisten“, alle, die nicht schön an ihrem Platz bleiben und bewegungslos auf ihren natürlichen Tod warten, wenn sie nicht gerade etwas „sinnvolles Gemeinschaftsdienliches“ tun - und andererseits die viel zu vielen „Untermenschen“ (sowohl in den „Asi-Wohnblocks“ wie südlich der Sahara), diese „unnützen Esser“, die nicht mehr so genannt werden. Die westliche „Klimapolitik“ des 21. Jahrhunderts folgt dem alten völkischen Standardmuster: industrielle Zivilisation zerstört vorindustrielles Idyll. Das klassische Ressentiment gegen die westliche Zivilisation, wie es besonders in Deutschland die unheilvolle Geschichte prägte, richtet sich natürlich wieder einmal in erster Linie gegen die USA. Nirgendwo sonst war z.B. der Widerstand gegen das transatlantische Freihandelsabkommen so groß wie hier. Der grüne Verbraucherminister Alexander Bonde verunglimpfte es 2015 als „Angriff auf die

[610] Grüne reagieren v.a. deshalb so allergisch auf die AfD, weil jene ihnen ihre schöne „wiedergutgewordene“ Heimat wieder vermiest mit ihrem nonkonform-spalterischen Beharren auf dem traditionellen Nationalismus, der dem eigenen so unangenehm ähnlich ist.

[611] Jenen will der „Natur“-Anbeter ebenso aufhalten wie jeglichen Kulturwandel – beide sind natürliche, permanente Prozesse, für die er aber „entfremdete“, „entartete“ Menschen verantwortlich macht, die sich von ihrem „natürlichen“ Stammesleben im „Einklang“ mit ihrer Umwelt entfernt hätten.

europäische Essens- und Genusskultur“ (die AfD bejammerte dasselbe, zusätzlich noch beim Verschwinden deutscher Schweinesteaks aus den Schulmensas), z.B. auf „Spezialitäten wie den Schwarzwälder Schinken“ mit seiner „langen kulinarischen Tradition“ – weil der deutsche Protektionismus durch das Abkommen aufgeweicht worden wäre, so dass man Produkte mit den entsprechenden Bezeichnungen (nie etwas anderes gewesen als *Gattungs*bezeichnungen) vom amerikanischen Markt hätte importieren können[612].
2017 legten 73% der Deutschen Wert auf „regionale Herkunft“ von Produkten. Der abstoßend spießige Kult um das „Regionale“ (untrennbar verbunden mit dem esoterischen Aberglauben, Ernährung aus der „heimatlichen Umgebung“ sei irgendwie natürlicher für die Menschen und ihre Körper), mit anderen Worten der Blut-und-Boden-Kult, sagt auch wieder aus: jeder an seinen Platz, kümmere sich um seine Scholle, wo er hingehört. Sich nur oder vornehmlich „regionale Produkte“ (bis hin zu „heimischen Tierarten“) einzuverleiben lässt den Menschen sich umso mehr als „bodenständiges Gewächs“ vorstellen. Dazu kommt das Volksgemeinschaftsgetue: ich soll nur meine „Volksgenossen“ gefälligst „unterstützen“. All dies kommt vollständig aus der völkischen Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts; in der NS-Zeit führte es zur Autarkiepolitik, heute argumentiert man einfach vom „unverdächtigeren“ Ausland her mit dem scheinheiligen Argument, anderswo würden den vom bösen imperialistischen Kapitalismus „ausgebeuteten“ Menschen dann die „heimischen“[613] (von mir weggekauften) Güter fehlen (als würden sie ohne meine Nachfrage überhaupt dort produziert werden). Der deutsche Käufer wird es bald geschafft haben, dass Südfrüchte (die er seinem „germanischen“ Körper eh nicht zumuten zu können glaubt) wieder zum Luxusartikel werden. Der Import von Lebensmitteln dient freilich neben dem allseits verhassten „Luxus“ auch dem Ausgleich der verschiedenen Lohnniveaus im Inland, da „regional“ (ebenso wie „Bio“) immer gleichbedeutend mit teuer ist. Nur Massenproduktion sichert Grundversorgung (und Überproduktion, der Logik kapitalistischer Unternehmenspolitik entsprungen, ist zudem für viele Arme überlebensnotwendig[614]). Der (am Ende noch fremdstämmige) Unterschichtsasi soll aber

[612] Geschürt wird die Ablehnung vor allem von Grünen und ihnen nahestehenden Organisationen. Jene (wie auch Foodwatch oder Greenpeace) finanzieren im großen Stil Kampagnen, die deutsche Organisation Campact etwa auch im Ausland: mit jeweils Zehntausenden Euro werden Proteste gegen alles, was mit Freihandel zu tun hat, gefördert, etwa gegen das pazifische Handelsabkommen der USA mit anderen Anrainern – die bösen Amis werden noch bis ans andere Ende der Welt verfolgt.
[613] Was bedeutet „heimisch“? Nur, weil bei meinem Nachbarn Tomaten wachsen, habe ich doch keinen Anspruch darauf und muss mir meine trotzdem im Supermarkt kaufen.
[614] Das grüne Gejammer, „das brauchen wir doch alles gar nicht!“ (voller Gram auf die „Vernichtung“ von als „Lebensmittel“ verherrlichter Materie blickend), ignoriert (neben der Tatsache, dass „wir“ so gut wie gar nichts „brauchen“, die Einzelnen aber durchaus

nach Meinung ökologistischer Gutbürger ruhig all sein Geld für's nackte Überleben raushauen, so kommt er nicht auf dumme Gedanken wie Urlaubsreisen oder gar ein Auto und überlegt es sich das mit der Familienplanung vielleicht auch nochmal – derweil kann man sich an der Kasse freuen, was man Gutes für die Volksgemeinschaft tut und so schön unabhängig von komischen fremden Böden und ausländischem Billigkram ist. Das egoistische Beharren gutsituierter westlicher Ökologisten auf minderproduktive Ökolandwirtschaft (im geradezu menschenverachtenden Stil Platz für die wesentlich effizientere konventionelle Landwirtschaft wegnehmend und damit Nährmöglichkeiten für weitaus mehr Menschen) ist in ihren Augen gar nicht unmoralisch, weil „die Natur" ja ohnehin weniger Menschen benötige. Dass die angebliche Weltrettung auf Kosten der Armen geht, ist diesem Milieu aus sozialen (man kann sich's eben leisten) und ideologischen (es sollen sich bitte „nur die richtigen" fortpflanzen, so hört man wortwörtlich – es schwant nichts Gutes, wenn solche Leute mal bestimmen sollten, wer denn „richtig" genug ist…) Gründen völlig egal. 2019 wollten Grüne z.B. die Mehrwertsteuer auf Fleisch anheben; Ziel sei, die Zuchttiere (die ausschließlich deshalb existieren, weil sie dem Menschen Nahrung liefern; sie sollen gar nicht mehr entstehen, weil ihr zu erwartendes Schicksal so grässlich sei, so die alte Leier vom „unwerten Leben") zu „schützen", also zu erreichen, dass weniger Fleisch gegessen wird, und natürlich, den CO2-Ausstoß zu verringern wegen der geringeren Nachfrage und ergo geringeren Produktion. Fleisch wird also wieder zur Luxusware für Besserverdienende; die „unnützen" unter den Essern verschwinden durch stetes Anhäufen solcher Machenschaften, ihre Familien werden gezwungen, klein zu bleiben. Lebensmittelkontrolle ist somit indirekte Geburtenkontrolle – die grüne Version der Eugenik. Schon ihr angebeteter Prophet Malthusius wollte, dass Arme sich nicht weiter „vermehren". Wer will, dass weniger Tiere und Pflanzen verbraucht werden, will, dass die Nachfrage nach Nahrung sinkt, also: die Zahl der Nachfragenden.
Die seit den 2000er Jahren wieder heftiger artikulierte Kritik an Zoos und Zirkussen ist ein weiterer Ausdruck des Willens, Mensch und Tier möglichst zu trennen, bzw. den „bösen" (entfremdeten) Menschen aus der „guten Natur" herauszuhalten. Komisch, dass gerade jene Leute, die sonst gerne bereit sind, jegliche Freiheitsrechte der größeren „Sicherheit" zu opfern, bei Tieren die angebliche „Freiheit" (ein Tier hat keinen Begriff von „Freiheit", fühlt sich nicht „eingesperrt", lebt im geschützten Raum sogar länger, weniger Stress habend) höher bewerten. Da „Artenschützer" das politisch korrekte Gegenstück zum Rassisten sind, dürfen sie Humbug behaupten wie, dass eine bestimmte „Art" zu einem ganz bestimmten Territorium gehöre und ein Leben woanders „unnatürlich" und darum verwerflich sei. Darum pferchen sie ihre „Arten" in „Naturschutzgebiete" ein (freilich wehe, wenn irgendeine „fremde Art" in dieses ach so

---

Verschiedenes *wollen* dürfen), dass in einer Gesellschaft ohne allgemeiner freier Grundversorgung die Überproduktion sehr wohl von gar nicht so wenigen gebraucht wird.

„naturbelassene“ Gebiet „eindringen“ will – dann versteht der Freund seiner selbsterdachten Ideal-„Natur“ keinen Spaß). Ein Tier hat keine Vorstellung von „Heimat“, „Grenzen“, „Fremdsein“ oder gar „Ökosystem“ – es „gehört“ nirgendwo hin. Auch Tiere wachsen nicht aus dem Boden, haben keinen „Ursprungsort“. Sie sind, wie wir, in die Welt gesetzt worden, um dort zu wandern. Sie wählen sich zum Aufenthalt Orte, wo sie alles haben, was sie begehren, und Vorteile gegenüber Konkurrenten. Wenn man heute bestimmte Tierarten bestimmten Räumen zuordnet, liegt dies allein am Menschen (ist also kulturell bedingt): der Mensch definiert die Räume, in denen bestimmte Tiere leben dürfen, *er* setzt Grenzen (und schützt bestimmte Arten in diesen Räumen besonders)[615]. Das urdeutsche Unterstellen eines „natürlichen Bedürfnisses“ nach Drecksarbeit steht auch hinter der Vorstellung selbsternannter Tierfreunde, im Zoo seien Tiere unglücklich, weil sie nicht wie in freier Wildbahn erstmal hunderte Kilometer herumrennen müssen, um etwas zu essen zu bekommen. Die Anpassungsfähigkeit von Tieren wird von jenen unterschätzt, die selbst unfähig zu jeglicher Anpassung an Veränderungen sind. Ebenso wie (mindestens) die ganze Erde die irdische Heimat eines Menschen ist, so ist sie es auch für ein Tier. Es gibt auch für sie keine „natürliche Umgebung“ (abgesehen von der Beschränkung auf bestimmte Elemente oder Klimabedingungen), auch alle Tiere sind irgendwann einmal „eingewandert“ (warum und unter welchen Bedingungen auch immer). Ein Lebewesen ist dort „heimisch“, wo es eben lebt. Ob ein Huhn oder ein Lama (bzw. deren Vorfahren) von Menschen irgendwo in den Schwarzwald gebracht wurden, macht keinerlei Unterschied. Auch bei einem Löwen würde es keinen machen.
Gegner der Tierhaltung (erst recht Tierdressur) stören sich generell daran, dass der Mensch in die Lebenswelt des Tieres „eindringt“ – alles soll sauber getrennt sein, nebeneinander herlaufen, der Mensch (der ständig Nutzen aus der Arbeit anderer *Menschen* zieht, welche *auch* künstlich hergestellten Zwängen unterliegen, angefangen von schulischen bis zu beruflichen) keinen Nutzen aus dem Tier ziehen. Dies ist das große Paradoxon: die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen auf teilweise gravierendste Weise stört nicht weiter, jede noch so harmlose der „Tierwelt“ wird dagegen skandalisiert.
Gott sagt nicht, wir sollen die Schöpfung „bewahren“ (wofür?), sondern sie *nutzen*, uns dienstbar machen. *Dafür* hat Noah die Tiere (Nutztiere) gerettet, nicht als

[615] Überhaupt ist das, was wir „Natur“ nennen, normalerweise ebenso Menschenwerk ist wie die vermüllte Industrieruine am Rande der Großstadt. Der sagenumwobene „deutsche Wald“ etwa ist in der heutigen Form größtenteils ein Produkt der Forstwirtschaft der letzten paar hundert Jahre – was z.B. die wackeren Heimatschützer vom BUND nicht davon abhält, vehement das Einführen von „fremdartigen“ Baumsorten, am Ende gar von „anderen Kontinenten“ stammend, zu verteufeln - das würde ja, wie entsetzlich, das „heimische Ökosystem verändern“.

Selbstzweck[616]. Es macht keinerlei Sinn, irgendwelche Tierarten mit aller Gewalt erhalten zu wollen[617], einfach damit sie existieren – sie müssen irgendeinen aktuellen Nutzen für die Menschen haben. Auch Artenschützer bewerten Tierleben selektiv nach dem unterstellten „Wert" – nur ergibt sich für sie „Wert" nicht nach Nutzen für den Menschen, sondern sie behaupten einen absoluten. Wenn eine wilde „Tierart" ausstirbt (ein ganz natürlicher Vorgang), geht heute für viele die Welt unter – offensichtlich werden diese Tiere vom Menschen nicht hinreichend gebraucht, dass er sie schützen müsste. Die gründeutsche Liebe zum wilden Wolf (Wölfe töten bekanntlich Nutztiere und sind eine Plage) folgt dem Denkschema „Wiltier = gut, Zuchttier, dieses elende Menschenwerk, = schlecht", letztere können ruhig gerissen werden. Der typische Veganer hat keineswegs kitschiges Mitleid mit den Zuchttieren, auf dessen Verspeisen er verzichtet, sondern hält deren *Existenz* für falsch, da „unnatürlich" – sie sollen, wie der „entartete" Mensch, dezimiert werden. Nur „wildes", kräftiges, möglichst autonomes Leben sei wertvolles Leben (entsprechend die Abneigung gegen „künstliche" Kreuzungen, „Rassenschande").
Endgültig rassistisch wird es, wenn man sogenannten „Indigenen" (die damit selbst in den Bereich des Tierischen, des naturgegebenen „Ökosystems", verbannt werden) die Jagd auf ansonsten geschützte Tiere gestattet (etwa den Inuit die Robbenjagd), weil das ja schon so eine lange Tradition bei ihnen habe – der „Indigene" von heute ist wie jeder andere Mensch ein Individuum und nicht einfach ein Vertreter einer zeit- und geschichtslosen „Nation", vor allem ist er ein im Hier und Jetzt lebender Mensch, für den solche „Traditionspflege" nicht anders als bei „uns" reine Folklore, ein Ausflug in eine idealisierte Vergangenheit ist. Entweder etwas ist nun schlecht oder nicht, für alle oder für keinen; in Deutschland sagt auch niemand: „meine Vorfahren haben schon Synagogen verbrannt, also darf ich das auch".
Die Liebe zum wilden, edlen, rassenreinen Tier geht fast immer einher mit der Verachtung für den schwachen Menschen. Peter Singer, der 1975 den Begriff des „Tierrechts" popularisierte (Orang-Utans und Schimpansen sollten dieselben Rechte wie Menschen zugesprochen werden), wollte, dass man anstelle von Tierversuchen lieber auf Babys oder geistig Behinderte zurückgreift (seiner Meinung nach „Nicht-Personen")[618]. Person könne nur sein, wer über bestimmte Fähigkeiten (die Singer bestimmt) verfügt. Behinderte Kinder sind Singer ein besonderer Dorn im Auge, er will nicht nur ihre Abtreibung, sondern sogar im Falle des Geborenseins ihre baldige Tötung, um der Gesellschaft, den Eltern und ihnen selbst (in dieser Reihenfolge) „Leid zu

[616] Der Mensch ist deshalb „Krone der Schöpfung", weil er der einzige ist, der sich ein Ziel setzen kann, das nicht in der Welt liegt.
[617] Man kann ein sterbendes Individuum betrauern, aber niemals das Fehlen einer „Art".
[618] Gleich nach der Machtübernahme ließ bereits Tierfreund Hitler die Vivisektion verbieten, um dann später in den KZs grausame Menschenversuche mit Kranken und Behinderten durchführen zu lassen; auch z.B. der oberschlesische Märtyrer Alois Liguda fiel solchen zum Opfer.

ersparen“. Auch ein bloß hypothetischer Mensch, das „nächste Kind in der Warteschlange“, das vielleicht nicht entsteht, weil das behinderte versorgt wird, habe ein „berechtigtes Interesse“ am Tod des behinderten Kindes (alle Ökologisten machen sich immer große Sorgen um Menschen, die bloße Hypothesen sind, hier ist die Extremform). Behinderte existieren für ihn nur als „Problem“. Er propagiert offen die natürliche Ungleichheit der Menschen (der jeweilige Wert menschlichen Lebens sei verschieden; dies zu erkennen, sei „erstes Gebot“). Eltern sollen nur Kinder in die Welt setzen, die „sie wirklich wollen“ (Kinder, da ja nicht Personen, seien quasi Eigentum ihrer Eltern). Eine Figur wie Singer wurde noch in den 1980er und 1990er Jahren von Behindertengruppen und solidarischen Linken an Auftritten gehindert bzw. begegnete massiven Protesten. Im neuen Jahrtausend, in dem eine Truppe wie die „Giordano-Bruno-Stiftung“[619] als auf der Seite der Guten stehend angesehen wird, ist dies völlig undenkbar. Die selbsternannten „Humanisten“ der 2004 gegründeten Stiftung (hauptsächlich mit obsessivem Kampf gegen die Kirche beschäftigt) definieren den Menschen allein über dessen Fähigkeiten und kommen daher mit Behinderung und Krankheit in ihrem Weltbild nicht zurecht. Sie verehren Singer und fordern die Aufgabe jeglichen Embryonenschutzes[620]. Ein Leben mit Behinderungen scheint ihnen „unerträglich“, Leid als solches sei unter allen Umständen zu vermeiden, obgleich es doch immer zum Leben gehören wird. Hochgradig missionarisch orientiert, geben sie sogar antireligiöse Kinderbücher heraus; Chefideologe Schmidt-Salomon stellt in seinem „Ferkelbuch“ (2007) das Judentum als besonders brutale Religion dar, mit einem bösartigen, grausamen Gott. Ein weiteres Mitglied, Franz Wuketits vom Konrad-Lorenz-Institut des Evolutionsbiologen Irenäus Eibl-Eiblsfeldt[621], lobte den Nazi Lorenz

[619] Bruno, abgefallener Priester, Pantheist und Judenhasser, wurde schon von Ernst Haeckel (eugenisches „Ausjäten“ fordernd) oder Theodor Fritsch, der ihn im „Antisemiten-Katechismus“ zitiert, bewundert. Bereits 1900 wurde vom späteren Nazi Wilhelm Bölsche (eifrigster deutscher Propagandist des darwinistischen Evolutionismus), im Nationalsozialismus die Kulmination des Monismus sehend, ein Giordano-Bruno-Bund gegründet, mit dabei u.a. Rudolf Steiner, der völkische Künstler „Fidus“ sowie Kirchenfeind Hoensbroech.

[620] Welch hanebüchen antikatholische Verschwörungstheorien in dieser Gesellschaft gepflegt werden, zeigt etwa die Überzeugung ihres Autoren Theodor Ebert, René Descartes sei von einem Priester mit einer „vergifteten Hostie“ ermordet worden – einem Katholiken, dem ein anderer nicht katholisch genug ist, wird hier also widersinnigerweise die schlimmstmögliche Blasphemie, die Hostienschändung (der Missbrauch des Allerheiligsten), zugetraut; wer so etwas glaubt ist schlicht ein paranoider Katholikenhasser, der meint, es gehe den „Papisten“ nur um „die Macht“, sie würden selbst nicht glauben, wofür sie stünden.

[621] Eibl-Eibesfeldt (Mitglied der „Gesellschaft für bedrohte Völker“) sah im Menschen nur ein höherentwickeltes Tier, das eine angeborene Fremdenfurcht besäße – Xenophobie sei also ganz natürlich; darum hätten „Ethnien“ ein „Recht auf eigene Identität“. Deutsche Minderwertigkeitskomplexe und „Überlebenskampf“ gegen universalistisch-„imperialistische“ Bestrebungen werden über den Umweg der Projektion auf „Naturvölker“ gerechtfertigt.

(Mitglied des Rassenpolitischen Amtes, die „Ausmerze“ der Schwachen als Mittel zur „Höherentwicklung“ der Menschheit begreifend) als „Paradebeispiel eines Aufklärers“.

Der funktionierende Bürgerleib im schaffenden Volkskörper: von der Panik, nicht „gesund“ zu sein

„*Was hat Gesundheit mit Sorge zu schaffen? Gesundheit hat etwas mit Sorglosigkeit zu tun!*“

- G.K. Chesterton

Der allgemeine Wunsch nach Ausmerzung alles „Minderwertigen“ ist seit der NS-Zeit keineswegs abgeflaut, wenn man z.B. sieht, dass 90% der Kinder mit Down-Syndrom abgetrieben werden. Die „Euthanasie“ und Abtreibung gesellschaftlich unerwünschten Lebens (Erbkranke, Behinderte, „rassisch Minderwertige“) ist weiter hochaktuell. Es herrscht ein ekelerregender Gesundheitswahn, der ein klares Relikt der NS-Zeit ist. Man kann ihn auf Jugendbewegung (Vergötzung alles „Jungen“ und „Gesunden“) und die allgemeine Anti-Behinderten-Stimmung schon im frühen 20. Jahrhundert zurückführen. Der allgegenwärtige materialistische Spruch, Gesundheit sei „das Wichtigste“, impliziert, Glück hänge vom Zustand des Körpers ab - und ist damit brandgefährlich. Er ist auch weltfremd - als müsse jeder, sofern er körperlich gesund ist, gefälligst glücklich und zufrieden sein (welche seelischen Nöte ihn auch immer niederdrücken), und jeder, der darniederliegt, aber zugleich große Liebe empfängt, traurig und betrübt[622]. Ein ungleich höheres Gut als die Gesundheit sind die Tugenden. Wer Glaube, Hoffnung und Liebe hat, ist noch in Krankheit und Sterben glücklich, weiß sich geliebt. Der behinderte Mensch ist nicht per se ärmer dran als andere – diese Vorstellung ist Überheblichkeit derer, die ihren Lebensstil für den einzig wahren halten: wer nicht kann was sie können habe ein entsetzliches Leben (die Wurzel der Euthanasie). „Gesundheit“ ist im Konkreten nicht objektiv definierbar, außer über die Leistungsfähigkeit des zur Ware „Arbeitskraft“ herabgesunkenen Individuums; ist der Leib nicht mehr „brauchbar“, kann man ihn nicht mehr für irgendeine verwertbare Produktion ausbeuten, kann er weg[623].

[622] Es gibt ernsthaft Menschen, die keine Behinderten um sich herum ertragen, weil sie deren „Leid“ so mitnehme – „geh‘ weg, dir geht’s zu schlecht“… selbst *wenn* sie so arm dran wären: gerade dann muss man zu den Hilfsbedürftigen gehen und ihnen Trost bringen, die eigene Lebensfreude teilen.

[623] Die kulturprotestantische Abneigung gegen das „Ungesunde“ zeigt sich exemplarisch auch in Karikaturen, in denen der dicke Mensch dem Spott preisgegeben wird, als „maßlos“ und damit „unmoralisch“ lebend; so wie der Trinker oder der Raucher gilt er als Parasit und Schmarotzer im Sozialstaat, der für seine egoistische Triebbefriedigung alle anderen Kassenpatienten „zahlen

Was „gesund“ und was „krank“ ist, wird also vor allem gesellschaftlich definiert. Man sieht es an der allgegenwärtigen Pathologisierung von Phänomenen, die offensichtlich dem Bereich des Geistig-Seelischen zufallen (demnach von sozialen Aspekten und der Selbstpositionierung abhängen) – was hindert, seinen Arbeitspflichten nachzukommen, gilt als „krank“, auch wenn rein körperlich keinerlei Veränderung zu beobachten ist. Und Krankheit finden Deutsche eklig. Bis heute hält sich die Trauer um die Opfer der NS-Krankenmorde auffällig in Grenzen, als seien sie weniger wert gewesen als andere Opfergruppen. Das „Erbgesundheitsgesetz“ wurde erst 1974 (!) außer Kraft gesetzt – in so tollen „fortschrittlichen“ Ländern wie Schweden gab es ja schließlich auch so was, hieß es. Erst 1998 wurden überhaupt die Zwangssterilisierungen vom Bundestag als Unrecht anerkannt. Entschädigt wurde freilich nichts, die „Erbkranken“ und sonstwie „Asozialen“ seien ja nicht „rassisch verfolgt“ gewesen – „Rassenhygiene“ habe also mit Rassismus nichts zu tun. Und während man Entschädigungsansprüche abwehrte, ging man in Deutschland daran, neuen Selektionsverbrechen die Bahn zu ebnen: pränatale Diagnostik gegen Menschen mit Down-Syndrom (wer lebt, hat hierzulande noch keineswegs das Recht, am Leben zu bleiben) oder auch Zulassung geschäftsmäßiger Förderung der Selbstentsorgung gesellschaftlich als „unwert“ erachteter Leben (z.B. Kranke, für die man nicht etwa bessere Lebensbedingungen schaffen will, kostet die Volksgenossen ja schließlich was, sondern die man durch Dramatisierung ihres „Schicksals“ zum Tötungswunsch geradezu treibt). Wer überhaupt noch Partei für Behinderte ergreift, hat heute noch dazu oft falsche Motive. Das allgegenwärtige Prinzip der „Inklusion“ ist schon begrifflich überaus verdächtig. Es geht darum, Personen „an der Gemeinschaft teilhaben“ (so der bedrohliche Wortlaut einer UN-Konvention) zu lassen; man konstruiert also wiedermal eine uniforme „Normalgesellschaft“, die sich durch „gemeinschaftliches Handeln“ auszeichne (das alte nationalistische Märchen), und Personen, die außerhalb dieser trauten Idylle stünden. Die „Teilhabe“, das „Mit-Machen“ (und Ende des „Andersseins“) wird zum alles überragenden Ideal. Die deutsche Behindertenbeauftragte erklärte Behinderten 2014 auf ihrer Homepage auch gleich, wie eine „gelungene Lebensführung“ gefälligst auszusehen habe, insbesondere gekennzeichnet durch „Teilhabe am Arbeitsleben“ nämlich. Jeder solle sich für die Gemeinschaft „gut einbringen“, so allerorts der Tenor, nur dann könne man (berechtigtes) Selbstwertgefühl haben. Härtefälle werden umso mehr als „unwertes Leben“ gelten. Anstatt den Mythos von der „Volksgemeinschaft“ in den Lokus der Geschichte zu verbannen, wird einfach der Zaun etwas weiter gesteckt.
Die Forderung, Menschen mit normabweichenden Verhaltensmustern sowie tatsächlich Behinderte nicht als kranke Sondergruppe zu stigmatisieren, sondern sie ihre Behinderung vergessen lassen zu können ist grundsätzlich freilich vollkommen

---

lässt“ (als sei er schuld an der nationalistischen Politik, die im „Volk“ alle von allen abhängig macht).

berechtigt, macht die Behinderung schließlich nur einen kleinen Teil der jeweiligen Identität aus. Es gibt außerdem keinen starren Gegensatz „Behindert – Nichtbehindert“ (eine allgemeingültige Norm vorgaukelnd), sondern ein breites Sortiment individuell unterschiedlichster Beeinträchtigungen (immer in Bezug auf bestimmte Funktionen)[624]. Jede Öffnung für Menschen mit Behinderungen sollte aber *deren* individuelle Interessen im Blick haben, nicht irgendwelche angeblichen gesellschaftlichen oder solche, die den Einzelnen paternalistisch aufgedrückt werden als die, die sie eigentlich haben sollten. Das gilt nicht nur für die Aufnehmenden, sondern auch für selbsternannte Interessenvertretungsgruppen. Sobald das Emanzipatorische nämlich ins Identitäre (und damit ins Gegenteil) umschlägt, wird es wie immer gefährlich - wenn etwa Personen mit Heilungswunsch durch Gruppendruck davon abgehalten werden sollen, schließlich sei „Verrückt“- oder Behindertsein als Teil der eigenen Identität anzunehmen[625]. Es gibt einen bedeutsamen Unterschied zwischen der katholischen Position, dass jedes menschliche Leben zu schützen ist[626], und den grünen „Arten“-Schützern, denen es mehr auf „das Leben“ als auf die real Lebenden ankommt, auf das sogenannte „behinderte Leben“ (statt auf das Leben Behinderter), das aus reinen „diversity“-Gründen geschützt werden soll. Behinderte können sich durchaus wünschen, von ihren Behinderungen befreit zu werden (was nichts mit ihrem Recht auf Leben zu tun hat); Mangel ist eben nicht Reichtum, man ist nicht deshalb behindert, um „die Gesellschaft“ mit ihrer tollen „Diversität“ (dem Fetisch der NS-traumatisierten aber dennoch gesellschaftsfanatischen Deutschen) zu „bereichern“. Man *kann* durchaus an seinen Störungen und Beeinträchtigungen leiden, worüber niemand zu urteilen hat, und medizinische Hilfe in Anspruch nehmen. Sittlich verboten sind einem Katholiken ärztliche Dienste nur, wenn sie an einem Vorrecht Gottes kratzen. Das orthodoxe Judentum und der Katholizismus

[624] Der heidnisch-platonische Realismus, der von „Idealen“ einer Gattung ausgeht, die im Einzelding mehr oder weniger realisiert werden können, ist eine Grundvoraussetzung für die Geringschätzung jener Menschen, die aufgrund einer als überdurchschnittlich angesehenen Fernheit von diesem Ideal als „Behinderte“ zusammengruppiert werden. Was „Menschen“ zusammenfasst, ist einzig ihre Abstammung (eine historische, unveränderliche Tatsache), keine veränderlichen Äußerlichkeiten.

[625] Es gab schon ernsthaft eine Diskussion über bestimmte Implantate, die tauben Kindern eingesetzt werden, damit sie später hören und sprechen können: dies würde das Aussterben der Zeichensprache befördern, sei daher eine Gefahr für die „Gehörlosenkultur“ und führe zum „kulturellen Genozid“.

[626] Der Begriff „Lebensschutz“ ist übrigens höchst unglücklich; es geht nicht darum, ein abstraktes „Leben“ zu schützen, sondern konkrete Personen, Nächste, denen von der Welt das Lebens*recht* abgesprochen wird.

sind z.B. überzeugt, dass der Mensch lebt, solange das Herz schlägt, und dass jede Art von „Sterbehilfe“ durch göttliches Gesetz verboten ist[627].
Der moderne, entchristlichte Mensch hat verlernt, das Leben auch als langsames Sterben zu sehen, als unaufhaltsamen Weg in den Tod; stattdessen hat er einen „gesunden“ Idealzustand vor Augen, den er als Dauerzustand erhalten will - ansonsten nichts wie weg, ins „Nichts“. Denkbar, dass irgendwann nur noch künstliche Designer-Menschenproduktion erlaubt sein wird, da bei natürlicher Zeugung ja die „Gefahr“ von Erbkrankheiten und Behinderungen nicht ausgeschlossen werden kann, Behinderte entsetzlich arm dran seien und zudem eine Belastung für den Sozialstaat, außerhalb dessen heute offenbar keine Versorgung mehr vorstellbar ist. Letzteres bildet auch einen der Hintergründe bei der breiten gesellschaftlichen Zustimmung für die Tötung von Ungeborenen, für die seitens der leiblichen Eltern keine Verantwortung übernommen werden will. Abtreibungen waren in Deutschland mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts längst bis in „gutbürgerliche“ Kreise zum reinen „Kavaliersdelikt“ geworden (man schaue sich entsprechende Kriminalakten an). Da wurde schon munter abgetrieben, wenn man befand, jetzt „genug“ Kinder zu haben. Die Nazis waren gegen Abtreibungen bei „Volksgenossen“ nicht um der Person, der einzelnen Seele willen (und schon gar nicht um Gottes willen), sondern weil sie eine Pflicht zur Volksvermehrung sahen (Kinder würden für das allmächtige „Volk“ gezeugt). Sie sahen kein Recht auf Leben, sondern eine Pflicht zur „Arterhaltung“[628]. Die NS-Entbindungslager für osteuropäische Zwangsarbeiterinnen waren de facto zugleich Massenabtreibungslager; da die Frauen nach spätestens einer Woche wieder arbeiten sollten, mussten sie die tatsächlich geborenen Kinder in den Lagern zurücklassen, wo sie durch gezielte Vernachlässigung sterben sollten; etwa im Dresdener Lager starb ungefähr die Hälfte der geborenen Kinder nach wenigen Tagen, und über Waltrop berichtete ein Priester, dass fast alle dort getauften Kinder nach kurzer Zeit gestorben seien. Der große Durchbruch kam 1945 mit den massenhaften Abtreibungen nach Kriegsvergewaltigungen, die allgemein akzeptiert waren. Das deutsche Bild vom Menschen war endgültig zur Karikatur verkommen. So, wie in Deutschland das Interesse des Mobs bestimmt, dass

[627] Töten kann keine medizinische Dienstleistung sein – diese Vorstellung kommt aus der Wahnidee einer „*Volks*-Gesundheit“, eines „Volkskörpers“, an dem kranke Elemente sein könnten. Wer getötet werden will, braucht einen Auftragsmörder, keinen Arzt.
[628] Wer heute gegen Abtreibung ist, weil sie „der Gesellschaft“ oder „dem Volk“ schade, ist der Kirche ein absolut unwillkommener Beistand – jegliche Instrumentalisierung des Kindes ist antichristlich und exakt derselbe gottlose Utilitarismus, den Abtreibungsbefürworter pflegen! Zumeist liegen dem „Argument“, wegen Abtreibungen ginge „unsere Gesellschaft kaputt“, rassistische Ideen zugrunde, denn dieselben Leute schimpfen ständig über Einwanderung, welche dieses Problem doch gerade lösen soll – es geht ihnen also nicht um „zuwenig“, sondern um die „falschen“ Menschen.

eine lebendige Person als „tot“ anzusehen sei[629], bestimmt es auch, dass einem Menschen, der für die „Gesellschaft“ noch nicht „greifbar“ ist, keine Menschenrechte zukämen (die sich also *nicht* von Natur aus, sondern aufgrund der Konvention seiner Ausnutzer ergäben). Der Mensch ist eben im Nationalstaat eine Nummer, eine zu berechnende Einheit, deren Existenzberechtigung im Nutzen für das „Ganze“ liegt und die stets Gefahr läuft, zum „Parasiten“ zu degenerieren (bzw. diesen ursprünglichen Status gar nicht erst zu verlassen).
Wer als nicht „nützlich“ für „die Gesellschaft“ angesehen wird, dem wird daher gern unterstellt, er sei daran ja *selbst* zwangläufig unglücklich, die Nichtexistenz sei „besser für ihn“ (für die „Gesellschaft“ oder die Eltern sowieso…). Das individuelle Glück hänge davon ab, ob man irgendwelche knechtischen Dienste ableisten „darf“. 99% aller Menschen in Arbeitsverhältnissen jedoch sind in Wahrheit vollkommen ersetzbar (idealerweise durch Maschinen), kaum jemand wird wirklich persönlich „gebraucht“ (persönlich kann man nur *geliebt* werden). Das protestantische „Selbstwertgefühl durch Arbeit“ ist auch daher eine absolut menschenfeindliche Pest. Statt „wertschöpferisch“ sollte sich der Mensch lieber *geliebt* fühlen, und zwar von seinem Schöpfer, der ihn niemals so erniedrigt wie es die „Gesellschaft“ tut, sondern zum Herrn des Universums erheben will.
Es war abzusehen, dass die Religionsfreiheit in Europa irgendeinem der derzeitigen Götzen vollends geopfert werden würde, die Frage war nur, welchem und wann. Des Rätsels Lösung kam in der „Corona-Krise“ im März 2020. Es war: der Gesundheitswahn. Die üblichen drei Viertel der Deutschen, denen Grundrechte notorisch am Allerwertesten vorbeigehen, wollten alle „nicht lebensnotwendigen“ Einrichtungen (wozu sie selbstverständlich weder Taufkapellen noch Beichtstühle oder Kommunionbänke zählten) zwangsweise geschlossen sehen, der deutsche Staat fügte sich und verbot alle religiösen Zusammenkünfte, Priestern wurde dazu der Krankenbesuch untersagt[630]. Hinter den ganzen Freiheitseinschränkungen (Paradebeispiel für eine wahngetriebene „Jedes Mittel ist recht!“-Ethik) steckt mehr als „nur“ die Heiden-Angst der Ungläubigen vor dem Tod; das Virus gilt als etwas „Fremdes“, das „eingeschleppt“ wurde, und die „Volksgemeinschaft“ müsse mal wieder zeigen, wie toll sie zusammenstehen und den Feinden der „Volksgesundheit“ den Kampf ansagen kann. In Frankreich stimmte der dortige ultraautoritäre Präsident derweil

[629] Das Konstrukt des „Hirntods“ (einen Zustand beschreibend, in welchem schon Frauen gesunde Kinder geboren haben) dient allein der Ermöglichung der Organentnahme bei „unwerten“ Leben, um die Nachfrage jener Schaffenden zu befriedigen, die von der Heiden-Angst vor dem Tod getrieben sind.
[630] Der Mitmensch wurde nur noch als Gefahr, als Dreckschleuder, die sich hinter „Schutzmasken“ zu verstecken habe, angesehen. Die Menschen konnten sich, dem ökologistischen „Zeitgeist“ entsprechend, umso mehr vornehmlich als eklige Beschmutzer und Verseucher fühlen.

schonmal offen den Abgesang auf die böse „Gesellschaft freier Individuen“ an, es sei ja so toll, gerade „wieder zu lernen, eine Nation zu sein“. Es geht bei dem ritualmäßigen „Zusammenhalten!“-Beschwören primär um Vergewisserung des Kollektivgeistes. Buhmänner sind alle Mobilen, sie seien schuld, dass sich das Virus in „unserem Land“ ausbreite – der Mensch soll, mal wieder, brav auf seiner Scholle verharren, dann würde auch niemand krank (als sei dies die Strafe für das angeblich so „unnatürliche“ Ausscheren, das Heiraten über „Grenzen“ hinweg, das Reisen, den Welthandel usw.). Die deutschen progressistischen Bischöfe protestierten erwartungsgemäß nicht, sondern sagten brav alle Messopfer für ihren Gott und Schöpfer ab. Der Staat entscheidet für Gläubige, dass ihre Gesundheit als verwertbare Staatsbürger[631] im Kampf gegen höhere Gewalten ihnen wichtiger zu sein hat als ihre persönlichen Pflichten gegenüber ihrem Gott (geradezu kriminell wurde es in dem Moment, als sogar die Beichte verunmöglicht wurde). Dies ist ein diktatorisches Wegfegen der Religionsfreiheit, die beinhaltet, sein Leben nach seinem Glauben ausrichten zu dürfen. Die gemeinschaftliche Wiederherstellung der „Volksgesundheit“ war den Deutschen ein ebenso erhabenes nationales Projekt wie die kurz zuvor alles Denken beherrschende Weltrettung vor dem Klimawandel, scheinbar „selbstlos“ den Gürtel immer enger schnallend, auf noch mehr individuelles Vergnügen verzichtend. Man liebt in Deutschland solche verordneten „gemeinsamen Projekte“, bei denen alle schön mitziehen sollen, den allumfassenden Drang zur Aktion, verbunden mit der sozialen Ächtung und Ausgrenzung jener, die nicht mitziehen wollen, die zwanghafte Suche nach irgendwelchen bösen „Feinden“, die natürlich, ganz klassisch, „nur auf Profit“ aus sind. Wie auch bei sämtlichen Öko-Themen waren in der „Corona-Krise“ die wirtschaftlichen Interessen dieser und jener „Global Players“ am Pranger[632]: alles möge zurückgestuft werden auf das jeweils „eigene“ Erdfleckchen.

[631] Dass es ihm nicht plötzlich um den *Menschen* geht, zeigt schon der kurze Blick auf die in manchen Ländern „krisengerecht“ gelockerte Abtreibungsregulierung. Bezeichnend auch der Niedergang der Pflegequalität: so viele Alte und Kranke starben nun einsam, ohne Sakramente und liebevolle Begleitung. Der Christ würde die Prioritäten in einer Seuchenzeit genau umgekehrt setzen.

[632] Globalisierungsfeinde jubelten gleichzeitig schon, die Pandemie zeige, wie schlimm die Abhängigkeit vom „Ausland“ sei. Abgesehen davon, dass ich *immer* „abhängig“ von Produzenten und Zulieferern bin, egal wo jene wohnen, kann man froh sein, Alternativen zu haben, wenn die Seuche im „eigenen Land“ wuchert und heimische Produzenten reihenweise schlappmachen. Genau dies war z.B. das Problem in unter Handelsembargos leidenden Ländern.

Der importierte Nationalismus: Antiimperialismus als Angriff auf die Humanität

„*Kultur ist, wenn Sie Ihrem Nachbarn den Kopf abschlagen und daraus eine Blumenvase machen. Zivilisation ist, wenn Sie dafür ins Gefängnis müssen und nie wieder rauskommen.*“

- Henryk M. Broder

Viele vermeintliche Übel ihrer Zeit führen die Nationsgläubigen auf die Folgen des Imperialismus zurück. Was ist Imperialismus? Oft einfach nur dies: Monarchen setzten sich an die Stelle besiegter Feinde (ebensolche Monarchen); dann lösten sie die Menschen aus ihren entwürdigenden tribalistischen Bindungen, machten das Angebot der Teilhabe an der zivilisierten Welt. Natürlich investierten sie für ihren eigenen Wohlstand, jedoch profitierten die „Eingeborenen“ mit, anstatt weiter von den Entwicklungen um sie herum ausgeschlossen zu sein, und verschmolzen, wenn sie es wünschten, mit jener Welt, die da zu ihnen kam. Der Imperialismus begründete niemals Herrschaft dort, wo vorher Freiheit war. Im Gegenteil brachten die großen expansiven Kolonialreiche überall einen Zuwachs an persönlicher Freiheit, ebenso wie nie gekannte oder auch nur erträumte Chancen. Das Imperium vormoderner Prägung hatte per se eine offene Gesellschaft und stand dem Rassismus denkbar fern. Seine Akteure waren zudem eher die Händler als die Herrscher. Kolonisten, sei es im Römischen Reich oder im frühneuzeitlichen Lateinamerika (Personen, die, um ihren Lebensstandard zu verbessern, ihr Menschenrecht wahrnahmen, dort zu siedeln, wo nicht ein anderer bereits über Grundbesitz verfügte), brachten den bereits Einheimischen kulturelle Verbesserungen, also Verbesserungen ihrer Lebensweise. Zivilisation, die universelle Hebung und Angleichung der Sitten auf Grundlage von als allgemeingültig betrachteter Ethik, macht zum „Weltbürger“, lässt die Menschen sich als Teil einer Familie betrachten, macht erst wahrhaft „gleichberechtigt“ mit allen (indem man seine Rechte auch nutzen kann), befreit den Einzelnen, wenn er will[633], aus Stammeszwängen. Den „Platz an der Sonne“ bekamen die bis dato unterentwickelten, vom Rest der Welt abgeschnittenen Weltgegenden durch den „Kolonialismus“. Ohne diesen würde heute Weltpolitik nur von „Weißen“ gemacht, und kein „Schwarzer“ hätte eine Vorstellung davon, was zur Hölle ein Smartphone sein könnte. Jedes Herrschaftssystem kennt auch Machtmissbrauch, aber angesichts dessen, was davor war und danach kam (Tribalismus, Nationalismus), war das Zeitalter der Weltreiche für die unterentwickelten Weltregionen eindeutig das vorteilhafteste. Man schaue z.B. auf das vielgescholtene Belgisch-Kongo:

[633] Zivilisation, die Frucht des Imperialismus, lässt freiwillige kulturelle Abgrenzung zu, ja schränkt *gerade* die Voraussetzungen für Interaktion möglichst ein, und unterscheidet sich eben dadurch vom nationalistischen Kulturrelativismus: sie stellt nicht Kultur über das (universal gedachte) Recht, das „gleiche Recht“, das eigentlich „Zivile“; gerade deshalb verbreitet sich die Kultur der Zivilisierten von allein.

es hatte zur Zeit der Unabhängigkeit die beste medizinische Infrastruktur Afrikas, über 40% der Kinder konnten bereits lesen und schreiben (ein Erfolg der katholischen Missionsschulen); Schwarze waren in Verwaltung und Militär beschäftigt (lediglich noch nicht in den Spitzenämtern), es gab eine wohlhabende schwarze Elite[634]; erst der radikal antiwestliche Nationalist Patrice Lumumba (dessen Anhänger Terror verbreiteten), geprägt von Voltaire und Rousseau, nationale Identität durch Viktimisierung erreichen wollend, stellte das „kongolesische Volk" als „arme Unterdrückte" dar statt als Profiteure des Kolonialismus[635]. Rassenschranken waren dabei im Kongo längst aufgehoben, an der Universität Kinshasa waren über die Hälfte der Studenten Schwarze, die Studentensiedlung war „gemischtrassig", und bei Sportveranstaltungen traten nur gemischte Teams gegeneinander an (man bedenke, welche Zustände zur selben Zeit dagegen noch an nordamerikanischen Universitäten herrschten, oder auch nur in nordamerikanischen Bussen![636]). Die Unabhängigkeit brachte radikale Ethno-Nationalisten an die Macht, mit antiklerikalen Gesetzen (die zur „Afrikanisierung" beitragen sollten), begleitet von den in solchen Fällen üblichen Priestermorden (denen über 170 allein im Jahr 1964 zum Opfer fielen) und Nonnenschändungen; die französische Sprache aber blieb, als einheitsstiftendes Element unter der Vielzahl an Stämmen, und auch die geschaffene Infrastruktur wurde wundersamerweise nicht zurückgebaut. Wozu also das Ganze? Die Menschen in den

---

[634] Erst recht gab es in den portugiesischen Kolonien Afrikas keine Rassenschranken. In Angola war bereits fast die Hälfte der Bevölkerung katholisch, dank blühender Missionsstationen, zahlreicher Kirchen (im portugiesischen Stil, z.T. aus dem 17. Jahrhundert) und Internaten mit „rassisch gemischten" Schülerinnen und Schülern. Die Lusophonen weltweit fühlen noch immer die alte Verbundenheit, die durch die „antikolonialistische" Agitation seit den 1960er Jahren vernichtet werden sollte.

[635] Heute werden in Belgien Denkmäler geschändet, die zeigen, wie Schwarze von Belgien aufgenommen und willkommengeheißen werden, Belgien den Kongo brüderlich in eine gemeinsame Zukunft führt (also das Gegenteil von Rassismus darstellen), nachdem jahrzehntelang auch in Deutschland der „durch US-Intervention" bedingte Sturz des „demokratisch gewählten" Lumumba und die Installation einer „Vasallenregierung" (de facto kam mit westlicher Hilfe gegen die prosowjetische Regierung einfach eine andere politische Fraktion, die nicht weniger „schwarz" und „afrikanisch" war, an die Macht) bejammert wurde - unterbewusst jene „US-Intervention" im Kopf habend, die ein paar Jahre zuvor in Europa einen weiteren „demokratisch gewählten" Herrn zu Fall brachte und mit einer „Vasallenregierung" ersetzte…

[636] Die USA waren eben trotz aller Vorzüge nicht katholisch geprägt. Richtig nannte Adolf Haas SJ damals die politische Rassentrennung einen „die Wesenheit des Menschen zerstörenden Wahn"; alle Menschen seien nämlich „wesensgleich" (Person, Geist, Freiheit, Gewissen); „Rassenbildung" wird mit Isolation von Bevölkerungen erklärt, also mit etwas eigentlich Negativem, da der Mensch, weithin umweltunabhängig, „Wanderimpulse" habe und zur „Rassenmischung" neige. „Rasse" sei daher das Veränderlichste der Menschheitsgeschichte.

neuen „freien“ Staaten bekamen dank der „Dekolonisierung“ fast ausschließlich übelste Tyrannen vorgesetzt, deren Herrschaft tausendmal schlimmer war als die vorherige.
Der Imperialist steht dazu, manche Kulturformen für überlegen zu halten; er schaut auf das Individuum, welches das Überlegene anerkennt und für sich selbst annimmt (dabei das alte ablegt). Kultur wird nicht als unabänderliche Tatsache angesehen, sondern als austauschbares, anpassbares und veränderliches Mittel, das den Menschen dienen soll, nicht umgekehrt. Der Imperialist will auch andere in den Genuss der überlegenen Kultur kommen lassen, die er nicht als für „seinesgleichen“ reserviert betrachtet. Er strebt nach dem Besseren, der Nationalist nach dem Eigenen.
Nur der Nationalismus hält alle „Kulturen“ für gleichwertig und für schützenswert; die Kultur stünde über dem Individuum, das ihr verpflichtet sei. Nationalismus ist notwendigerweise immer ein Zivilisationsbruch. Zivilisation aber ist das weltliche Gegenstück zur Christianisierung – eine Befreiung aus Knechtschaft. Der zivilisierte Mensch zeichnet sich dadurch aus, möglichst wenig vom Anderen zu erwarten – der religiöse Mensch dadurch, den Anderen möglichst reich zu beschenken. Die ideale Kombination.
Unter den Mitbringseln der Kolonisten befanden sich fraglos nicht nur gute Dinge. Das mit Abstand schlimmste war das Gift der nationalen Ideologie[637]. Der Nationalismus in der „Dritten Welt“ ist ein reines Produkt europäischer Nationsgläubiger. Wenn man sich dort heute in „Stämmen“ verschanzt und leben will wie mutmaßlich die Vorfahren, sich also einer „Verwestlichung“ scheinbar verweigert, ist man gerade *nicht* unbeeinflusst vom Westen, sondern umso mehr in das europäische Neuheidentum hineinassimiliert (und dadurch vom römischen Universalismus ferngehalten): in den Irrglauben, eine „Nation“ zu sein, mit „Wurzeln“ in einem bestimmten Heimatboden, von anderen Völkern wesenhaft verschieden, mit „eigener“ Lebensweise, die „rein“ zu halten sei. Auf solchen Unsinn käme ansonsten niemand. Jeder lendenbeschurzte Speerträger will einfach gerne ein Abziehbildchen aus europäischen Völkeratlanten sein, wie der bayerische Lederhosensepp, ein Produkt der aufklärerischen „Edle-Wilde“-Ideologie. Selbst „indianische“ Mythen und „Weisheiten“ stammen in ihrer heutigen Form zumeist von weißen Ökoromantikern, esoterisch vernebelte Anthropologen werden von manchen Stämmen ernsthaft z.T. als „Älteste“ und „Bewahrer des traditionellen Wissens“ verehrt[638]. Der identitaristische Rassenstolz von Amerikanern, denen man erzählt hat, sie

[637] Etwa die Geschichte der südafrikanischen Zulu wurde im frühen 20. Jahrhundert von einem Europäer geschrieben, in naivem Vertrauen auf einzelne mündliche Berichte, das eigene „Systematisieren“ des Gehörten und den Ewigkeitscharakter der vorgefundenen Clanstrukturen.
[638] Man darf davon ausgehen, dass in schriftlosen Gesellschaften die Menschen *rein gar nichts* davon wissen können, was ihre Vorfahren vor ein paar Hundert Jahren gedacht haben – bei uns scheitert es ja schon nach ein paar Generationen, trotz massenhaft überlieferter Schriftquellen.

seien „Indigene“[639], ist ein Produkt jener „Weißen“, die sie gegen das „fremde Christentum“ aufwiegeln wollen - völkisches Denken, an den Stolz appellierend, ist eben attraktiver als christlich-universalistisches, welches Demut einfordert. Jegliches „indianische“ Folklore-Getue ist ebenso peinlich wie ein „deutsches“ – es ist genausowenig „uralt“ und „unverändert“. Der aufgeklärt-europäische Blick auf „primitive“ Kultur hat nie verstanden, dass jene niemals „ursprünglich“, geschichtslos ist, sondern stets eine bestimmte Entwicklungsstufe darstellt. Aus christlicher Sicht zweifellos eine degenerierte, was ebenso z.B. für die „Germanen“ einst galt[640]. Wenn gute Deutsche die Kirche oder die bösen Imperialisten belehren wollen, die „Indigenen“ seien doch in Wirklichkeit gar nicht „primitiv“ (welch‘ westliche Arroganz), sprich eine offensichtliche Mangelgesellschaft gewesen, meinen sie in Wirklichkeit ihre geliebten „Germanen“ oder „Kelten“ gleich mit – *alle* jene vorzivilisatorischen Gruppen waren selbstverständlich „dumm“ (=von beschränktem, verdunkeltem Wissen), allein schon aufgrund ihres Schriftmangels! Wenn heute Mitteleuropäer nicht mehr als dumm und primitiv wahrgenommen werden und gar nicht erst „rassistisch“ herabgewürdigt werden können, dann deshalb, weil sie (wie alle Menschen) zivilisiert und christianisiert werden konnten – dank der „Kolonialmacht“ und der Missionare, die trotz der herrschaftlichen Widerstände letztlich in der Bevölkerung dann doch dankbar aufgenommen wurden, denn niemand will primitiv bleiben, wenn er die Zivilisation kennenlernte; aus „Kelten“ und „Germanen“ wurden „Menschen“ – kein Wunder, dass der Kelten- und Germanenfan unbedingt verhindern will, dass es heute den sogenannten „Indigenen“ (die er in seinen virtuellen Völkerzoo sperren will) ebenso ergeht. Sein Hass gilt stets der Kirche und der ihm scheinbar „aufgezwungenen“ (in Wahrheit aufgrund des menschlichen Hangs zur Bequemlichkeit insgeheim begierig angenommenen) westlichen Lebensweise.
Das ganze Konzept des „Ureinwohners“ ist zutiefst rassistisch und eine Entmenschlichung der entsprechenden Personen. Ein sogenannter „Ureinwohner“ ist auch nicht länger an einem Ort ansässig als seit dem Tag seiner Geburt – genauso wie sein Nachbar mit den scheinbar „falschen“ Vorfahren. Er ist *genauso* Nachfahre eines irgendwann einmal „Zugezogenen“, eines „Einwanderers“. Echte „Ureinwohner“ waren ausschließlich jene Personen, die zuerst eine Gegend besiedelten – was ihren Nachfahren keine Sonderrechte gegenüber anderen Einwohnern gibt. Vor Ort leben *Menschen*, nicht „Nationen“. Jeder ist Nachkomme desselben ersten Menschenpaares.

[639] Der „Native American“ wird zur geschichtslosen bodenständigen Pflanze botanisiert, dem in der zehnten Generation ansässigen „Weißen“ das „Eingeboren“-Sein abgesprochen – ein beide Seiten entwürdigendes rassistisches Konzept.
[640] Kultur nützt stets dem Individuum bei bestimmten Zielen – der „Primitive“ verfolgt weniger Ziele als der Ausübende einer „Hochkultur“. Je einfacher meine Welt ist, desto weniger Kultur (menschliches Wirken) ist von Nöten. Durch den Kulturkontakt entstehen automatisch neue Bedürfnisse.

Zum „Eingeborenen“ wird man allein durch die Geburt vor Ort, unabhängig davon, wer die Eltern sind. Und auch als solcher hat man (eingeschränkt durch allgemeine Gesetze) nur über das zu bestimmen, was auf dem eigenen Grund und Boden passiert.
Joseph Roth erkannte klar, dass *jeder* Nationalismus ein Übel ist[641] und nahm jenen in den Kolonien nicht aus. „Die Braunen waren stolz auf ihre Braunheit, die Schwarzen auf ihre Schwärze, die Gelben auf ihre Gelbheit. Und man sah deutlich, dass sie sich nicht vor allem als Menschen betrachteten, sondern als gefärbte Menschen“. „Anstatt zu sagen: in allen Ländern der Welt wollen wir Menschen sein, sagten sie, in ihren Ländern wollten sie Herren sein“. Einem fiktiven Inder, der „uns“ beschuldigte, Alkohol und Syphilis in „ihr“ Land gebracht zu haben (und der vor allem die „Mischlinge“ für das schlimmste Übel hielt, von Roth mit einem Lob auf die Liebe gekontert), entgegnete er in seiner antinationalistischen Novelle „Der Antichrist“, jeder könne jegliches Land als das seinige betrachten, und überall gäbe es Krankheiten und Schlechtigkeiten. Warum zudem sage er „ihr“ zu ihm, der doch nur einer sei - spreche er mit ihm oder mit der Farbe seiner Haut. Und: „die gebildeten Leute, die da sagen, wir wollen Herren in unsrem Lande sein, sind ja schon Herren in ihren Ländern! Sie möchten nur noch, die neben ihnen Herren sind, aus ihren Ländern vertreiben. Den Armen und Geschlagenen ist die Hautfarbe gleichgültig“. Während dem Imperialist egal ist, ob die Autorität ein „Einheimischer“ ist oder nicht, akzeptiert der Nationalist nur „seinesgleichen“, teilt die Menschen in „fremde“ und „meine“ ein. In den belgischen oder portugiesischen Kolonialgebieten Afrikas z.B. gab es vor Ort durchaus „Schwarze“ auch bei der Polizei, ja die unmittelbare „Obrigkeit“ für die Menschen vor Ort bestand großenteils aus „Schwarzen“ – es war keine „rassistische Fremdherrschaft“ von „Weißen“. Der König saß eben in Europa; „Weiße“, die obrigkeitliche Befugnisse in Afrika hatten, hatten jene nicht aufgrund ihres „Weißseins“, sondern weil sie vom Herrscher entsprechende Befugnisse erhalten hatten (ebenso hätten „Schwarze“ theoretisch solche Aufgaben in Europa übertragen bekommen können). Und trotzdem: die „Weißen“ sollten raus, halt aus Prinzip, gehörten nicht hierher. Kein Mensch aber „gehört“ von Natur aus an irgendeinen bestimmten Ort. Kein Mensch ist „verwurzelt“, als sei er eine Pflanze. Wo auf Erden man lebt, ist nicht Gottes Willen, sondern dem der Eltern und später dem eigenen geschuldet. Dem Menschen wird das Menschsein abgesprochen, wenn man ihn auf eine angeblich „uralte, natürliche Lebensweise“ zurückwerfen will. Der Mensch ist das anpassungsfähigste Lebewesen überhaupt – die Idee, er sei untrennbar an seine angeblich „natürliche Umgebung“ gebunden, ist ein völkischer Mythos, aus der knechtischen Liebe zur Unterwerfung kommend.
Im auf die Kultur fixierten Anti*kolonial*ismus wird schon die bloße Präsenz „fremder Eindringlinge“ verteufelt, ihre Kulturtätigkeit, die auf die „Eingeborenen“ anziehend wirkt, so dass sie daran mitwirken, Vorheriges aufgebend (wie vermutlich schon

[641] Die Vorstellungen von Nation und Rasse vergleicht er zu Recht mit dem goldenen Kalb.

tausendmal zuvor geschehen). Im herrschaftsfixierten Anti*imperial*ismus wird der Umstand verteufelt, dass die Menschen vor Ort ihre alten Unterdrücker (auch in Form der autoritären Stammesstrukturen) loswurden und dafür i.a.R. mildere Herrscher bekamen.
Nun ist nicht zu leugnen, dass der Imperialismus des 19./20. Jahrhunderts auch rassistische Züge aufweisen konnte, nämlich dort, wo er aus seinen christlich-monarchischen Zusammenhängen gelöst und irgendwelchen „befreiten Völkern" in die blutverschmierten Hände gelegt wurde. Dann erst herrschten wirklich „Völker" über andere, was in der Tat eine große Ungerechtigkeit ist. Jedoch war es gerade jene Degeneration der Imperien, die in Europa zu einer tiefgreifenden Kolonialmüdigkeit führte. Gerade die „Rechte" in vielen ehemaligen Kolonialherrenländern verteufelt heute die koloniale Vergangenheit: diese sei schuld am angeblichen „Ausländerproblem", man hätte sich lieber auf eigene Grenzen beschränken sollen, anstelle des Auslebens der verwerflichen „Gier nach Reichtum" und des „Eindringens in fremde Kulturen". Da aus Gründen des öffentlichen Ansehens heute statt von „Rassen" lieber von „Kulturen" geredet wird, die aus irgendwelchen Gründen unveränderlich, homogen und abgeschlossen seien und denen die scheinbar jeglicher Individualität baren Menschen zugeordnet werden könnten wie Gegenstände einer Schublade, ist das Geschimpfe auf den „Kulturimperialismus" eine scheinbar unverdächtigere Art, weiterhin den „zersetzenden" Einfluss von „Ostküstenkapital" und Co. anzuklagen, deren „Gier" der wackere Heimatverwurzelte schon immer als Triebkraft auch der „kolonialen Abenteuer" entlarvt hatte.
Der Kulturrelativist[642] sagt, du musst dich so und so verhalten, denn das ist „deine" Kultur, sie gehört nunmal zu dir; der Kulturimperialist dagegen sagt: Blödsinn, du bist genauso frei wie ich und kannst machen was du willst, schau mal, ich hab' hier was viel Besseres gefunden. „Kultur" gibt es (ebenso wie Sprache, ebenso wie Natur) letztlich nur im Singular; sie dient der Befriedigung individueller Bedürfnisse, und manche kulturellen Mittel führen besser zum erstrebten Ziel als andere – wenn das bisher Erlernte nun Mängel aufweist, ist es das Recht jedes Einzelnen, sich auf einen besseren Stand zu bringen. Der Mensch steht, als ihr Schöpfer, über der Kultur. Alles Kulturelle ist ein externes Gut, das man erwerben kann. Wer es früher erwirbt, dem ist es nicht „eigener" als dem, der es später erwirbt. „Seine" Kultur erschafft man sich selbst, durch Beobachten und Kopieren.

[642] Der Kulturrelativismus, der „Kulturen" als monolithische Einheiten begreift, wurde akademisch von Ethnologen wie Margaret Mead und Franz Boas zur Blüte gebracht und ist nichts anderes als die letztlich rassistische Verweigerung der allgemeinen Menschenrechte für bestimmte Menschen, aufgrund der ihnen per Herkunft zugeschriebenen „Kultur". Eine überzeitliche, alle Menschen immer und überall gleichermaßen betreffende natürliche Rechtsordnung gäbe es nicht. Der Mensch wird aus der Verantwortung entlassen, sich und seine Umwelt kritisch zu beurteilen, menschliches Verhalten jeglicher echten Kritik entzogen.

Der „Kulturimperialismus“ ist gerade nicht rassistisch, sondern konsequent individualistisch. In den relativistischen „Ethnopluralismus“-Theorien dagegen sind „Kulturen“ feste, geschlossene Systeme, von ethnisch klar definierbaren Menschengruppen getragen. Das Individuum wird implizit aufgefordert, sich ganz den Traditionen „seiner“ Kultur zu unterwerfen; „die Kultur“ sei jeweils einmalig und habe ihre berechtigten Ansprüche (zumindest auf einem bestimmten Territorium), ja „Rechte“ (den Rechten von Einzelpersonen übergeordnet).
1947 protestierte z.B. die Vereinigung amerikanischer Anthropologen folgerichtig gegen die UNO-Menschenrechtserklärung, weil deren individuumsfreundlicher Universalismus die „Rechte der Kulturen“ verletze[643]. Der Kulturrelativist erwartet von jedem, dass er stolz und mit nationalistischem Tunnelblick (der ja völlig „natürlich“ sei) „seine“ Kultur für die beste und tollste hält, um dann das „weise“ Fazit zu ziehen, alle Kulturen seien eben „gleich gut“ und jeder habe die, die zu seiner „Rasse“ oder „Nation“ oder „Ethnie“ (je nachdem, wie weit rechts oder links sich der Relativist verortet) am besten passe. Die universalistische Idee der einen Menschheit ist ihm völlig fremd. Die Postulierung „immaterieller Kulturgüter“ ist die Verrechtlichung des kulturrelativistischen „Ethnopluralismus“. Die UNESCO will Praktiken, die „einer Gemeinschaft das Gefühl der Identität und der Kontinuität vermitteln“, mit anderen Worten Folklorekitsch, „schützen“, damit Menschen sich auch weiterhin als bloße Teile eines übergeordneten Kollektivs herabgewürdigt fühlen müssen.
Die jeglichen Restuniversalismus über Bord kippende Linke übernahm dieses zutiefst bekloppte Konzept mehr und mehr seit den 1960er Jahren. Man ist nicht mehr zu unterscheiden von Rassisten wie Alain de Benoist[644]. Der gegen die Idee der einen Menschheit (und damit der allgemeinen Menschenrechte, die immer und überall gelten) gerichtete Antiuniversalismus solch „linker“ Ikonen wie Frantz Fanon oder Stuart Hall sorgte für eine radikale Umdeutung des Rassismus-Begriffs in sein Gegenteil und war Wasser auf die Mühlen altvölkischen Denkens in Europa. Als rassistisch galt plötzlich, Kultur, Glaube und Denkweise des (als „anders“ vorverurteilten) „Anderen“ zu hinterfragen oder zu kritisieren (angeblicher „kultureller Rassismus“), als sei all dies

[643] Anthropologen sahen stets in „Uniformität“ eine Bedrohung und übernahmen damit völkische Sorgen ihres bürgerlichen Milieus – Marx etwa glaubte dagegen an die Veränderbarkeit von Gesellschaften hin zu einer allgemeinen „vernünftigen“, welche das Denken und Leben der Menschen positiv umwandelt.
[644] Jener hält an seinem „ethnopluralistischen“ Rechtsradikalismus für „neu“, dass er keine Hierarchie der Kulturen postuliert, was alles andere als neu ist, sondern seit jeher völkisches Allgemeingut, wenn auch weiße Rassisten früher gerne die ihnen nicht verständlichen Kulturen verlacht haben, ohne sie dabei aber als „artgemäße Kultur“ des jeweiligen „Volkes“ in Frage zu stellen. Hitler hielt z.B. „einen Neger mit seinem Fetisch“ einem Katholiken, der an die Transsubstantiation glaubt, für „turmhoch überlegen“ – das Katholische war ihm freilich auch nicht deutsch, sondern jüdisch, und Recht hatte er.

natürlicher Ausfluss der „Rassennatur“, während vorher Rassismus war, den anderen auszugrenzen, fernzuhalten vom „Eigenen“, aufgrund seiner angeblich rassisch bedingten Unfähigkeit dazu. Aus Antirassismus wurde „Rassismus“, aus Rassismus „Antirassismus“. „Kultur“ wird wieder wie im tiefsten 19. Jahrhundert ausschließlich als „Nationalkultur“ von „ethnischen Gruppen“ gesehen. Auch das Gegenteil der Kritik, das „Aneignen“, wurde in dieser Logik verwerflich. Man diskutierte plötzlich ernsthaft, ob es sich für einen Weißen gehöre, „asiatisch“ zu essen. Elvis Presley wurde beschuldigt, „den Schwarzen“ (anscheinend ein organisiertes Erfinderkollektiv) die Rockmusik „gestohlen“ zu haben. Sowenig, wie Elvis „plagiierte“ taten es die *schwarzen* Künstler, die ihre Musik aus denselben Quellen speisten (Nutznießer fremder Erfindungen waren). Jemandem seine „falsche“ Abstammung vorzuwerfen ist schlicht Rassismus. Darf Elvis nicht die Musik machen, die ihm gefällt? Er hat den Rassismus durchbrochen, der „schwarze“ und „weiße“ Musik künstlich voneinander trennen wollte. Dieselben Leute, die meinen, Elvis hätte „den Schwarzen“ den Rock’n’Roll „geklaut“, meckern auch, wenn ein „Schwarzer“ vor überwiegend „weißem“ Publikum spielt (wie „kolonial“…); sie wollen, in ihrem Rassenkult, einfach „schwarze“ Musik für „Schwarze“ und „weiße“ für „Weiße“. Von sich aus gehört keine Musik zu irgendeiner Landschaft oder gar irgendeinem „Volk“ – unsere Assoziationen ergeben sich allein aus ergänzendem Wissen, nicht aus der Musik selbst. Was wir als „orientalische Musik“ wahrnehmen, hätten sich auch Leute in schwedischen Wäldern ausdenken können. Darf man als Schwarzer nicht HipHop langweilig finden und dafür z.B. mittelalterliche Madrigale oder finnischen Power Metal toll? „Ethnien“ hätten aber nach Meinung linker wie rechter Rassisten so etwas wie ein kollektives geistiges Eigentumsrecht an bestimmten Kulturformen und dürften also andere von der Nutzung ausschließen, so wie einst Turnvater Jahn es sich für seine „deutschen Nationaltrachten“ wünschte. Jener hätte sicher johlend am Straßenrand applaudiert, wenn z.B. in Bagdad jugendliche HipHopper mal wieder verhaftet oder zusammengeschlagen werden, weil sie „arabische Sitten“ verletzen würden. „Artgerecht“ leben ist, wie schon zur NS-Zeit, wieder nahezu unhinterfragtes Ideal.

An vielen Universitäten ist inzwischen längst das „Critical Whiteness“-Konzept eingezogen, welches die Betrachtung der Menschen als Angehörige einer „Rasse“ ausdrücklich bejaht; man solle sich mit der einem zugeschriebenen Rasse identifizieren, Menschen nicht als Individuen behandeln. Der angebliche „Standort“ oder „Sprechort“ gilt als wichtig, nicht der Inhalt des Gesagten. Nur Dunkelhäutige dürften z.B. über Rassismus sprechen und definieren, was als solcher zu gelten hat[645].

[645] Dieses Denken taucht schon beim Nazi Carl Schmitt auf; mitsprechen und urteilen dürfe bei moralischen Themen nur, wer existenziell teilhabe und teilnehme (sprich betroffen ist); ein Kollektiv unterstehe keiner allgemeinen Norm außerhalb der selbstgemachten.

Noch in den 1990er Jahren wurden „Weiße“, die sich für als „schwarz“ konnotierte Kulturformen (Musik, Kleidung, Frisuren usw.) öffneten, von Rechten als „White Niggers“ beschimpft, während gute Menschen es positiv sahen: es galt als Zeichen der Offenheit, des Respekts für Andere, gegen die Vorstellung von „Rassengrenzen“, man verbrüderte sich mit den vormals Ausgegrenzten. Kultur galt zu Recht als etwas eben nicht an „Rasse“ Gebundenes, man war nicht z.B. im „Deutschtum“ gefangen, man konnte lernen von anderen, man sah: alle gehören zusammen. Auf „Africa Festivals“ boten Schwarze auch Weißen ganz selbstverständlich das Flechten von Rastazöpfen an, auf den Bühnen standen auch Weiße, die (somit universalisierte) „afrikanische“ Musik spielten, das Schlagwort von „One World“ war atmosphärisch allgegenwärtig. Weiße waren von eigenem Klischeedenken ebenso befreit wie von den Erwartungen der weißen Rassisten an sie. Schwarze bewarben scheuklappenfrei „ihre“ Kultur, die ebenso wie alle anderen ein Produkt vielfältigsten Kulturkontakts ist und nicht „unverfälschter“ Ausdruck irgendeiner „Volksseele“. Seit den 2000er Jahren wird dagegen auf Festivals z.B. bejammert, wenn afrikanische Speisen dort von „Weißen“ zubereitet und verkauft werden, und Dreadlocksträger, die bei der Einlasskontrolle die falsche Hautfarbe aufweisen, werden teilweise schon gar nicht erst reingelassen. Amerikanische Studenten beschweren sich derweil über nicht „authentisch“ genug zubereitetes Mensaessen, über Sünden gegen angeblich altehrwürdige Traditionen (etwa wenn ein „vietnamesisches“ Sandwich auf Ciabatta statt auf dem urvietnamesischen Baguette serviert wird). Weiße Popstars werden ob ihrer Imitation irgendeines „afroamerikanisch codierten Habitus“ angegriffen[646]. Nichtweiße Rassisten fordern von der Filmindustrie, dass nur noch jemand mit der richtigen Abstammung Angehörige einer bestimmten „Kultur“ spielen darf.
Es versteht sich für Christen (im Gegensatz zu „aufgeklärten“ Menschen) von selbst, dass man nicht die Kultur anderer[647] lächerlich machen soll und auch nichts Fremdes

[646] Dabei war die Übernahme „schwarzer“ Redeweisen durch weiße Jugendliche in den USA wiederum vor allem eine Überwindung des antischwarzen Rassismus, gerade nicht ein „Klauen“, sondern ein *Mitmachen*. Rassistisch ist dagegen die Rede vom „Black Slang“, an Vorstellungen erinnernd, Schwarze könnten nicht „richtig Englisch“ sprechen. Echte Antirassisten sollten *froh* sein, wenn Weiße zu Schwarzen aufschauen, die Hautfarbe kein Hindernis mehr ist, sich zu „identifizieren“ und zu solidarisieren, nichts „Fremdartiges“, das nicht „zu mir passen“ würde, sondern eine unwichtige Äußerlichkeit. Selbst das „Blackfacing“ ist in vielen Fällen eine Hommage, etwa im Fall der Sternsinger (seit dem 19. Jahrhundert tritt einer mit geschwärztem Gesicht auf): eine extrem positiv besetzte Person, ein Heiliger, wird verkörpert, die Hautfarbe demonstrativ nicht ausgegrenzt.

[647] Das betrifft i.Ü. keinesfalls nur Kultur jener, die man als „Ausländer“ oder „Fremdrassige“ betrachtet – auch innerhalb z.B. einer „weißen“ oder „deutschstämmigen“ Population gibt es eine Vielzahl an kulturellen Grenzen, die wesentlich bedeutsamer sind als solche Banalitäten wie Hautfarbe, Abstammung oder Staatsbürgerschaft.

kopieren, das für andere wichtig und identitätsstiftend ist – im Gegenteil legte frühere Mission ja Wert darauf, dass gerade solches von Konvertiten abgelegt wird. Profane Musik, Nahrungsmittel usw. jedoch gleichsam zu sakralisieren, sie in die Sphäre des Unantastbaren zu erheben, ist eine Vergötzung von Kultur, die bei weitem übertrieben ist, da sie freies Gut unrechtmäßig zu Eigentum erklärt.
Eine offene Gesellschaft kann nicht gleichzeitig „Diversität" schützen wollen. „Multikulturell" ist sie von ganz allein – eben durch Abwesenheit von kulturellem Protektionismus. Nach „Ethnien" separierte „Einheitskulturen" sind ein Abweg der europäischen Aufklärung. Nicht nur aufgrund der steten Migration („Bodenständigkeit" gab es nur bei den wenigen Grundbesitzern und ihren Erben) waren vormoderne Populationen stets „multikulturell" - verschiedene soziale Gruppen grenzten sich in ihrem Verhalten bewusst voneinander ab. Adel und Bürgertum, Bauern und unterbürgerliche Schichten, nicht zu vergessen die fahrenden Leute, auch der Klerus und die Juden hatten völlig unterschiedliche Auffassungen von einem „guten Leben", sie waren allein durch das *Recht* zusammengehalten[648]. Immer schon bestanden viele verschiedene Gruppen unterschiedlichster Kultur nebeneinander, die miteinander nur das Nötigste zu tun haben wollten, nie gab es die „eine Gesellschaft", in der alle gleich und einig sind. Heute versteht man unter „Multikultur" vor allem das Pflegen nationaler Klischees, dabei ist das eher ein die Nationalisten aller Länder *vereinendes* Element – viel auffälliger ist die Multikultur in den verschiedenen Subkulturen (die meist von den Akteuren viel eher als *Primär*kulturen verstanden werden, die Persönlichkeit und Lebensweise bestimmend, völlig unabhängig von der „Nationalität" oder „ethnischen Herkunft"). Deren abgrenzende Kleidung z.B. knüpft an die vormoderne Standeskleidung an.
Wenn Multikultur nicht mehr Ergebnis freier Einzelentscheidungen ist, sondern politisch gesteuertes Ziel, um seiner selbst willen, wird der vorgefundene Zustand einfach zu einer neuen Variante von „Nationalkultur" festgefroren. Menschen werden auf „ihre" Kultur reduziert und angehalten, an jener ja nichts zu ändern – Kultur wird nicht als jedem offenstehende Ressource begriffen, sondern als Wesenseigenschaft eines bestimmten „Volksteils". Die „Diversity"-Fetischisten wollen ihre zu erzwingende nationale Idealgesellschaft einfach in mehrere (klar definierte und reglementierte) Divisionen einteilen, ebenso wie der olle Turnvater nichts dem Zufall, der freien Entscheidung Einzelner überlassen. Der Wunsch nach kultureller Diversität ist immer strukturell rassistisch; man will Menschen (i.a.R. nach „ethnischen" Kriterien) dazu anhalten, in „ihrer" Kultur zu verbleiben. Dies ist eine Vergötzung von Kultur und

[648] Auch der Metalfan und der schlagerselige Rentner gehören gänzlich verschiedenen Kulturen an, trotzdem gehen sie menschlich miteinander um. Nur die Nationalisten, die nicht glauben, mit „Anderen" leben zu können, führen Probleme herbei, nicht die Tatsache der Multikultur an sich.

Missachtung der menschlichen Freiheit und individuellen Rechte. Kultur ist dynamisch und abhängig von den Kulturschaffenden.
Der modische Kult um die „Diversität" in „westlichen" Gesellschaften ist freilich für Kulturrelativisten nur ein Notbehelf, jene nicht noch mehr „entwurzeln" zu lassen. Ethnopluralisten wollen normalerweise eine *räumliche* Trennung der „Völker" und Kulturen, die dann in Ruhe „ihrer Natur gemäß" leben sollten (auch ohne Rücksicht auf allgemeine Menschenrechte, die eine westliche Erfindung seien). Jegliche Bemühung, Kategorien wie Rasse oder Nationalität ihre gesellschaftliche Bedeutung zu nehmen zugunsten des Individuums, ist spurlos an diesen Leuten abgeprallt[649]. Für sie gehören einfach Weiße nach Europa und Schwarze nach Afrika. Nicht-„indigene" Amerikaner, die sich als „Opfer des Kolonialismus" sehen, wegen dem sie am „falschen Ort" ohne „eigene Kultur" herumvegetieren müssten (sich folglich nach dem Nirvana, der Selbstauflösung, sehnend), glauben heute die alten deutschen Märchen, sie seien „entartet" und „unverwurzelt"; so, wie nur Wildtiere gute Tiere seien, seien nur „Indigene"[650] gute menschliche Erdbewohner. Man solidarisiert sich mit Nationalisten, die gegen angebliche „weiße" Hegemonie kämpfen und nach innen ein Zwangskollektiv errichten wollen – statt auf die *Individuen* zu schauen, die durch diese totalitären, den Menschen vereinnahmenden Zwangskollektive in ihrer persönlichen Freiheit eingeschränkt werden, wozu zu allererst gehört, die Normen der selbsternannten „Traditionshüter" in Frage stellen zu dürfen. Inder, Japaner, Schwarze, Indianer usw. erscheinen aber den „antiimperialistischen" Linken nicht als freie Menschen, die zu tradierter Kultur bzw. jeglicher Tradition ebenso ein distanziertes, gleichgültiges oder ironisches Verhältnis haben können wie alle anderen auch, sondern als exotische Nicht-Individuen.
Der heutige Mainstream der vormals westlichen Gesellschaften will also eine saubere Trennung nach Rassen, Ethnien, Völkern, Kulturen. Warum wohl? Weil der moderne Mensch die Mischung und damit die Auflösung der *gentes* und das Verschwinden ihrer götzendienerischen „Kulturen" in dem *populus Dei*, dem einen Gottesvolk vor Augen

---

[649] Der Tatsache, dass eine gesellschaftliche „Colorblindness" von Einzelnen auch missbraucht werden kann, um unausgesprochen weiter weißen Rassismus zu pflegen, kann nicht ausgerechnet mit dem Weiterpflegen identitären Schubladendenkens (unter umgekehrten Vorzeichen) begegnet werden, sondern nur mit dem Aussitzen, da sich das Problem mit der Zeit von selbst erledigen würde. Historisch haben weiße Rassisten immer gegen kosmopolitische Antirassisten verloren, welche z.B. die Sklaven befreiten und ihnen zu ihrer Zivilisation verhalfen (was in den afrikanischen ebenso wie in den alten europäischen Stammesgesellschaften unvorstellbar gewesen wäre). Dass historisch die westliche Zivilisation zu vielen Schwarzen über den Umweg der Sklaverei kam ist fraglos bedauerlich, aber kein Grund, diese Zivilisation (welche allein das archaische Prinzip der Sklaverei überwand) zu verachten.
[650] Sie gelten, entmenschlicht, als Teil des „Ökosystems"; wenn sie gegen „Eindringlinge" kämpfen, sei dies daher per se gerecht.

hat und abgrundtief hasst. Weil er fanatischer Antijudaist und Antikatholik ist. Wenn er gegen den „Kulturimperialismus“ hetzt, hat er den katholischen Missionar vor Augen. Niemand ist ihm unerwünschter, denn Gott ist ihm der Unerwünschte schlechthin. Immer aber sind Missionare unter Lebensgefahr gerade dorthin gegangen, wo Christus und damit sie selbst unerwünscht waren – gerade dort wurden sie am meisten gebraucht. Sie brachten sich in Wahrheit nicht in Gefahr, sondern heiligten sich; sie brachten auch nicht das Leben der Bekehrten in Gefahr, sondern retteten es. Sie dachten nicht an irgendeine hypothetische „Zukunft“, sondern an die konkreten, heute lebenden Menschen. Kolonien halfen, ihre Arbeit zu schützen gegen wütende Heidenherrscher. Die Kolonialmächte (vor allem die katholischen Spanien und Portugal) verkörperten damals die freie Welt, die die Menschen aus ihrer Stammesknechtschaft befreiten. Die Kolonien als solche waren eine gewaltige Hilfe für die Missionen, boten die Kultur, der technische Entwicklungsstand und das freiheitlich-urbane Lebensmodell den Einheimischen doch einen Anreiz, die Sprache zu lernen und die (für sie offenen) „Fremden“ zu imitieren. Die Kolonien werden heute gerade auch deshalb so verachtet, weil sie die Mission schützten und beförderten. Heute, unter dem Götzen des „Volkes“, gibt es keinen Schutz mehr, Missionare haben fortzubleiben. Bei Strafe ist es ihnen verboten, in von jeder Zivilisation abgeschottete „Reservate“ eindringen, wo „bedrohte Völker“ leben, die „aussterben“ könnten[651]. Die „edlen“ Wilden seien vor fremden Einflüssen unbedingt zu „schützen“. Sie werden nicht als Menschen (der Begriff der „Menschheit“ ist ohnehin diskreditiert), sondern eher als Teil der Tierwelt betrachtet. Die UNESCO protegiert spätestens seit ihrer Konvention zum „Schutz der kulturellen Vielfalt“ von 2005 nationalistisch definierte Kulturformen gegen „kulturelle Globalisierung“. Sogleich wurden die deutschen Geographielehrpläne überarbeitet, so dass Schulkindern nun die „kulturelle Vielfalt der Menschheit“ mit passenden Kartenwerken eingebläut werden soll, den rassistischen Völkeratlanten der wilhelminischen Ära nicht unähnlich. Schon in den 1990er Jahren entwickelten antiamerikanisch agitierende Ideologen Bilder einer „kulturimperialistischen Dampfwalze“, der so viele angeblich schützenswerte „Kulturen“ zum Opfer fielen. „Kulturen“ werden als ganzheitliche Entitäten aufgefasst und an bestimmte Räume gebunden, starre „Kulturräume“ gedacht, in welche die Welt gegliedert sei. Die Verwirrtheiten des 19. Jahrhunderts sind wieder da, sind doch derlei Ideen die Grundprinzipien der damaligen Geschichtsschreibung, etwa bei Ewald Banse, der Menschen zu bloßen Elementen einer Kultur degradierte. Abweichungen seien „widernatürlich“, dem „Volksgeist“ zuwider, wodurch der Unterschied von Kultur (Menschenwerk) und Natur (Gotteswerk) verschwimmt, ja bedeutungslos wird und

[651] Auf der Insel Dominica z.B. wollte 2008 ein „Häuptling“ allen Ernstes ein Gesetz, das Ehen zwischen seinen „Ureinwohnern“ und Stammesfremden verbietet, um das „Volk zu retten“ – die Karibikversion des Gesetzes zum Schutz des deutschen Blutes quasi.

einem Vulgärmaterialismus weicht, der alles als „Natur“ ansieht und die menschliche Freiheit (aufgrund welcher allein der Kultur-Begriff Sinn macht, als Äquivalent zur göttlichen Schöpferfreiheit) negiert, menschliches Handeln gut rassistisch gleichsam auf „arteigenen Instinkt“ reduzierend. Der „kulturelle Vielfalt“-Protektionismus betrifft besonders den Film- und Musikmarkt, der überall mit Quoten und Subventionen zu entamerikanisieren ist. Kulturgut wird offensiv als Faktor zur „Identitätsstiftung“ missbraucht anstatt dass ihm als Ware freier Lauf gestattet wird. Kultur soll die *imagined community* „Nation“ reproduzieren und erhalten. In den 2000er Jahren musste man die albtraumhafte Rehabilitierung der Schlagermusik (die man zuvor für ein aussterbendes Phänomen gehalten hatte) miterleben, wovon die „normale“ Populärmusik nicht unbeeinflusst bleiben konnte. Mehr und mehr wird die deutsche Sprache darin verwendet, passend zum seit dem Jahrtausendwechsel immer offeneren Antiamerikanismus ist eine penetrante Deanglisierung der Populärkultur zu beobachten, welche nicht mehr Zeichen und Instrument der „Verwestlichung“ ist, sondern jene anscheinend als „Jugendsünde“ verschämt rückgängig machen will mit dem bewussten Bezug auf „nationale Identität“.

In westlichen Jugendkulturen wird derweil der Hass auf das „artfremde“, „kulturzerstörende“ Christentum exzessiv ausgelebt, besonders drastisch in der Metalszene. Die jugendlichen Subkulturen der 1980er und 1990er Jahre nahmen logischerweise den erwachsenen Mainstream des 21. Jahrhunderts vorweg. Die Metalszene, damals überwiegend aus männlichen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund bestehend, griff die Gefühlslage einer weitgehend entchristlichten Generation auf. Pseudo-„satanistische“ Bezüge waren fast immer nicht mehr als reine Provokation: mit möglichst viel Blasphemie sollten Christen (in den Entstehungsländern des Extrem-Metals längst in eine defensive Rolle gedrängt und denkbar harmlose „Gegner“ geworden) beleidigt und entrüstet werden – soweit der altbekannte jugendliche Antrieb gegen das Behäbig-Konservative der erlebten „langweiligen“ Wohlstandsgesellschaft. Interessanter als das Blasphemie-Gedöns ist die Gedankenwelt dahinter. Hier ist sehr häufig die ebenso altbekannte Idealisierung des scheinbar „vernünftigen“, scheinbar keineswegs abergläubischen, eine „gesunde“ Einstellung etwa zur Sexualität, zur Rache, zu „natürlichen Trieben“ habenden Heidentums festzustellen, während die verklärte „Heimat“ vom „entarteten“ Christentum verdorben worden sei. In einem antichristlichen Umfeld schlägt sich dessen Grundausrichtung natürlich auf die Jugendkultur nieder, die sie lediglich präziser auf den Punkt bringt. Daher entwickelte sich in den späten 1980er Jahren in Teilen der Szene ein sehr wirkmächtiger Topos, der aus der völkischen Esoterik übernommen wurde – das gute, reine Heidentum würde vom bösen, fremden Christentum unterjocht und müsse sich wieder seinen gerechten Platz in der Welt zurückerobern. Eine der ersten Bands, die sich ausgiebig diesem Thema widmete, war um 1986 Sabbat, um den 1967 geborenen Martin Walkyier, der in den 1990er Jahren mit der bekannten britischen Folk-

Metal-Band Skyclad weiterhin neuheidnisch-ökologistischen Themen („Mutter-Erde"-Vorstellungen) frönte. Walkyier sah in Papsttum und mittelalterlicher Inquisition eine abergläubische „Pest", die über das Land fege um arme „Heiden" zu verbrennen, witterte eine „klerikale Verschwörung". Insbesondere ist aber das schwedische Projekt Bathory zu nennen, dessen Debut 1984 vom damals 18jährigen Sohn des Produzenten und Labelchefs Börje Forsberg eingespielt wurde. Bathory prägte nachhaltig den nordeuropäischen Black-Metal-Stil. Ab 1988 widmete Forsberg jr. sich der „Wikinger"-Thematik. Ein ständiges Thema waren die stolzen, unbeugsamen und zugleich vollkommen unschuldigen Heiden, die grausam von Christen ermordet worden seien (For all those who died, 1988); die „fremden Männer", ohne Haare im Gesicht und nach Blumen statt Bier riechend, hätten jene erschlagen, die sich weigerten, dem „fremden Gott" ein Haus zu bauen, sowie Unsummen an Geld gefordert (One rode to Asa Bay, 1990). Ein „Sohn eines nordischen Stammes" dagegen respektiere die „Mächte" der Erde und gäbe jenes „Wissen" an die eigenen Söhne weiter (Baptised in Fire and Ice, 1990), für die Götter der „Väter" sei zu kämpfen und zu sterben; ein „Nordmann" sei vom „Schicksal", dem Bund des „Blutes" natürlicherweise dazu bestimmt (Through Blood by Thunder, 1991). Immer aggressiver wurde der Hass gegen die „fremden" Christen in der Szene formuliert, beispielhaft sei die schwedische Band Unleashed um den 1968 geborenen Johnny Hedlund genannt. „Herausgerissen" sollen diese „Lügner" werden, erschlagen (For they shall be slain, 1991); statt der christlichen „Schwächlichkeit" solle man „stolz nach den Gesetzen der Natur" leben – wenn Christen kommen, um zu taufen, sollen sie niedergestreckt werden (Unleashed, 1991). Über die 10 Gebote wird gelacht (Crush the Skull, 1992), im „neuen Zeitalter" würde stattdessen die Natur geehrt, die Väter und die „Weisheit der Vergangenheit", das Land, in dem man geboren ist (Hail the new Age, 1995), wo die hehren Vorfahren gewandelt sind (Precious Land, 1995). Der Kirche wird klischeehaft der „Kindesmissbrauch" zum Vorwurf gemacht (In the Name of God, 1995), ein Männlichkeitsideal der Stärke und des Kampfgeistes gepflegt (Warmachine, 1997), dagegen Drogensüchtige („halb Mensch, halb Maus", den „Stolz verloren") ins Lächerliche gezogen (Down under Ground, 1997); das Ideal schlechthin: das harte Landleben, mit dem noch „Anfang des Jahrhunderts" der einfache, niemals klagende Mann seine Familie ernährte, weshalb er als „Held der Nation" zu ehren sei, in dessen Fußstapfen man im neuen Jahrhundert treten solle, für Familie und Vaterland kämpfend (Hero of the Land, 1997). Atomtests seien böse, Kinder würden dadurch als „Mutanten", die auf ihren baldigen Tod hoffen, geboren (Born deranged, 1997). Mit zunehmendem Alter wurde Hedlund nicht weiser; das Konzeptalbum „Odalheim" (2012) imaginiert, wie „Kontinent für Kontinent" gegen die Christen „zurückerobert" wird, „Mutter Natur" (mit den heidnischen Religionen identifiziert) würde sich zurückholen, was ihr gehöre; Mayas, Kelten, Gallier, Iberer, Germanen – alle würden Christus aus „ihrem Land" vertreiben. Parallel werden in der Phantasie Hedlunds die Kirchen niedergebrannt und wird sich auch im ganz materiellen

Sinne das Eigene „zurückgeholt“ (Where churches once burned, 2015). Die Rachegelüste werden endgültig ausgelebt, wenn Christus „wie ein Hund“ bis nach Jerusalem, in seine „Heimat“, verfolgt wird (The city of Jorsala shall fall, 2018), in den Mutterschoß der „heiligen Elite“, und die Stadt zusammenstürzt – mit der Bemerkung, sie sei dann wieder „offen für alle“ kommt noch ein passender Schuss Antizionismus hinzu (Open to all the world, 2018).
Insbesondere in Skandinavien wurde der Topos des die traute Heimat verderbenden Christentums gepflegt. Auch bei der schwedischen Band In Battle (damals als eine der schnellsten Black-Metal-Bands gerühmt) sollte Christenblut fließen, nie wieder sollen sie „nordische Luft“ atmen, die „Symbole Jerusalems“ seien zu zerstören (Odhinn, 1997), die „Armeen des Nordens“ stecken Kathedralen in Brand und schneiden mit ihren Schwertern das Fleisch der „feige vor dem Kreuz knieenden“ Christen (Rage of the Northmen, 1998). Das aus dem Black Metal erwachsene Genre des Viking bzw. Pagan Metal hatte dann fast gar keine anderen Themen mehr. Die bekannteste Band dieser Richtung, die Schweden Amon Amarth, drückte wie schon Bathory auf die Tränendrüse mit Geschichten vom Sohn, der von den fiesen Eingott-Gläubigen erschlagen wurde, wofür der Vater dann grimmige, gnadenlose Rache an allen Christen („Hunden“), die er findet, nimmt (Ride for Vengeance, 1998)[652]; man blutet für die alten Götter, brennend vor Hass schneidet man seinen Weg durch „schwächliches Christenfleisch“ (Bleed for ancient Gods, 1999), damit bald die „tausend Jahre Tyrannei“ vorbei sind (Releasing Surtur’s Fire, 2001). Das Thema der zu Ende gehenden „tausendjährigen Herrschaft“ wird bereits auf einem der ersten „Second-Wave“-Black Metal-Alben thematisiert, bei den Norwegern Darkthrone (tausend Jahre verlorenen Stolzes und verlorener „Lust“ seien am Ende, A Blaze in the northern Sky, 1992). In Norwegen brannten seinerzeit tatsächlich Kirchen nieder. In Finnland wurden Impaled Nazarene um den 1971 geborenen Mika Luttinen (seinerzeit als die „Härtesten“ geltend) besonders deutlich, gegen wen sich der Hass richtet, nämlich gegen den „Juden Gott“, den „Juden Sohn“, ihm im deutschsprachigen „Gott ist tot“ 1993 fröhlich „Heil! Heil! Heil!“ entgegenrufend und dann in „False Jehova“ einen „dreckigen Homo“ nennend. Die Band war auch in der Folgezeit für nationalistische und homophobe Töne bekannt, neben den abstoßenden Blasphemien. In Finnland ist die Black-Metal-Szene großenteils von offen rechtslastigen Bands geprägt, ebenso wie in Osteuropa[653] oder auch

[652] Beim deutschen Projekt Falkenbach vergewaltigen die Christen eine holde Jungfrau, entführen Kinder, verbrennen Mädchen und töten ehrbar schaffende Bauern, was die Rachefeldzüge der „Nordmänner“ rechtfertigt, deren Geist in ihren Nachkommen immer lebendig sein soll (Heathenpride, 1996).
[653] Die wohl bekannteste polnische Band Behemoth, die ausdrücklich nicht zu den dortigen Nazibands gezählt wird, beschwört nicht anders als jene den ewigen „heidnischen Stolz“, man sei geboren um in Ehre zu sterben, nicht auf Knien zu dienen; das „geliebte Vaterland“ (von den

Frankreich. Der finnische Sänger der französischen Band Deathspell Omega, die im 21. Jahrhundert als großer avantgardstischer Stilinnovator gefeiert wird, hat weitere Projekte mit offen rechtsextremen und antisemitischen Inhalten, darunter Clandestine Blaze; auf dem Debut von 1999 gibt es neben den üblichen Phantasien über zerstörte Kultbilder, gehängte Priester und geschändete Nonnen (Anti-Christian Warfare)[654] die Aussage, jene „Fremden" seien in „unser Land" gekommen, würden überall die „Kulturen" zerstören, die „wahren Weisheiten", und wer dieser „entfremdenden" Religion folge, würde schändlicherweise seine Wurzeln verleugnen (Native Resistance, 1999). Die Kultur von „Zion" sei nie dazu gedacht gewesen, „hier" zu sein (Fist of the northern Destroyer, 2002). Der „antiimperialistische" Aspekt dieser Christentumskritik ist offensichtlich bei „nichtweißen" Bands, etwa bei Impiety aus Singapur, einem Land mit rund 18% christlicher Bevölkerung; die Band (dem vor allem außerhalb Europas gespielten, besonders ruppigen „War Black Metal" frönend) war schon in den 1990er Jahren aufgrund ihres Exotenstatus im Westen beliebt; Christen (alle seien zu töten, der Geist der „Alten" solle wiederkehren) werden als „Schweine" und „dreckige jüdische Fotzen" bezeichnet (Kaos Kommand 696, 2002), die Shoah glorifiziert, Juden hätten es nicht anders verdient; sie und ihre Religion werden verhöhnt (Adonai made Excrement, 2004), lange genug hätte die Welt sie ertragen; man erträumt die Vernichtung Judäas mit ermordeten Rabbis und zerstörten Synagogen, die Herde „abrahamitischen Stolzes" soll ausgelöscht werden (As Judea burns, 2009). Würden solche Aussagen bei „Weißen" sofort verdientermaßen zum totalen medialen Boykott führen, nimmt man sie solchen angeblichen „Opfern des Imperialismus" offensichtlich nicht so übel[655]. Aus Indien

---

Christen genommen und durch eine weinende Götzenstatue versinnbildlicht) gilt es mit dem Schwert zu rächen, Kreuze zu brechen, Leiber zu zerstückeln (Dragon's Lair, 1996).

[654] Trotz aller historischen (und in manchen Teilen der Erde auch aktuellen) Morde an und Verfolgungen von harmlosen Priestern und Nonnen nimmt niemand an diesen Gewalt- und Mordphantasien, die zur Black-Metal-Kultur gehören, Anstoß. Wenn etwa eine Band namens „Nunslaughter" über das Vergewaltigen und bestialische Töten von Nonnen auf dem Altar inklusive nekrophiler Phantasien singt, ist dies Anno 2000 schon nichts mehr, was irgendwen protestieren ließe (im selben Jahr wurde eine Ordensschwester in Italien von drei Jugendlichen rituell geschlachtet); die Band „Deicide" rief z.B. 1995 textlich zur Tötung von Christen und zum Verbrennen von Kirchen auf, trotz der realen seinerzeitigen Vorkommnisse in Europa, wo von jugendlichen Metallern genau solche Taten begangen worden waren.

[655] Während die Glorifizierung des Heidentums im Thrash Metal weniger eine Rolle spielt, sind hier politische antiimperialistische Töne gang und gäbe, so auch bei Destruction aus Weil am Rhein, den „Pionieren" des „Teutonic Thrash" (einer gegenüber dem amerikanischen Original primitiveren, „ehrlicher Handarbeit" statt filigraner Instrumentierung und Komposition frönenden Stilvariante), die bereits in den 1980er Jahren die aufständischen Germanen gegen Rom hochleben ließen (United by Hatred), es furchtbar ungerecht fanden, als Deutsche immernoch für die Taten der Nazis büßen zu müssen (Incriminated) und die wenige Wochen nach den

kommen seit Mitte der 2010er Jahre einige der extremsten Bands, die Black Metal mit „Warnoise“ kombinieren; die bekannteste will schon in ihrem Namen dem jüdischen Gott ans Leder (Tetragrammacide), einen „Third World Esoterrorism“ (eine Anspielung auf die Kirchenschändungen der 1990er Jahre) proklamierend, und auch die Kollegen von Brahmastrika sehnen sich nach dem Verschlungenwerden des „Thrones von Elohim“ (natürlich nicht nach dem der „eigenen“ Gottheiten); die meisten dieser Bands haben hinduistische bzw. hindunationale Themen, natürlich wimmelt es bei ihnen nur so von Hakenkreuzen, und es kann Leuten, die dazu z.B. mit Burzum-T-Shirt posieren, nicht abgenommen werden, sich der „Doppeldeutigkeit“ bei den großenteils westlichen Käufern nicht bewusst zu sein und nicht damit zu kokettieren (bei Gesprächen mit Menschen vom indischen Subkontinent muss man leider immer wieder eine offensichtlich weitverbreitete Bewunderung für Hitler feststellen). Die Produkte dieser Bands werden passenderweise von deutschen Plattenfirmen herausgebracht, die zudem als besonders „hip“ gelten und einigen eindeutigen Naziveröffentlichungen[656] zum Trotz keineswegs entsprechend benannt und kritisiert werden. Der Antiimperialismus verbindet Personen, die ganz rechts und ganz links stehen[657]. Außerhalb Deutschlands gibt es nahezu keine Berührungsängste von sich „links“ verortenden, ökologistisch orientierten Black-Metal-Fans (viele Bands hausieren seit Mitte der 1990er Jahre mit romantischem Winterlandschaftskitsch und „naturnahem“ Image) zu den fast immer weit rechts stehenden (bzw. gestanden habenden) Szenepionieren und ihren (oft osteuropäischen) geistigen Nachfolgern. Kein Wunder, wenn ein Black-Metal-Musiker aus der Ökohipster-Hochburg Portland (Oregon) unlängst wegen antisemitischer Kommentare auffällig wurde.
Man gebe nicht der Musik die Schuld – Menschen, die in einer bösartigen Gesellschaft ohne Gott aufwachsen, von „aufgeklärten“ Schwätzern in Anzügen gegen Ihn aufgehetzt werden, verarbeiten die entsprechenden Themen eben auch, wenn sie Band-T-Shirts und lange Haare tragen, auf ihre Weise. In der Kultur der Jugend spiegelt sich die Gedankenwelt ihrer Lehrer, mögen jene auch über die (dem jugendlichen Alter angemessene) Pointierung erschrocken sein.

Anschlägen vom 11. September 2001 eine Coverversion des Exploited-Stückes „Fuck the USA“ herausbrachten.

[656] Etwa die antisemitischen Miterfinder des Warnoise-Genres Nyogthaeblisz, welche die „abrahamitische Gottheit“ ebenso bekämpfen wie es die deutschen Goatblood („Rex Judaeorum“) tun, auf deren Albumcovern demolierte Synagogen und leidende stereotype orthodoxe Juden zu sehen sind – neben gleichfalls geschändeten Alibimoscheen und -kirchen, als sei das Ganze dann weniger schlimm.

[657] Auch z.B. beim chinesischen „Kultlabel“ Goatowarex finden sich in trauter Einigkeit Neonazibands neben nihilistischen Kommune-Hippies aus Europa im Programm, vereint im Hass auf alles „Abrahamitische“.

Die obsessive Beschäftigung im zeitgenössischen Black Metal mit dem „Nichts“, zu welchem hingestrebt wird (der Begriff „Void“ taucht gerade inflationär in Bandnamen, Album- und Songtiteln auf, als eine Art schwarzes Loch oft künstlerisch im Artwork dargestellt), ist nicht einfach nur eine schwarzgefärbte Version fernöstlicher „Weisheiten“, sondern stellt sich nahtlos in die Reihe zivilisationsfeindlicher westlicher Esoterik, welche das hiesige Denken weitaus tiefer prägt als manch einer glaubt. Bereits Avantgardenazi Julius Evola vereinte destruktiven Nihilismus mit arischem Rassenstolz, wenn er die „moderne Dekadenz“ bekämpfte – dieses krude Unterfangen gelingt hervorragend mit einer Prise Fernostmythologie, ein Zeitalter des Verfalls durch die böse „Gier“, „Lust“, Materialismus (genannt „Kali-Yuga“) annehmend (gerade auch in naturfeindlicher „Umweltzerstörung“ durch die Dekadenten ausgedrückt)[658], an dem nichts überleben soll, um Platz zu machen für ein kommendes goldenes Zeitalter reinster Weisheit und Wahrheit; die Vorstellung des gegenwärtigen „Kali-Yuga“ war auch für Theosophen zentral. All jene Esoteriker hielten das „jüdische Christentum“ für verantwortlich, die jeweiligen „ureigenen“ Traditionen und Werte der „Völker“ zu vernichten (für Evola war das „Jüdische“, das nicht zwangsläufig an die biologische Abstammung gebunden war, das Materialistische, Antitraditionelle schlechthin), es gäbe aber überall Spuren des eigentlichen „spirituellen Erbes der Völker“; die Religionen seien je nach Mentalität der „Völker“ äußerlich verschieden, im „Inneren“ aber gleich – Theosophen und die sogenannten (neuheidnischen) „Traditionalisten“ sahen also eine „Einheit in der Verschiedenheit“ der „Völker“ und ihrer angeblichen (vom Christentum unterdrückten) „Traditionen“[659]. Die Bewunderung für den nihilistischen Buddhismus und Hinduismus war allen gleich, Evola sah darin die Essenz der „arischen“ Tradition. Die Mischung aus Stolz und Selbsthass, für fernöstliche Irrlehren so charakteristisch, findet ihren Widerhall im modernen Black Metal. Sie mündet in der Suche danach, wie eine authentische „nordische“ Weltanschauung denn nun aussehe (insbesondere in der norwegischen Szene kultiviert)[660]. Das vorgeblich „Individualistische“ in der Esoterik

[658] Dem Christentum sind Fortschrittskritik und Untergangsstimmung fremd – das Ende wird unvermittelt kommen, zudem gibt es kein unentrinnbares „Schicksal“ (wie es die Neuheiden als „Wyrd“ postulieren).

[659] Diese jeder Evidenz spottende Schnapsidee aufgenommen zu haben ist die Ursünde der Kirche im 20. Jahrhundert (den Ökumenismus begründend), dafür die unseligen Irrtümer der Renaissance recycelnd, etwa, das antike Heidentum (oder jenes der von den bösen, ihrer „Heimaterde“ untreu gewordenen Weißen so sehr misshandelten „Eingeborenen“ etwa in Amerika) sei eigentlich auch ein guter Weg gewesen, in dem nahezu alles „Christliche“ (auf banale Allerweltsmoral reduziert, die sich allein schon aus Eigeninteressen ergibt) schon vorhanden sei.

[660] Die Vorstellung „arteigener“, „nordischer“ Religion kam in Norwegen erstmals im völkischen Milieu, der NS-freundlichen Subkultur der 1930er Jahre auf, über Kontakte zur „Deutschen Glaubensbewegung“ (Hans H. Jacobsen) bzw. Ludendorff-Bewegung (Eugen Nielsen). Moderne naturwissenschaftliche Einsichten sollten mit „altnordischer Weisheit“ verbunden werden.

war nie mehr als der Wille, in einem rassischen Kollektivismus ungestört tun zu können, was die „Artnatur“ zu tun vorgebe – alles wahrhaft Libertäre zerstöre schändlicherweise die „ethnischen“ bzw. „kulturellen“ Unterschiede, mache die Menschheit zu einer globalen Konsumentenmasse. Was könnte daran schlimm sein – der Christ ist im Himmel in erster Linie Konsument, nämlich der göttlichen Liebe. So sieht man: auf der Suche nach „Kultur“ zerstört der Zivilisationsfeind genüsslich das Menschliche. Fassungslos muss man angesichts der zunehmenden Europäisierung der USA, die Ronald Reagan einst als den „letzten Rückzugsort“ bezeichnete (“Wenn wir hier die Freiheit verlieren, gibt es keinen Ort mehr, an den wir fliehen können“), feststellen, dass auch dort der „westliche“, der alte christliche Geist, am Schwinden ist. Die sogenannte „Liberalität“ der amerikanischen „Linken“ besteht in der Offenheit für all dasjenige, vor dem ihre Vorfahren einst in die Neue Welt geflüchtet waren. Sie wollen eine reaktionäre Politik gegen die amerikanische Freiheit, die einst gegen „Alteuropa“ mühsam erkämpft wurde. Der sogenannte „Liberale“ in den USA will nicht frei sein von Herrschaft und Zwängen (so das amerikanische Ideal), am wenigsten von jenen des „Stammes“. Wegen jenen „Liberalen“ werden US-Bürger weiterhin nach „Rassen“ klassifiziert, während ein konservativer Verfassungs-Schützer wie Antonin Scalia einst betonte, in Amerika juristisch nur „eine Rasse“ zu kennen: „American“! Immer noch pflegt die einstige Lieblingspartei der Südstaaten ihre alte Liebe zum Einordnen und zu gruppenspezifischer Sonderbehandlung. Nur ohne Rassenkonzept stirbt auch der Rassismus - „Rasse“ aber ist für US-„Linke“ gerade nicht bedeutungslos geworden (der Traum Martin Luther Kings)[661], sondern der Bezugspunkt schlechthin. Eine Dummheit. Trotz der dortigen langen unrühmlichen Geschichte der Rassentrennung ist die hohe Bedeutung der „Rasse“ in den USA ja nichts, was sich von selbst ergäbe. Menschen identifizieren sich mit einem Kollektiv ausschließlich deshalb, weil sie es *wollen*. Fremdzuschreibungen kann man übernehmen oder auch nicht – als rassistisch Diskriminierter muss man nicht anfangen, selbst an die Existenz von „Rassen“ zu glauben. Was steckt also dahinter? Der Nationalismus europäischer Prägung (und damit die Zementierung des Ideals der „Abstammungsgemeinschaft“) erreichte in den USA besonders durch Präsident Wilsons lautstark propagierte Politik der „nationalen Selbstbestimmung“ eine größere Anhängerschar; der „Black Nationalism“ ist hiervon maßgeblich beeinflusst. Der Vordenker der „Black Nation“-Ideologie, Marcus Garvey, knüpfte in den 1930er Jahren folgerichtig Kontakte zum Ku Klux Klan, ein quasi „gemeinsames Projekt“ im Kopf, nämlich die „Rückführung“ der Schwarzen nach

[661] Der letzte „offiziell“ betriebene weiße Rassismus ging 1990 zugrunde (in Südafrika) – indirekt besteht er in der strukturellen Xenophobie nationalstaatlicher Institutionen fort, die gerade durch pseudolinkes Schubladendenken am Leben gehalten wird.

Afrika. In der Idee einer „afrikanischen Diaspora“[662] gehört ein Schwarzer „eigentlich“ ebendorthin – auch wenn bereits seine Großeltern ganz normale amerikanische Bürger waren und er persönlich mit Afrika nicht das Geringste am Hut hat. Während Martin Luther King für eine Öffnung der (noch von rassistischen „germanischen“ Protestanten dominierten) amerikanischen Gesellschaft (ihre grundsätzlichen Vorteile anerkennend) für Schwarze kämpfte, die Integration ermöglichen wollte, standen andere Schwarze, von Garveys Ideen beeinflusst, diesem „prowestlichen“ Ansinnen ablehnend gegenüber – sie sammelten sich in der „Black Power“-Bewegung, die einen harten „Blut-und-Boden“-Kult um die glorifizierte afrikanische „Heimat“ betrieb (der Islam wurde teilweise als deren „authentische“ Religion betrachtet, zur revolutionären Kampfreligion umgedeutet), die „Wiedervereinigung“ aller Schwarzen anstrebte und den weißen Rassismus, alle Schwarzen seien gleich, aktiv bejahte; während die „prowestliche“ Fraktion um King darauf beharrte, dass Schwarze Individuen sind wie alle anderen auch, eben keine uniforme Einheit darstellen, drängte die „Black Power“-Bewegung gerade darauf, den „Standard-Schwarzen“ zu kreieren, der sogar eine „naturgemäße“ Frisur (den „Afro-Look“) haben sollte. Sah der Christ Martin Luther King „Befreiung“ als identisch mit Teilhabe an der westlichen Zivilisation an, strebten die „Black Nation“-Ideologen nicht nach konkreten Rechten, sondern verachteten diese als „weiß“ gedachte Zivilisation, um sich in abgekapselte, steinzeitkommunistische Stammesidyllen zu wünschen. Die heute allgegenwärtige, tief rassistische Vorstellung der Existenz von homogenen „Black Communities“ geht direkt zurück auf das biologistische „Black Nation“-Konzept – alle hätten dasselbe Denken, dieselben Interessen, dieselben Wünsche, dieselben Verhaltensweisen, seien nur Personifikationen des einen „Schwarzseins“.

Martin Luther King bezog sich explizit auf den „amerikanischen Traum“ der amerikanischen Verfassungsväter (Gleichheit und Freiheit aller Menschen), den er ganz verwirklicht sehen wollte: seine vier Kinder sollten eines Tages in einem Land leben, wo sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern ihrem Charakter beurteilt werden; alle „Kinder Gottes“ (King) sollen sich die Hände reichen können, schwarze und weiße. King war ein echter Universalist (dem die Hautfarbe jener, die die richtigen Ideen hatten egal war) und hing jenen Idealen an, die vom heutigen sogenannten „Antirassismus“ als „weiß“ verunglimpft werden.

[662] Religiöse Begriffe wie „Märtyrer“ (für den Glauben Getötete), „Exodus“ (Auswanderung aus Glaubensgründen) oder eben „Diaspora“ (unter Ungläubigen Lebende) werden seit langem von Nationalisten für ihre „Nationen“ okkupiert.

Der nationalisierte Alltag

„*Das Nationale existiert nicht – gerade darum muss es der Staat durchsetzen.*“
- Joachim Bruhn

Der Nationalist stellt sich einen konstanten „Nationalcharakter“ vor. Die Welt zur Heimat machen wollend, strebt er danach, den segensreichen Fluss alles Vergänglichen aufzuhalten, weil er ihn als „unnatürlich“ und damit „schlecht“ ansieht. Nichts wäre freilich entsetzlicher, als wenn tatsächlich eine „deutsche Mentalität“ existierte, der niemand mit den entsprechenden Vorfahren entrinnen könnte! Als Antinationalist bestreite ich, dass es ein „Deutschsein“ von Geburt bzw. von Natur aus geben kann[663], sehe mich nicht als „ethnischen Deutschen“ sondern ehre den christlich motivierten Hitler-Attentäter Elser[664] , der „kein Deutscher war, sondern dessen Gegenteil: ein Mensch, der durch das Attentat auf die Inkarnation des Deutschtums schlechthin sein eigenes durchstrich“ (J. Bruhn).
Wer Christus folgen will, lasse alle Bindungen hinter sich und schlage Wurzeln im Himmel. Irdische Pseudo-„Wurzeln“, mit denen man sich auf Erden festzerrt, sind zu kappen; der Mensch ist keine Pflanze, sondern zum Bewegen, himmelwärts, berufen. Der Mensch ist nicht durch seine Herkunft auf unentrinnbare Weise „geprägt“; er ist nicht dem „Fremden“ gegenüber von Natur aus abgeneigt, fürchtet nicht die „Zersetzung“ seiner Gewohnheiten, sondern ist lernfreudig und wissbegierig.
Der Nationalismus erst erklärte Menschen zu bloßen Exemplaren einer Gattung (z.B. „Deutsche“), die sich entsprechend zu verhalten hätten. Ein Nationalcharakter aber ist ein bestenfalls wenige hundert Jahre altes Konstrukt; der englische Katholik Chesterton z.B. kontrastierte genüsslich Figuren der englischen Geschichte wie Cromwell oder Heinrich VIII mit den zu seiner Zeit gängigen Engländer-Klischees (diese „englischsten Engländer“ waren überaus gefühlsbetont und alles andere als steife, spleenige Teetrinker).
Die allermeisten Menschen heute denken trotz der offensichtlichen Weltfremdheit ihrer Ideen ganz automatisch in nationalistischen Mustern. Schon beim Essen fängt es an: bestimmte Gerichte seien „deutsch“, „französisch“, „chinesisch“, sie könnten nur dann „authentisch“ zubereitet sein, wenn von einem entsprechenden „Landsmann“ auf den Teller gebracht, und man ist ganz enttäuscht, wenn die Pizza von Deutschen ohne dem richtigen „Migrationshintergrund“ zubereitet wurde, als würde das etwas am Geschmack ändern. Essen wird an ein „Volk“ oder an einen Boden festgenagelt. Man hat nicht

[663] Hobsbawm definiert die Nation schön als eine Gruppe von Menschen, die geeint sind durch einen gemeinsamen Irrtum über ihre ethnische Herkunft und eine gemeinsame Abneigung gegenüber ihren Nachbarn.
[664] Ihn störte am NS-Staat u.a., dass man nicht mehr „Herr seiner Kinder“ sei und sich nicht mehr frei „religiös betätigen“ konnte; sein Attentat geschah allein „um Gottes Willen“.

einfach Lust auf Pizza, sondern will „italienisch essen“[665]. „Typisch“ statt gut essen zu wollen ist eine moderne Marotte, dem Klassifizierungswahn der Aufklärung geschuldet. Die unabhängig-kritische Suche nach dem Guten wich immer mehr der ängstlichen Fahndung nach dem angeblich „Eigenen“ – man will bewahren, abschotten, anstatt sich genussfreudig zu öffnen. Man hält ernsthaft Speisen, deren Rezeptur vielleicht gerade ins 19. Jahrhundert zurückverfolgbar ist, für uraltes „Volksgut“, „natürlich gewachsenen“ Ausdruck des ewigen „Volkscharakters“.
Die „internationale“ Küche der frühneuzeitlichen Oberschichten[666] oder die Getreidebreis der ärmeren sind weit von den heutigen „Nationalküchen“ entfernt. Keine „Nationalspeise“ wäre denkbar ohne „fremde“ Einflüsse oder Produkte. Die heutige Qualität des Essens ist Menschen zu verdanken, die suchten und solchen, die zeigten; man wollte die Menschen nicht in ihrem primitiven Fraß verkümmern lassen. Rezepte verbreiten sich von Person zu Person, sind nicht an bestimmte Gegenden gebunden (nur in Zeiten unterentwickelten Fernhandels mag man regional auf damals „einheimische“ Landwirtschaftserzeugnisse beschränkt gewesen sein, was die Möglichkeiten natürlich einengte). Der Spezialitätenkult pervertiert diese natürliche Entwicklung. Erst seit dem 19. Jahrhundert denken sich Leute, aufgrund ihrer Herkunft müssten sie dieses und jenes (und zwar möglichst „originalgetreu“, also gemäß der Willkür eines bestimmten Kochbuchs) mögen und anderes nicht, oder gar eine bestimmte Koch- oder Esskultur pflichtbewusst „weiterpflegen“, anstatt sich auf die Suche zu machen, was es alles gibt und ihnen noch besser gefallen könnte – sich also so zu verhalten, wie ihre Vorfahren es auch gemacht haben (denn nirgends ist eine konkrete Küchentradition älter als maximal wenige Hundert Jahre, normalerweise wesentlich jünger). 99% aller deutschen Hausfrauen z.B. hätten noch nie von einer beliebigen „deutschen Spezialität“ gehört, wenn sie ihnen nicht in identitätsstiftenden Kochbüchern als vaterländisches Pflichtprogramm vorgesetzt worden wäre. Gleiches gilt für „volkstümliche“ Musik, Tänze oder Geschichten; alle „nationale Kultur“ ist Produkt von staatlichem Kulturprotektionismus. Mit teilweise höchst unerfreulichen Folgen. Von einem „Deutschen“ wird heute erwartet, dass er mit irgendwelchem Schund, nur weil er in deutscher Sprache geschrieben und von Horden von Dummköpfen begeistert gelesen wurde, seine Zeit verschwendet hat und ihn am Ende sogar noch gut findet, er sei doch angeblich „seine“ Kultur; und da sich Kultur ja „natürlicherweise“ aus der Abstammung ergebe, sei irgendwelcher angeblich „germanische“ Kram einem heutigen Deutschen viel „eigener“ als dieser schlimme „amerikanische Einheitsbrei“, der ja gar nichts

[665] Was wäre denn „deutsch essen“? Döner, Pizza oder Pasta sind den meisten Deutschen heute vertrauter als die gute alte Currywurst (ein wahrhaft „germanisches“ Gewürz im Übrigen).
[666] Etwa Dessertspeisen entstammen dem damaligen adeligen Milieu (mit kolonialen Zutaten), erst in neuester Zeit kamen sie zum „einfachen Volk“; wenn man z.B. meint, „die Franzosen“ hätten eine jahrhundertlange Tradition der Zubereitung, so betrifft das über 99% der Untertanen des französischen Königs keineswegs.

„Indigenes“ mehr an sich habe. In manchen Ländern muss per Gesetz im Radio schon ein bestimmter Anteil landessprachlicher Lieder gespielt werden – ein Künstler soll doch in der Sprache singen dürfen, die er will! Es gibt weder „authentische“ oder seit Menschengedenken „traditionelle“ Gerichte, noch Sprachen, Architektur, Kleidung, Musik, Kunst, Literatur usw.; alle Kultur ist im steten Wandel und beruht *immer* auf Nachahmung. Es ist natürliches menschliches Verhalten, von fremder Küche, Musik oder Kleidung angetan zu sein und zu kopieren. Was gesehen und gehört wird, wird (wenn es gefällt, eine Lücke füllt) imitiert. Schon die Existenz von Sprache ist allein so zu erklären[667]. Der Kulturwandel ist kein Phänomen der sogenannten „Globalisierung“, sondern jene ist nichts anderes als ein beschleunigter Kulturwandel, der als solcher schon immer existiert. Das deutsche Geschichtsverständnis ist aber nicht eines vom Wandel, sondern (dem evolutionistischen Geist der Fiktion von der „Nation“ entsprechend) vom Werden. Immernoch dient Geschichte vor allem zur Legitimierung der „Nation“ und ihres Kampfes gegen ihre ach so bösen Feinde. Der „Spiegel“ lobte in einer Besprechung des TV-Machwerks „Die Deutschen“ Arminius als eine Art wackeren Globalisierungskritiker, der dafür gesorgt habe, „dass sich die Legionen und damit auch der römische Lebensstil in der Antike nicht ungehindert ausbreiten konnten“ – na, was für ein Held der „cultural diversity“, brav die Thermen (quasi die McDonalds der Antike) vom deutschen Wald ferngehalten und dabei noch 15.000 Imperialisten abgeschlachtet (diese Deutung ist natürlich Humbug, Arminius hatte weder eine Reichsgründung vor noch kannte er eine „Nation“ mit eigener „Kultur“). Deutsche Populärhistorie schildert immernoch stumpf den Fortschritt des „Deutschtums“, als sei dies eine Erfolgsgeschichte. Und als „deutsch“ werden nicht nur Menschen gedacht. Deutsche bilden sich gerne mächtig etwas darauf ein, wenn ein „deutsches“ Produkt irgendwo Marktführer ist, als hätte das irgendetwas mit ihnen zu tun. Der Hersteller sei eben „einer von uns“ - nicht Person, deren Können oder Glück zum Erfolg führe, sondern „ein Deutscher“, dessen Deutschheit ihn zweifellos zu der Glanzleistung bewegte. Alle Erfindungen aber gegen von Individuen aus, niemals von „Völkern“. Es haben eben nicht „die Schweizer“ das Ricola erfunden, „die Italiener“ weder Pizza noch Spaghetti, „die Franzosen“ nicht das Baguette, und „Volkslieder“ wurden auch nicht als Gemeinschaftswerk vom versammelten „Volk“ entwickelt, sondern haben konkrete Autoren und Komponisten (und waren nie unter allen „Deutschen“ bekannt, sondern

[667] Die Sprache eines Menschen ist ihrem Wesen nach immer eine „Mischung“ - man greift Elemente aus unterschiedlichen Quellen auf, eignet sie sich an und verarbeitet sie. Umgangssprache entsteht zwischen einzelnen Personen und ist ständig im Wandel, weil permanent integriert und aufgegeben wird. Das Festhalten an kodifizierten Sprachen des 16.-19. Jahrhunderts ist eine rein politische Forderung.

maximal regional, bis zur Herausgabe von Sammlungen im 19. Jahrhundert zum Zwecke der nationalen Einheitsstiftung)[668].
Aber das erkläre man mal Menschen, die auch von „Halbitalienern", „Halbfranzosen" usw. reden. Entweder man hat die italienische Staatsbürgerschaft oder nicht, ist ganz oder gar nicht „Italiener"[669]. Jeder Mensch ist ein „Halbblut", ein „Mischling", er hat schließlich zwei Eltern (die ihre Gene auch wiederum von *ihren* Eltern hatten, freien Menschen, allesamt Nachkommen Adam und Evas). Ein als „Halbitaliener" bezeichneter Mensch ist nicht eine Art Fabelwesen, wie eine Kreuzung aus Giraffe und Pottwal, er hat kein spezielles „Italienergen" in sich, sondern ist ein Mensch, der einfach durch menschliche Konvention zum Bürger zweier Staaten erklärt wird. Eine Ehe wird nicht zwischen einem „Italiener" und einer „Deutschen" geschlossen, sondern zwischen einem Mann und einer Frau – man erscheint nicht als Vertreter einer „Nation" vor dem Altar, sondern als Ich und Du. Menschen können nicht „deutsch", „italienisch" usw. *sein* (wie es Nationalisten von ihren Opfern behaupten). Höchstens haben sie einen Pass des jeweiligen Staates, was nicht bedeutender ist als eine Kundenkarte bei Aldi.
Auch jede Rede von „Wurzeln" einer Person (auf einem Kontinent, in einem „Land", in einem „Volk" usw.) ist abscheulich und völkisches Denken in Reinkultur. Man kann afrikanische, italienische, hessische oder Waldshuter *Vorfahren* haben, aber niemals „Wurzeln". Die einzigen Wurzeln, die man hat (zum Leib der Mutter, einem freien Menschen wie man selbst), werden bei der Geburt gekappt. Durch diese Botanisierung des Menschen (als sei er aus einem Erdboden gewachsen) soll in aller Regel eine Grenze gezogen werden zwischen jenen, die „hierher" und jenen, die „eigentlich dorthin" gehören würden. Solche Ideen seien einem Pilger auf dem Weg ins himmlische Jerusalem fern! Dort, im Himmel, soll der Christ „Wurzeln schlagen", von dort kommt er her (aus Seinem Schöpfer).
Es gibt keine „Deutschen" von Natur aus, es gibt nur Menschen. Der „ursprüngliche Herkunftsort" einer jeden Familie ist das Paradies. Wer einen anderen Ort angibt, ignoriert, dass seine dortigen Vorfahren auch irgendwann einmal Zugezogene waren. Der nur scheinbar politisch korrekte Begriff „Afrodeutscher" etwa ist (wie der des „Afroamerikaners") in Wahrheit wesentlich rassistischer als „Neger" (lediglich die Hautfarbe beschreibend), denn er suggeriert, die Person gehöre „eigentlich" nach Afrika, sei nur der Sonderfall eines Deutschen.

---

[668] Auch Hitlers Stolz, eine einzige Beethoven-Sinfonie sei mehr Kultur, als „Amerika" jemals zustandegebracht habe, ist natürlich in jeglicher Hinsicht unbegründet. Nicolas Gomez Dávila klagte einst zu Recht: „ohne Gefahr können wir griechische oder lateinische Autoren bewundern, aber wenn wir beiläufig Bewunderung für Shakespeare oder Racine bekennen, wird immer irgendein Franzose oder Engländer auf komische Art und Weise anmaßend".
[669] Gerade unter Christen sollte diese Logik selbstverständlich sein – Jesus war auch nicht „halber Mensch" und „halber Gott", und Seine Eltern bildeten ja wohl sogar den größtmöglichen Gegensatz.

Einen Dunkelhäutigen per se „Afrikaner“ zu nennen ist Ausdruck purer Blut-und-Boden-Gesinnung, es sei „unnatürlich“, wenn er woanders lebe (und umgekehrt, wenn Nichtdunkelhäutige in Afrika leben). Es ist historischer Zufall, dass Menschen mit dunkler Haut eben (mutmaßlich) zuerst Afrika besiedelten – jeder kann überall wohnen. Sie hätten in jegliche anderen heißen Zonen wandern können (was anderen anfangs wegen ihrer empfindlicheren Haut und unterentwickelten Behelfsmitteln verwehrt war), ebenso in eine kalte. Die Assoziation „Afrika – Schwarze“ haben wir nur aufgrund der historischen Erfahrung. Diese Erfahrung wird verabsolutiert, von der Wirklichkeit eine ständige Reproduktion unserer subjektiven Idealvorstellungen erwartet. Im Urlaub möchte man gern „ein Land sehen“ (es gibt in der Natur nicht „ein Land“, sondern nur „Land“), vermutet dort „Typisches“, „Charakteristisches“, da man von einer eigenen Wesenheit dieses „Landes“ (scheinbar die dortigen Menschen formend und wiederum von jenen kollektiv geformt, ein Blut-Boden-Kreislauf) ausgeht, das doch nur ein zufälliges politisches Konstrukt ist, sich nicht von anderen wesentlich unterscheidend. Wer „die Schweiz“ sehen will, will in Wahrheit Berge sehen, wer „Italien“ sehen will in Wahrheit Strände. Wer dort einen „Einheimischen“ kennenlernen will, wird nicht einen wählen, der dunkle Haut hat. Die „Rasse“ ist immernoch omnipräsent, ebenso wie die entsprechenden Vorurteile.
Der identitäre Wahn setzt sich auf den unteren Ebenen der verwalteten Welt fort; man unterstellt einer Stadt (dem zufälligen Ergebnis der willkürlichen Nebeneinanderstellung von Einzelobjekten) einen bestimmten „Charakter“, personalisiert sie, spricht gar von „Söhnen der Stadt“ (welche sie scheinbar „hervorgebracht“ habe), die in Wahrheit doch Söhne eines individuellen Vaters und einer individuellen Mutter, zweier unvergleichlicher Personen, sind. Der moderne Reisende meint nicht, dass in einer Stadt, einem „Land“ z.B. Schönes und Hässliches vorzufinden ist, sondern urteilt: „die“ Stadt, „das“ Land sei *in toto* schön, hässlich. Dabei gilt: je homogener und dem Klischee entsprechender, desto „schöner“. Die jeweilige Identitätspolitik der entsprechenden Gebietskörperschaft richtet sich danach aus. Natürlich geht Identitätspolitik nur, wenn nicht nur keine „fremdartigen Kulturgüter“ den trauten Einheitsbrei stören, sondern auch die Zahl der „fremden“ Menschen möglichst gering bleibt. Dieses Ideal ist mitnichten auf den rechten Rand beschränkt, sondern wird etwa vom sich als „links“ verstehenden, „globalisierungskritischen“ Verteufeler der „Gentrifizierung“ ebenso geteilt, ein Idealbild seiner Wohnumgebung (an deren ewigem „Wesen“ man sich verginge) gegen die dort nicht hinpassenden „Eindringlinge“ wacker verteidigend.
Am wirkmächtigsten ist Identitätspolitik traditionell, wenn sie auf Sportevents zugreifen kann, um sie zu instrumentalisieren. Nicht zufällig war die Fußball-WM 2006 der Dammbruch für die neue deutsche Normalität des Nationalstolzes. Überall Deutschlandfahnen und ganz normale Leute, die plötzlich patriotischen Schwachsinn grölend von sich gaben. Als Deutscher könne man endlich wieder „unverkrampft“ die stolz geschwellte Brust zeigen, hieß es aller Orten. Wettkämpfe, bei denen ich moralisch

genötigt werde, für eine bestimmte Mannschaft bzw. einen bestimmten Sportler nur aufgrund meiner Abstammung oder meines Wohnortes zu halten, sind etwas höchst Unangenehmes, da man sich ständig rechtfertigen muss, warum man denn nicht „wie alle anderen auch“ für das angeblich „eigene“ Team oder „unseren Jung‘“ hält und mitjubelt, als habe man selbst gewonnen.
Allein schon die Existenz von „Nationalmannschaften“ und „Länderspielen“ ist etwas Absurdes. Die modernen Olympischen Spiele, Weltmeisterschaften usw. sind einfach vulgäre Propagandamittel für das Konzept der „Nation“; es geht nicht darum, den Besten in irgendeiner Disziplin zu krönen, sondern ein „Land“ zu „vertreten“; wenn ein Sportler einen Wettkampf gewinnt, heißt es, das Land XY habe gewonnen. Staat und Nation eignen sich seinen Körper an, degradieren Personen zu nationalen „Identifikationsfiguren“. Der Sportler kämpfe nicht für persönlichen Erfolg, sondern für das Kollektiv; wer dann auf dem Siegerpodest nicht andächtig strammstehend dessen Nationalhymne mitschmettert, kann sich des empörten Artikels im nächsten „Spiegel“ schonmal sicher sein. Bereits Joseph Roth schrieb 1936 (anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin), dass das Gerede, Sport verbinde die Völker, Unfug sei, und im Gegenteil niederste nationale Leidenschaften dadurch geschürt würden. Man will, dass die „eigene Nation“ die anderen übertrifft und dadurch Ruhm und Ehre bekommt. Ein Kriegsersatz für langweilige Friedenszeiten. Ohne Blödsinn wie diesem wäre auch die Motivation, richtige Kriege zu führen, sicher weit weniger ausgeprägt.
Und nicht nur der lebendige Leib muss die Instrumentalisierung über sich ergehen lassen. Sterben Menschen bei Unglücken, die zufällig deutsche Staatsbürger sind, nötigen Regierende gerne die verbliebenen „Mitbürger“, um diese ihnen wildfremden Menschen zu „trauern“ – als sei die Staatsangehörigkeit die vorderste Eigenschaft jener Menschen gewesen, so dass sie auf diese reduziert und vom Staat noch im Tod vereinnahmt werden dürften. Nicht umsonst reden Politiker stets von „unseren Kindern“, die also scheinbar vom ganzen Volk hervorgebracht werden und einen besonderen Nutzen für „die Gesellschaft“ haben, daher seien sie schnellstmöglich kontrollierter Erziehung bedürftig, um zu guten Herdentieren bzw. sozialverträglichen Volksgenossen herangezüchtet zu werden. Die Erziehung zum Volk ist notwendigerweise eine Entfremdung von allem anderen, insbesondere auch von den Eltern, und natürlich von Gott und der Kirche.
Katholiken sind notorisch staatsfern, eine Parallelgesellschaft, beharren auf ihrer Selbstverwaltung (besonders im Bereich der Erziehung). Das stört den „guten Deutschen“, der darum Gründe sucht, die Kirche als perverse, machtgierige Verschwörerbande zu verzeichnen.
Ein Mittel ist z.B. die systematische Diskreditierung von Heiligen, insbesondere in der Mission tätigen. Mutter Teresa etwa habe ihren Sterbenden in den Slums zuwenig tiefschürfenden Katechismusunterricht erteilt, bevor sie sie fragte, ob sie getauft werden wollen (und Geldspenden nicht nur von moralisch völlig integeren Ehrenmännern

angenommen). Bei anderen Missionen ist der Vorwurf haargenau der umgekehrte: hier wird skandalisiert, dass Kindern aus primitiven Stämmen, mit deren Eltern keine Kommunikation möglich war, in Missionsschulen das Christentum gelehrt wurde, was eine „Zwangsbekehrung" sei, da nicht mit den Eltern abgestimmt. Von der unzulässigen Übertragung westlicher Familienideale auf archaische Stammesgesellschaften ganz abgesehen: solche Kritik kommt natürlich am lautesten von exakt jenen Leuten, die am vehementesten die deutsche Schulpflicht verteidigen – als würde hier, mit immerhin *verständigen* Eltern, irgendetwas abgestimmt werden können. Heute sind die Nachfahren jener Kinder, von denen die Rede ist, oft tiefgläubige Katholiken, denen die Gräber der Missionare heilig sind. Antiimperialisten, die den Untergang der „alten" (scheinbar völlig geschichtslosen, Jahrtausende konstanten…) Heidenkultur bejammern, halten diese real existierenden Menschen für „falsch", wollen ihnen wieder primitive Kleidung umhängen und sie als Jäger und Sammler in die Wildnis schicken. Weder nehmen sie sie als Staatsbürger ernst noch als Menschen, die glauben und leben können, wie sie wollen. Aus vom Rest der Welt abgeschnitten dahinvegetierenden Menschen wurden durch die Missionsschulen solche, die von der Zivilisation genauso profitieren können wie alle anderen und durch keinerlei Schranken von der Mehrheitsbevölkerung getrennt sind.

Ein anderes Mittel zur moralischen Diskreditierung der Kirche ist, allgemeine Missstände bestimmter Zeiten vornehmlich oder gar allein der Kirche anzulasten. Der ultraautoritäre Charakter der Erziehungsheime der 1950er Jahre etwa ergab sich aus den historischen Umständen; aus den kirchlichen Heimen wurden nach dem Krieg Massenanstalten[670], obwohl sie nie so gedacht waren. Die katholische Pädagogik nach Don Bosco sah im Erzieher immer den Freund, der sich um Vertrauen bemüht – in den Massenhäusern waren die Erzieher nun einfach überfordert, insbesondere die Nonnen, die ja oft traditionellerweise Kontemplation mit Erziehung verbanden. „Geprügelt" wurde damals überall – in allen Heimen (egal in wessen Trägerschaft), nahezu allen Schulen[671] und Familien. Es ist ein purer Ausdruck von Antikatholizismus, dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Sinnbild für diese Praxis ausgerechnet selektiv das Stereotyp der „prügelnden Nonne" an den Pranger gestellt wird; Nonnen galten traditionell als die friedfertigsten Menschen überhaupt, ihr wesentliches Betätigungsfeld war entweder das rein kontemplative Leben (ganz allein mit ihrem geliebten Gott) oder der aufopferungsvolle, liebevolle Dienst an den Schwachen – den Kranken, Armen, Alten, Behinderten. Der Inbegriff des Reinen und Gütigen also. Einige kümmerten sich auch um die, die sonst niemand haben wollte, die „Schwererziehbaren", von ihren Eltern verstoßen und abgeschoben oder ihnen von Jugendämtern weggenommen. Da habt ihr

[670] Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es rund 1,6 Millionen Waisenkinder oder Halbwaisen in Deutschland.

[671] In Westdeutschland bis in die 1970er Jahre gängige und völlig legale Praxis.

sie, seht ihr mal zu. Die Pflege von Straßenkindern, um die sich sonst kein Mensch sorgte, war schon im 19. Jahrhundert ein Herzensanliegen diverser Orden. Anfang des 20. Jahrhunderts mehrten sich bereits allerorts die Klagen über die zunehmende „Verwahrlosung" von Jugendlichen, die wegen der hohen Arbeitsbelastung in Arbeiterfamilien immer mehr auf sich allein gestellt waren. In der NS-Zeit blieben für kirchliche Einrichtungen dann ausschließlich die „Härtefälle" übrig – „verwahrloste", angeblich „minderwertige", „erbgeschädigte" Kinder, während die „erbgesunden" in staatliche Heime kamen. Waisenhäuser der Nachkriegszeit waren dann allesamt furchtbar (man darf unterstellen, dass die von unbezahlten, aus reinem Idealismus handelnden Nonnen geleiteten noch die menschlichsten waren), aber nur dort nahm man sich überhaupt der Kinder an, um sie halbwegs vor dem Allerschlimmsten zu retten – die Situation, in der sie steckten, ist in der heutigen „Ersten Welt" nicht mehr vorstellbar. Dass heute Heimsituationen überhaupt „humaner" erscheinen können, liegt daran, dass durch die stete Abnahme an Elend hierzulande und die angesichts des Wohlstands massiv verstärkte öffentliche Förderung von Sozialeinrichtungen (mit bezahlten „Sozialberufen") das Zahlenverhältnis Erzieher – Heimkind deutlich günstiger ausfällt, man also die Zeit hat, sich (über Grundversorgung und Überwachung der Einhaltung elementarster Regeln hinaus) besser zu kümmern. Auf jene herabzuschauen, die aufopferungsvoll ihr Bestes unter unwürdigsten Umständen gaben, verdient umso mehr Tadel. Ein weiteres Beispiel: als Anfang der 2010er Jahre in Irland bei einem kirchlichen Heim, in dem zehntausende arme unverheiratete Frauen Kinder zur Welt gebracht hatten (die dann im günstigen Fall v.a. von Familien in den USA adoptiert wurden), ein „Massengrab" toter Babys und Kleinkinder[672] entdeckt und ein Skandal daraus konstruiert wurde, regte man sich ernsthaft darüber auf, dass die Kinder „ohne Arzt und Hebamme" (welche Vorstellung hat man eigentlich von den Zuständen in einem damaligen Entwicklungsland wie Irland?) zur Welt kamen, an Unterernährung oder „heilbaren Krankheiten" starben und doch tatsächlich nicht in Einzelgräbern und sogar ohne Grabstein bestattet wurden[673]. Vor allem natürlich in jenem mitteleuropäischen Land mit „D", in dem jährlich über 100.000 Kinder abgetrieben werden und wesentlich schäbiger als in einem „Massengrab" in gesegneter Erde (ein Priester kam immer zur Bestattung, auch sind die Todesfälle im Heim dokumentiert) enden. Die irischen Nonnen halfen zehntausenden Kindern, zu überleben – das fällt aber in der Berichterstattung schön unter den Tisch. Die Heuchler regen sich über fehlende Erinnerungsmonumente auf (obwohl offensichtlich selbst für das Nötigste die Mittel

[672] Mehrere Hundert aus einem Zeitraum von rund 40 Jahren, bis Anfang der 1960er Jahre - angesichts der damaligen Mortalität in Irland nicht anders zu erwarten.

[673] Die medizinischen und allgemeinen hygienischen Bedingungen waren dort in keiner Weise mit den heutigen zu vergleichen; die Krankheiten sind vielleicht heute „heilbar" und erscheinen läppisch, damals war das anders - und z.B. in deutschen Industriegegenden Anfang des 20. Jahrhunderts nicht viel besser, wenn man sich mal die damaligen Sterbebücher anschaut.

knapp waren), als hätte es jemanden gegeben, der gerne zum Erinnern gekommen wäre (es handelte sich um „ungewollte Kinder“, die heute allesamt abgetrieben worden wären). Die Einrichtungen für „gefallene Frauen“ waren damals die einzige Hilfe für diese Frauen und verdienen Dank statt heuchlerische Häme. Die angebliche „Vernachlässigung“ ist schlicht Rufmord und träfe auch sämtliche in Armut und Elend lebenden Eltern in Europa, deren Kinder, obwohl geliebt und gewollt, an exakt denselben Ursachen starben. Die geringe Mortalität heute ist nichts anderes als ein großer Segen, für den man danken kann. Der „Normalfall“ war jahrtausendelang ein anderer.

Man sieht hier auch, dass die rein caritativ tätigen Orden eher ein zeitbedingtes Phänomen sind, da sie immer auf konkrete Missstände der jeweiligen Zeit reagieren, für die alle anderen sich zu fein sind[674]. Das *Wesen* des Ordenslebens, das, was zeitlos ist, ist dagegen das Leben mit Gott, das kontemplative. Der Teufel ließ nicht umsonst die Gottlosen erst die „nutzlosen“ Orden verbieten, und als genügend Christen glaubten, sie seien zuvorderst zu „sozialen Zwecken“ in der Welt, ließ er die Kirche durch ihre Feinde als für solche Dienste unfähig verunglimpfen[675]; nie sollten Katholiken die kontemplativen Klöster mit dem „Argument“ verteidigen, jene seien ja doch irgendwie „nützlich“ (dort werde schließlich so viel für alle gebetet) – als sei es ein Verbrechen, niemandem zu nützen! Wegen exakt diesem Sozialutilitarismus wurden in der NS-Zeit Behinderte erst zwangssterilisiert und später ermordet.

Wenn zivile Sozialsysteme irgendwo zusammenbrechen, werden freilich allein die kirchlichen Einrichtungen wieder diejenigen sein, die bleiben. Dennoch sind sie der Welt weiter ein Dorn im Auge, und nicht nur, wenn das Personal aus Ordensleuten besteht (das progressistische Kirchenpersonal schafft es in Deutschland ja „bravourös“, jegliche Berufungen im Keim zu ersticken). Um die Kirche als böse Kinderfeindin darzustellen, wurden 2019 medial z.B. Vorgänge in einem katholischen Kindergarten skandalisiert, wo sich Erzieherinnen solch brutaler Misshandlungen wie „zum Mittagessen zwingen“ schuldig machten – im umgekehrten Fall hätte sich sicher irgendwer beschwert, dass man dort „sinnlos“ so viel Essen wegschmeißen würde. Immer soll die Kirche als unfähig dargestellt werden, Kinder zu erziehen (gar als

---

[674] Die Apostel kümmerten sich nicht um solche Dienste (sondern um Gebet und Verkündigung), beauftragten andere damit, als Bitten Bedürftiger an sie herangetragen wurden, vgl. Apg 6; und auch jene waren dabei hauptsächlich mit der Verkündigung des Messias beschäftigt, wie der erste Märtyrer Stephanus.

[675] Oder man verurteilte den caritativen Charakter; in der NS-Zeit wurden der Kirche wohltätige Sammlungen verboten, Nothilfe wurde zum staatlichen Monopol, wobei man darauf bestand, keine „Almosen“ zu verteilen: die Sammlungen des Winterhilfswerks sollten als „gerecht verteilte Gabe“ aufgefasst werden, die Abgabe sei eine Pflicht des Volksgenossen (nicht eine Gnade oder Barmherzigkeit). Ortsarme mussten ihre paar Mark „Wohlfahrt“ dann z.B. in Kiesgruben abarbeiten. Ohne Gegenleistung ging nichts.

Gefahr), weil die „Gesellschaft“ das Monopol dafür möchte[676]. Wie es gerade passt, wird die (historische wie aktuelle) Kirche entweder als „unmenschlich streng“ oder, im Gegenteil, als „verlottert und verroht“ verleumdet.
Ein Klassiker ist in dem Zusammenhang auch der hohle Vorwurf der „Doppelmoral“ (seine Ursprünge in Otto von Corvins „Pfaffenspiegel“ habend): in der Kirche würde schließlich gelehrt, man solle die Sünde meiden, aber dann würden dieselben Leute (Kleriker) trotzdem selber sündigen. Eine Doppelmoral wäre dies nur dann, wenn gelehrt würde, es sei ein leichtes, die Sünde zu meiden, so wie man entscheiden kann, statt Äpfeln nur noch Birnen zu essen. Dass sie genau das *nicht* glaubt, zeigt die Kirche (im Sinne ihres Stifters) durch die Existenz des Bußsakraments[677].
Corvin meinte auch, der Zölibat verstoße gegen die „Naturpflicht“, weshalb die Kleriker durchdrehen müssten und Knaben sowie Tiere schändeten. Der Hass auf den Zölibat ist daher so spezifisch deutsch, besonders hier hält man ihn bekanntlich für die Ursache jeglichen „Missbrauchs“-Skandals in der Kirche[678]. Ebenso schlimm wie die abscheulichen Taten selbst sind die Folgen der alle Jahre wieder auftretenden diesbezüglichen antikatholischen Kampagnen: die Zerstörung priesterlicher Existenzen durch Rufmord, der Generalverdacht gegen Priester, womit Menschen von der Kirche und somit ihrem Heil ferngehalten werden. Mentalitätsgeschichtlich ein alter Hut, ein kontinuierlicher Topos des antikatholischen deutschen Bürgertums, vergleichbar mit dem des „weiße Frauen schändenden Negers“. Der deutsche Bürger will sich möglichst bedroht von „fremden Mächten“ fühlen, die in seine Welt, ja scheinbar in sein eigen Fleisch und Blut, eindringen wollen. Da in der Propaganda tunlichst vermieden wird, z.B. zwischen Backpfeifen und sexueller Notzucht zu unterscheiden, hat man zudem eine schöne große Opfergruppe, zu der ja „jeder von uns dazugehören könnte“ (sogar „Beleidigung“ kommt bereits in die Missbrauchsstatistik). Schon Goebbels (der wie viele vor ihm die unschuldigen Deutschen aus den Klauen der einzigen nichtgleichgeschalteten, undeutschen, oppositionellen Organisation „befreien“ wollte)

[676] Schon 1936 wurde z.B. in Waldshut bei der erzwungenen Übernahme des Kindergartens durch NSV und NS-Frauenschaft den gekündigten Nonnen gesagt, sie könnten jetzt endlich „in ihr Kloster zurückgehen“.
[677] „Doppelmoral“ üben eher die Kirchenfeinde, wenn sie üblicherweise hochverehrten Filmstars oder beliebten Politikern jene Sünden mit Leichtigkeit verzeihen, für welche sie katholische Priester zu perversen Schweinen degradieren.
[678] Wie antiquiert und lächerlich diese Angst des Spießbürgers vor abweichendem Sexualleben ist, sollte gerade heute eigentlich jedermann klar sein – nach dieser kruden Logik wäre jeder, der nicht ständig auf einen willigen Partner „zurückgreifen“ kann oder will, per se auf dem Weg in abgründigste Perversionen. Wenn ausgerechnet heute die Kirchenfeinde den Geistlichen ein Idealbild eines geregelten bürgerlichen Ehelebens (wie es vor etlichen Jahrzehnten vielleicht mal gesellschaftliche Norm war) vorhalten, ist offensichtlich, dass es nur darum geht, seinen Antiklerikalismus zu artikulieren.

phantasierte 1937 im Rahmen der (den Einfluss „Roms“ brechen wollenden) Kampagne gegen angebliche Sittlichkeitsverbrechen in der Kirche von Priestern, die „hinter dem Altar“ ihre „widernatürlichen Gelüste“ ausleben würden, während sie die „unprüde“ moderne Jugenderziehung der Nazis heuchlerischerweise kritisierten[679]. Die verschwörerische Kirche decke die Übeltäter, entziehe sie skandalöserweise der Bestrafung durch das „Volk“ (die moderne Öffentlichkeit will grundsätzlich Zugriff besonders auf das, was sich ihr entzieht). Passend zur typischen NS-Paranoia wurde das Bild des „unschuldigen Kindes“ gepflegt, an welches die Sexualität von außen durch „finstere Verführer“ herangetragen wird – analog zum „guten Deutschen“, der von Rom und Juda im Allgemeinen auf widernatürliche Abwege gebracht würde[680]. Nach dem Krieg bekam das ungebrochen gierige Publikum weiter seinen Fraß vorgeworfen, etwa in Form von Karlheinz Deschners „Sexualgeschichte des Christentums“, in der weiter der perverse Kleriker hinter hohen Mauern seinen abstoßenden Gelüsten ungehemmt nachgeht. Wie die realen Fälle sexueller Übergriffe (natürlich etwas *gerade* vor dem Hintergrund katholischer Morallehre zutiefst zu Verabscheuendes) im Vergleich zu solchen in anderen Organisationen, die mit Jugendlichen zu tun haben, ausgeschlachtet werden, ist ein klarer Ausdruck von Antikatholizismus; die Zahlen sind keineswegs überdurchschnittlich hoch, man schaue sich z.B. mal die Verhältnisse in Sportvereinen an[681]. Selbst Fälle wie unlängst der eines bekannten Fußballtrainers aber bewirken

---

[679] 1937 bezeichnete der Völkische Beobachter die Klöster als „Brutstätte der Homosexualität“ und phantasierte von Ministranten, denen in Sakristeien Messwein verabreicht werde, um sie daraufhin zu missbrauchen, auch Behinderte (dabei konnten nach damaligem Kirchenrecht Behinderte gar nicht ministrieren, sondern nur solche Jungen und unverheirateten Männer, die später noch Priester werden konnten, weshalb man auch im Notfall keine verheirateten Männer als „Aushilfe“ heranzog, sondern eben allein zelebrierte), was der wahre Grund dafür sei, dass die Kirche gegen die Verhinderung erbkranken Nachwuchses ist. So ein Unfug wurde ernst gemeint und von den verblödeten Lesern, die nie eine katholische Kirche von innen gesehen haben, ernsthaft geglaubt.

[680] So sündhaft und widerlich jeder einzelne Fall auch ist: zum größten Teil geht es auch heute um gewaltlose Handlungen mit männlichen Jugendlichen, die in anderen Kulturen als heiratsfähig gelten (während „Kindesmissbrauch“ juristisch sexuelle Handlungen an Personen unter 14 Jahren meint) und von denen auch hierzulande sexuelle Aktivität gerade von der kirchenfernen Masse erwartet und vorausgesetzt wird; der vor diesem Hintergrund auffällig hohe Grad der öffentlichen Empörung (während zugleich seit Jahrzehnten in Kunst, Kino und nicht zuletzt Mode der weibliche jugendliche Körper einer heteronormativ geprägten Sexualisierung ausgesetzt wird – man denke auch an den notorisch verharmlosenden Umgang mit dem „Lehrer/Schülerin“-Topos) erklärt sich offenbar auch aus homophoben Reflexen.

[681] 2017 ergab eine Umfrage, dass ein Drittel der Sportler beiderlei Geschlechts im Verein bereits einmal sexuellen Übergriffen ausgesetzt war, jeder neunte sexuelle Gewalt erlebte. Im Gegensatz zur Kirche mit ihrem streng reglementierten Registratur- und Archivwesen ist dort (wie auch bei Schulen) zudem *wirklich* systematische „Vertuschung“ möglich.

keinerlei mediales Interesse, in diesem Umfeld mal „aufzuräumen“, nichtmal eine Thematisierung des Problems als gesamtgesellschaftliches. Die Kirche hat bei der Erforschung solcher Schweinereien sicher wesentlich mehr geleistet als andere Institutionen (bei denen ja auch niemand nachfragt), die „Informationsvertuschung“ findet dagegen auf Seiten der antikirchlichen Medien statt, die sich das Skandalöse herauspicken. Die Kirche (mittlerweile springt einem auf jeder Internetseite eines Bistums das Wort „Missbrauch“ ins Gesicht – tolle Werbung…) ist die einzige Einrichtung, die sich von gesellschaftlichem und medialem Druck zu umfassender öffentlicher Aufarbeitung[682] scheinbar nötigen lassen muss – nirgendwo sonst (wo es weitaus gebotener wäre) ist eine derartige Aufarbeitung bislang geschehen, interessiert ja auch keinen. Vergleichbar ist das Prozedere mit der Aufarbeitung der Haltung der Kirche in der NS-Zeit (wo sonst wurde derart viel und akribisch aufgearbeitet?). Nazis schalten die Kirche stets wegen ihrer antinationalen und antirassistischen Haltung – dreht sich der Wind, mutmaßen die Kirchenfeinde, die Kirche habe „kollaboriert“. Die Fürsprecher einer „freien“ Sexualität warfen der Kirche stets ihre rigide Moral vor – heute sind es angeblich alles sittenlose Lustmolche. Man spielt weiter mit dem alten spießbürgerlichen Hass auf das gerade als „pervers“ Angesehene, und der Faszination, die von Verschwörungstheorien ausgeht. Die skandalöse mediale Verknüpfung von Pädophilie mit Zölibat zeigt: der Durchschnittsdeutsche traut jedem, der außerhalb der gesellschaftlich definierten Normsexualität lebt, das Allerschlimmste zu. Im 21. Jahrhundert gibt es in einigen Ländern schon Gesetze (eindeutig Katholiken diskriminierend, zu „Perversen“ abstempelnd), die „Minderjährigen“ verbieten, in ein Kloster einzutreten, um „Missbrauch“ zu verhindern[683].
Die tatsächlich des sexuellen Missbrauchs überführten Priester bemühten sich freilich gerade nicht um ein Leben in Keuschheit, sondern lebten ihre Sexualität offen aus. Da es sich bei der überwältigenden Zahl der Missbrauchsopfer um männliche Jugendliche handelt, würde die Abschaffung des Zölibats hin zur angeblich „rettenden“ Ehe mit einer Frau („endlich ein gesundes Sexualleben!“) im Falle der betroffenen Priester allein schon aufgrund von deren sexueller Orientierung nichts „nützen“[684]. 2010 erklärte

[682] Dabei massenhaft verstorbene Beschuldigte, die sich nicht mehr verteidigen können, pauschal „schuldig“ sprechend – die kirchliche Aufarbeitung zeichnet sich entgegen dem Klischee v.a. durch größtmögliche Beklagtenfeindlichkeit aus.
[683] Die Diskriminierung von Priestern ist schon so schlimm, dass viele sich mittlerweile weigern, Minderjährige z.B. im Auto zu Veranstaltungen mitzunehmen, oder Unterricht nur vor Zeugen erteilen, um übler Nachrede vorzubeugen.
[684] Warum sollte zudem die zivile Verrechtlichung (um das Sakrament geht es ja gerade nicht, sondern um Anpassung an die bürgerliche Ideologie des „normalen Sexuallebens“, das nur in der Institution Zivilehe möglich sei) einer Zweierbeziehung (sei sie hetero- oder homosexuell) etwas am Verhalten von offensichtlich nach Promiskuität und Ungebundenheit strebenden Personen (sie

Psychiater Richard Fitzgibbons, langjähriger Berater der Kleruskongregation, dass ausnahmslos alle in Kindesmissbrauch verwickelten Priester, die er behandele, vorher bereits (homo-)sexuelle Beziehungen mit Erwachsenen hatten; sie richteten sich meistens offen gegen die Morallehre bzw. generell das Lehramt der Kirche, leugneten die Realität der Sünde in ihrem Leben, weigerten sich, ihr Gewissen zu erforschen, hielten nichts mehr vom Bußsakrament – sie hätten ein „entspanntes" Verhältnis zur Kirchenlehre im Allgemeinen und zur Sünde im Speziellen. Der Antiklerikalismus der Konzilsära, der Priester aufforderte, gefälligst „ganz normal" zu leben, auch ihre Sexualität nicht zu „unterdrücken", ist offensichtlich schuld an solchen Vorkommnissen. In den progressiven Ländern stiegen die Missbrauchsfälle seit Ende der 1950er an (Höhepunkt in den 1970er Jahren), parallel zur „Fensteröffnung" der Kirche zur Welt, als die Progressisten in den Sermon der Kirchenfeinde[685] einstimmten, die Sexualmoral sei zu rigide.
Das Ideal des Priesters ist und bleibt der völlig weltabgewandte, vergeistigte, ja asexuelle, strenge Asket, der in seiner Soutane mit dem Brevier auf und ab geht oder vor dem Allerheiligsten kniet; der nachkonziliare Priester dagegen soll, als Zivilist verkleidet, ständig auf alle und jeden zulaufen, sich für jegliche weltliche Nichtigkeit interessieren, „gesellig" sein und ständig ein debiles Grinsen im Gesicht tragen (wegen der falsch verstandenen Lehre, als Christ müsse man andauernd „fröhlich" sein – ein himmelschreiender Blödsinn, als Christ ist man, wie jeder andere auch, froh über Erfreuliches, traurig über Trauriges, erschreckt über Verstörendes usw.[686]). Klar, dass jene Personen dann auch irgendwann Probleme mit dem Zölibat bekommen. Eben weil es gerade solche „volksnahen" Personen sind, möchte der antiklerikale Empörer sie als letztendliche „Opfer" eines „unnatürlichen" Systems darstellen. Die lutherische Ätzerei gegen den Zölibat, das aufklärerische Übernehmen und Verbinden mit der Unterstellung sexueller „Perversion", schließlich die dankbare konkrete Nutzung als Verschwörungstheorie im „Dritten Reich" liefern zugleich aber immernoch auch einen hervorragenden Vorwand, ungeliebte Geistliche loszuwerden: es werden einfach öffentlich Beschuldigungen erhoben, die Masse empört sich, der Kleriker darf den Rest seines Lebens in abgeschiedener Buße verbringen. Katholische Geistliche sind immernoch *die* Berufsgruppe, gegen die es sich gefahrlos und politisch korrekt hetzen

haben ihren Weg frei gewählt und leben auch i.a.R. nicht in festem Konkubinat) ändern? Sie würden eben zu Ehebrechern werden.

[685] Damals eben auch weithin, wahnhafterweise, die Unterstützung der „kindlichen Sexualität" für „gesund" und „natürlich" haltend.

[686] Man soll sich nicht schönreden, was schlecht, böse, schmerzlich ist. Der Christ hat natürlich stets die Hoffnung auf den Himmel, die ihm alles Irdische erträglich macht – umgekehrt hat er auch stets eine Distanz zur Welt in der Freude, misstraut dem Frieden, weiß um die Vergänglichkeit des Augenblicks.

lässt[687]. Eine Unschuldsvermutung entfällt bei ihnen, der Masse ist bereits mit einer von irgendwem geäußerten Anschuldigung klar, dass so jemand nur schuldig sein kann. Selbst Kardinäle fielen dieser Masche schon zum Opfer. Oft genug sind es haltlose Verleumdungen, denen sich Priester ausgesetzt sehen, weil sie sich irgendwie unbeliebt gemacht haben. Da der antikatholische Topos des „bubenschändenden Priesters" spätestens seit der NS-Zeit Allgemeingut ist, ist jedem klar, womit man ihnen am besten das Genick bricht. Die Vorwürfe widerwärtigster Verbrechen, die nicht „im Namen des Volkes" anständig bestraft wurden, dienen noch einem weiteren Zweck, der Diskreditierung des katholischen Vergebungsideals nämlich: ungläubige „Gerechtigkeits"-Fanatiker polemisieren seit jeher besonders gegen die Beichte – Gott vergebe „viel zu leicht"[688], und überhaupt: da bekennt sich schon jemand zu Missetaten, und ich darf es nicht wissen, welch' Skandal[689]! Die Feinde der Kirche bekämpfen sie nicht mehr bloß, sondern wollen ihr inzwischen immer dreister in eigene Angelegenheiten hineinreden, gar in ihre Sakramentenlehre. Umso wichtiger wäre kirchliche Geschlossenheit.

[687] Nicht nur sehen sie sich (judengleich…) von Gott privilegiert und wissen notorisch alles besser, sondern haben, im Gegensatz etwa zum sorgsam reingewaschenen Dorfnazi, von dem man *wirklich* viele Untaten erzählen könnte, keine Nachkommen, auf die man Rücksicht nehmen „müsste". Da die Priester umgekehrt selbst auf niemanden Rücksicht nehmen müssen, sind sie völlig frei, zu sagen, was sie für richtig halten, und das gefällt eben vielen nicht.

[688] Gott vergibt, wie Er will – Er liebt uns eben, er vergibt Seinen Kindern, auch wenn sie sehr böse waren, bei wahrer Reue und dem Willen, alles für die Vergebung zu tun (abgesehen davon gibt es auch noch das Fegefeuer). Die hochmütigen Steinewerfer dagegen werden nie Vergebung bekommen, wenn sie nicht Einsicht und Reue zeigen.

[689] Abgesehen davon, dass eine gesetzliche Verpflichtung zum Bruch des Beichtgeheimnisses (dieser nachzukommen wäre natürlich Todsünde) im Fall von Kindesmissbrauch ein Einfallstor wäre, irgendwann jegliches gebeichtete Verbrechen staatlichen Behörden melden zu müssen: die Information in der Beichte ist nicht für den Priester bestimmt, er hat Gott zu lassen, was Gottes ist; Sünde und das, was die Welt gerne strafen würde, sind strikt zu trennen – er spricht nur im Namen Gottes, nicht im Dienst der Welt, und Gott vergibt und vergisst. Die Vergebung der Sünden, der Himmel, darf niemals abhängig gemacht werden von der Auslieferung an irdische Gewalten (die normalerweise unbarmherzig und rachsüchtig sind, das Gegenteil von Gott) – jede Allianz der Kirche mit der Welt ist unheilvoll.

4) Über das Eindringen des „Nationalen“ in die Kirche

Falsche Weichenstellungen durch faule Kompromisse: der Nährboden für den großen Abfall im nichtlateinischen Raum

„*Professor W., ein weltberühmter Experte für koptische Liturgie, bemerkte irgendwann: jetzt fangen sie mit der Messe an… das war das Offertorium… nein, ich habe mich geirrt, das war die Konsekration… ach nein, das war wohl das geheime Evangelium… nein, ich glaube, es muss die Lesung aus den Episteln sein… sehr merkwürdig, ich glaube, das war überhaupt keine Messe.*“

- Evelyn Waugh, Remote People (1931)

Während bei den spanischen und portugiesischen Missionen in den Kolonien die Einheit der katholischen Kirche betont wurde, im Gegensatz zum partikularistischen, separatistischen und isolationistischen Protestantismus, war bei den Christen östlicher Traditionen in der Frühen Neuzeit eine bedenkliche Gegenbewegung zu beobachten, befördert durch die nachgiebige Unionspolitik Roms, die im Laufe der Jahrhunderte zu einem Selbstläufer wurde. Die Strategie, auf Latinisierung zu verzichten, erklärte die Katholiken des Ostens zu Exoten, während wahre Einheit mit Rom doch auch mit Übernahme der römischen Riten einhergehen muss, um dauerhaft und fest sein zu können. Schon eine abweichende Liturgiesprache führt irgendwann zwangsläufig zum Schisma. Der lateinische Ritus sollte der Normalfall sein, weil die Kirche die römische ist, jeder Bischof Gesandter des römischen Papstes. Es war früher stets Usus, dass der lateinische Ritus allen offen steht, nur für die östlichen Riten (als Sonderfälle) brauchte es die „richtige“ Taufe[690].
Zwar gibt es einen griechisch-katholischen Ritus, aber nicht eine von der römischen Kirche irgendwie getrennte „Griechisch-katholische Kirche“. Auch unierte Bistümer bzw. Patriarchate sind Teil der Römisch-katholischen Kirche, egal welcher Ritus ihnen zu pflegen erlaubt ist. Erst in Folge des Zweiten Vaticanums kam der Begriff der „Lateinischen Kirche“ auf, nachdem die reguläre lateinische Territorialstruktur im Gebiet jener tolerierten Sonderriten 1964 aufgehoben worden war. „Westkirche“ und „Ostkirche“ sind Konstruktionen, die einen bedauernswerten, provisorischen Zustand zur Normalität, ja gar zu etwas „Begrüßenswertem“ erheben. Die Vorstellung, Gott könne für Christen im „Osten“ und solche im „Westen“, solche in „Ägypten“ und solche

[690] Es ist ein Zeichen von Trennung, zu bestimmten Riten gezwungen zu sein; sobald die Kirche mich zu diesem und dich zu etwas anderem verpflichtet, ist nicht mehr der Katholik angesprochen, sondern der „Lateiner“ oder der „Grieche“, als hätte Jesus nicht nur eine einzige Kirche gegründet.

in „Armenien“ unterschiedliche Riten oder gar Dogmen wollen, ist vollkommen absurd und einhergehend mit der Vorstellung eines Aufgespaltenseins nicht nur der Menschheit, sondern auch der Kirche in „Völker“ (*gentes*, was in der Schrift und Tradition bekanntlich stets für *Heiden* steht). Wie kamen denn die Unterschiede zustande? Man sah sich einst im Zuge der Spaltungen jeweils gerade nicht als Teil einer „Nationalkirche“, sondern als die wahre eine Kirche, die sich durch äußere Zeichen von den „Irrenden“ abgrenzen sollte. Melkiten wechselten wegen ihrer Kaisertreue vom syrischen zum griechischen Ritus. Antikaiserliche Fraktionen (nicht nur die „Päpstlichen“, auch die diversen Häretiker) gaben ihrerseits die ursprüngliche griechische Liturgiesprache auf. Im Westen selbst gab es eine „Romanisierung“ gegenüber den anderen dort verbreiteten Riten, die griechisch geprägt waren. Auch später legten Konvertiten stets ihre alten Gewohnheiten ab, eben weil sie diese als Zeichen des Abfalls von der Einheit mit dem Papst betrachteten, den sie überwinden wollten. Wenn ich mich nach Einheit mit Rom sehne, sollte ich erwarten können, dass ich ungeachtet meiner Herkunft auch am Opfer der einen Kirche teilnehmen kann und nicht zu irgendeiner abseitigen Sonderrolle gezwungen bin. Die griechische Liturgiesprache hielt sich im Osten aufgrund des *Schismas*, das sich über Jahrhunderte ankündigte. In Süditalien, immer „oströmisch“-hellenisch, wechselte man dagegen aus Treue zu Rom zur lateinischen Sprache. Latein ist das Zeichen der vollen Einheit, die Sprache aller Katholiken weltweit. Sie beendet das babylonische Sprachengewirr.
Das 4. Laterankonzil von 1215 sagte lediglich, dass unionswillige Christen ihre Riten „so weit es geht“ behalten, nicht aber, dass deren Kinder nicht den lateinischen Ritus übernehmen dürften.
Noch im 16./17. Jahrhundert betrieben selbst die Jesuiten stets die Latinisierung der Christen etwa in Goa oder Äthiopien. Auch Bischof Massaia (er taufte im 19. Jahrhundert bei der von italienischen Kapuzinern geführten, sehr erfolgreichen Oromo-Mission etwa 36.000 Menschen) führte den lateinischen Ritus ein, da er glaubte, „die Orientalen werden in ihren Herzen niemals zu Katholiken werden, solange sie keine Lateiner geworden sind“. Es muss damit keineswegs die vollständige Ersetzung der gesamten Glaubenspraxis gemeint sein, sondern schlicht eine liturgische Einheit mit Rom, den Modus priesterlicher Handlungen betreffend, die im Detail traditionell den Gläubigen ohnehin verborgen sind. Jegliche Form des „Drumherum“, der Ausschmückung, des zusätzlich Geleisteten, erst recht die Schwerpunkte der außerliturgischen Praxis sind davon unbenommen. Gerade die äthiopische Praxis ist äußerst reich und trotz der christologischen Häresie ihrer realen Anwender in manchem der lateinischen (aufgrund engerer Anbindung an alttestamentarische Traditionen) gar überlegen; ideal wäre es gewesen, hätte man den lateinischen Usus vom „altorientalischen“ sich befruchten lassen, anstelle starrer Abgrenzung eine Katholisierung, Universalisierung aufgefundener guter, auch das Römische bereichernder Traditionen angestrebt. Stattdessen: Spaltung, jeder bleibe bei „seinem“.

Besonders ärgerlich war die sprachliche Trennung bei den „Slawen“. Erzbischof Theotmar (867) verlangte von Cyrill und Methodius[691] einst die Verwendung des Lateins für die Liturgie, und auch Papst Stephan V verbot 885 erfolglos den Gebrauch des spalterischen „Kirchenslawisch“. Die Wurzel für das Schisma war schon im Keim der Mission angelegt. Im Hoch- und Spätmittelalter schickten Päpste immer wieder Missionare des lateinischen Ritus nach Russland. Jesuiten aus Polen-Litauen betreuten die russischen Katholiken seit dem 16. Jahrhundert (das vormals byzantinische Litauen wurde im späten 14. Jahrhundert latinisiert). In ihren Schulen förderten sie den lateinischen Ritus bzw. die Latinisierung. Besonders im 18. Jahrhundert war ihr Einfluss auf den russischen Adel beträchtlich. Der lateinische Ritus wurde als Mittel, das Schisma zu beenden, angesehen. Katholisch und Lateinisch wurden wie selbstverständlich als identisch angesehen. Der russische Nationalismus bedingte, dass der Klerus der neuen Unierten (seit 1907) sich vor allem aus ehemaligen russischen katholischen Priestern des lateinischen Ritus zusammensetzte (nicht etwa aus vormaligen Schismatikern), ein ähnliches Phänomen wie bereits im 19. Jahrhundert bei ukrainischen Unierten. Die „Union“ war in Wahrheit eine Nationalisierung der bereits katholisch seienden Russen! Der Papst sicherte ihnen 1908 „Schutz“ vor Latinisierung zu, selbst der julianische Kalender wird verwendet[692].
Wer ernsthaft der Meinung ist, die künstlich erzwungene Ritentrennung habe irgendetwas Gutes, schaue nach Galizien im frühen 20. Jahrhundert und wie „verbreitet“ (nämlich gar nicht) bei Polen und Ukrainern das Gefühl gewesen ist, derselben Kirche anzugehören. Polnische Bischöfe und einige Päpste hatten im Lauf der Jahrhunderte immer wieder versucht, die Gläubigen zum römischen Ritus zu bringen. Die Oberschicht der Frühen Neuzeit trat (von Jesuiten gefördert) üblicherweise gleich direkt zu jenem über - der griechische Ritus (später Identifikationsmerkmal für ukrainischen Nationalismus) wurde offensichtlich als Last empfunden. Auf der Synode von Zamosc 1720 akzeptierte die griechisch-katholische Hierarchie die Übernahme lateinischer Praktiken in die Liturgie. Der Druck zu weitergehenden Angleichungen hielt bis ins frühe 20. Jahrhundert an. Dann nahm der Erzbischof von Lemberg viele Latinisierungen zurück (so auch den Zölibat). Der aggressiv antipolnische ukrainische Nationalismus

[691] Erst seit 1880 werden sie in der katholischen Kirche offiziell verehrt; Leo XIII wollte sie für die Missionierung „der Slawen“ geehrt wissen, als sei dies eine völlig andere Menschenart, die kollektiv unfähig wäre, die Messe in Latein oder Griechisch anzunehmen – obwohl selbst barbarische „Germanen“, menschenopfernde Azteken oder abgeschiedene Südseestämme dazu in der Lage waren!
[692] Zur Zeit der Sowjetunion wurde dann unter Katholiken nur der lateinische Ritus praktiziert, atheistische Konvertiten in den 1970er/80er Jahren wurden „Lateiner“. Seit den 1990er Jahren ist auch bei den noch verbliebenen russischen Katholiken der Wunsch nach „Russifizierung“ omnipräsent, das Lateinische wird als „polnisch“ angesehen (die griechische Liturgie der Schismatiker soll also, aus unerfindlichen Gründen, „russischer“ sein).

drängt seit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg hemmungslos auf vollständige Delatinisierung - Kreuzweg, Rosenkranz, Eucharistische Anbetung, stille Messen, kniende Kommunion, alles, was Gläubigen früherer Generationen wichtig und heilig war, sollte dem nationalen Fieber zum Opfer fallen. Jahrhundertelang betete man den Rosenkranz, fand darin einen innigen Zugang zu Jesus und Maria, war davon geprägt und überzeugt, Gott und der Gottesmutter dadurch besonders nah zu sein und sie zu erfreuen, ja dieses Mittel von Maria selbst bekommen zu haben, wie in diversen Erscheinungen (etwa Fatima) bestätigt, man hielt es für wichtig, häufig zu beichten und die Kommunion aus Ehrfurcht knieend zu empfangen – Generation um Generation war dies völlig klar, und nun hieß es: echte Ukrainer machen sowas doch nicht. Der Glaube an das Fegefeuer wurde kleingeredet und damit ein zentrales Element des katholischen Gebetslebens, das Gebet für die Toten nämlich, getilgt – die Beziehung zu den Verstorbenen und die Auffassung darüber, was gute Werke (täglich zu verrichten) sind, revolutioniert. Das Ausreden des Filioque bedingte zudem eine unvollständige Auffassung vom Wesen der Teilhabe am Wirken des Heiligen Geistes.
Lokale Bischöfe haben nicht das Recht, ihre Gläubigen von gesamtkirchlichen Entwicklungen auszuschließen. Die Pest des Nationalismus führt zu immer mehr Sonderhierarchien und Liturgiesprachen. Die griechisch-katholischen Bistümer waren früher nur nach den damals ausschließlich verwendeten zwei Liturgiesprachen (griechisch und kirchenslawisch) getrennt. Erst im 19./20. Jahrhundert wurden „Nationalkirchen“ gebildet und auch die östlichen Katholiken durch die Einführung von Volkssprachen und Sonderbräuchen immer weiter aufgespalten.
Liturgiesprache ist Ausdruck des Bekenntnisses – die Volkssprachen waren Ausdruck des ethnozentrischen Protestantismus. Alexander VII machte noch 1661 klar, dass Übersetzungen der liturgischen Texte in die Volkssprachen verboten sind. Dennoch gab es ein Einfallstor. Im Mittelalter hatten einige südkroatische Klöster das Privileg, die lateinische Liturgie in slawischer Sprache zu feiern (vorher wurde dort offenbar der byzantinische Ritus verwendet). Mit Rücksicht auf diese Sonderprivilegien scheute sich das Konzil von Trient, die Messe in der Volkssprache generell zu untersagen, sondern verurteilte nur, defensiv, die Aussage, die Messe *müsse* (dürfe nur) in der Volkssprache gehalten werden. Dieses Versäumnis begünstigte auf dem Zweiten Vaticanum die fatale Erlaubnis der Volkssprachen in der Liturgie, der damals zeitgemäßen Idiotie folgend, deren Gebrauch könne „für das Volk nicht selten sehr nützlich sein“ (der Gottesdienstbesuch brach in der Folge völlig zusammen, das Wissen über Wesen und Inhalt der Messe ist heute weitgehend verschüttet).
Wie „erfolgreich“ das penetrante Rücksichtnehmen auf nationalistische Sonderwünsche ist, zeigt etwa das Beispiel der Union von 1860 mit antiosmanischen (und damit antigriechischen) Bulgaren – Pius IX gewährte ihnen einen Bischof (als Apostolischen Vikar) und die Beibehaltung des griechischen Ritus, allerdings nun in kirchenslawischer Sprache; als 10 Jahre später die schismatische „Bulgarische Orthodoxe Kirche“

begründet wurde, liefen fast alle zu jener über. Es gibt heute deutlich mehr als sechsmal soviele lateinischen Katholiken in Bulgarien (wo es seit dem 16. Jahrhundert lateinische Missionare gab) als „bulgarische". In Georgien gab es bis ca. 1900 *nur* „lateinische" Katholiken (durch die Franziskanermission), bis einige besonders „georgische" plötzlich auch den byzantinischen Ritus haben wollten und eine „Georgisch-katholische" Kirche. Und der Irrsinn geht immer weiter. In den 2000er Jahren stieg die Zahl der unierten Katholiken auf dem Balkan sprunghaft an - man will sogenannte „eigene" Traditionen wiederentdecken, die universale lateinische Kirche ist in so einem Klima natürlich „out". Dass der Dammbruch der nationalistischen Kirchenspaltung ins 18. Jahrhundert fällt, sollte nicht überraschen. Die Unionsbemühungen mit den Melkiten waren für die Päpste eine diplomatische Gratwanderung; sie begannen, ausgerechnet die Latinisierung (vom seit 1724 amtierenden unierten Patriarchen sowie Franziskanermissionaren massiv betrieben) als hinderlich anzusehen; der alte, nachgiebige Papst Benedikt XIII forderte bereits 1729 zur Rücknahme der Latinisierungen auf. Den Menschen wurde die volle Einheit also verwehrt. Nur wegen der „falschen" Abstammung durfte man nicht den bevorzugten Ritus der Römischen Kirche (zu der man sich zurücksehnt) annehmen, was jedem Heiden dagegen ganz selbstverständlich gestattet ist. Diese falsche Nachgiebigkeit beförderte die Nationalisierung der Christen östlicher Tradition ungemein und verfestigte den Mangel an Einheit der Katholiken zugunsten einer stärkeren Einheit innerhalb der „Völker". Erstmals legte Benedikt XIV 1743 (noch aus rein taktischen Gründen) fest, dass an den östlichen Liturgien nichts geändert werden solle und verbot den unionswilligen Melkiten gar, zum lateinischen Ritus „überzutreten", um kein Ärgernis zu erregen, das die Union gefährden könnte (1741/42 kamen auch Unionen mit Armeniern und Kopten zustande). Selbst jener Papst (auch unangenehm mit Feiertagsreduktionen und Jesuitenfeindlichkeit auffallend) aber erklärte 1755, dass der lateinische Ritus als jener der Römischen Kirche, die Mutter und Lehrerin aller „Kirchen" sei, überall vorzuziehen wäre. Das positive Beispiel der Maroniten, die lateinische Riten übernahmen, wurde gelobt (gar bedauert, dass sie nur an bestimmten Festen den ganzen lateinischen Ritus ausübten). Den Unierten wurde zwar die Verwendung des Julianischen Kalenders weiter gestattet, aber der Gregorianische sollte respektiert werden, mit der Aussicht, ihn später einmal zu übernehmen. Der Beschluss Nikolaus' V (1328-1330), dass lateinische Christen nicht den griechischen Ritus übernehmen dürfen, wurde bestätigt. Bei einem Übertritt vom griechischen zum lateinischen Ritus gäbe es dagegen keinen Hinderungsgrund (womit der Papst gegenüber 1743 „zurückruderte"). Die Ehe der griechischen Priester wurde nur toleriert, da dies besser sei, als ein neues Schisma herbeizuführen, ebenso ein paar andere Sitten. Bei Mischehen mussten Kinder den lateinischen Ritus annehmen; wenn eine griechische Sitte (wie Kommunion unter beiden Gestalten) bereits nicht mehr gepflegt würde, solle man sie nicht wieder einführen. In der Praxis behinderte der Papst aber massiv das Vorziehen des lateinischen Ritus, insbesondere bei Konversionen.

1855 etwa wurde das neuerliche Verbot, zum lateinischen Ritus zu wechseln, im Heiligen Land als großes Ärgernis von Gläubigen selbst angesehen, Patriarch Valerga in Jerusalem wünschte die Aufhebung, viele Konversionen würden dadurch verhindert, etwa wolle eine Gruppe von 50 „Orthodoxen“ in Akkon gern zum lateinischen Ritus wechseln und dürfe es nicht. De facto wurde das Verbot vor Ort ständig umgangen und arabische Konvertiten wurden „Lateiner“. Noch 1895 bestätigte die Glaubenskongregation die Auffassung Kardinal Massaias, dass eine Vielzahl an Riten eine Behinderung für die Kirche ist.
Leo XIII hatte keine klare Linie; er verbot die Übernahme des lateinischen Ritus, empfahl den Unierten andererseits den Rosenkranz und thomistische Studien; Pius XI lehnte die Latinisierungsbestrebungen, welche z.B. die syro-malabarischen Christen selbst an den Tag legten (als neues Pontificale war bei ihnen einfach eine syrische Übersetzung des römischen geplant) scharf ab. Die 1917 gegründete Ostkirchenkongregation setzte bei ihm (gegen den Protest einiger Kardinäle) 1927 ein eigenes Ostkirchenrecht durch. Damit waren „Latinisierungs“-Bestrebungen endgültig verunmöglicht.
Auch unter Johannes Paul II wurde die nationalistische Vergötzung angeblich „eigener“ östlicher Riten bestätigt, wenn er meinte, dass die östlichen Christen (scheinbar eine ganz besondere „Christenart“, als hätte Christus diverse Kirchen je nach Herkunft gegründet) „ihre“ liturgischen Bräuche bewahren „müssen“ (!), womit nichtmal die von ihnen derzeit üblichen und angewandten gemeint waren, sondern jene, die als anscheinend ganz besonders urtümlich „östlich“ gelten dürfen, auch wenn sie seit Generationen außer Übung sind, und jene, denen ausreichend „östliches“ Blut nachzuweisen ist, sollen sich gefälligst „befleißigen, zu den Überlieferungen ihrer Väter zurückzukehren“. Seit 2002 müssen z.B. melkitische Katholiken Ostern nach dem Julianischen Kalender feiern. Seit 2007 ist aus dem ostsyrischen Ritus[693] (der von „Latinisierungen“ befreit wurde) sogar das Filioque gestrichen. Man soll sich also nicht einfach als Christ fühlen, sondern als „Ostchrist“, nicht allein im Himmel, sondern in der schnöden Welt Wurzeln schlagen, nicht als „Ich“ erlöst werden, sondern als Angehöriger eines weltlichen „Volkes“.

[693] Eine erst im 7. Jahrhundert bei den persischen Häretikern nachweisbare Version des westsyrischen Ritus, bei der sogar die Wandlungsworte weggefallen waren.

„Nationalheilige“ und Gebete für das „Vaterland“: die Politisierung des Glaubens

„*Die Heiligsprechung von politischer Macht durch das Christentum ist Blasphemie. Sie ist die Aufgabe des Christentums.*“

- Leo Tolstoi

Ein weiteres Problem für die Kirche ergab sich im Westen, wo einzelne Herrscher den Glauben zunehmend instrumentalisierten für politische Zwecke. Insbesondere Heiligenverehrung und Festkultur wurden hierbei missbraucht.
Die Konstruktion von „Nationalheiligen“ ist ärgerlich, weil dadurch Heilige gegeneinander ausgespielt werden, denn zum Wesen des Nationalismus gehört, anderen Nationen gegenüber misstrauisch zu sein und in allen potenzielle Kriegsgegner, zumindest Kontrahenten zu sehen. Wie der städtische „Bürgergeist“ Vorreiter für den „nationalen“ war, liegt auch der Ursprung der „Nationalheiligen“ in der stadtbürgerlichen Praxis, Ortspatrone zu küren. Diese gehen ursprünglich meist auf die Kirchenpatrone vor Ort zurück; seit dem Spätmittelalter wurden sie teilweise auf die ganze Siedlung übertragen - eine Art Mode des herrschenden Stadtpatriziats (gegenüber anderen Städten, wie die ebenfalls aufkommenden „Stadtwappen“)[694]. Die identitaristische Konstruktion von Gemeinschaftssinn in der (in die Moderne weisenden) Personifizierung der Gemeinde oder Stadt seit dieser Zeit bestimmte auch die Stellung zum „Ortspatron“: Stolz und Vereinnahmung statt demütiges Unterwerfen, wie sonst üblich bei Schutzpatronen. Hatte man vor Ort z.B. zufällig bestimmte Reliquien, machte dies die Bewohner nun gerne anmaßend gegenüber anderen, als hätten sie allein aufgrund ihrer Herkunft eine innigere Beziehung zu dem Heiligen; sie haben es lediglich nicht so weit zu einer seiner Verehrungsstätten, was sie eher gegenüber jenen, die einen weiteren, beschwerlicheren Weg für ihn auf sich nehmen, *beschämen* statt hochnäsig machen sollte. Man möge eine besondere Beziehung zu ihm aufgrund der Nähe und Häufigkeit des Besuchs aufbauen, dankbar dafür sein, aber ihn immer um *seinet*willen ehren – nicht, weil er „*unser* Heiliger“ wäre, also in Wahrheit „wir“ uns selbst feiern.
Wie es die Stadtpatrizier trieben, so auch die Territorialherren. Die Wahl von Reichspatronen war ein Mittel zur Traditionsstiftung: die Reiche sollten den Charakter von dauerhaften Einrichtungen erhalten, dafür bestimmte Symbole (Siegel, gar Wappen) führen und eben sogar himmlische Fürsprecher bekommen – in der Regel im militärischen Kontext, zum Erhalt ihrer Einheit und Dauer. Durch diese „himmlische“ Verbindung bekamen sie zugleich eine sakrale Aura. Meist waren es innerhalb einer Dynastie besonders verehrte Heilige, die Beistand bei Kriegs- oder Regierungsgeschäften geben sollten, aus denen sich die „Reichspatrone“ entwickelten.

[694] Im 17. Jahrhundert wurde das Ernennen eines Stadtpatrons kirchlich verrechtlicht, es bedarf nun der Zustimmung des Ortsbischofs.

Wie alt ist diese Sitte der Benennung von Reichspatronen? Es ist ein Mythos, z.B. der Erzengel Michael sei seit der Zeit Ottos I. als spezieller Patron des „Heiligen Römischen Reichs“ verehrt worden. Michael galt schon in Alten Bund als Schutzpatron des Gottesvolkes und ist dies nach wie vor für die ganze Kirche; er ist der Prototyp des für den Herrn streitenden Dieners. Logisch, dass er von vielen christlichen Heerführern (unter anderem eben auch vom Kaiser) im Kampf gegen heidnische Krieger angerufen und verehrt wurde: man verteidigte ja die Christen. Unter anderem erscheint der Erzengel eben bei Kaiser Otto als in Kriegen angerufener Schlachtenpatron, weshalb der Monarch zum Dank für seinen Sieg viele Michaelskirchen stiftete. Für das Frühmittelalter sind jedoch *keinerlei* „Reichspatrone“ (ein Neologismus ohne Entsprechung in den lateinischen Quellen) irgendwo nachweisbar, maximal Heilige, die privat in den Königshäusern besonders verehrt wurden; man hatte einen rein individuellen Bezug zum *specialis patronus noster*, dessen Segen sich freilich auf die ganze Familie und das ganze *regnum* ausdehnen sollte (man war ja großzügig und dachte an seine Schützlinge). Frühestens ab dem 11. Jahrhundert verband man dann bestimmte Heilige besonders mit der Missionierung heidnischer Stämme im Osten und hohen Norden. Dort sind Dynastieheilige tatsächlich enger mit deren Reichen verbunden. Für das „Heilige Römische Reich“ gilt dies aber gerade nicht. Der universale Anspruch des Kaisertums vertrug sich nicht mit einem gesonderten „Reichspatron“. Die Salier hatten zwar eine große persönliche Hingezogenheit auch zum Erzengel, was für kriegerische Herrscher jedoch keineswegs ungewöhnlich war; Michael war (wie auch Georg oder Mauritius) in allen Heeren und von nahezu allen christlichen Heerführern ganz selbstverständlich angerufener typischer Soldatenschutzherr. Tatsächliche „Reichsheilige“ (etwa der Soldatenpatron Mauritius) treten erstmals bezeichnenderweise unter den Papstfeinden Barbarossa und Friedrich II auf, die generell ihren Herrschaftsanspruch „sakral“ untermauern wollten und sich z.B. auch im Zeremoniell auf die Ebene von Geistlichen stellten.

In der Gegenreformation bekam Michael dann eine große Bedeutung, hatten doch die Jesuiten eine besondere Beziehung zu ihm im Kampf gegen den teuflischen Protestantismus. Canisius, zuständig für die Ordensprovinz *Germania superior* (ganz römisch-traditionsbewusst lehnte man sich an altrömische Begrifflichkeiten jenseits aktueller Herrschaftsterritorien an), bei dem zu der allgemeinen jesuitischen Michaelsverehrung noch eine persönliche Beziehung hinzukam, wollte mit dem kämpferischen Schutzengel der Kirche zusammenwirken im Kampf gegen das Böse, die Reformation. Michael war nun der „Engel der Stunde“ für die Bewohner jener Provinz, hatte eine Bedeutung als streitender Helfer gegen die Versuchungen der Irrlehrer, die die Seelen vom Heil abbringen wollten. Ein weiterer Jesuit, Friedrich Spee, schrieb 1621 während des „Böhmisch/Pfälzischen Krieges“ (der zum Dreißigjährigen Krieg ausarten sollte) sein Lied „Unüberwindlich starker Held“, als Kampflied gegen den Protestantismus; Michael erscheint gerade nicht als Schützer irgendeines weltlichen

Reiches, sondern als „Schutz- und Schirmherr“ der gesamten Kirche, die ihm „anbefohlen“ ist, als Engel der Katholiken, des gesamten Gottesvolkes, und wird angerufen, ihnen beim „Kämpfen“ zu helfen, die Feinde zu „dämpfen“; „beschütz mit deinem Schild und Schwert die Kirch, den Hirten [den Papst] und die Herd“. In deutsch-ökumenistischer Umdeutung des 20. Jahrhunderts wird aus dem Helfer der Kirche irrsinnigerweise der „Patron Deutschlands“ und aus dem sich nach Sieg der Katholiken (ganz konkret hatte man damals i.Ü. *spanische* Heere vor Augen, die gegen „deutsche“ Kirchenfeinde kämpften!) sehnenden Kampflied ein „Ausdruck der Sehnsucht des deutschen Volkes nach Frieden“! Erst im 19. Jahrhundert (während der antinapoleonischen Kriege) scheint in Wahrheit die Vorstellung vom Erzengel als „Patron der Deutschen“ aufzukommen.

Die Behauptung, ein klassischer Kriegs- oder Heerespatron sei seit Jahr und Tag als „Nationalheiliger“ verehrt worden, findet sich auch im Fall des heiligen Georg. Erst während des 100jährigen Krieges entwickelte sich im englischen Heer eine besondere Beziehung speziell zu ihm, das Georgskreuz wurde zum Symbol der englischen Krone. Ein weiterer Typus „nationaler Heiliger“ ist der, dem man eine besondere Beziehung zum fraglichen Raum unterstellt – er kommt logischerweise frühestens im spätmittelalterlichen Territorialismus auf. In Spanien etwa gab es ab 1620 (als mittlerweile Reichspatrone zum guten Ton gehörten) eine Debatte darüber, wer Patron des Königreichs sein soll – es wurde Jacobus d.Ä., da er angeblich in einer Schlacht gegen Mauren im 9. Jahrhundert erschienen sein soll[695].

Gerne wird den „Landespatronen“ anachronistisch ein besonders tiefer patriotischer Einsatz für weltliche Anliegen unterstellt. So wird von ihren wahren Qualitäten abgelenkt. Ein Beispiel: der asketische Einsiedler Nikolaus von Flüe, der „Retter der Eidgenossenschaft“[696]. Er pflegte ein intensives Gebetsleben, betrachtete insbesondere immer tiefer die Leiden Christi, hatte Visionen, dann 19 Jahre lang die Gabe, keine feste Nahrung aufnehmen zu müssen (nur Wasser und den Leib Christi; sicher war dies eine Art Lohn für sein ohnehin strenges Fasten und Antwort auf den frommen Wunsch, außer Christus gar nichts mehr zu benötigen). *Dies* war es, was ihn berühmt machte. Oft kamen Leute, um ihn, der als heiligmäßig und von Wundern umgeben angesehen wurde, nach Rat zu fragen, aus aller Welt, selbst Gesandte aus Venedig und Mailand. Nikolaus war dabei nicht sehr redegewandt, seine Ratschläge drehten sich immer darum, dass man eben Frieden halten soll. Verehrt wurde er nicht so sehr für seine „Weisheit“, sondern

[695] 1760 erklärte Papst Clemens XIII auf Wunsch spanischer Adeliger Maria zur Patronin des Gesamtreichs, Jacobus nur noch für das europäische Kernland.

[696] Seine posthume Verehrung beschränkte sich zunächst auf die Heimatpfarrei, 1671 wurde sie vom Papst ausgeweitet auf das gesamte Bistum Konstanz (Heiligsprechung 1947). Die Verehrung war also keineswegs auf die Eidgenossenschaft beschränkt. Erst im 19. Jahrhundert wurde er zum „Patron der fünf Orte“ stilisiert.

wegen der Askese, der Wunder, der Visionen, eben seiner persönlichen Heiligkeit. Das Ratsuchen ergab sich erst daraus.
Im 17. Jahrhundert kam dann die Sitte der politischen „Marienweihe“ auf. Wenn ein Monarch sein Königtum Maria unterstellt, sie also zur eigentlichen Herrscherin „erwählt“ und sich selbst als demütiger Stellvertreter präsentiert, ist das vordergründig zwar ein edler Zug, in Wahrheit aber eine Loslösung des eigenen Königtums aus dem gesamtkirchlichen Zusammenhang. Die Herrschergewalt ist von Papst und Bischöfen gekommen - jene Hierarchie wird übergangen, wenn man direkt mit dem Himmel Lehnsgeschäfte machen will. Klar, dass die Anfänge dieser Praxis im Gallikanismus liegen. Ludwig XIII, sich zum großen Macher auch in Glaubensdingen aufspielend, weihte 1638 seine Person, seinen Staat und seine Untertanen Maria und machte sie damit zur absolutistischen Staatspatronin[697]. Er führte zugleich Prozessionen zum Gedenken an ein dynastisches Vorkommnis (Geburt des Thronfolgers) am 15. August ein, bei denen die Untertanen Maria für den König bitten mussten. Welch ein Missbrauch des Marienfestes: Weltlich-Vergängliches wie Dynastie und Reich rücken in den Mittelpunkt bzw. überhaupt erst ins Blickfeld, verdrängen Maria und das Gottesreich, die Kirche. Ludwig missbrauchte damit eines der wichtigsten Feste des Jahres, das natürlich sowieso seit jeher in der gesamten katholischen Welt groß gefeiert wurde. Anstatt alle Gedanken auf Maria (die Mutter der ganzen Kirche, zu der jeder Katholik eine sehr persönliche Beziehung führt) zu richten, an ihrem glücklichsten Tag ihrer zu gedenken, sich mit ihr und an ihr zu freuen, sollte man sich nun mit dem vergänglichen Reich eines sterblichen und sündhaften Laien beschäftigen, noch nach Generationen seine Gedanken verschwenden an ihn, der er längst wieder verstorben war, und an dessen weltliches Unterdrückungssystem, das ebenso dem Untergang geweiht war wie alle anderen auch (und angesichts der gallikanischen Kirchenpolitik keineswegs die beste Alternative für seine Bewohner damals dargestellt hatte, so dass unklar ist, was man als Katholik eigentlich für einen Anlass zur Freude über die Geburt ausgerechnet Ludwigs XIV haben soll). Maria wurde reduziert auf ihre vermeintliche Rolle als „Retterin des Reichs“ (was einem Katholiken und wahren Marienverehrer an jenem Tag gleichgültiger nicht sein könnte), das Reich wurde zum Ziel, Maria zum Mittel.
Die Weihe eines Reichs etwa an Maria ist ein Versuch, Profanes zu sakralisieren und ihm eine höhere Bedeutung, als es tatsächlich hat zu verleihen. Für das tägliche Leben der Menschen war das Gerichtsmonopol ihres amtierenden Königs eine völlig bedeutungslose Größe, jederzeit auflösbar oder ersetzbar. Man muss hier freilich differenzieren: als z.B. Maximilian von Bayern sich 1645 persönlich in die geistige Leibeigenschaft Mariens begab, geschah dies nicht öffentlich (es war nur seinem

[697] Die Weihe des Reichs an Maria hatte er bereits 1630 geplant, nach der Thronfolgergeburt vollzogen. Unter Nationsgläubigen wird diese Weihe heute durch das „Volk“ erneuert, habe doch die „Nation“ das Staatswesen des Monarchen übernommen.

Kammerdiener bekannt), also als Akt reiner Frömmigkeit[698]. Neu war dagegen die öffentlich-feierliche Übergabe eines ganzen Landes, als Herrschaftsgebiet, an eine himmlische *patrona*. Mitte des 17. Jahrhunderts wurde Maria auch zur „Königin" weiterer weltlicher Reiche „ernannt", in Genua 1637, in Polen 1655. Maria, die Himmelskönigin, hat aber nur *ein* Volk: die Kirche. Sie *ist* bereits die Königin aller Christen, jegliche Weihe eines sich dazwischenschiebenden Königreichs an sie ist überflüssig. Jeder Einzelne ist schon durch die Taufe ihr Untertan[699]. Eine „Huldigung" in Form etwa einer persönlichen Weihe anzuordnen kann nicht Aufgabe weltlicher Herrscher sein. Die Weihe eines Kollektivs an einen Heiligen soll in erster Linie horizontale Gemeinschaft erzeugen, wodurch der Heilige instrumentalisiert wird. Die Weihe eines Reichs bzw. Volkes durch den Monarchen ist eine hemmungslose Überschätzung der Bedeutung des weltlichen Herrschaftsverhältnisses für den Einzelnen und typisch für herrschaftlichen Größenwahn im Absolutismus. Der weltliche Herrscher ist nicht mein Mittler nach oben, er möge sich aus meiner Beziehung zum Himmel heraushalten. Ich bin nicht sein Kind, für dessen Seelenheil er irgendwie verantwortlich wäre. Sich darum zu kümmern überlasse er den römischen Geistlichen.
In den „nationalkirchlichen" Kontext gehören auch die verschiedenen Versuche, die christliche Tradition im jeweiligen „Land" von der römischen Autorität zu lösen und unmittelbar in die apostolische Zeit vorzuverlegen. Auch wenn einzelne jüdische Weggefährten Christi im heutigen Südfrankreich wirkten (Lazarus, Maria Magdalena), wie es die Legenden besagen, ist davon auszugehen, dass auch diese (fraglos sehr früh christianisierte) Gegend bis ins 4. Jahrhundert, wie im Römischen Reich eben üblich, mehrheitlich heidnisch blieb. Die Idee eines bereits im 1. Jahrhundert vollständig christianisierten Frankreich beruht auf dem gallikanischen Wunsch, sich von Rom unabhängig zu machen: man sei nie von Rom abhängig gewesen, sondern als „Volk" direkt von den ersten Christen bekehrt, was natürlich keiner historischen Überprüfung standhält. Eine typische Legende über eine „vorpäpstliche" Ankunft des Christentums in einer Landschaft ist auch über England bekannt, hier sei es Joseph von Arimathäa gewesen. Wenn solche Berichte über eine Frühchristianisierung beim besten Willen nicht herbeizukonstruieren waren, versuchte man sich seine Sonderstellung über Reliquien zu sichern. Die in Köln verehrten Gebeine der heiligen drei Könige wurden von Helena nach Konstantinopel mitgebracht, gingen später an den Bischof von Mailand und wurden dann von Barbarossa erbeutet. Dem Reich sollte mit den Überresten der

[698] Kaiser Ferdinand III, sich primär als Verteidiger der Kirche im Dreißigjährigen Krieg sehend, förderte derweil besonders die Verehrung des hl. Joseph (sein Fest war erst vor kurzem überhaupt zum gebotenen Feiertag erhoben worden) als des Schutzherrn der Kirche – seither behielten die Habsburger diese enge Verbindung.
[699] Der Königinnenstatus Mariens wurde von ihr etwa bei den Erscheinungen im norddeutschen Heede 1937-1940 (als sich ganz andere zu Herrschern aufspielten) bestätigt, und zwar als Königin des gesamten Weltalls.

angeblich „ersten christlichen Könige“ wiederum Sakralität unabhängig vom Papsttum verliehen werden.
Die bizarrste Variante, sich als besonders „heiliges Volk“ zu präsentieren ist natürlich die Behauptung einer kollektiven Abstammung von den „verlorenen Stämmen“ des alten Israel. Naturgemäß war dies allerdings eher ein protestantisches Phänomen, weil man sich zuerst dort die Menschheit in „Nationen“ aufgespalten vorstellte (etwa bei französischen Hugenotten oder lutherischen Pastoren in Skandinavien).
Ein besonders abstruser Missbrauch einer Heiligen zu nationalistischen Zwecken war in Mexiko zu beobachten. Maria von Guadalupe wurde in den lateinamerikanischen Unabhängigkeitskriegen Anfang des 19. Jahrhunderts zur „Königin der Patrioten“ (eine wundersame Wandlung der 1754 von Benedikt XIV zur Patronin Neuspaniens Erklärten). Der mexikanische Nationalismus wollte die Erfolge der spanischen Missionare im 16. Jahrhundert möglichst kleinreden. Dazu gehörte die Legende, erst durch die Erscheinung Marias habe das Christentum überhaupt dort Fuß fassen können, sowie, dass „Guadalupe“ eigentlich ein Wort der Eingeborenensprache sei und somit rein gar nichts mit der von den frühen Conquistadoren und Kolonisten vielverehrten Jungfrau von Guadalupe in der Extremadura zu tun habe[700]. Jene hatte der neuen Welt, in der gerade seit sieben Jahren durch die Franziskanermission der Glaube aufblühte, die Gnade ihrer Erscheinung auch dort geschenkt. Eine große Zahl an Eingeborenen in Mexiko war zur Zeit der Erscheinung bereits getauft. Die Erscheinung war nicht Auftakt, sondern freudige *Bestätigung* des guten Weges, über den der Himmel jubelte. Das Marienbild zeigt Maria auch keineswegs als „India“, sondern eben als die bekannte Maria des Gnadenbildes im spanischen Guadalupe. Im 17./18. Jahrhundert wird Juan Diego auf den um Realismus bemühten Bildern des Ereignisses stets dunkler als Maria dargestellt. Die Deutung der Jungfrau als „Eingeborene“ stammt erst aus der Zeit des mexikanischen Unabhängigkeitskriegs gegen Spanien (welcher vor allem von „Weißen“ getragen war, die das Aztekenreich liebten, wie die europäische Antike, und ernsthaft glaubten, das Christentum sei durch Apostel nach Mexiko gekommen, nicht etwa durch Spanier, und die Aztekenreligion sei eigentlich die christliche gewesen, nur mit anderen Namen für Gott und die Heiligen).

[700] Dorthin waren sie einst so oft gepilgert, dort waren ihnen viele Gnaden und Hilfen zuteil geworden; ihnen sagte Maria gleichsam durch die Erscheinung: ich bin es, die Jungfrau von Guadalupe, ich bin hier, seid nicht traurig, so fern von eurem geliebten Gnadenort zu sein. Zuerst war es daher sicher eher ein Wallfahrtsort für die Kolonisten, an die sich die Einheimischen eher anschlossen. Die Erscheinung brachte den Neuchristen das, was ihre Vorbilder in Spanien so verehrten, wundersam vor Augen und einen heiligen Ort ganz in ihre Nähe. Im 16. Jahrhundert erschien Maria entsprechend noch an anderen Missionsorten, etwa 1561 im heutigen Zimbabwe oder 1587 in Luanda; die Missionare wurden dadurch in ihrem Wirken unterstützt, keineswegs „ersetzt“. Im 17. Jahrhundert erschien Maria auch mehrfach in Ostasien bedrängten Christen. Wie in der Frühzeit der Mission in Europa griff der Himmel unterstützend ein.

Um 1800 begann auch die „Polonisierung“ des heiligen Stanislaus (zuvor unter allen Katholiken ein beliebter Namenspatron), die Vereinnahmung für die „Nation“; ein Heiliger der gesamten Kirche wurde jener damit gleichsam weggenommen. Auch begann die Rede von den sogenannten „Slawenaposteln“ („die Slawen“ als ein monolithischer Block, in den „eingedrungen“ worden sei, was die komplexe Geschichte der Missionierung Osteuropas grob verzeichnet). Wenzeslaus wurde ebenso im 19. Jahrhundert zum Patron des „Landes“ Böhmen und damit von der Herrscherdynastie gelöst (seit dem 13. Jahrhundert taucht er dort als Königspatron auf), bevor in den 1870er Jahren der Hus-Kult wiederbelebt wurde und die Nationalisten nun endlich jemanden verehrten, der ihres Geistes Kind gewesen war, anstatt sich an katholischen Heiligen zu vergreifen. Jeanne d’Arc (die zwischen dem 16.-18. Jahrhundert völlig in Vergessenheit geraten war) wurde von Gestalten wie Maurras gegen die Päpste vereinnahmt, mit der Action Française gleichgesetzt („zu Unrecht gebannt“). Die Verehrung des Bonifatius wiederum beschränkte sich bis Anfang des 19. Jahrhunderts auf die Gebiete von Fulda und Mainz; 1805 wurde er von Katholiken als Gegenpol zu Luther in der „deutschen Geschichte“ aufgebaut. Im Zuge des Nationalismus wurde aus ihm der „Apostel der Deutschen“, aus einem Regionalheiligen ein Volksheiliger. Sicher ist, nebenbei bemerkt, jenen Personen zu danken, die das Christentum in „unsere“ Gegend brachten, man darf (ja soll) lokale Heidenbekehrer verehren, aber man hat nicht „wegen ihnen“ seinen Glauben, als seien alle Entscheidungen der Nachkommenden abhängig von dem einen Missionar (der seinen Glauben *auch* irgendwo herhatte, ihn nicht „begründet“ hat) gewesen, der dann eher mythischen „Volksheld“-Charakter hätte. Die Bekehrung erfolgt durch die Kirche (auf *sie* bin ich angewiesen), der Glaube ist Allgemeingut und bedarf in jeder Generation treuer Verkünder, die sich ihm unterwerfen.

Ein letzter Typus des Missbrauchs des Kultus und der Religion für weltlich-politische Zwecke ist die Einführung nationaler Festtage in regionale kirchliche Festkalender - eine Vergötzung profanster menschlicher Konstrukte, den heiligen Raum desakralisierend, und die universelle Kirche spaltend, als Bühne für den eigenen verwerflichen Patriotismus missbrauchend. Man nehme den „Eidgenössischen Bettag“ – nicht nur ein Heiligenfest (was inakzeptabel genug wäre), sondern sogar ein ganzer Sonntag sollte diesem Blödsinn zum Opfer fallen. Der säkularistische Staat der 1830er Jahre wollte damit das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl stärken auf Kosten der Universalität der Kirche; in die heutige Form gebracht wurde der „Feiertag“ nach dem unglücklich ausgegangenen Sonderbundkrieg 1848, mit dem identitätspolitischen Ansinnen, alle Schweizer zu vereinen, katholisch oder reformiert, und durch diesen erzwungenen Ökumenismus die Bedeutung der Konfessionen herabzustufen, mit dem Fernziel, jene (notwendigerweise zugunsten eines möglichst unspezifischen Nationalprotestantismus) zu überwinden. Hauptsache, Schweizer, die Konfession hat hintanzustehen.

Feste werden vom Papst, allerhöchstens vom Ortsbischof eingeführt, und zwar zu Ehren von einem (oder etwas) Heiligen – was sonst sollte feiernswert sein?
Wenn ein „guter Bürger“ pflichtbewusst seine kostbare Zeit mit Gott damit verschwendet, separatistisch für irgendein „Vaterland“ zu beten (statt für konkrete Personen, besonders Bedürftige oder die ganze Kirche), stellt er seinen Status als Unterworfener einer diesseitsorientierten Bande über den als Angehöriger eines weltweiten, dem Himmel zugewandten Volkes. Die im Zeitalter des Nationalismus aufkommenden Gebete für „unser Volk“ entsprechen jenen für den jeweiligen Monarchen in früherer Zeit – der Souverän möge in seiner Souveränität geschützt bleiben. Ein cäsaropapistischer Unfug und Anbiederung an die jeweilige Herrschaft, in der nationalistischen Variante besonders ärgerlich, da den gegen die weltweite Einheit der Kirche gerichteten Aberglauben an eine sich aus „Nationen“ zusammensetzende Menschheit befördernd. Man bitte Gott für die Anliegen *Seines* Volkes (der Kirche) – nicht für diejenigen „unseres“!

Die „Nation“ bekehren?

„*Das Christentum ist eine Unverschämtheit, die wir nicht als Liebenswürdigkeit tarnen dürfen.*“

- Nicolas Gomez Dávila

Während im antiken und frühmittelalterlichen Europa das Heidentum bald nach Eintreffen der Missionare verschwunden war, muss man die neuzeitlichen Missionserfolge außerhalb der spanischen und portugiesischen Kolonialgebiete als bescheiden charakterisieren – Grund dafür ist eindeutig der falsche Respekt gegenüber der anderen „Kultur“. Man wollte (und will bis heute) nicht mehr „europäisieren“. Was aber bedeutet schon „Europäisierung“? Christliche Kultur zu verbreiten hieß, die jeweils gerade aktuelle, wie sie das *christliche Volk* pflegt, zu verbreiten – es geht nicht darum, „Europa“ zum Maß aller Dinge (wo die Mehrzahl der Christen lebte, ist völlig unbedeutend – es war eben de facto nunmal Europa, hätte auch Ozeanien sein können) oder einen vorübergehenden Ist-Stand für alle Zeiten als den einzig wahren zu erklären. Ganz im Gegenteil entspräche dies dem Denken der Freude der Inkulturation: eine ewige „Volkskultur“ postulierend, die wesenhaft irgendwohin gehöre, durch alle Zeiten hindurch. Die Kirche ist zwar römisch, aber nicht „europäisch“. Auch christliche Kultur ist nicht „europäisch“, sondern christlich, nicht von „Europäern“ entwickelt, sondern

von Christen (auf Grundlage des jüdischen Erbes)[701]. Das Christentum kam *überall* als etwas völlig Fremdes, Neuartiges auf; heidnische Kultur verschwand, ersetzt durch „orientalische“[702], die gerade deshalb zur Glaubwürdigkeit beitrug, weil sie von außen kam (wie Gott).
Man kann nicht Christus haben und zugleich Konfuzius behalten wollen, oder Odin und Orakel. Immer drückt dies ein Verlangen nach Zeiten aus, in denen noch keine „Fremden“ die „reine, urtümliche Volkskultur“ verwässert hätten, einen Wunsch nach Gottlosigkeit und Kirchenferne. Die Christianisierung befreite die Mitglieder archaischer Stämme aus ihrem Ausgeliefertsein und ließ sie als freie Individuen in die Kirche, wo die Herkunft egal ist, eintreten. Wir sollen den Heiden Licht sein, also Orientierung geben und anziehen – Menschen sollen sich also an uns orientieren und sich von unseren Wegen angezogen fühlen.
Widerstände dagegen gab es bereits im 16. Jahrhundert. Wo der Heilige Geist am kräftigsten wirkt, zieht Er auch den Teufel an. Das übertriebene Armutsideal etwa eines Las Casas ließ jenen in den idealisierten „naturverbundenen“ Indianern das reine Vorbild für eine zukünftige Erneuerung der „dekadenten“ Kirche weltweit sehen. Auch der teilweise Missbrauch des Encomienda-Systems in Lateinamerika beförderte seine radikalen Segregationsideen[703]: diese angeblich so friedfertigen, sanftmütigen „Primitiven“ würden durch die bösen Spanier nur verdorben. In sektiererischer Weise erhoffte er sich von Mustersiedlungen, nur aus Indianern und Mönchen bestehend, die Heranzüchtung neuartiger „Superchristen“. Die Kolonisten warfen einigen Dominikanern sicher zu Recht Herrschsucht vor beschuldigten sie, alle Spanier aus dem Land vertreiben zu wollen, um eine Art theokratischen Gottesstaat zu begründen. 1563 wurde es Europäern tatsächlich verboten, sich in den Indianerdörfern niederzulassen. Die Lokalbehörden protestierten gegen diese unsinnige Verordnung, die den Auftrag der Encomienda, die Missionierung zu fördern und für den Schutz der Neuchristen zu

[701] Freilich gibt es Bezüge zum östlichen Mittelmeerraum bzw. dem Nahen Osten, allein schon durch den Wein, das Olivenöl, den Weihrauch usw.; letztlich bringt man den Menschen damit aber auch nur das Erbe ihrer Vorfahren wieder, gehen wir, bibeltreu, doch davon aus, dass die Menschheit ihren Ursprung im „Nahen Osten“ hat.
[702] Während der Nationalismus europäischer Exportschlager ist, ist das Christentum „orientalisch“; es hat Europa und Amerika umgeformt und kann dies auch mit anderen Erdteilen. Die Kirche formt die Kultur der bekehrten „Völker“, nicht umgekehrt, sie hilft den Menschen, den Zwängen ihrer heidnischen „Nationalkultur“ zu entfliehen.
[703] Dabei waren die Ideen von Las Casas nicht von Anfang an derart abwegig: er hatte zunächst die Gründung bäuerlicher Mischsiedlungen vorgeschlagen, wofür er sogar die Auswanderung ganzer Familien aus Spanien gefördert sehen wollte. Auf eine katholische Familie sollten fünf Eingeborenenfamilien kommen. Gemeinsam würden sie einen Agrarbetrieb bewirtschaften. Es würden damit auch die segensreichen Mischehen gefördert werden, zum Abbau sozialer Schranken. Hadrian VI förderte solche Projekte, aber die bäuerliche Auswanderung blieb letztlich zu gering, um in dem Maße verwirklicht zu werden, wie es den Kirchenmännern vorschwebte.

sorgen, konterkarierte. Als spanischer Laienchrist musste man sich verleumdet und diffamiert vorkommen. Auch waren keineswegs alle Missionare der Meinung des Utopisten Las Casas, dessen nachhaltigste Wirkung darin bestand, mit seinen Zerrbildern der kolonialen Realitäten die Vorlage für die antispanische „schwarze Legende“ geliefert zu haben[704].

Doch waren es nicht nur „Wilde“, vor deren Lebensgestaltung man ehrfürchtig verstummte und somit versäumte, sie in das eigene Volk als Gleiche und Freie aufzunehmen. So segensreich die Jesuiten in Europa wirkten, so zwiespältig waren ihre Erfolge in Teilen Asiens, was an den unguten (und unaufrichtigen) Strategien einiger führender Mitglieder in einzelnen Ländern lag.

In Macao wirkten portugiesische Jesuiten erfolgreich seit 1562; eigentlich sollte es aber nur der Ausgangspunkt für eine viel weitreichendere Chinamission sein. In China erwies sich nun die Taktik, den stolzen Eliten technische Erfindungen aus Europa zu präsentieren, als Fehlschlag – alles wurde als ohnehin „ursprünglich eigentlich chinesisch“ abgewunken. In China glaubte man traditionell, „fremde“ Ideen und Güter nicht nötig zu haben. Matteo Ricci war dann Auslöser des chinesischen „Ritenstreits“: er meinte, mit allem „Fremdartigen“ würde er die Chinesen abschrecken, kleidete sich daher „chinesisch“ und legte sich einen chinesischen Namen zu; er gestattete den Neuchristen die Ahnen- und Konfuziusverehrung. Missionare liefen nun also in bestenfalls weltlicher Kleidung herum und produzierten einen bestenfalls synkretistischen Pseudoglauben[705]. 1645 kam endlich die Verurteilung. Alle anderen Orden waren strikte Gegner dieser Praktiken, aber auch manche Jesuiten übten offene Kritik an Ricci[706].

Die Aussage, es sei lächerlich, dass Chinesen europäische Sitten annehmen könnten, wurde mittlerweile tausendfach ad absurdum geführt – nicht nur durch die Übernahme „europäischer“ politischer Systeme, auch bereits durch Architektur, Kleidungsstil und sonstige Lebensart. Wenn im 20. Jahrhundert in China also westliche Kultur und Denkweisen wie Kommunismus und Materialismus übernommen werden konnten, hätte es mit dem Christentum ja wohl genauso funktionieren können. Der materialistische Atheismus des westlichen Kommunismus war interessanterweise sogar *gerade* in Ostasien besonders erfolgreich. Offensichtlich hatten die Menschen dort ihre von diesseitsfeindlichen Religionen bzw. Philosophien geprägte Kultur satt. So griff der

[704] Als Gegner der Hispanisierung der Indios und Afrikaner (die seinem strukturell rassistischen Ideal des „edlen Wilden“ widersprach) setzte er z.B. phantastische Zahlen getöteter Einheimischer in die Welt.

[705] 1615 erlaubte der Papst fatalerweise vorübergehend auch den Gebrauch des Chinesischen in der Liturgie; in den 1630er Jahren wurden strengere Patres der Franziskaner und Dominikaner aus China vertrieben.

[706] Auch 1693 verurteilte der Apostolische Vikar von Fu-Kien, Charles Maigrot, die chinesischen Riten, von den Päpsten 1704, 1715 und 1742 bestätigt.

Trotzkist Chen Duxiu schon in den 1920er und 30er Jahren (mit einigem Erfolg bei der Jugend) den chinesischen Isolationismus (anstelle eines gesunden Kosmopolitismus) an, den Antiindividualismus, die abergläubischen Traditionen, die ungerechte Gesellschaftsordnung[707]. Wären christliche Missionare früher selbstbewusster aufgetreten, hätte man dort durchaus Erfolg haben können. Stattdessen erlaubte Pius XII 1939 chinesischen Katholiken die abgötterische Ahnenverehrung (anstatt zu ermutigen, *für* die Ahnen zu beten) und hielt Missionare an, die angetroffenen Kulturen stets als „gleichwertig" zu betrachten, bloß keine „europäische Kultur" verbreiten zu wollen, womit er eine unselige Tradition, die mit den Delatinisierungen Leos XIII begann, auf eine neue Stufe führte. Mittlerweile beschweren sich asiatische Bischöfe, wenn missionarische Gemeinschaften in „ihrem" Land „europäische" Gesänge in der Messe singen lassen; was ist an diesen De-Facto-Nationalkirchen noch „katholisch"? Der Vorteil des Westens gegenüber China war stets, dass hier Kultur und Tradition weniger Bedeutung hatten, was freieres Denken und Handeln bedingte. Zivilisation beinhaltet auch das Relativieren von kultureller Tradition. Dieses Denken hätte in China anziehend wirken können. Leider versuchten die christlichen Missionare in China den umgekehrten Weg (das sich Anbiedern an lokale Formensprache), weshalb natürlich in der dortigen hochentwickelten Gesellschaft keinerlei Attraktivität von ihnen ausging. Es fehlt modernen Missionaren das Selbstbewusstsein der antiken Römer, die zu Recht über die Nutzlosigkeit der ägyptischen Pyramiden spotten konnten, um die Überlegenheit der römischen Zivilisation mit ihren Straßen und Aquädukten zu untermauern.
Sogar noch schlimmer als Ricci in China trieb es Roberto Nobili ab 1606 in Indien; die portugiesischen Missionare hatten stets von den Neubekehrten die Abkehr von dem ungerechten Kastensystem gefordert, weshalb vor allem arme Leute sich bekehren ließen. Nobili, sich als „indischer Fürst" kleidend (Leute damit an der Nase herumführend), ließ dagegen sein adeliges Publikum alle möglichen Abgöttereien und Unrecht wie das Kastenwesen behalten, mischte Heidnisches mit Christlichem[708]. 1610 wurde ihm dies (nach Protest von Mitbrüdern) verboten. Gregor XV kam 1623 ein Stück weit auf Nobili zu (die Kastenabzeichen durften weiter äußerlich getragen werden), jedoch hatte jener mit seiner Methode (absehbarerweise) keinen wirklichen Erfolg. Die Bettelorden, insbesondere die Franziskaner, agierten gänzlich anders als die Jesuiten, die bei den jeweiligen Eliten unterwürfig, auf die „sanfte" Tour Vertrauen erwecken wollten. Sie verfolgten keinerlei Akkulturationsstrategie und verkündeten in christlicher

[707] Freilich nahm der chinesische Kommunismus dann später einen anderen, national-chinesischen Weg, der über den Stalinismus freilich nicht weniger „westlich" geprägt war. Der Katholizismus ist im Übrigen nicht per se antimaterialistisch, sondern die Dinge, das Konkrete, sind darin von großer Bedeutung.
[708] In Indien, zur Erinnerung, gibt es ständig Gewalt von Hindus gegen Christen, die meist Arme sind, von den höheren Kasten (Brahmanen) verachtet. Das Kastensystem ist ein großes Hindernis für die christliche Liebe.

Sturheit die „Torheit des Kreuzes“, vornehmlich den unteren Schichten. Anfang des 18. Jahrhunderts beseitigte Kardinal Tournon in päpstlichem Auftrag die Reste der „einheimischen Bräuche“ in Asien, nicht ohne auf Widerstand zu stoßen (z.B. gegen einige begleitende Riten der Taufe wie das Anhauchen oder Speichelbenetzung, die man dort offenbar als Indern nicht zumutbar betrachtete).
Mission gilt immer einzelnen Personen – man bekehrt nicht „Völker“, sondern Individuen. Bekehren sich genügend Personen innerhalb einer *gens*, hört jene zu existieren auf, die ehemaligen Mitglieder sind Teil des einen *populus*, des einen Volkes Gottes geworden. Die scheinbare Überführung ganzer Stämme auf einmal, durch die alleinige Gewinnung ihrer „Chefs“ (dem dann der Rest überlassen wird), ist längerfristig immer problematisch, weil man alte Strukturen beibehalten lässt, die sich allzu oft als Hemmnis herausstellen.
Wie konnte man es besser machen, wenn man außerhalb einer Kolonie missionieren musste? In Vietnam wirkte der französische Jesuit Alexandre de Rhodes seit 1615; er lehnte Ahnenverehrung und Konfuziuskult ebenso wie sonstige abergläubische Gebräuche klar ab. Einigen lokalen Gebräuchen, auch wenn sie Ausdruck religiösen Empfindens waren, gab er aber einen christlichen Sinn und band sie in das katholische Glaubenssystem ein. Zu bedenken ist: er musste hier ohne europäische Laien-Vorbilder agieren, während in einer Gegend, die mit Kolonisten durchmischt war, die Neubekehrten sich an jene halten konnten. Der Missionar brachte nicht die Zivilisation, sondern jene half ihm. Er gliederte sakramental in das bestehende katholische Volk ein, nicht aber den Äußerlichkeiten nach – das konnte er nicht leisten. Als Geistlicher führte Rhodes per se ein anderes Leben als ein Laie, er taugte als Vorbild nur bis zu einem gewissen Grad. Er musste ohne mitkommende Zivilisation, ohne „Romanitas“, die Menschen so gut es geht ein christliches Leben lehren. Wie ungemein schwierig das ist, wird heute meist extrem heruntergespielt. Es braucht leuchtende Vorbilder aus Fleisch und Blut, nicht nur schöne Worte. Rhodes zeigte einen akzeptablen Mittelweg auf: Toleranz für das Unwesentliche, Härte beim Wesentlichen. Er hatte noch eine vormoderne Perspektive. In der nationalistisch verseuchten Moderne fragt man: was durften die Eingeborenen alles an „ihrer“ (heute vergötzten) Kultur behalten? Der Missionar fragte: was muss zuallererst auf jeden Fall weg? Früher wurde auch die Forderung nach „einheimischen“ Priestern nicht etwa deshalb erhoben, weil „Einheimische“ besser an den jeweiligen Ort passen würden (und „Ausländer“ dann endlich verschwinden könnten – so, wie es heute gedacht wird), sondern damit den Berufungen Gottes, die er überall ausspricht, Folge geleistet werden kann. Dass gerade in den Orden die Priester bevorzugt ins „Ausland“ geschickt wurden (was der Universalität der Kirche und der Einheit des weltweiten Klerus zugutekam), zeigt, dass sie tendenziell die Gefahr von „Heimatverbundenheit“ für die Katholizität durchaus erkannten.

Leider gingen Katholiken den Vereinnahmungsbemühungen der „Nationalen“ insbesondere nach der ultramontanen Ära in vielen Ländern im großen Stil auf den Leim. Durch das Arrangement mit dem „Deutschen Reich“ wurde etwa das Zentrum eine mehr oder wenige „normale“ Partei im System der Hohenzollern. Der Tiefpunkt kam mit der „Kölner Richtung“ (um Justizrat Karl Bachem und seinen Cousin Julius, der auch antijüdische Positionen veräußerte) Anfang des 20. Jahrhunderts, eine interkonfessionelle Öffnung der Partei fordernd und sich als zutiefst national und loyal präsentierend; die „nationale Arbeit“ im Dienste des „Volksganzen“ wurde sogar betont[709]. Damals waren viele Katholiken „gegen die konfessionelle Schranke indifferent geworden“[710] (wohin dies führte, sah man im Nationalsozialismus).
In Österreich drohte das katholische Milieu zur selben Zeit aufgrund der „christlich-sozialen“ Ideologie dem Antisemitismus[711] ebenso zu verfallen wie jenes in Frankreich. Unter dem Einfluss des Antisemiten Drumont[712] waren viele Katholiken dort mittlerweile zu glühenden Patrioten geworden[713]. Die 1899 gegründete Action Française

[709] Das katholische „Pirmasenser Tageblatt“ bezeichnete dagegen 1908 den Nationalstolz als den „dümmsten Stolz“, der „nichts weiter als ein tierisches Rassenbewusstsein“ darstelle; dass dieser „selbst in katholischen Kreisen“ mehr und mehr Fuß fasse, sei „beklagenswert“, man solle doch vor allem „der Kirche dienen“.

[710] Die Borromäusenzyklika von 1910 war ein Versuch, die Scheidung der Geister wieder zu verbessern. Die Reformatoren wurden darin offen „hochmütige und aufrührerische Männer, Feinde des Kreuzes Christi, von irdischer Gesinnung“ genannt. Nationalisten in Deutschland schrien natürlich auf, wie konnte der schöne „konfessionelle Friede“ nur so gestört werden… Beruhigend, dass z.B. 1912 der Alb-Bote wieder dem Zentrum vorwerfen konnte, nichts auf Vaterlandsliebe und Nationalstolz zu geben. Der Erste Weltkrieg beschädigte diese schöne Uneinigkeit leider erheblich, den Grundstock für eine neue Generation konfessionalismuskritischer „deutscher Katholiken“ legend.

[711] Vor allem den wirtschaftlichen „Schutz“ der christlichen Bevölkerung im Blick – nicht die Einheit der „Rasse“ (Motto: „Christenschutz, nicht Judenhatz!“). Sobald Katholiken sich weltlichen Fragen zuwenden, mitherrschen, Politik machen (statt einfach befreien) wollen, laufen sie natürlich auch Gefahr, vom aktuellen Geist der Welt infiziert zu werden. Antisemitismus bei Katholiken entstammte derselben „Kapitalismuskritik“, wie sie auch allerorts außerhalb ihres Milieus verbreitet war. Noch 1931 aber stellte sich z.B. das „Tagblatt vom Oberrhein“ gegen die Annahme, die Juden seien schuld etwa am Elend frühneuzeitlicher Bauern gewesen.

[712] Persönlich alles andere als ein eifriger Christ, hetzte er gegen den ihm zu judenfreundlichen Klerus. Der Katholizismus war ihm nur Mittel für den gesellschaftlichen Zusammenhalt der „Nation“. Wenn nur die Juden aus Frankreich verschwänden, würden paradiesische Zustände herrschen.

[713] Die wunderliche Verbindung des Katholizismus mit Nationaltümelei in Frankreich mag ihren Ursprung mit Chateaubriand (dessen Jubelarien für die antiosmanischen „Freiheitsbewegungen“ die europäische Begeisterung für die griechischen Nationalisten auslöste) nehmen, einem notorischen Freund „edler Wilder“ (z.B. enttäuscht, wie „europäisiert“ und „ihrer selbst entfremdet“ die amerikanischen Indianer seien); der Katholizismus hätte nur noch die „Völker zu

war eine zeittypische Abwehrbewegung Zukurzgekommener gegen den „jüdischen Kapitalismus“. Eine Einheitsreligion für gesellschaftlich vorteilhaft haltend, galt ihr der Katholizismus als „französisch“ und deshalb fördernswert. Charles Maurras stellte sich eine „gallische“ Rasse vor, die Nation sei eine „organische Einheit“. Er bestritt, dass die Taufe etwas am jüdischen „Charakter“ ändern könne; Juden seien wegen ihrer Natur „unbekehrbar“, Konversion führe nicht zu neuer Identität, sondern zu „Leere“ – das „Sein“ sei nicht durch Werke zu beeinflussen. Freier Wille sei eine Illusion, das Verhalten sei durch das bestimmt, was man „ist“. Maurras blieb sein Leben lang Agnostiker[714] und sah die Kirche nur als durch die Geschichte „legitimierten“ sozialen Ordnungs- und Disziplinierungsfaktor in Frankreich an. Er stand auf Kriegsfuß mit der „jüdischen“ Bibel (die er als „orientalische Märchensammlung“ ansah, während die Kirche ausgerechnet erst durch die „griechische Philosophie“ ein stimmiges Weltbild vorgelegt habe), die Evangelien, von „vier obskuren Juden“ geschrieben, hielt er nicht für wahr. Er war reiner Kulturkatholik (das Gegenstück zum deutschnationalen Kulturprotestanten), den der Glaube nur in seiner „politischen Funktion“ interessierte (er verehrte folgerichtig den Gallikaner Ludwig XIV). Seine Bewegung wurde schon 1914 von Pius X als nicht mit der katholischen Religion vereinbar bezeichnet. 1926 erfolgte endlich die Verurteilung durch Pius XI wegen ihres utilitaristischen Missbrauchs der Religion (als nützlichem Mittel zu gesellschaftlicher Einheit im Dienste der Nation unter dem „Primat der Gesellschaftsordnung“)[715]. Für gute Ziele hielt Maurras jedes Mittel für rechtens. Jegliches katholische Prinzip stellte er auf den Kopf – Ordnung statt Wahrheit, Diesseits statt Jenseits, irdischer Triumph statt Gesetzestreue, Macht statt Heiligkeit, Ehre der Nation statt Ehre Gottes, Volkstum statt weltumspannende Katholizität. Der Einfluss der unseligen Bewegung wirkte leider fort.
Ebenfalls im frühen 20. Jahrhundert kam die Unsitte der Personalpfarreien für ethnische Gruppen in den USA auf, ein Vorläufer der heutigen Missstände. Insbesondere Polen und (natürlich) Deutsche drängten darauf, weil ihnen die Kirche in den USA zu irisch dominiert war. Irischstämmige Bischöfe forderten das Ende der ethnischen Separationen in den Gemeinden (etwa polnische Priester beschwerten sich 1917, in „nicht-polnischen Pfarreien“ eingesetzt zu seinen, als seien diese weniger katholisch) und traten für ein striktes Territorialprinzip ein und allgemeine Anwendung der englischen Sprache an kirchlichen Schulen. In seinem Kampf gegen den Modernismus[716] richtete sich Pius X

---

vollenden“ (im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die Spitze getrieben, als die Kirche sich in Riten und Sprache an außerchristliche Gewohnheiten „der Kulturen“ anpassen sollte).

[714] Er nannte sich bezeichnenderweise „katholisch, aber nicht christlich“.

[715] Mitglieder wurden vom Sakramentempfang ausgeschlossen; ihre Zeitschrift war die erste, die auf dem Index der verbotenen Bücher landete.

[716] Modernismus ist Anpassungswut an die Geisteswelt des Mainstreams, und das war damals in erster Linie die nationale Ideologie. Die ganze Relativierung von Lehre und Kirchenhierarchie folgte allein dem Drang, dem Katholiken die Einbindung in die nationale Gesellschaft zu

auch gegen „nationalkatholische“ Bewegungen, bei denen Politik mit Religion vermischt wurde und „ethnische“ Wünsche nach „Besonderheiten“ in gottesdienstlicher und sonstiger Praxis bestanden. In den 1920er Jahren waren dennoch 55% der Katholiken in Chicago in einer „Nationalpfarrei“, 80% der Priester in Pfarreien „ihrer Nationalität“ (bei Polen sogar 100%[717]). Kardinal Mundelein[718] nahm sich zum Ziel, diese „Rassegrenzen in unserer Mitte“ einzureißen. Am meisten waren die schwarzen Katholiken gegen die Nationalpfarreien und beschwerten sich, als Mundelein ihnen, gutmütig, eine solche (die er anderswo bekämpfte) einrichten wollte: sie wollten keine Separation, sondern ganz normal in die Territorialpfarrei. Die katholische Kirche hätte sich früher so sehr im Antirassismus hervorgetan, umso schändlicher sei es, nun eine Segregation zu wollen, wie es der Ku Klux Klan immer forderte (W.E.B. Du Bois)[719]. In den 1930er Jahren bewährte sich Mundeleins Vorgehen: die „Nationalgemeinden“ verschwanden und gingen in die Territorialpfarreien auf[720]. Ein großartiger, leider völlig unzeitgemäßer Erfolg; seit der Einführung der volkssprachlichen Messen im Zuge des letzten Konzils hat die Kirche aufgehört, man kann es nur so drastisch sagen, kultisch als Einheit zu existieren – in einer Großstadtpfarrei gibt es nun wiederum ethnisch fein säuberlich voneinander getrennte Gemeinden mit ihren jeweils eigenen Gottesdiensten; man hat nacheinander Messen auf Polnisch, Tamilisch, Vietnamesisch, immer für ein paar Bankreihen an Gläubigen, aber keine mehr auf Latein für alle gemeinsam. Was ist an diesem Nationalkirchenunwesen noch „katholisch“? Warum zwingt man freie Christen, sich an Herkunft, an Vergangenes also, zu klammern, redet ihnen Verbundenheit damit ein? Es ist völlig egal, wo ein Mensch herkommt – was zählt (vom Hier und Jetzt aus), ist sein Ziel. Ludwig von Mises schrieb bereits 1936, „der

---

ermöglichen. Klar, dass der Modernismus vor allem in Deutschland und Italien florierte, mit urdeutscher Theologie Marke Schleiermacher als Fundament.

[717] In den 1920er Jahren gab in den USA mehrere Abspaltungen von der Kirche nach „nationalen“ Kriterien unter dubiosen Pseudobischöfen.

[718] In Deutschland z.B. für seine „Hetze gegen den Nationalsozialismus“ verhasst (vgl. Alb-Bote vom 16. März 1939)

[719] Im französischen Nordamerika hatte es z.B. einst ein Gesetz gegeben, welches das Recht der schwarzen Sklaven auf Taufe, Ehe und religiöse Erziehung festschrieb. Erst seit 1866 gab es überhaupt Diskussionen über eigene Pfarreien für ehemalige Sklaven (aus politischen Gründen, in den Südstaaten; die Bischöfe waren geteilter Ansicht). Im französischen Teil Nordamerikas waren zur Kolonialzeit bereits rund 13% der Schwarzen Freie (etwa im protestantischen Mississippi zur selben Zeit 0,8 %); die Pfarreien waren offen für alle, es gab keine Rassentrennung. 1785 waren rund 3.000 der 16.000 Katholiken in den USA schwarz. 1850 wurde der erste „afroamerikanische“ Jesuit geweiht (später in Frankreich tätig).

[720] Aufgrund der von einigen Bundesstaaten erzwungenen Rassentrennung im gesamten öffentlichen Leben gingen damals freilich immernoch etwas über die Hälfte der schwarzen Katholiken in den USA in eine de facto „schwarze“ Gemeinde (dagegen 94% der schwarzen Protestanten).

Nationalismus bedroht weltweit die universale Kirche in ihrer ganzen Existenz. Mit politischer Raffinesse ist es ihr gelungen, das Prinzip des Katholizismus durch alle Wirren der nationalistischen Kriege aufrechtzuerhalten, aber sie muss jeden Tag mit wachsender Deutlichkeit erkennen, dass ihr Fortbestand mit nationalistischen Ideen nicht vereinbar ist. Wenn sie nicht bereit ist, nachzugeben und nationalen Kirchen zu weichen, muss sie den Nationalismus (…) austreiben". Georg Philips' Lehrbuch des Kirchenrechts (1881) sagt richtig, dass das Durchdringen der Kirche durch das Nationalitätsprinzip zu den bedauerlichsten Vorgängen in der Geschichte Europas zählt. Die Fiktion der „Nation" teilte die Kirche. Während die Kirche Grenzen einreißen will, baut die Vorstellung von „Nationen" auf einem geradezu wahnhaften Kult der Grenze auf - entsprechend dem aufklärerischen Drang, alles zu erfassen und dafür zu zerlegen. Gott schuf nicht die Nation. Vom politischen Antiimperialismus beeinflusste Christen heute hätten dies freilich gerne. Der protestantische indische Theologe Vishal Mangalwadi meint etwa, die modernen Christen sollten die „Nation" stärker betonen, Gott wolle nicht nur Personen, sondern „ganze Völker" segnen, durch die erst der Segen für die „eigenen Leute" käme. In Wahrheit kennt das Christentum nur Individuen, nur solche existieren vor Gott. Nichts, was sich addieren lässt, hat ein Ende in Fülle (Dávila). Leider glauben moderne Christen massenhaft an ein Aufgespaltensein der Menschheit in „Nationen". Moderner Kitsch wie Darstellungen Marias als „Asiatin" (obwohl sie so mit Sicherheit nicht aussah[721]) entspringen dem völkischen Denken, irgendwelche „Ethnien" könnten den Glauben nur dann annehmen, wenn man ihn ihnen als möglichst „im Volk verwurzelt" präsentiert, was immer eine dreiste Lüge und peinliche Anbiederung ist, als könne man den Heiden einen „fremdrassigen" Erlöser nicht zumuten. Der Glaube ist immer etwas „Fremdes", das der individuellen Aneignung bedarf. Er *befreit* gerade aus Abhängigkeiten, die sich aus der Abstammung und kulturellen Zwängen ergäben.

In den 1920er Jahren begann sich bereits die Vorstellung unter „Missionaren" durchzusetzen, die „europäische" Kirchenmusik gehöre nicht in die Missionsgebiete, man solle auf „arteigene" Musik der „Missionsvölker" zurückgreifen. Missioniert wurden also nicht mehr Menschen, sondern „Völker", die eine „eigene Art" hätten und mit allem Fremden quasi naturgemäß nicht warmwerden könnten. Etwa ein Paul Jans MSC behauptete, den Afrikanern würde es grundsätzlich an Auffassungs-, Empfindungs- und Einfühlungsvermögen für die angeblich „europäische" Musik (die doch in keiner Weise an Blut oder Boden gebunden ist!) mangeln, nur weil ihm, vorurteilsbehaftet, die erlebte Aufführungspraxis jener Ungeschulten nicht gefiel. Schon

[721] Ein solches Gestalten des Heiligen nach eigenen Wunschvorstellungen verbietet sich bereits aufgrund des zweiten Gebots. Heiligendarstellungen werden nur dann der Würde der abgebildeten Person gerecht, wenn sie realistisch sind (bzw. sein wollen) und nicht Projektionsfläche für irgendetwas ganz anderes als sie selbst.

1924 verbot ein Konzil in (natürlich) China den Gebrauch von Gesängen in den Sprachen der Missionare und ließ „traditionelle“ chinesische Musik zu. Bei früheren Missionen war es noch völlig selbstverständlich, dass die Gesänge aus der Heimat der Missionare auch in den Missionsgebieten eingeführt wurden. Vokale und instrumentale Aufführungspraxis entsprach jener der spanischen und portugiesischen Heimatkirchen, sei es in Lateinamerika oder auf den Philippinen (Robert Stevenson). Mönche erteilten den Eingeborenen schon im 16. Jahrhundert Musikunterricht und lehrten den gregorianischen Choral. Niemand wäre auf die Idee gekommen, die Menschen könnten das aus irgendwelchen Gründen nicht. Im 17. Jahrhundert gründeten Franziskaner etwa in Lumbang (Philippinen) ein Seminar, in dem 400 Jungen eine vollständige musikalische Ausbildung (inklusive Instrumentenbau) erhielten; ihre Geschicklichkeit wurde sehr gelobt, ein einheimischer Augustinerbruder fungierte als Organist, Chorleiter und Komponist liturgischer Musik[722]. Haufenweise studierten dagegen nun im 20. Jahrhundert Europäer die „bodenständige“ Musik in den Missionsgebieten, um diesen Folklorismus auch noch möglichst zu fördern. Fortan lehrten sie in Afrika nicht mehr Heiden, wie man katholisch wird, sondern erklärten ihnen, wie man ein „richtiger“ Afrikaner zu sein hat. In der Messe wurde nun sogar getrommelt, ein „richtiger Afrikaner“ komme ja bestimmt nicht ohne Buschtrommeln aus. Warum sollte ein „Nichtweißer“ unfähig zur Adaption dessen sein, was für die Menschen in Europa einst genauso „fremd“ war? Dies ist schlicht rassistische Diskriminierung. Auch ich muss christliche Kultur erst erlernen, sie ist mir nicht von Natur aus in die Wiege gelegt. Die christliche Tradition ist überall gleich fremd und gleich heimisch. Und überall ist sie gleich unvereinbar mit der heidnischen Vergangenheit und deren kulturellen Ausdrücken. Wird heidnische Lebensart weitergepflegt, ist das Christsein nur ein zweit- oder drittklassiger Aspekt der Persönlichkeit, die „Nationalität“ offenbar wichtiger. Frühere Mission versuchte mit gutem Grund nicht, auf vorgefundenem Heidnischen oder Profanem „aufzubauen“, sondern fiel buchstäblich vom Himmel; man war fasziniert und „umgewandelt“ durch die Lehre, welche von realen Christen vorgelebt wurde, deren

[722] Er war kein Einzelfall. Fr. Marcelo de San Augustin war einer der größten Musiker der Philippinen des 17. Jahrhunderts, Fr. Jan de Alfaro zwei Jahrzehnte Organist an der Kirche San Augustin in Manila, um nur die bekanntesten zu nennen. Einheimische komponierten Messen, die sich des Vergleichs mit denen der „Europäer“ nicht scheuen müssen. Der Cäcilianismus fand auf den Philippinen in den 1880er Jahren großen Widerhall (es zeugt gerade von unangebrachtem Eurozentrismus, die kulturellen Erzeugnisse auf anderen Kontinenten geringzuschätzen, wenn sie zu „europäisch“ erscheinen, als seien sie dann ja nur „billige Kopie“). Auch in Brasilien blühte der lateinische Chorgesang; im 17./18. Jahrhundert entwickelte sich dort die Musik im Barockstil. In Kalifornien wurden die Indianer im 18. Jahrhundert mit der einstimmigen und mehrstimmigen sowie instrumentalen „europäischen“ Musik vertraut gemacht.

Kultur, deren *way of life* man nachahmte[723]. Man wollte ja das „Original“, nicht etwas den unterstellten eigenen Gewohnheiten ganz pädagogisch (als sei man ein dummes Kind) Angepasstes. Die Einführung heidnischer Elemente in den neugeschaffenen volkssprachlichen Messen in einigen afrikanischen Ländern im Zuge der Liturgiereform erklärte die Afrikaner dagegen von vornherein für unfähig, die Messe so, wie sie sonst überall üblich war, zu feiern - sie bräuchten irgendwelche „ihrer Natur entsprechende“ Trommelmusik und primitive Volkstänze (Liturgie braucht im progressistischen Denken offenbar Bezug zur alltäglichen Lebenswelt und Kultur, während sie zuvor gerade aus jener herausriss, der Unterschied zwischen dem Heiligen und dem Profanen betont war), um Zugang ausgerechnet zum Mysterium zu finden[724]. Eines der peinlichsten liturgischen Experimente der letzten Jahrzehnte war die Einführung des „zairischen“ Ritus, der allerlei angeblich „typisch Afrikanisches“ beinhaltete, weil man diesem ja scheinbar völlig andersartigen „Neger“ wohl nicht zumuten konnte, irgendetwas „seiner Natur Fremdes“ zu erlernen. Ungefähr so, als würde man hier in der Messe nur noch Bier versuchen zu wandeln, gesäuerte Hostien aus Biodinkelmehl verwenden, Messgewänder nach Dirndl-Vorbild anfertigen und zwischendrin einen zünftigen Schuhplattler „zur größeren Ehre Gottes“ vor dem Altar aufführen. Zurecht käme man sich ob solch plumper Anbiederung völlig veräppelt vor. Taten die Kongolesen auch: heute ist das frühere Zaire mehr in der Hand irgendwelcher Sekten als jedes andere afrikanische Land.

Inkulturation ist ein völlig inakzeptables Entgegenkommen gegenüber heidnischen Fremdenhassern – Christus ist der ganz und gar Fremde, für den wir alles zurücklassen sollen. Inkulturation redet ein angebliches „Anderssein“ ein, versperrt den „Anderen“ den Weg zur Einheit. Ein nichtrassistisches Beharren auf einem „Anderssein“ z.B. „der Afrikaner“ ist nicht möglich. Eine abgeschlossene Entität „Afrika“ existiert in der Wirklichkeit nicht, sie ist eine Vorstellung von Geographen, die die Welt kategorisieren und einteilen wollten. Es handelt sich einfach um bewohnbaren Erdboden, der (wie überall sonst auch) in verschiedenen Intervallen von Menschen (wie sie eben auf Erden umherwandeln) nutzbar gemacht wurde (oder auch nicht). Man ist nicht umso „afrikanischer“, je schwärzer man ist, ebensowenig wie man umso „deutscher“ ist, je „weißer“ man ist. Ob die wichtigsten Vorbilder z.B. eines in Afrika ansässigen Schöpfers religiöser Kunst nun in „Europa“ (eine weitere Kategorie, die keine Entsprechung in der Realität hat) lebten und eine andere Hauttönung hatten als der

[723] Nur gute Traditionen verdienen, erhalten zu werden. Ob eine Tradition gut ist, erkannt man meistens an ihrem Stifter. Nichts ist erhaltenswert, weil es „Tradition“ ist, sondern nur, weil es gut ist.

[724] In denselben Kontext gehören folkloristische Kirchenbauten, die Afrikanern z.B. Gotteshäuser in stilisierter Nomadenzelt-Form zumuten, als traute man ihnen nicht zu, sich in Kirchen herkömmlicher Formen zurechtzufinden (die Bedeutung der Symbolik muss man *jedem* erstmal erklären, auch Europäern).

Künstler selbst, macht seine Kunst nicht mehr oder weniger zu „seiner"! Was er fühlt, denkt, glaubt, ausdrücken will auf eine ganz bestimmte Weise, ist aus seiner Persönlichkeit erwachsen – nicht aus seiner Ahnentafel, nicht aus dem Farbschema seiner Haut, nicht aus der Länge seiner Ohrläppchen oder sonstigen Banalitäten. Er ist nicht umso weniger „echter" Afrikaner, je weniger er den Idealvorstellungen westlicher Exotisten oder (ausgesprochen „westlich" denkender) lokaler Nationalisten (die Kultur säuberlich in „eigene" und „fremde" aufteilen) entspricht[725]. Kann man ernsthaft einem schwarzen Künstler in z.B. Angola, der „barocke" Figuren mit Hingabe, Fertigkeit und Überzeugung herstellt, solche, wie schon seine Eltern, Großeltern, Urgroßeltern usw. sie stets in Ehren hielten, ja zu ihnen täglich sprachen und beteten, wie sie ihn selbst seit seiner Kindheit begleiten und seine Frömmigkeit und Vorstellungswelt prägten, unterstellen, er verhalte sich nicht seiner „Art" gemäß, er würde „fremde" Kultur, die nicht „seine" sei, ausüben? Auch seine portugiesische Muttersprache sei in Wirklichkeit eine „Fremdsprache"?
An der Abneigung gegen die katholisch-universalistische Barockkultur ist immer ablesbar, wie heruntergekommen der Glaube in einer Gegend bereits ist.

Die große Zerstreuung: Nationalkirchen und Volksliturgien

„*Die Kirche allein bewahrt den Menschen vor der erniedrigenden Knechtschaft, ein Kind seiner Zeit zu sein.*"

- G.K. Chesterton

Schon vor der eigentlichen Infektion durch die „Aufklärung" gab es im katholischen Weltklerus gefährliche Ansätze gegen die Barockfrömmigkeit aus pastoralen Erwägungen, die dem Virus den Boden bereiteten. Die früheste kirchliche Opposition gegen das Wallfahrtswesen etwa erhob sich 1694 im Bistum Regensburg, wo einige Weltpriester klagten, in vielen Pfarreien würden die Leute im Sommer nur zwei bis drei Mal eine Predigt bekommen, weil sie fast jeden Sonntag an einem anderen Wallfahrtsort seien, wo wegen des Gedränges viele nichts hören könnten. Auch in Augsburg und

[725] In Deutschland will man Afrika natürlich nicht etwa als neues Zentrum der Christenheit sehen; die umjubelte „Afrika! Afrika!"-Show der 2000er Jahre zeigte z.B. lieber halbnackte, muskulöse Heiden, die unter ständigem Getrommel affenartig an Stangen herumkletterten, das Ideal eines archaischen Stammeslebens vermittelnd. Ein Antiimperialist nimmt katholische Afrikaner niemals als Katholiken ernst; sie seien dumme Verführte, die lieber ihren angeblich „eigenen" Glauben (der qua Rasse nicht der katholische sein könne) annehmen sollten (auch dunkelhäutige US-Konservative z.B. gelten ihm bestenfalls als arme Irre, eher „Rassenverräter" oder bezahlte Söldner).

Passau kamen solche Klagen wenig später auf. Das Regensburger Ordinariat begann 1723, auf Passionsspiele, szenische Ölbergandachten und Aufzüge von Christusfiguren am Himmelfahrtstag zu schimpfen – ein „selbstbewusst“ gewordener Pfarrklerus stellte sich gegen die Ordensfrömmigkeit (es ist kein Zufall, dass auch die Wut der Aufklärer später vor allem die Ordensgeistlichen traf, ihren segensstiftenden Stand vernichten wollend). Die Leute sollten lieber den klugen Predigten der inzwischen so toll ausgebildeten Weltpriesterschaft lauschen. Wurde aber hier eine Wallfahrt kirchlich gestrichen, entstand dort eine neue, durch die weltlichen Behörden unterstützt. Das Wallfahrtswesen blühte daher noch bis Mitte des Jahrhunderts weiter.
Dann aber kam der reduktionistische Ungeist leider auch ganz oben an. Benedikt XIV (ein Jesuitengegner) war sogar willens, alle Heiligenfeste abzuschaffen und konnte nur durch Zureden der Kardinäle daran gehindert werden[726].
Unter dem Einfluss Christian Wolffs[727] war inzwischen der aufgeklärte Antikatholizismus in den deutschen Südosten eingedrungen, mit der Universität Würzburg als erstem wichtigen Zentrum. Hauptverantwortlich war die Familie von Schönborn, 1731 den Wolff-Schüler (und späteren Weishaupt-Lehrer[728]) Johann Adam Ickstatt, protestantische Lehrbücher nutzend, dorthin berufend, ebenso den „Historiker“ Michael Ignaz Schmidt („Geschichte der Deutschen“). Ickstatt wurde 1741 Erzieher der bayrischen Kurprinzen und war natürlich erklärter Feind der Jesuiten und des von ihnen geförderten „Aberglaubens“ und „in-den-Tag-Hineinlebens“. In Österreich war zur selben Zeit ein niederländischer Jansenist Berater Maria Theresias (der kryptoprotestantische Determinismus der Jansenisten war eine wichtige Triebkraft der „katholischen Aufklärung“). Auch die Universität Freiburg wurde nun ein Zentrum der „Aufklärung“. Im Bistum Konstanz sollte die häretische Bewegung besonders wüten, sinnfällig schon in der Architektur des „Doms“ in St. Blasien: nicht zufällig an ein Pantheon erinnernd, überaus arm an Bildern und Schmuck, wird wie im Protestantismus der Raum betont, als bloßer Versammlungsort.

[726] Freilich war eine gewisse Tendenz gegen angebliche „Auswüchse“ in der liturgischen Heiligenverehrung schon seit dem Trienter Konzil gegeben, welches leider die Individualität vieler Feste in (nun verstärkt standardisierten) Texten und Musik beschnitt.
[727]Wolff erklärte das Staunen zum infantilen Zustand des frühen Kindesalters, der für aufgeklärte Menschen so rasch wie möglich zu überwinden sei (dagegen Christus: „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“). Das Staunen über die Schöpfung, ihren unendlich detaillierten „Bau“, sollte einer kühlen Analyse weichen.
[728] 1776 gründete Adam Weishaupt, ein militanter Deist, in Ingolstadt den Illuminatenorden. Diese Gesellschaft hatte besonders den Kampf gegen den Offenbarungsglauben und die katholische Frömmigkeit zum Ziel.

Am schlimmsten verfestigte sich die „katholische Aufklärung“ durch die Schreckensherrschaft Josephs II[729]. Jener wollte nach protestantischem Vorbild die staatliche Aufsicht über die Kirche durchsetzen. Er schuf eigenmächtig neue Bistümer (und setzte gleich die passenden Bischöfe ein), um eine Einheit von Kirchen- und Staatsterritorium zu bekommen. An den Seminaren wurde nur noch moderne Philosophie gelehrt. Den Orden wurde der Kontakt zu auswärtigen Oberen verboten, ausländische Geistliche des Landes verwiesen. Hunderte Klöster von kontemplativen („unnütz“) und Bettelorden („Schmarotzer“) wurden 1781/82 mit aus der Reformationszeit bekannten Begründungen gewaltsam aufgehoben. Zugleich wies Joseph die Pfarrer an, „für eine patriotisch-zuverlässige staatsbürgerliche Haltung“ (P.C. Hartmann) zu sorgen. Die Predigt wurde ein wichtiges Instrument. Sogenannte „Normal-Schulen“ wurden zwecks Erziehung zur neuen Philosophie errichtet. Die „praktisch-ethische Seite des Christentums“ stand nun im Vordergrund. Hohe Wertschätzung erfuhren Sekundärtugenden wie Arbeitsfleiß, Sparsamkeit, gesellschaftlich-bürgerliche Pflichterfüllung. Wie sittliche Korrektheit als höchster Ausdruck von „Gottesdienst“ hochgejubelt wurde, hätte die strengsten Puritaner vor Neid erblassen lassen. Andachtsübungen dagegen seien eine ärgerliche Zeitverschwendung, meinten die Aufklärer. Sakramentaler Segen mit der Monstranz und andere Sakramentalien galten plötzlich als Aberglaube und sollten ebenso eingeschränkt werden wie die Zahl der Messen. Gott schaue nicht auf solche Werke und ändere nichts am Gang der Dinge. Joseph II verbot auch sämtliche Wallfahrten, die meisten Prozessionen und schaffte viele Feiertage ab. In Bayern wurden 1780 Wallfahrten „außer Landes“ verboten, der Glaube sollte stärker regionalisiert werden. Hochzeitsfeiern (die schon zur Zeit des Alten Bundes rund zwei Wochen dauern konnten) verloren ihren Prunk; als Feier von etwas Heiligem, einem Sakrament, einem großen Gnadenmittel, das man im Idealfall nur einmal im Leben empfängt, waren sie traditionell den Ausrichter an den Rand eines Ruins bringend; nun wurde die Hochzeit dafür verstärkt emotionalisiert und ihres theologischen Kerns beraubt, romantisch verkitscht.
Zu dem protestantischen Kult um Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit gesellte sich natürlich noch das größte Übel der Zeit: der Nationalismus ist *das* Wesensmerkmal der aufklärerischen „Reformtheologie“ ab Mitte des 18. Jahrhunderts, kulminierend beim

[729] 1794 verurteilte Pius VI viele josephinistische Irrlehren, u.a.: der Papst erhalte seine Amtsgewalt nicht von Christus, sondern von der Kirche; die „Gemeindeleitung“ leite sich von der Gemeinde her; ein Nationalkonzil könne unabänderliche Festlegungen treffen; ein Ortsbischof habe das Recht, Festbegängnisse und Fastenzeiten zu verlegen oder von gesamtkirchlichen Pflichten zu entbinden; die Teilnahme am „Opfermahl“ sei wesentlicher Teil des Opfers und solche Messen seien unerlaubt, bei denen nur der Priester anwesend ist oder kommuniziert; die liturgischen Gebete sollten laut vorgetragen werden, in der Volkssprache, bzw. seien parallel in der Volkssprache zu erklären.

Priester Sieyès, einem Aufwiegler während der Französischen Revolution[730], die Nation als „Ursprung von allem“ betrachtend, sie sei *ex nihilo* geschaffen (er folgte darin dem antichristlichen Philosophen Rousseau, der so ihre Souveränität begründete). Im Febronianismus strebte man bereits offen nach einer romfreien „Reichskirche“ nach Vorbild der protestantischen Landeskirchen, nach einer „Wiedervereinigung der deutschen Kirche“ (Fuldaer Benediktiner arbeiteten 1778 einen praktischen Reunionsplan aus). Gesucht wurde das allen Deutschen „Gemeinsame“; was den früheren Generationen wichtig war, interessierte nicht – man machte sich völlig frei von der erlebten religiösen Praxis und gewichtete, quasi von null anfangend, neu.
Voraussetzung für einen solchen Ansatz ist zunächst der Verlust des angelernten Glaubens. Der „kindliche“ Glaube ist verloren gegangen, also möchte sich einen neuen basteln. Dazu sucht man, um nicht vollends in einen selbstgerechten Subjektivismus zu verfallen, nach dem, was von vornherein alle eint und konstruiert ein Allerweltschristentum (vornehmlich auf Moralvorstellungen aufbauend).
Propagiert wurde dies, der „bewährten“ Praxis der Protestantismus entlehnt, nicht zuletzt durch das Eindringen in den Kult. Der Gemeindegesang, das deutsche Kirchenlied, wurde überall (auf Kosten der Chöre und Instrumentalmessen) verbreitet. 1777 erschien ein „deutsches Hochamt“ des Aufklärers Kohlbrenner, von Michael Haydn in der Folge gleich mehrfach vertont[731]. Die deutsche Liedmesse ersetzte erstmals auch das Ordinarium durch schunkelige Trällerliedchen[732]. Solches sollte nun überall in den Kirchen eingeführt werden. Zur Barockzeit war noch „überall der Gedanke lebendig, dass zur Verehrung Gottes das künstlerisch Beste gegeben werden müsse“ (P.C. Hartmann), nun konnte es dagegen gar nicht einfach und „volkstümlich“ genug sein. Sowenig freilich jeder Gläubige in der Messe Organist sein kann, sowenig ist er auch aufgefordert, Sänger zu sein. Im Mittelalter kam der Kirchengesang allein von der Schola (oder, wie beim Gloria, vom *chorus*, der Gesamtheit der Kleriker im Altarraum). Der dargebrachte Wechselgesang nimmt den liturgischen Dialog von Zelebrant und

[730] Unterstützer der „Zivilkonstitution des Klerus“ wie auch der Hinrichtung des Königs als „Vaterlandsverräter“.
[731] Die aufgeklärten Landesherren forderten seit den 1770er Jahren verstärkt die Einführung von Gemeindegesang „zur Erziehung guter Christen und guter Bürger“ (Maximilian III von Bayern), Komponisten wie Dreyer oder Joseph Lederer komponierten daher Messen, die „leicht und singbar“ sein sollten, bevor mit dem Kohlbrenner-Gesangbuch die Unsitte des deutschen Messgesangs begann.
[732] Im mehrheitlich protestantischen Hochstift Hildesheim erschien bereits Anfang des 17. Jahrhunderts ein Gesangbuch, das entgegen dem Willen des Konzils deutsche Lieder „additiv“ auch im Hochamt (zur *missa privata* hatte sich diese Unsitte in manchen Dorfkirchen bereits zuvor verbreitet) zuließ, als Ersatz für Propriumsgesänge (niemals jedoch für das Ordinarium). Man versuchte, auf diese Weise die Protestanten wiederzugewinnen, sich ihren liebgewonnenen „Frömmigkeitsformen“ anbiedernd.

Helfer auf und setzt ihn in Musik (vor und für Gott dargebracht) um, verstärkt ihn. Es handelt sich um ein Zierelement, aus Klöstern stammend (ursprünglich von Geistlichen gesungen) und an den Gesang der Engel erinnernd, ja ihn hörbar machend. Deutsche Volksgesänge während der Messe dagegen kamen unter dem Eindruck der Reformation (und vom Papst missbilligt[733]) erstmals in den 1560er Jahren auf[734]. Generell blieb das deutschsprachige geistliche Lied aber auf Prozessionen, Wallfahrten und außerliturgische Andachten (bzw. szenische Aufführungen) beschränkt. In der Aufklärungszeit wurde Volksgesang in der Messe demgegenüber die Norm; man integrierte religiöse und moralische Erziehung in das Gebetsleben und schuf daher all die schauerlichen Lieder, die keinerlei latreutischen Charakter mehr haben, sondern dieses und jenes „bekennen" und damit den Singenden belehren wollen. Besonders ab den 1770er Jahren erschien Gesangbuch auf Gesangbuch. Musikalisch begab man sich in nie gekannte Tiefen. In den 1780er Jahren gab es Verordnungen in vielen deutschen Bistümern, den lateinischen Gesang vollständig zugunsten des deutschen Kirchenliedes aufzugeben. Die an die Sprache gebundene Nationalität wurde durch diese „Mitsingmessen" aufgewertet und in den Vordergrund gerückt. Die Messe wurde anthropozentrisch, ein „Gemeinschaftserleben". Ein schärferer Gegensatz zur Barockmystik ist kaum denkbar, der radikale kulturelle Einschnitt des Josephinismus (der erst das „Nationalgefühl" den Massen im katholischen Raum brachte) ist der wohl größte „Schock" in der deutschen Geistesgeschichte, wesentlich revolutionärer als später die (sich über Jahrzehnte immer mehr anbahnende) Einführung der Neuen Messe (obgleich das eigentliche Altargeschehen vorerst weitgehend unangetastet blieb). Aufklärerische Kirchenlieddichter waren besonders daran interessiert, den Singenden die traditionelle kultische Opfergesinnung auszureden. Ständig wurde betont, Gott würde keine kostbaren Opfergaben wollen (fromme Stiftungen etwa von Bildstöcken, Heiligenfiguren, ja prachtvolle Kirchen oder liturgisches Gerät usw. seien ja Geldverschwendung), nur ein „reines Herz", egal ob sowohl Altes (detaillierte Forderungen nach Opfergaben) wie auch Neues Testament (Episode der Salbung durch Maria Magdalena usw.) ausdrücklich das genaue Gegenteil lehren. Das materielle Opfer

[733] Weder Landessprache noch Gemeindegesang waren erwünscht. Aus Frankreich z.B. kam in Trient der Antrag, Psalmengesang in der Muttersprache einzuführen, und wurde ebenfalls abgelehnt.

[734] Nur in der *missa privata*, die keinen liturgischen Gesang kennt und wo die neuen deutschen Lieder also „nebenher" gesungen wurden, während der Priester seine Gebete verrichtete. Das Leipziger Gesangbuch Michale Vehes (1537) wird zwar oft als Beginn des volkssprachlichen Gesangs bzw. überhaupt Volksgesangs in der katholischen Messe bezeichnet, die enthaltenen Lieder sind jedoch noch ausdrücklich entweder vor bzw. nach der Predigt zu singen (die gerade nicht Teil der Messe war und damals auch nicht die Messe unterbrochen hatte), bei Prozessionen und Bittgängen oder bei Wallfahrten – für solches sind viele Beispiele sogar bereits aus dem Mittelalter bekannt.

ist Ausdruck und Vollendung der Liebe; ein Liebesakt, ein Übergang von Theorie in Praxis[735]. Der Mensch übt die Liebe in sinnfälligen Werken und Schöpfungen aus. In der Messe brachte man nicht auf abstrakte Weise irgendwelche ausgewählten außerliturgischen Handlungen oder Gesinnungen, sondern nichts weniger sich selbst dar, ganz und gar, mit dem Sühnopfer Christi verbunden, sinnfällig in konkreten Opfergaben. Dichter wie Wilhelm Lechleitner („Was sollen wir für Gaben Dir Herr zum Opfer weih'n? Ist was wir sind und haben nicht alles, alles dein?") wollten dagegen nur ein „unschuldsvolles Leben" dargebracht wissen statt eines konkreten Kultopfers[736].
Ähnlich die „Deutsche Messe" Franz Schuberts mit Ordinariumstexten Johann Philipp Neumanns: ich kann Dir ja gar nichts geben, nur danken (die protestantische Sicht, man müsse nichts mehr tun, Jesus hat uns alles abgenommen), und mehr wolltest Du ja auch nicht außer „dankerfüllter Liebe". Oder Christoph von Schmid, bekannt für das Weihnachtslied „Ihr Kinderlein kommet" (Jesus würde nicht Schätze und Reichtümer der Welt wollen, sondern nur ein „Herz voll Demut") und das Offertoriumslied „Beim letzten Abendmahle" (das Opfer auf ein „Dankopfer" reduzierend, das lediglich in einem moralisch einwandfreien Leben bestünde – anstelle eines kultischen Opfers solle man also lieber draußen was „Sinnvolles" machen, das sei völlig ausreichend); er stand unter dem Einfluss des Protestantisierers Johann Michael Sailer, eines Gegners Hofbauers, von pietistischer Frömmigkeit ganz entzückt (Ökumeniker lieben ihn heute noch), zum Febronianismus neigend und der Idee der „Nation" gegenüber sehr aufgeschlossen.
Alles drängte zur Aufgabe des spezifisch Katholischen zugunsten einer von Protestanten annehmbaren „Light"-Version des Glaubens. Der Unglücksstifter Dalberg, einst radikalaufklärerisches Mitglied des später verbotenen Illuminatenordens, strebte zur napoleonischen Zeit weiter nach einer romfreien, ungeteilten deutschen Nationalkirche unter Schirmherrschaft des Kaisers mit sich selbst als „Primas". Der bayerische König war ganz begeistert und wollte den passionierten Ökumenisten 1810 gleich zum Chef

[735] Dem Geschaffenen Wert zuzusprechen ist richtig, denn es *ist* wertvoll, es kommt von Gott. Das Begehren danach ist gut. Natürlich ist die Materie letztlich von geringerer Bedeutung als das, was hinter dem Geschenk steht: der für uns geleistete Verzicht bzw. Einsatz. Jedes Geschenk ist vor allem *als Geschenk* wertvoll für den Beschenkten, weil es die Liebe manifestiert (die ansonsten in leerem Gerede besteht) – dennoch muss es erstmal gemacht werden.
[736] Die Antwort auf seine rhetorische Frage kann übrigens nur lauten: nein, es ist eben nicht einfach „Dein", sondern *uns geschenkt*, die wir in völliger Freiheit darüber verfügen und zu seinem Dasein wesentlich beitragen. Ein völliges Unverständnis für das Wesen des Opfers ist hier offensichtlich. Ohne Eigentum macht der Opferbegriff keinen Sinn. Was uns gehört, gehört wahrhaft uns, ist nicht einfach „geliehen", sondern von Gott zur freien Verfügung übergeben. Nichts auf der Welt fordert Er je zurück - Er *zerstört* höchstens. Den Eigentümer *tötet* Er (als Vollendung der Folgen der Erbsünde), und wenn Er an ihm Wohlgefallen hatte, nimmt Er ihn, ihm zu Liebe, bei Sich auf.

einer Protestanten und Katholiken vereinigenden Einheits-„Kirche“ küren. Die Kurie sowie der Nuntius (der spätere Papst Leo XII) warfen ihm schon lange seine schismatischen Absichten vor. 1798 hatte er seine „patriotischen Wünsche“ zur Vereinigung der Konfessionen in eine einzige „Nationalkirche“ offen geäußert. Er folgte damit seinem Vorgänger auf dem Mainzer Bischofsstuhl, dem Febronianer Erthal. Der Papst hatte für ihn nur noch eine Funktion als *primus inter pares*. Noch 1814 fabulierte er: „Deutschland, in Kultur, Sprache und Gebräuchen einig“, solle nur noch eine Kirche haben. Wessenberg (von Dalberg zum Generalvikar in Konstanz ernannt, wo er de facto die Geschäfte allein führte) sekundierte natürlich: Dalberg als Primas habe besonders die Aufgabe, die „deutsche Kirche“ gegen „römische Kurialisten“ zu schützen. Wessenberg, de facto ein Protestant der ungläubigsten Sorte, ein zerstörerischer Pesthauch Satans in der Kirche, lehnte die „römisch gesteuerte Weltkirche“ kategorisch ab, die Einigung der „Deutschen“ in einer gemeinsamen Kirche war sein Herzensanliegen. Er verfasste pathostriefende Gedichtchen über „Der Völker Aufersteh’n“, jedes Volk solle „sich ein Haus bauen“ (gab es nicht schon ein „Haus voll Glorie“?) und „frei“ sein. 1812 zeigte er gegen Napoleon (der nach „der Völker Nacken“ trete, „Völkerblut“, nicht etwa Menschenblut, vergieße) viel Verständnis für „der Völker zürnend Brausen“ (statt sich um der Christen Leiden zu sorgen), am „Grabesrand“ würde ihm kein besseres Zeugnis vor der Welt einfallen als das für das „deutsche Vaterland“, dem sein Herz „ewig eigen“ sein solle, die Deutschen waren ihm bezeichnenderweise „Hermanns Geschlecht“, ihr Tod im nationalen „Freiheitskampf“ gegen den „Gallier“ war ihm aller Ehren wert, klar, Vorbild seien ja „Hermanns Rache-Schwingen“ (er selbst ein „Barde Hermanns“), schlimm sei aber freilich ein Kampf „Deutscher mit Deutschen“ (mit französischen, in seinen Worten „gallischen“ Christen anscheinend nicht). Noch unter den antiklerikalen Schrecken der nationalistischen Gewaltregimes von 1848 faselte er lediglich von irgendwelchen „Brüdervölkern“, auf die man doch nicht so schimpfen solle, während die „Eintracht Deutschlands“ das Größte der Gefühle sei. Diese grauenvolle Gestalt kann niemand als Katholik, ja nichtmal als Christ bezeichnen, es handelte sich schlicht und einfach um einen völkisch-nationalen Agitator, der im NS-Staat idealer „Reichsbischof“ gewesen wäre. Seine Lobeshymnen auf „Deutschland“ und das „deutsche Volk“ sind so zahlreich, dass man schon von Obsession sprechen muss. Da er in seinem Leben offenbar sonst keine Sorgen hatte, hatte er ausgiebig Zeit, für „das Heil von uns’rem deutschen Vaterland“ zu „beten“, wobei er sogar blasphemisch wünschte, „selbst in Gottes Sternenhalle“ solle noch ein „ew’ger deutscher Bund“ unter „deutschen Brüdern“ gehalten werden. „Deutsche Flüss‘ und Berge“ existieren bei ihm natürlich auch, zu irgendeinem Boden muss das Blut ja gehören. Die „Treue gegen Volk und Vaterland“ habe bitteschön jedem „deutschen Bruder“ „heilig“ zu sein, und „wehe dem“, der es wagt, das „heilige Band“ zu lockern (illoyal zu werden). Letzteres verfasste er geradewegs im badischen Kulturkampf der 1850er Jahre. Schon in den 1830er Jahren jammerte er über den ach so schrecklichen Prunk des päpstlichen Rom, über den Petrus

sicher ganz unglücklich sei[737]; Die Jesuiten bezeichnete er als eine größere Gefahr für das Christentum als Voltaire und unterstellte in typisch demagogischer Manier jenen, die Freiheit für die Kirche forderten, dass sie doch selbst andere zu was auch immer „zwingen“ wollen würden. Im überbordenden Müllhaufen der deutschen Geistesgeschichte fällt Wessenbergs „Werk“ als besonders ekelerregend auf, vor allem, weil es bis in die Zeit der glaubenstreuen Gegenwehr Mitte des 19. Jahrhunderts den Unwissenden ernsthaft als „katholisch“ verkauft wurde.
Der Interkonfessionalismus kam an vielen Orten in dieser Zeit auf. Vom Geist des „Nationalen“ bewegte Gemüter wollten die Kirche nicht verlassen, die ihnen ein warmes Nest aus Kindheitserinnerungen gab, auch wenn sie als „aufgeklärte“ Menschen nicht mehr alles glauben konnten und wollten. Also galt es, den Glauben umzugestalten, nach nationalen Kriterien: alle Deutschen sollten sich im „gemeinsamen Christentum“ zuhause fühlen. Katholiken gingen zu protestantischen Feiern und luden Protestanten zu den eigenen ein, manche (nationalpolitisch motivierten) Gottesdienste wurden gar bereits „ökumenisch“ begangen, es gab interkonfessionellen Religionsunterricht, an Priesterseminaren wurden protestantische Lehrbücher genutzt, erste Mischehen wurden (protestantisch) geschlossen. Mitte der 1830er Jahre waren über 25% der Priester im neuen (vom protestantischen Großherzog kreierten) Erzbistum Freiburg ausgewiesene wessenbergische Häretiker, fast alle in Gebieten, die ehemals zum Bistum Konstanz gehört hatten. Sie wollten, dass in Synoden über die Abschaffung des Zölibats[738], der Fastengebote[739] und etlicher Marienfeste abgestimmt wird und über die Einführung der Messe in deutscher Sprache, hielten die römische Kirche nicht für die Mutter aller Bistümer, die dem Papst somit unterworfen seien (Fridolin Huber), glaubten nicht daran, dass Bendiktionen wirklich innere Kraft verleihen und wollten sie außerhalb der Sakramente (Weihen von Taufwasser, Ölen, Konsekration in der Messe usw.) am liebsten alle abschaffen, glaubten auch nicht an die Anrechnung fremder Verdienste (und somit die Hilfen für die Armen Seelen); die Messe war ihnen nicht „das höchste und wichtigste Geschäft“, sondern „nur Mittel zum höheren Zweck“ (L. Mersy, Pfarrer

[737] Petrus dann eine protestantische („prunkkirchen“- und ablassfeindliche, eine arme, unsichtbare Kirche wünschende) Predigt in den Mund legend und über den skapuliertragenden Klerus „mit Mosestafeln“ spottend.
[738] Bezeichnend ist der Fall des Franz Stanislaus Nüßlin, Pfarrers am Bodensee: 1842 wurde er wegen wiederholter Notzucht (und Kirchendiebstahl) verurteilt und als Kaplan nach Tiengen versetzt, wo er 1848 den Protestanten und (auf die „Schacherjuden“ schimpfenden) Aufrührer Saul als Wahlmann für die Nationalversammlung wählte. Diese in jeder Hinsicht verweltlichten Kreise des Klerus waren besonders anfällig für den nationalistischen „Deutschkatholizismus“.
[739] Bereits in den 1790er Jahren hatte man im Bistum Konstanz, schließlich seien die Fastenspeisen „so teuer“, den allgemeinen Dispens, samstags Fleisch zu essen – eine zynische Maßnahme der antilegalistischen Aufklärer, als würde man nichts Billigeres als ausgerechnet Fleisch bekommen können.

in Offenburg), Liturgie sollte der Belehrung dienen. Zwar feierten die meisten dieser Priester die Messe weiter zähneknirschend nach dem Missale Romanum auf Latein und begnügten sich vorerst damit, das Volk dazu deutsche Lieder singen zu lassen, aber einige Extremisten lasen die Messe bereits eigenmächtig mit deutschen Orationen, Präfation und Responsorien und verzichteten auf die lateinischen Lesungen; in Stockach rissen diese Missbräuche bereits 1804 ein (als im Bistum die Losung ausgegeben wurde: „Schafft aus der Liturgie die fremde Sprache ab!“, Konstanzer Pastoral-Archiv). Überall wurden zumindest die lateinischen Gesänge verbannt. Wessenberg hasste das Latein, die Gläubigen sollten für ihn aktiv sein in der Messe, er und seine Anhänger waren strikt gegen Privatmessen und Privatkommunion, da dies den „Gemeinschaftsgeist“ zerstöre (Mersy), die Messe sei ein „Gemeinschaftsakt“ (so der Freiburger Priester Silvester Kotz). Am meisten verbreitet war der Wessenbergische Unglaube in den Dekanaten Stockach, Triberg und im Hohenzollernschen (und den großen Städten Konstanz, Freiburg, Villingen), wo z.T. noch 1846 die verdeutschte Messe gelesen wurde. Deutsche Ritualbücher (kirchliche Handlungen zu unerträglichen Erklär- und Laberstündchen umwandelnd) wurden seit 1806 gebraucht, bis 1835 der spätere Bischof Demeter ein einheitliches Rituale für das Bistum herausgeben ließ, das immerhin für alle wesentlichen Teile des jeweiligen Aktes wieder die lateinische Sprache vorschrieb und klarstellte, dass Liturgie nicht dem Unterricht über die Sakramente dienen darf (dafür ist die vorherige Katechese bzw. Predigt da) und alles Erklären, Belehren, Unterweisen von der Ausspendung der Sakramente und den Gebeten ausgeschlossen sein muss. Münsterpfarrer Strasser, selbst einst Autor eines der ersten deutschen Rituale, schäumte über diese „Verordnung aus dem Geist des Moses“, Pfarrer Wocheler in Überlingen schimpfte, das Rituale verhindere die Teilnahme und Mitwirkung des zur Passivität verurteilten Volkes, das schließlich einen „vernünftigen christlichen“ und keinen „jüdischen“ Gottesdienst wolle. In fast zwei Dritteln aller Dekanate wurde das Rituale aber widerstandslos eingeführt, auch einige konstanzische Gebiete übernahmen es problemlos.

Der Kampf gegen das Nationalkirchenunwesen (virulent vor allem im deutschsprachigen Raum sowie Frankreich) war das wichtigste Anliegen bis Mitte des 19. Jahrhunderts, durch Stärkung der päpstlichen Zentralgewalt, Förderung der Missionen, Verbesserung der brachliegenden Priesterausbildung und Wiederbelebung der Frömmigkeit in Wallfahrten und Reinstallierung kirchlicher Feiern. 1820 setzte Pius VII endlich die josephinistischen Handbücher, die zur Kirchengeschichte seit Jahrzehnten an österreichischen Universitäten gelehrt wurden, auf den Index. Die Jesuiten und andere fromme Orden wurden wieder zugelassen.

In Abwehr des Nationalismus tat die Kirche Mitte des 19. Jahrhunderts eigentlich das einzig Richtige: sie betonte ihr eigenes Volk-Sein, die trennende aufklärerisch-nationalkirchliche Last der letzten Generationen abschüttelnd. Allerdings machten nicht wenige den Fehler, von den Nationalisten einen modern-romantischen Volks-Begriff

(anstelle des vormodernen, eine trockene Rechtssituation beschreibenden) zu übernehmen[740], es also nicht als eine Summe von im Wesentlichen passiven Anhängern eines Herrn zu begreifen, sondern als gesellschaftlich miteinander interagierenden, damit zum Horizontalen tendierenden wirklichen „Corpus“[741]. Mochte dies in der Welt hinnehmbar oder teils sogar geboten sein, wurde es auch in die heiligen Kultstätten hineingetragen. Liturgisch hatte dies den Effekt, dass zum einen zwar der lateinische gregorianische Gesang wieder gepflegt wurde, wodurch die Universalität der Kirche wieder spürbar war (was auch die „ultramontane“ Betonung des Papsttums und die Verkündung neuer Dogmen sowie die großen, alle Katholiken weltweit elektrisierenden Marienerscheinungen miterwirkten), zugleich aber die Gläubigen zunehmend zu einer Aktivität aufgerufen wurden, die dem Wesen dieser „hochkulturellen“ restaurierten Formen spürbar widersprach - was auch von ihnen, überfordert, so wahrgenommen wurde und letztlich zur erneuten Wiederaufspaltung nach nationalen Kriterien führte, da im Widerstreit von universellem Formalismus und „lebendiger Volksbeteiligung“ letzteres nur obsiegen konnte.
In der Messe zu „gemeinsamem Gebet“ zusammenzukommen (wie es im 20. Jahrhundert gelehrt wurde) war eine ungeheure Revolution, war dies doch Charakteristikum des *protestantischen* Gottesdienstes, während der Katholik zur Kirche ging, um Zeuge und Teilnehmer der sakramentalen Erneuerung des Kreuzesopfers Christi zu sein. Voran ging die Herausgabe von Messbüchern in der Landessprache im späten 19. Jahrhundert, mit denen die Gläubigen nun während der Messe die liturgischen Texte mitlasen statt mit persönlichem Gebet und Andacht beschäftigt zu sein.
Pius X tat dann jahrhundertealte Traditionen als vermeintliche Irrwege ab und wollte, im für sein Jahrhundert typischen archäologistischen Eifer, vermeintlich ältere (damit

[740] Ausgehend, natürlich, von deutschen Landen. Die stark von moderner Philosophie beeinflusste „Tübinger Schule“ propagierte als erste den „organischen“ Kirchenbegriff gegen den juridischen, begünstigte durch ihren Historismus zugleich die Vorstellung einer Zeitabhängigkeit der Dogmen, betonte übergebührlich das „Gemeinschafts“-Erleben und integrierte in die Moraltheologie „soziale“ Aspekte, den Dienst an der „Gesellschaft“ jenem am konkreten Nächsten somit gleichstellend.

[741] Heute wird die Kirche in offiziellen Dokumenten als „organische Gemeinschaft“ bezeichnet, die als Ganze für ihre Sendung verantwortlich sei. Sie ist aber, die Summe der Getauften, nicht im Sinne eines nationalistischen Volksbegriffs als eine Art Person vorzustellen. Sie ist (mystischer) Leib Christi, dem als solchem keine eigene Personalität zukommt. Nicht „sie“ lehrt und glaubt strenggenommen, sondern *in* ihr wird (Schrift und Tradition getreu) gelehrt und geglaubt. Die Einheit unter den Christen ergibt sich aus der Einheit jedes Einzelnen mit Christus. In jedem Getauften kann (durch die Sakramente) der Heilige Geist (als Seele Christi) wirken und das Werk Christi fortsetzen, jede *einzelne* Seele wird zur „Braut des Lammes“ (von der Taufe bis zum Tod dauert unser Sprechen des „Ja“-Wortes), verschmilzt mit Ihm. Die Rede von der „Mutter Kirche“ ist nur in speziellen Fällen (übertragenen) Sinn ergebend; Maria ist bereits die himmlische Mutter des Getauften, als Mutter des Menschen Jesus, Seine Lehrerin und Erzieherin.

automatisch als „besser“ betrachtete) Formen der Glaubenspraxis restaurieren, insbesondere die angeblich so authentische „aktive Mitwirkung“ der Gläubigen bei der Liturgie. 1903 forderte der Papst, das „christliche Volk“ müsse „beim öffentlichen, feierlichen liturgischen Gottesdienst am gemeinsamen Gebet der Kirche teilnehmen“, ja an der „Feier des Gotteslobes und der heiligen Geheimnisse tätigen Anteil nehmen“, was angeblich in grauer Vorzeit stets der Fall gewesen sein soll und daher ja nur das einzig wahre sein könne. Etwa der Gesang „bloß einer kleinen Gruppe“ (Schola bzw. Chor) sei schlecht, verhindere eine „lebendige Teilnahme der ganzen Gemeinde“[742]. Vorher waren Gläubige ermutigt, in der Messe über die Passion Christi zu meditieren, die in den Riten symbolisiert war. Man wurde anbetend Zeuge des Kreuzesopfers, in das man sich geistig einschloss. Jetzt sollten sie aktiv in den Vollzug der liturgischen Handlungen eingebaut werden, eigene „Aufgaben“ erfüllen, wodurch der Sinn für das Mysterium Schritt für Schritt verlorenging. Im Hochamt sollte man fortan also mitsingen und auch genaue Regeln für die Körperhaltung beachten (ein ständiges Stehen-Knien-Sitzen-Wechselspiel), dazu die liturgischen Texte der Priester und Ministranten mitlesen[743]. Es war ein geistiger Ikonoklasmus – die innere Betrachtung der Mysterien, die Welt, in die der Messbesucher einst eintauchen durfte, wurde zerschlagen[744]. Man konzentriert sich nur noch auf das Beiwerk, den Einsatz beim Gesang, das äußere Handeln; von persönlichem Gebet, inniger Betrachtung und geistiger Teilnahme am Erlösungswerk ist man abgelenkt, bekommt vom unsichtbaren Geschehen des Opfers nichts mehr mit. Sämtliche Reformen vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die die Rolle der Gläubigen in der Messe betrafen, sind als katastrophale Brüche mit der Tradition zu bewerten, die unermesslichen Schaden anrichteten bis hin zur Zerstörung der lateinischen Liturgie durch die Kreation jenes radikalprotestantischen Ritus, der im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils den Gläubigen und, viel schlimmer, Gott zugemutet wird und der hierdurch vorbereitet wurde.

---

[742] Das Konzil von Laodicea hatte indes im 4. Jahrhundert festgelegt, dass niemand außer den dazu beauftragten Sängern in der Kirche singen soll. Auch die zweite Synode von Tours bestätigte, dass nur ein Chor von Klerikern für den Gesang zuständig ist, nicht die Laien. Die Gläubigen wurden erst seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in den Chorgesang des Ordinariums integriert.

[743] Für Sammlung und Andacht ist die Mitleserei kontraproduktiv, sie macht passiv und hält vom eigenen Beten ab. Noch wenige Jahrzehnte zuvor undenkbar: der Catholic Weekly Instructor von 1844 etwa berichtete, wie die Königin von Frankreich die ganze Messe über auf den Knien, ohne Buch, völlig vertieft in ihr geistiges Gebet war - bewegungslos wie eine Statue, als ob ihre Seele in dieser Zeit im Himmel weilte.

[744] Die in jener Zeit ergangene Botschaft von Fatima war zum einen: wir sollen mehr für andere beten und Opfer bringen (Gott erbarmt sich dann ihrer, gewährt ihnen Hilfen, ansonsten gingen sie verloren), zum anderen: wir sollen das Leben Jesu mehr betrachten; es ist kein Zufall, dass diese Mahnung in einer Zeit kam, als selbst die Päpste die Gläubigen von der Betrachtung weglotsten.

Gesang etwa ist keineswegs ein „Bestandteil des Gottesdienstes“, sondern eine feierliche Ausschmückung (der eigentliche Gottesdienst ist das Opfer Christi)[745]. Die Beteiligung der anwesenden Gläubigen am Choral war allein schon ästhetisch ein gravierender Rückschritt gegenüber der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Praxis. Die Proportionen bei den nun von allen gesungenen gregorianischen Responsorien (einer singt was, hundert antworten) werden dem dezenten, andeutungsvollen Charakter der Liturgie in gar keiner Weise mehr gerecht (von der gesanglichen Qualität gar nicht erst zu sprechen), bereiten einer Liturgie den Weg, die nur noch grobschlächtiger Gemeinschaftsakt einer „Volksmasse“ ist.
Entscheidend aber förderte den Kult um das Volk die Einführung der Dialogmesse (*missa dialogata* oder *recitata*), die vielerorts die alte *missa privata* verdrängte. Ihren Ursprung hat sie im deutschsprachigen Raum des frühen 20. Jahrhunderts. Sie wurde zunächst in Kreisen des Jugendbundes Quickborn Anfang der 1920er Jahre kultiviert, welcher, gelinde gesagt, als Teil der allgemeinen Jugendbewegung ausgesprochen germanophil war (z.B. „Things“ abhielt) und aus dem z.B. Leute wie Karl Rahner oder Max Joseph Metzger[746] hervorgingen. Ihre lebensreformerischen Ziele (Alkohol- und Rauchverbote), ihr Gemeinschaftskult und ihre Offenheit für „historisch-kritische“ Häresien gaben ihr einen sektenartigen Charakter. Bei der Dialogmesse werden die Texte der Ministranten und jene der in der *missa privata* vom Priester gebeteten Ordinariumsgesänge von den Gläubigen laut mitgesprochen; auch in der Körperhaltung hatte man sich nun jeweils an den Ministranten zu orientieren. Über 1.000 Jahre lang hatten die Gläubigen der *missa privata* (die sich in völliger Stille vollzog, vom Altar war bestenfalls ein Flüstern zu vernehmen) kniend und vollkommen still beigewohnt. Man war liturgisch nicht angesprochen, keiner Erwartung ausgesetzt, und konnte sich umso besser von Christus bewegen lassen. Die Stille lud ein zur inneren, betenden Tätigkeit, ja war Voraussetzung für sie. Wie Martha sollte man dagegen nun tun und machen, diese und jene äußerliche Aktion um das eigentliche, unsichtbare Geschehen herum verrichten, wo doch Jesus dazu einlädt, mit Ihm zu verweilen, mit Ihm die Zeit zu verbringen, die Zeit zu nutzen, die Er uns mit Ihm schenkt. 1922 wurde die Dialogmesse bedauerlicherweise vom Heiligen Stuhl gebilligt. Pius XI erlaubte sie bezeichnenderweise, um den „Kollektivgeist“ zu fördern – noch wenige Monate zuvor

[745] Dennoch besteht er aus Texten der priesterlichen Liturgie und wurde daher traditionell von Klerikern (später eigens zum Gesang bestellten Männern und Jungen) vorgebracht. Während in großen Kirchen über die Jahrhunderte stets der Gesang eines eigenen Chors bzw. einer Schola die Messe begleitete, unterstützte in kleinen Pfarrkirchen, wo es kein Hochamt gab, die sogenannte „Orgelmesse“ das Geschehen am Altar – eine rein musikalische Untermalung, an die Melodik des Chorgesangs angelehnt.
[746] Trotz seiner Distanz zu Hitler mit der nationalsozialistischen „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden“ im Austausch und aufgeschlossen gegenüber der Idee einer mit Rom unierten vereinigten „Deutschen Nationalkirche“.

hatte die Ritenkongregation eindringlich davor gewarnt, sie hielt es nicht für sinnvoll, wenn Laien die Antworten der Ministranten gemeinsam sprechen – dies störe Priester und Assistenten und sei unpassend, der Heiligkeit der Handlung zuwider[747]. Die völlig disproportionierte Lautstärke der Antworten durch das „Volk“, die groteske Konterkarierung des gänzlich entwerteten Ministrantendienstes (sicher hatte diese Entwertung auch negativen Einfluss auf die Zahl der Priesterberufungen), die häufige Unfähigkeit zur korrekten Wiedergabe der unverstandenen Fremdsprache, das jeden Sinn vermissen lassende ständige körperliche Auf und Ab der Menschen in den Bankreihen, die unangenehme knorrige Monotonie des gemeinsamen Textaufsagens, ja die aus jeder Pore triefende Oberflächlichkeit lassen erahnen, was die Ritenkongregation meinte.
Laien bekamen bei all diesen Neuerungen immer mehr das Gefühl, als „Volk“ selbst liturgischer Akteur zu sein, eine Rolle beim Zustandekommen der Messe zu spielen. Die Dialogmesse hat ihre Logik in der Vorstellung, die Ministranten seien eigentlich „Vertreter des Volkes“ und es spräche nichts dagegen, sich von ihnen (um die Messe als „Gemeinschaft“ zu feiern) diverse „Vollmachten“ zurückzuholen. Woher kommt wohl diese Gedankenwendung? Natürlich findet sich diese Ideologie im Josephinismus und taucht wieder im Laufe des 19. Jahrhunderts auf. Analog zur politischen Vergötzung des (als organische, naturgegebene Einheit gedachten) „Volkes“ wurde jene im kirchlichen Bereich genauso betrieben. Die Ministranten aber sind maximal „Vertreter“ jener Kleriker niederer Weihestufen (auf dem Weg zum Priestertum), die früher ihre Aufgaben verrichteten. Ministranten werden vom zelebrierenden Priester zum Altardienst bestellt, sind quasi dessen „verlängerter Arm“. Sie haben eine ureigene Aufgabe in der Liturgie (der äußeren Form des Messopfers), ebenso wie die Gläubigen eine ihnen ureigene „Rolle“ in der Messe haben (nämlich sich dem Opfer Christi, von dem man sich „mitnehmen“ lässt, anzuschließen zu ihrem Heil - und nicht etwa der priesterlichen Liturgie), bei der sie sich von nichts und niemandem „vertreten“ lassen könnten. Ebensowenig, wie die Leviten in der Liturgie des Alten Bundes die Gläubigen „vertraten“, taten dies ihre Nachfolger im Neuen Bund. Sie veredeln den priesterlichen Dienst, die Liturgie, sprechen ihre Texte im eigenen Namen. Erst seit dem späten 16. Jahrhundert dürfen überhaupt Laien Altardienste übernehmen, vorher musste man dafür bereits die Tonsur haben[748]. Im mystischen Sinne kann man die Ministranten auch als

[747] Alle Antworten wurden ursprünglich allein von den assistierenden Klerikern gegeben, an welche allein der Zelebrant sich richtete. Liturgiestellen von Laien im Kirchenschiff sprechen zu lassen war völlig unvorstellbar; Antworten wie „Domine, non sum dignus…“ wurden erst im Rahmen der Volksliturgischen Bewegung „als Moment der aktiven Beteiligung der ganzen Gemeinde interpretiert“ (Thomas Schumacher).
[748] Aus dem falschen „Volksrepräsentations“-Denken stammt auch die Forderung nach weiblichen Ministranten im späten 20. Jahrhundert. Auch die mystische Deutung des Altardienstes lässt solche eigentlich nicht zu. Engel sind als Geistwesen zwar geschlechtslos, aber im liturgischen

„Verkörperer“, Darsteller der *Engel* sehen, die Jesus (hier: den Priester) bei Seinem Opfergang begleiten. Diese Deutung kommt schon im Hochmittelalter zum Tragen, als der „Rauchfassengel“ in der Kunst auftritt und ein Altardienst somit einem Engelsdienst gleichgestellt wird. Die „Volksvertretung“ aber ist eben ein Fetisch des langen 19. Jahrhunderts. Die Ideologie, die Ministranten (und letztlich auch der Priester) würden die Gläubigen „vertreten“, kommt aus der Zeit, als man anfing, auch in Herrscher und Staat „ursprünglich“ Vertreter des nun vergötzten (und als „Organismus“ betrachteten) „Volkes“ (anstatt Gottes, in Seiner Richtergewalt) zu sehen. Dass einfach Einzelne für sich und einander gegenüber stehen konnten war damals unvorstellbar geworden. Der Mythos taucht um 1800 etwa beim josephinistischen Priester und Freimaurer Karl Schwarzel auf; er behauptete damals, früher habe in der Messe immer das ganze Volk geantwortet, aber seit die Kirchensprache nicht mehr Volkssprache war (als sei sie dies je gewesen!), seien „sogenannte Ministranten“ eingeführt worden, die anstelle des Volkes nun ihre „auswendig gelernten“ Antworten gaben – eine unsagbar plumpe Geschichtsfälschung, wie sie zu diesem Milieu passt.
Damals pflegte man auch die üblen deutschen „Singmessen“, die das Volk mehr beteiligen sollten, weil das ja angeblich so „ursprünglich“ sei. In den 1920er Jahren ging von Maria Laach und Klosterneuburg eine ähnliche Bewegung aus, damit das „Volk“ mehr beteiligt sei und überhaupt alles „deutscher“ in der Kirche werde (der Durchbruch für deren „Betsingmesse“ kam pünktlich 1933).
Das kirchliche Gegenstück zur völkischen Bewegung war diese (entsprechend ökumenisch orientierte) „volksliturgische“, um den NS-Anhänger Pius Parsch gruppiert[749]. Sämtliche NS-freundlichen Geistlichen standen in geistiger Nähe zur jener Bewegung. Der offen deutschtümelnde Abt von Maria Laach, Ildefons Herwegen (einer der Entwickler der „Gemeinschaftsmesse“)[750], verglich 1933 die Bedeutung der volksliturgischen Bewegung auf religiösem Gebiet mit der des Faschismus für die Politik und war von der Machtübernahme ganz begeistert („wer nicht folgt, ist ein Schädling für die Gemeinschaft“). Sie grassierte in Deutschland und den Niederlanden (z.T. auch Belgien und Frankreich) seit Ende des Ersten Weltkriegs und sollte später den ersten Teil des Konzils (der sich mit liturgischen Fragen befasste) personell bestimmen. Sie hatte als Ziel nicht etwa die Verschönerung der Liturgie (wie einst z.B. der

---

Kontext eben mit „männlichen“ (priesterlichen) Aufgaben ausgestattet; nicht ohne Grund stellt sich der Mensch den kriegerischen Michael oder den die („weibliche“) Kirche verführenden und „vergewaltigenden“ Luzifer auch „männlich“ vor.

[749] Der Klosterneuburger Augustiner bejubelte euphorisch den „Anschluss“ Österreichs und gründete sogleich mit Gleichgesinnten eine ökumenistisch-antikonfessionelle „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden“.

[750] Herwegen hatte seit den späten 1920ern einen großen Einfluss auf Annibale Bugnini, den späteren Schöpfer der Neuen Messe; die Entwicklungen in Maria Laach wurden auch in Italien damals als der „letzte Schrei“ verkauft.

Cäcilienverein), sondern, dem Zeitgeist entsprechend, die aktive Teilnahme des vergötzten „Volkes“ an ebenjener. Man beklagte die Selbstverständlichkeit, dass die Laien während der Messe mit anderen (nämlich persönlichen) Gebeten beschäftigt waren als mit den formellen der Zelebranten und Altardiener, wollte eine „einzige Liturgie“, einen „Dialog zwischen Priester und Volk“, insbesondere in Form der Beteiligung am Wechselgesang. Die Chöre sollten nur noch dazu dienen, das „Volk“ zum liturgischen Mitmachen anzuleiten. Soweit herrschte noch Übereinstimmung mit Rom. Doch unter dem „Volk“ verstand man hier kein idealisiertes universal-katholisches, zu welchem die realen Katholiken zu erheben seien, sondern, ganz plump, einfach eine Gemeinde von Deutschen. Parsch war es, der 1922 erstmals Teile der Messliturgie von den Gläubigen auf Deutsch singen ließ, damit jene mehr „aktive Teilnahme“ zeigen. Ebenso propagierte er als einer der ersten die Zelebration in Richtung „Volk“ (in der Jugendbewegung der 1920er Jahre bereits umgesetzt). Anfangs war es noch teilweise Ziel der Volksliturgischen Bewegung, die Gläubigen und insbesondere die Jugend besser an das Latein heranzuführen, damit sie williger seien, den gregorianischen „Volkschoral“ zu singen. Ziel war ausdrücklich, dass der Choralgesang vom Chor allmählich auf die Gemeinde übergeht (so Suitbert Krämer OSB bei Konferenzen 1933). Polyphonie sei künftig zu unterlassen. In den Gemeinden waren die Leute damals aufwändige Chordarbietungen bzw. Orchestermusik gewohnt, gregorianischer Choral wurde maximal bei „ernsten“ Anlässen (beim Requiem oder in der Fasten- bzw. Adventszeit) gesungen. Der neue Stil wurde von den Älteren in aller Regel abgelehnt, als „unfeierlich“ gegenüber dem älteren mehrstimmigen Gesang angesehen; viele wichen auf die Frühmesse aus, als ab 1935 vermehrt die neuartige „Gemeinschaftsmesse“ praktiziert wurde[751]. Parsch dagegen beklagte, es seien vor allem Kleriker, welche die Liturgische Bewegung mit ihren Betsingmessen ablehnten, insbesondere Ordensschwestern, während „die“ Laien (quasi das „gute, reine Volk“…) angeblich ganz begeistert seien. Das Latein wurde von der Bewegung schon Anfang der 1930er Jahre vor allem als „Problem“ gesehen (Abt Basilius Ebel OSB in Trier widmete dem „Problem der Kultsprache“ eine eigene Veröffentlichung), und die Erfahrung zeigte, dass alle „Heranführungs“-Versuche überambitioniert waren. Pius X wollte einst den gregorianischen Volksgesang fördern und allen möglichst einfach und zugänglich machen – schon in den 1930er Jahren war allgemein dieser vermeintliche gregorianische Aufschwung am Ende (der allerdings noch die Konservativen unter den Konzilsvätern

[751] Bereits 1934 wurde sie z.B. in Waldshut eingeführt, zunächst nur einmal im Monat sangen und beteten bei der gesungenen Messe alle mit. Ein junger, verbissen reformeifriger Kaplan förderte diese Form ab 1939 besonders. Er gründete eine eigene neue Singgruppe mit „Bund“-Charakter, die vom Ortspfarrer als sektiererisch unterbunden wurde. Das Verhältnis dieses aus der Jugendbewegung kommenden, „zeitaufgeschlossenen“ Mannes, der „sicher nicht an Minderwertigkeitsgefühlen“ litt (Personalakte) zu seinen älteren Konfratres wird allgemein als schwierig charakterisiert. Ein typischer Exponent seiner Generation.

geprägt hatte, die somit der dortigen „Mitmach"-Euphorie nichts Grundsätzliches entgegensetzen konnten).
Der logische nächste Schritt kam Anfang der 1940er Jahre. Pfarrer Wilhelm Both in Hardheim verfasste 1941 eine weitschweifende Denkschrift, in der er eine deutschsprachige Liturgie forderte, es sei eine „zu harte Forderung", dass jetzt alle Latein lernen sollten. Erzbischof Gröber wies ihn zurecht, „wir wollen römisch-katholisch bleiben und nichts unternehmen, was den Nationalkirchlern Vorspann leisten könnte". Dennoch wurde damals in Teilen seines Erzbistums bereits wieder der Gebrauch der deutschen Sprache bei Benediktionen und Sakramenten gewünscht (z.B. Meßkirch 1941), teilweise wurden verbotenerweise schon die Lesungen allein auf deutsch gehalten. Die Abneigung gegen das „fremde" Latein wuchs nicht zufällig in der Zeit der „Volksgemeinschaft". Diese Pest innerhalb der Kirche breitete sich so rasant aus, dass Gröber 1943 ausführlich dazu Stellung nehmen musste. Er kritisierte die Hochnäsigkeit der Bewegung, mit der sie alles „Alte" verachtete, erkannte sie als neue „deutschkatholische" Strömung und ihre protestantisierenden Tendenzen (Messe als „Mahlfeier", Überbetonung des „allgemeinen Priestertums" gegenüber dem sakramentalen, Priester nur als „Sprecher der Gemeinde" usw.); leider blieben die richtigen Schritte gegen die Deutschtümler aus. Gröber selbst gab zu, „vor Jahrzehnten" wohl der erste in Südbaden gewesen zu sein, der für die unsägliche *missa recitata* Verständnis hatte. Ein durchaus konservativer Priester wie Alois Stiefvater[752] steht beispielhaft für das Drama, wie sich die falschen liturgischen Ideen der Zeit allgemein in den Köpfen einnisteten – auch er, durchaus ein Freund des Lateins und der Einheit im Ritus, hielt z.B. den sogenannten „Wortgottesdienst" für vom eigentlichen Opfer abgetrennt und an das Volk gerichtet (weshalb er befürwortete, diesen Teil in der Volkssprache zu lesen) sowie die Teilnahme am Opfer für identisch mit dem Mitbeten der Liturgie, die äußere Teilnahme sei also wichtig. Dieses „Mitmachen" war ihm letztlich wichtiger als die Bewahrung des Lateins; der Umstieg auf das Deutsche war ihm, umgekehrt, kein Selbstzweck, sondern zeitbedingtes Mittel zum Mitmachenkönnen

[752] Als Waldshuter Kaplan geriet er 1935 ins Visier der Gestapo als unbeugsamer Konfessionalist, gegen eine „Mischung" von Katholiken und Protestanten in einer „Volkskirche" predigend. In seinen Fastenpredigten bekannte er damals, dass Christus allein die *katholische* Kirche gründete. Zudem: Blut und Seele hätten nichts miteinander zu tun, für alle Menschen gelte dasselbe Recht; Gott offenbart Sich allen durch Seine Kirche (separate „arteigene Religionen" kann es nicht geben); gegen Rosenberg bejahte er die Einheitlichkeit des Ritus für alle „Rassen" als Zeichen „unserer" Einheit und Geschlossenheit (es sei „großartig", dass er in den USA oder China dieselbe Messe lesen könne und mit allen Katholiken eins sei), auch die lateinische Sprache, und verteidigte die Kirche, dass sie in der Tat einen „getauften Neger" über einen ungetauften Weißen stelle, da sie die geistige, nicht die körperliche Seite beurteile; er machte sich über Rosenbergs Behauptung, die Kirche habe „9 Millionen Ketzer verbrannt" ebenso lustig wie über die Vorstellung, Jesus sei „Arier" gewesen.

– später, wenn Latein wieder „in Mode“ komme, könne man wieder auf die Einheitssprache der Kirche umsteigen (so schrieb er 1979).
Anfang der 1940er Jahre kamen z.B. im Erzbistum Freiburg Initiativen, mehr deutsche Lieder in der Messe zu singen, sogar gleich nach der Wandlung (die Kanonstille, jeden Einzelnen allein mit dem Herrn lassend, war ein weiteres Hassobjekt der Volksverliebten), während der immer konservativer (und damit antinationalistischer) werdende Gröber wünschte, endlich protestantisches Liedgut aus der Kirche zu tilgen (das Singen von Liedern protestantischer Autoren in der Messe ist obszön. Dies waren jene Leute, die den Glauben vernichteten und die Messe abschafften). Musik, die zum Mitsingen oder sonstwie „Mitmachen“ anregt, ist als Kirchenmusik gänzlich ungeeignet, da sie den Gläubigen ablenkt vom Geschehen am Altar. Derartiger Gemeindegesang (schief, grob, viel zu laut, triviale Melodien, zudem bewusst die Übernationalität der Kirche verdunkelnd) ist so ziemlich das Gegenteil der klassischen Kirchenmusik mit ihren Engelsassoziationen. „Archaisch“ wirkende Gesänge waren andachtsfördernd, da sie in die antiken Zeiten und fernen Lande führen, die man betrachtete. Dort will der volksselige Christ freilich gar nicht mehr hin. Der Wunsch nach dem gemeinsamen Gesang deutscher Lieder war natürlich zeitbedingt. Gemeinsamer Volksgesang wurde (nicht nur) in der NS-Zeit von den völkischen Protagonisten hauptsächlich als ein Mittel zur Erzeugung von volksverbindendem „Gemeinschaftsgefühl“ angesehen. Auch die allgemeine Vergötzung „deutscher Kultur“ brachte die Hochschätzung der protestantischen „Frömmigkeitsform“ Gemeindegesang mit sich. Dessen ganze Ästhetik entsprach dem Geschmack der faschismusaffinen europäischen Jugend jener Zeit, die vielstimmigen Choral ablehnte und für ein „offenes Singen“, in das jeder einfallen konnte, warb. Das „Volkslied“ stand hoch im Kurs. Der erste „katholische“ Komponist, der die Schnapsidee hatte, sogar eine „Mundart“-Messe (in der das „Volk“ sich und seine ganz tollen „Besonderheiten“ schön selbst feiern konnte) zu komponieren, war natürlich ein Völkischer: Georg Nellius, in der „Heimatbewegung“ aktiv, für „Heimatkunst“ eintretend, Antisemit und später Nationalsozialist. Er gehörte zu einem Sauerländer Künstlerkreis, der sich über den „liberalen“ Katholizismus zum Neuheidentum hin orientierte und dem auch Lorenz Pieper, ein „rebellischer“ Nazi-Priester, nahestand. „Hauptstadt“ des Reformkatholizismus, dessen Protagonisten extrem nationalistisch und antiultramontan waren, war freilich München; aus diesem Milieu kamen die Katholiken unter den ersten Nationalsozialisten (wenngleich die meisten Parteimitglieder auch dort Protestanten oder gänzlich vom christlichen Glauben Abgefallene waren, vgl. G. Lewy). Das katholische Milieu begann schon in den 1920er Jahren durch das von reformerischen Kreisen betriebene Einrieseln des deutschen Kulturprotestantismus zu kollabieren und öffnete es somit automatisch für nationalsozialistisches Denken. Der in Maria Laach angesiedelte „Katholische Akademikerverband“ mit Franz Xaver Landmesser an der Spitze vertrat einen „Sozialkatholizismus“, der Katholizismus müsse in die „Gesamtgesellschaft“ besser

eingebunden werden, Katholiken sollten sich der modernen Zeit nicht mehr verschließen – und die moderne Zeit war die Zeit von Rasse und Nation. Lucia Scherzberg betont zurecht, dass das so populäre Verständnis von Kirche als „Gemeinschaft“ (statt „Heilsanstalt“, die zur Verfügung stellt, was für das individuelle Seelenheil notwendig ist) in Deutschland von jenen Theologen vorangetrieben wurde, die dem Nationalsozialismus nahestanden. Die Progressiven übernahmen die Partei-Parole vom Gemeinnutz, der über dem Eigennutz stehen müsse („Über dem Ich steht das Wir“, Pfarrer Fabian Dietrich, Eisental), auch auf den Gottesdienst angewandt; die Messe sei eine Gemeinschaftsfeier und nicht die Angelegenheit Einzelner und auf gar keinen Fall ein „Kunstwerk“; man war gegen „passives Zuschauen“, Polyphonie und orchestrale Kirchenmusik. Das Gemeinschaftserlebnis rückte in den Mittelpunkt. Dietrich von Hildebrand kritisierte schon 1932 die wiedergekehrte Tendenz, die Liturgie pädagogisch umzudeuten (sowohl durch die Akzentverschiebung zur Lehrveranstaltung wie durch die Animation zu gemeinschaftlicher Aktion, die sich zunehmend selbstzweckhafter darstellte), den Kult also zu instrumentalisieren; das eigentlich Wichtige spiele sich ja draußen in der Welt ab, dafür „stärke“ der Kult bloß, meinte man. Dass die Messe den Menschen z.B. zu einem „bewussteren Christen“ machen kann, wie der für die späteren konziliaren Fehlentwicklungen einflussreiche Liturgiker Jungmann es für ihren Hauptzweck hielt (der Einfluss des Konzepts vom „positiven Christentum“, gemeinschaftsdienliches Handeln statt heilsindividualistisches „jüdisches“ Kultopfer, ist offensichtlich), mag ein netter *Neben*effekt sein, ist aber nicht der Intention der Ausführenden geschuldet; hinsichtlich des Gotteswortes hat die Messe keineswegs die Verkündigung oder Lehre desselben zum Ziel, sondern seine (segensstiftende) *Feier*. Ihr eigentliches Wesen besteht im Opfer, zur individuellen Vermehrung der heiligmachenden Gnade. Jungmann, Rahners Mitstreiter in Innsbruck, lehrte während der NS-Zeit dagegen eifrig, die traditionelle lateinische Liturgie mit ihrem Opfercharakter sei eine bedauerliche mittelalterliche „Übermalung“ der angeblich „ursprünglichen“ gewesen, und die tridentinische Vereinheitlichung des Ritus in Europa hätte zudem ein „blühendes Flusstal“ ödegelegt - sich offenbar mehr Diversität nach nationalen Kriterien wünschend. Ein weiterer Wegbereiter des Konzils, Michael Schmaus (seit 1933 in Münster lehrend), NS-freundlich und ebenfalls ständig die Parole „Gemeinnutz vor Eigennutz“ betonend, phantasierte in seinen mit der Staatsideologie vollkommen übereinstimmenden Schriften vom „gewachsenen Volksganzen“ als „Werk der göttlichen Vorsehung“ und hielt das „Erleben“ dieser „Gemeinschaft“ für besonders wichtig. Ein typischer „Reformkatholik“ war auch Martin Spahn[753] - er sah Luther als „großen Deutschen“ an, Katholiken sollten ans „Deutschtum“ herangeführt werden; den Unvereinbarkeitsbeschluss seiner Burschenschaft mit dem Nationalsozialismus ließ er aufheben. Oder auch Josef Rupert Geiselmann, der spätere Lehrmeister Walter

[753] Zur Weimarer Zeit DNVP-Mitglied, trat er 1933 in die NSDAP ein.

Kaspers[754], seit 1933 Rektor an der Universität Tübingen, NS-Sympathisant, im „3. Reich“ über die Möglichkeiten der „Wiedervereinigung der Konfessionen“ publizierend. Reformkatholiken waren immer stark national orientiert, auch die modernistische und antikonfessionelle (jeder Konfessionsstreit solle überwunden werden) Zeitschrift „Hochland“ war entsprechend ausgerichtet, ihr Gründer Carl Muth ein glühender Patriot, die „deutsche Kultur“ über alles lobend; zum Hochland-Kreis gehörte passenderweise Carl Schmitt. Ausnahmslos allen NS-nahen Priestern ist gemein, dass sie sich von den Glaubenstraditionen entfernt hatten (Kevin Spicer). Sie alle waren interkonfessionell-ökumenisch orientiert. Den „spaltenden“ Konfessionalismus bezeichnete der Nationalsozialismus bekanntlich als „jüdischen Geist in uns“, der zu überwinden sei. Uneinigkeit, Auseinandersetzung, ja „Eigennutz“-Denken galten nicht nur als Ausdruck latent unpatriotischer Gesinnung, sondern als fundamentaler Gegensatz zur Idee der „Nation“ – deren Einheit stünden die Konfessionen entgegen. Zahlreiche Karikaturen im Stürmer stellten Kleriker (die sichtbare Verkörperung des Konfessionalismus) regelmäßig als Verbündete „der Juden“ dar. „Konfessionelle Veranstaltungen“, die also exklusiv waren, die „Spaltung“ aufrechthielten (welche aktiv aufgehoben werden sollte), waren verpönt. Im September 1933 wehrte sich Kardinal Bertram als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz gegen die immer lauter gewordenen Stimmen, eine interkonfessionelle Nationalkirche einzuführen (Erzbischof Gröber widmete dieser Gefahr eine eigene Denkschrift). Hauptträger dieses Ansinnens waren die „Deutschen Christen“[755]. Aber auch der „Mainstream“-Nationalsozialismus war sich einig, dass das öffentliche Leben „entkonfessionalisiert“ werden müsse (der Schlüsselbegriff der NS-Religions- und Kulturpolitik), „Volksgemeinschaft“ und Konfessionen wurden als Widersprüche erkannt. Kirchliche soziale Tätigkeit wurde

[754] Der ungeheuer einflussreiche Apostat Kasper, Jahrgang 1933, von Wundern über Auferstehung bis Gottessohnschaft das komplette Christentum leugnend, ist in der Nachkonzilsära der wohl resoluteste Kämpfer für mehr Macht der nationalen Bischofskonferenzen, sprich das Vorantreiben des Nationalkirchenprinzips. In diesem Milieu einen ehrlichen Umgang mit den geistigen Wurzeln zu erwarten ist utopisch, wie das Verhältnis zur Wahrheit dort zeigt; als Kasper z.B. 2014 afrikanische Bischöfe sinngemäß zu homophoben Hinterwäldlern abstempelte, von denen sich ein aufgeklärter Deutscher nichts sagen lassen solle, leugnete er (als ihm der rassistische Gehalt auffiel) kurz darauf einfach, das entsprechende Interview je gegeben zu haben – bis ihm das Gegenteil bewiesen werden konnte.

[755] 1934 erklärte „Reichsbischof“ Müller: „wir sind dem Nationalsozialismus eine einige romfreie deutsche Kirche schuldig“; gemäß dem Grundsatz „ein Volk, ein Glaube“ plädierte er für eine Staatskirche mit dem Staatsoberhaupt an der Spitze. Rosenberg wollte das Christentum dagegen beseitigt, nicht geeint sehen. Eine „Volkskirche“ fand auch seine Zustimmung, aber eine entchristlichte, gegen Dogmen, gegen das Alte Testament, gegen die Kreuzestheologie gerichtet, dafür germanische Heldensagen und einen germanischen Heros mit Speer einbindend. Das Ideal der Nächstenliebe sei „der Idee der Nationalehre unbedingt zu unterstellen“, „gut“ sei eine Tat in erster Linie, wenn sie der „Sicherung des Volkstums“ diene.

daher nach und nach auf vielfältige Weise behindert und durch „neutrale“ Einrichtungen „ersetzt“. HJ und BDM trichterten den Kindern ein, die Konfession sei etwas Nebensächliches, zu Überwindendes, schließlich die zum höchsten Ziel hochgejubelte „nationale Einheit“ behindernd[756]. Bekenntnisschulen wurden verboten. Baldur von Schirach sah konfessionelle Verbände generell als staatsfeindlich an – 1935 erklärte er, sie seien „ein außerhalb des Staates stehender Zusammenschluss derer, die die Idee des Staates verneinen“. Neu angelegte Siedlungen sollten gemischtkonfessionell sein, um die Vermischung zu fördern[757]. In einer Hildesheimer Simultankirche wurde 1937 sinnfällig die trennende Mauer zwischen dem protestantischen Schiff und dem katholischen Chor abgebaut. Häufig waren Veranstaltungen von Parteiorganisationen gezielt so gelegt, dass Teilnehmer den Gottesdienst versäumen mussten. Ansonsten nahmen NSDAP-Mitglieder stets in geschlossenen Formationen an Gottesdiensten teil. Dies waren fast immer protestantische (vor 1933 war eine solche Teilnahme in der katholischen Kirche ohnehin verboten)[758]. Seit 1935 gab es in Militär und HJ interkonfessionelle „Gemeinschaftsgottesdienste“, gegen den Protest der Bischöfe. Bei der Wehrmacht waren interkonfessionelle Gottesdienste gang und gäbe (fast zu einem Drittel). Fast alle militärischen Vorgesetzten waren gegen konfessionelle Trennung. Und die Armeeseelsorger beider Konfessionen verstanden sich häufig, in der „Kameradschaft“ des für den Nationalsozialismus zu Felde ziehenden Gewalthaufens, immer besser. Bei den Erscheinungen in Heede ab 1937 (die Nazibehörden verboten sogleich den Kult und ließen die vier Sehermädchen in eine „Irrenanstalt“ bringen[759]) betonte Maria bezeichnenderweise ihre Stellung als Königin der Armen Seelen (sie erschien an Allerheiligen, als die Kinder gerade die Ablassgebete beteten) – gerade dieser Aspekt der katholischen Praxis (damals stark verhöhnt, die christliche „Einheit“ gefährdend) wurde von ihr also als besonders bedroht und zu schützen angesehen.
Das Ideal der Nazis war nicht der „gottlose Materialist“, sondern der einen vagen überkonfessionellen Gottglauben habende „gute Staatsbürger“. Die Partei förderte gezielt die konfessionelle Indifferenz (ab 1938 Bezeichnung „gottgläubig“) und war gegen organisierte Religion, ging schließlich sogar auf Distanz zu den „Deutschen

[756] Auch in den Schulen sollte den Kindern das, was Katholiken von Protestanten unterscheidet und von ihnen abhebt, ausgetrieben werden; die Konzilsgeneration verinnerlichte damals nachhaltig das Gefühl, das Besondere müsse einem peinlich sein.
[757] Erst seit 1935 wird der Begriff „Mischehe“ in Deutschland nicht mehr für konfessionell verschiedene Partner, sondern „rassisch“ verschiedene gebraucht.
[758] Der Protestantismus unterscheidet sich vom Katholizismus ausschließlich durch die Negation, durch Leugnung von Glaubenssätzen; er ist rein destruktiv. Alles, was an ihm noch christlich ist, ist auch im katholischen Glauben vorhanden.
[759] Die weltlichen Autoritäten sahen wie schon in La Salette (und später in Fatima) die „öffentliche Ordnung“ gefährdet. Jene steht offensichtlich dem Kampf um die individuelle liebende Zuwendung Gottes entgegen, ist ein Götze.

Christen“. Die NS-Standardreligion der „Gottgläubigkeit“ (Konfessionsbezeichnung für ausgetretenen Kirchenmitglieder; z.B. von Beamten und Parteigenossen wurde der Austritt erwartet) war im Prinzip die Vollendung des Protestantismus – nun ist gar nichts mehr sicher, es herrscht totale Dogmenfreiheit, man kann sich besten Gewissens den weltlichen Mächten und Strömungen der Zeit hingeben.
Sowohl der Massen-Ökumenismus der 1950er/60er Jahre (vor der Machtübernahme war er noch ein sektiererisches Randthema) als auch die seitherige Abtrennung „fremdvölkischer“ Gläubiger aus den Gemeinden haben ihre Wurzeln in der NS-Kirchenpropaganda. Und woher kommt wohl der moralrelativistisch fehlinterpretierte Barmherzigkeitsbegriff der HJ- und späteren Konzils-Generation (die „Progressivsten“ waren dort natürlich Deutsche)? In der NS-Zeit wurde man auch gegen die „jüdische“ Wendung des „gerechten“ Gottes aufgewiegelt, um das Volk nicht in Gute und Böse einzuteilen (Mosse). Gleichzeitig wurden manche Priester zu Märtyrern, nur weil sie z.B. die nationalstaatliche Definition der Ehe öffentlich ablehnten – als sterbende Anachronismen, für Protestanten und ihre neuen Freunde, die liberalen Pseudokatholiken, natürlich zum Ärgernis[760]. Es gilt: je „dogmatistischer“, desto NS-kritischer. Etwa für den Berliner Dompropst und Märtyrer Bernhard Lichtenberg (laut SD ein „fanatischer Gegner des Nationalsozialismus“) war klar: die kirchliche Lehre musste unverfälscht und ungeschmälert weitergegeben werden; er war stets auf den Tod und das himmlische Ziel ausgerichtet, ihm entgegenfiebernd, und daher gegen jede Lauheit, sprach nie zweideutig, orientierte sich streng an der Offenbarung. Er betonte die Soutane als Zeichen des priesterlichen Umgewandeltseins, liebte das Gebet in der Einsamkeit (er hatte eine Vorliebe für Eremitenorden), zugleich die Erhabenheit der Riten, die sinnliche Frömmigkeit und die Treue zum göttlichen Gesetz, betete eifrig das Brevier, verehrte das Allerheiligste (ermutigte, auch auf der Straße vor Ihm niederzuknien). Als Lehrer hatte er den Spitznamen „Papst“, charakterisierte sich selbst als „mittelalterlich“, ermutigte zur Differenz: man soll jeden merken lassen, dass man katholisch ist, auch weite Wege sind auf sich nehmen, um sonntags in eine katholische Messe zu kommen. Er mahnte zur zweiwöchigen Beichte, betete für die Rückkehr von Apostaten, die ungültige Mischehen eingingen, und bemühte sich um Konversionen. Er verteidigte Dogmen, Tradition, Hierarchie, und noch im Sterben „murmelte er überwiegend lateinische Worte“. Lichtenberg betete ab der Reichspogromnacht (Synagogen waren für ihn auch „Gotteshäuser“) jeden Tag, zur Nächstenliebe

[760] Während beispielsweise mit Kriegsgegnern paktierende „Hochverräter“ grundsätzlich auch in damaligen Rechtsstaaten vor Gericht gekommen wären, sieht man anhand solcher Märtyrer, die noch im vermeintlich „Kleinsten“ keinerlei Zugeständnisse machen wollten, das ganze Ausmaß deutscher Barbarei: könnte es den Ungläubigen doch egal sein, wie ein Priester z.B. irgendein Konkubinat beurteilt, gerieten sie darüber bis zum Mord in Rage.

auffordernd, öffentlich für die katholischen „Nichtarier“ und nichtkatholische Juden[761], KZ-Häftlinge und, im Krieg, für die Bombenopfer auf beiden Seiten; die Euthanasiemorde nannte er Verbrechen, die Gottes „Rache über das deutsche Volk herausfordern“. Im Traum nicht wäre so etwas z.B. einem Karl Adam eingefallen. Jener war einer der bekanntesten Theologen seiner Zeit und gilt als weiterer Wegbereiter des Zweiten Vatikanischen Konzils. Adam warb offen für die Vereinbarkeit des Nationalsozialismus mit dem Glauben, bewunderte Hitler als „Sohn des Volkes“ und entwickelte eine „deutsche Ethik“. Adam, lange vor der NS-Zeit stets „mit deutschem Gruß“ unterzeichnend, hielt die Einigkeit im deutschen Volk für den höchsten Wert (Andersdenkende würden „ihrem Blut untreu“ werden), der Geist sei im „Volkstum“ verwurzelt, das Blut sei eine „Urmacht“, welche dieses „Volkstum“ geschaffen hätte[762]; Lehre, Disziplin und Kult sollten sich dem „Volksgeist“ anpassen; Adam wollte daher eine deutschsprachige Messe und die Verehrung vornehmlich „deutscher Heiliger“ (Erzbischof Gröber kritisierte ihn dafür, als „Deutschkatholiken“, öffentlich). Insbesondere alttestamentarische Heilige brauchte es für ihn nicht. Lichtenberg, ein resoluter Gegner neuer theologischer Strömungen, hielt Adam entgegen, die höchste irdische Aufgabe sei, den Willen Gottes zu erfüllen und dadurch (persönlich) heilig zu werden, nicht etwa ein Dienst an Volk oder Reich, Einheit im Volk sei keineswegs der höchste Wert; die Seele stamme aus Gott, „nicht aus Blut und Boden“ - Blut, Boden, Rasse, Hautfarbe, Sprache seien „zweiten Ranges“, Träger und Subjekt des übernatürlichen Gnadenlebens sei ausschließlich die Person; ein Deutscher habe keine anderen Aufgaben in der Welt als ein Südseeinsulaner, für alle Menschen gelte dasselbe Sittengesetz.
Wer dagegen den damals modernen „Stars“ der Wissenschaft hinterherlief, hatte für derart „altmodisches“ Denken natürlich kein Verständnis. Kein Zufall wird das penetrante Desinteresse der Karl-Rahner-Apologeten dafür sein, wie ihr Meister eigentlich seinerzeit zum Nationalsozialismus stand – eine ja wohl naheliegende Frage bei jemandem, der der tief im völkischen Sumpf versickerten „Volksliturgischen Bewegung“ nahestand, den antisemitischen und antichristlichen Naziphilosophen Heidegger (den er zu einer Zeit hörte, als das „Volk“ im Zentrum von dessen Betrachtungen stand, den Einzelnen funktionalisierend) nach Eigenauskunft „verehrte“, sowohl bei konservativen Professoren als auch bei Erzbischof Gröber aneckte, weil er Ideen aufgeschlossen war, die Ende der 1930er „modern“ waren (er bezog sich z.B. positiv auf Adam), und der, unter der Protektion des Wiener Nazikardinals als Priester unbehelligt im NS-Staat wirkend, von jenem mit dem Verfassen eines

[761] Für seinen Einsatz für die „nichtarischen“ Katholiken, für die seit 1938 ein eigenes Hilfswerk eingerichtet war, erhielt er 1943 in Gefangenschaft eine anerkennende Grußbotschaft Pius‘ XII.
[762] Das Judentum sei infolge seiner verdorbenen „völkischen Substanz“ bereits zur Zeit des Alten Bundes „immer widergöttlich“ gewesen, Jesu Botschaft sei „antijüdisch“.

Gegenmemorandums zu Gröbers Bedenken gegen die „deutschkatholischen“ Strömungen beauftragt wurde - deutschtümelnder und protestantischer Einfluss auf die Kirche sei doch gar nicht so schlimm. Schriften seines konservativen Gegners Dietrich von Hildebrand durften in Deutschland derweil nicht erscheinen. Das Problem an der Rahnerschen Theologie ist nicht ihr existentialistischer Ansatz, der von einer, aus der generellen, quasi „wesenlosen“ menschlichen Offenheit abgeleiteten, speziellen Offenheit des Einzelnen für Gott ausgeht, welcher letztlich „sich selbst erlösen“ muss und maximale schöpferische Freiheit bei der Ausgestaltung der Beziehung zu Gott hat, was Rahner kombiniert mit einer Definition der heiligmachenden Gnade als ungeschaffener Selbstmitteilung Gottes. Das Problem ist, dass er, in einem allgemeinen theologischen Liberalismus gefangen bzw. aus Unglaube schlicht und einfach Häresien vertretend (Leugnung der leiblichen Auferstehung, Ablehnung der Jungfrauengeburt im biologischen Sinne, Probleme mit dem Begriff der Transsubstantiation…), die *Ungebundenheit* jener Selbstmitteilung übertreibt, als wirke sie letztlich völlig losgelöst von den Sakramenten (und ihrem gültigen Empfang)[763], so dass er daraus seine Häresie vom „anonymen Christentum“ entwickelt, das jeder Mensch von Anfang an in sich trage, unabhängig von seinem Willen und dem Empfang der Taufe[764]. Sein Heilsoptimismus ist grenzenlos, der Empfang der heiligmachenden Gnade (der doch notwendigerweise an die Taufe gebunden ist!) sei bei Nichtchristen keineswegs eine Ausnahme. Mission wurde dementsprechend sinnlos, niemand brauchte mehr sein Denken und Handeln umzustellen. Hauptsache, irgendwie „gottgläubig“, hätte man im „Dritten Reich“ gesagt (woher Rahners für einen Jesuiten höchst seltsame Abneigung gegen einen klaren Bekenntnisglauben kam, ist angesichts seiner Herkunft ziemlich offensichtlich). Das Christentum ist ganz und gar nicht die „Erfüllung aller Religionen“, wie es Ökumenisten wie Rahner gerne hätten – jene sind Irrwege, stehen konträr zum Christentum, welches ihre Vernichtung (das Gegenteil von „Erfüllung“) ist. Das, was die anderen Religionen zu anderen Religionen macht, ist das Böse in ihnen. Das Wahre in ihnen ist Erbe der Ur-Religion, das ohnehin bereits auch im Christentum enthalten ist.

[763] Sakrament ist die göttliche Selbstmitteilung und die Aufnahme in Hingabe schlechthin; der Aspekt des Sakraments als wahre *communio* (mit Gott) geht bei Rahner auf merkwürdige Weise unter, als sei es nur eine technisch-verdinglichte Sache und nicht ausgelebter Akt der Liebe, ja überhaupt Ur-Bild jeglicher „Selbstmitteilung“ schon über die alttestamentarischen Vorbilder.
[764] Eine Beleidigung der Andersgläubigen („ätsch, ihr seid eh schon alles Christen, ob ihr wollt oder nicht!“…) und Verhöhnung jener, die in einem heidnischen oder islamischen Umfeld ein christliches Leben gewählt haben, weil sie es für besser, ja notwendig erachten und allerlei Opfer dafür bringen müssen bis zur Verfolgung, sich nicht um des lieben Friedens willen der Mehrheit anpassen, wie es Rahners urdeutsches Ideal ist. Überflüssig zu erwähnen, dass die besondere Rolle des Judentums in seiner Theologie bestenfalls verschwimmt.

„Katholisch“ heißt, dass die Kirche[765] allen offensteht – nicht, dass jeder (ob getauft oder nicht) letztlich ja schon irgendwie drin wäre.
Ein Ahnherr des Ökumenismus ist der Religionswissenschaftler und „freie Protestant“ Gustav Mensching - voller Verständnis für angebliche „Volksreligionen“ (mit kollektivem statt individualistischem Heilsversprechen) und angesehener Professor im NS-Staat. Er strebte nach Überwindung der Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus in einer Nationalkirche, Volkstum stünde schließlich in engem Zusammenhang mit der Religion, auch wenn die Religionsstifter „fremdrassig“ gewesen sein mögen, wie er als Christ zugeben musste; auf die hypothetische Volksreligion folge historisch Menschheitsreligion, in der die Individuen sich aus dem angeblich natürlichen Verband geistig „herauslösen“ aufgrund existenzieller Fragen, als Ideal dann wiederum die „völkisch differenzierte Menschheitsreligion“. Der Einführung der Landessprache im Gottesdienst kam bei Menschings Ansinnen eine zentrale Rolle zu. Dazu gab er 1937 und 1940 Bücher des modernistischen, lutherverliebten „Reformkatholiken“ Johannes Hessen (später natürlich „Pazifist“ und „Atomwaffengegner“ [766], sprich glühender Antiamerikaner) heraus. 1933 biederte der sich gleich an, er habe stets „für eine deutsche Philosophie gekämpft“, gegen die „romanisch-scholastische“, trat in den NSLB ein. Bis 1942 (als er Redeverbot erhielt, völkischen Sektierern nicht unähnlich) publizierte er regelmäßig über so schöne Themen wie „Der deutsche Genius und sein Ringen um Gott“, „Der deutsche Mensch“ oder „Die Ewigkeitswerte der deutschen Philosophie“. Hessens Mitarbeiter am zweibändigen Machwerk „Der Katholizismus“ war Oskar Schröder, der sich auch „Dr. Germanus“ nannte; dessen Apologeten, um seine „Bedeutung für eine zeitgemäße, ökumenische Theologie“ wissend (so die „Deutsche Biographie“) geben immerhin zähneknirschend zu, dass sein „national-völkisch gefärbtes Konzept der Kirche in Deutschland und seine Forderung nach einer genuin deutschen Frömmigkeit Nähen zur NS-Ideologie aufwies“, was man ruhig noch ein bisschen deutlicher ausdrücken könnte. Die Werke hatten großen Einfluss auf das antitraditionelle, anpassungsfreudige Milieu innerhalb der Kirche.
Mensching prägte den vollkommen falschen „Toleranz“-Begriff des Ökumenismus, wonach Toleranz „mehr“ sei als die Akzeptanz der Existenz anderer Ansichten, nämlich ein „Anerkennen der verschiedenen echten Möglichkeiten lebendiger Gottesbegegnungen“, womit er ein eigenes, gefälligst von allen anzunehmendes Dogma aufstellte: in allen Religionen sei tatsächlich eine reale Gottesbegegnung vorhanden bzw. zumindest möglich, jede Religion sei eine eigene Art und Weise, dem „Heiligen“ zu begegnen. Mensching meinte in Herderscher Tradition, jedes Volk habe einen

[765] Die allein aus den Anhängern Christi besteht, die dazu sakramental berufen werden.
[766] Die deutsche Anti-Atomkraft-Hysterie speiste sich direkt aus der Kriegserfahrung der antiamerikanischen „Friedensbewegung“ – Atomkraft=Hiroshima=der böse Ami, der Weltzerstörer. Atomkraft erschien als die kriegerische Version von McDonald’s; erst in den 1980er Jahren konnte man sich vermehrt auf Gefahren der zivilen Nutzung berufen.

eigenen Charakter, sei eine „natürliche Gemeinschaft“ mit einer „Mitte“. Später war er im Vorstand des „Bundes für freies Christentum“, eines Sammelbeckens für vormalige Deutschchristen und Völkischreligiöse. Bevor es galt, sich in der Bundesrepublik als netter Onkel zu präsentieren, äußerte er sich natürlich in seinen Werken auch antisemitisch. Reformkatholiken nahmen aus dem 19. Jahrhundert stets das nationale Denken, die Staatstreue und die Romkritik mit, so auch Hermann Schell (gestorben 1906, laut Thomas Nipperdey „der Hans Küng der Jahrhundertwende“) oder Franz Xaver Kiefl (gestorben 1928). Josef Müller, dessen Schriften schon 1901 auf dem Index landeten (er kämpfte Zeit seines Wirkens für die Überwindung von Konfessionsschranken und wollte mehr Einbindung der Laien), gilt als weiterer Vordenker der „Öffnung der Kirche“ für die „Kultur“; früh war er offen für rassistische Konzepte und folgte im Alter der nationalsozialistischen Rassenlehre.
Katholiken in Deutschland, im Ökumenefieber blind für historische Zusammenhänge, ignorieren trotz dieser bekannten Fakten immernoch geflissentlich die völkischen Wurzeln des unseligen Konzils, welches von einer ideologisch durch und durch verdorbenen Generation geprägt war.
Wie durchschlagend der NS-Antikonfessionalismus das katholische Milieu zerstörte, sieht man daran, dass nach 1945 die Wiederbelebung des Zentrums nur von einer Minderheit befürwortet wurde (immerhin hatte 1933 noch ein Großteil der katholischen Bevölkerung jene Partei gewählt und eben keine „Volkspartei“ gewollt), sondern man sich mit Häretikern, zu 99,9% Nazis und sonstige Todfeinde der Kirche, verbrüdern wollte, um jenen zu helfen, auf der Basis eines „undogmatischen“ allgemeinen Ordnungschristentums erneut zu Gesellschaftsgestaltern zu werden, statt wie bisher einfach für die Freiheit der Kirche zu streiten. Als nach 1945 die ganzen lauen Halbchristen, auf weinerlicher „Sinnsuche“, zur Kirche zurückkamen, verunreinigte ihr schlechter Einfluss jene nachhaltig. Die Kirche hat zudem bei all ihren sozialen Projekten nach 1945 im Großen und Ganzen versäumt, aus deutschen Jugendlichen wieder katholische zu machen. Es waren die jungen Leute, durch die egalisierende NS-Erziehung gegangen, welche in der Nachkriegszeit auf Verbrüderung mit den Protestanten drängten. In den katholischen Jugendgruppen wurden sie in „Jugend wird durch Jugend geführt“-Manier alleingelassen – es kam daher überall zu einem Abflauen der Frömmigkeit, nur noch die Geselligkeit stand im Vordergrund. Die Elterngeneration hatte sich nur dann eine einigermaßen weiße Weste in der NS-Zeit bewahren können, wenn sie sich der Vervolksgemeinschaftung mit Lutheranern und Konsorten verweigerte und streng die Konfession hochhielt – den Kindern war diese egal[767].

[767] Der Ökumenismus wurde in katholischen Gegenden auch durch das falsche Mitleid mit jenen vertriebenen, protestantischen Altnazis befördert, die klagten, wie schlimm sie „ausgegrenzt“ würden – als sei es nicht jedermanns gutes Recht, mit Trägern böser Ideen nichts zu tun haben zu wollen. Man gebe ihnen Speis und Trank, kleide und beherberge sie, aber sich mit ihnen verbrüdern kann man erst, wenn sie Brüder in Christus werden wollen.

Wie sich der politische Nationalismus der nun bedröppelten, aber nicht von ihren seit Generationen erlernten Denkmustern loskommenden Durchschnittsdeutschen nach dem Krieg vom Sehnsuchtsort „Deutschland“ auf „Europa“ verlagerte, orientierte sich auch ihr Interkonfessionalismus über die deutsche Grenze und ging nun der ganzen Welt auf die Nerven.
Das Zweite Vatikanische Konzil war das Konzil der Deutschen. Dass z.B. die Liturgieveränderungen vor allem Protestanten gefallen sollten, mit denen man eine „Wiedervereinigung“ anstrebte (wie Paul VI selbst erklärte), ist offensichtlich deutschen Einflüssen geschuldet - wo sonst war irgendwer schon an einer solchen „Einheit“ großartig interessiert[768]? Deutschen Ökumenisten ging es natürlich stets weniger um Einheit mit nordamerikanischen Evangelikalen oder eritreischen Monophysiten, sondern mit dem lutherischen Nazi-Nachbar. Davon zeugt die den Geist der „Volksliturgischen Bewegung“ atmende Liturgiereform. Die unsägliche 1970 eingeführte neue Messliturgie mit gravierend veränderten Texten und Riten ist auch der späte Triumph Wessenbergs, setzt seine Vorstellungen in Reinform um. An die Stelle von vertikaler Verehrung und Anbetung (ein Dialog Ich-Gott) rückte eine horizontale Feier der aktuell präsenten „Gemeinschaft“ nach protestantischem Muster. Es ist dabei nicht so sehr die Frage der Stellung des Altars oder des Zelebranten im Raum - es muss nicht stören, das Gesicht des Zelebranten bei der Handlung sehen zu können, auch wenn die gemeinsame Blickrichtung (und das „Verstecktsein“ der Mysterienhandlungen) sehr viel für sich hat, zu den ästhetischen Fortschritten des Kultus gehört[769]; störend wird, wenn der Zelebrant *mich* ansieht und anredet anstatt Gott. Er stellt sich dann zwischen uns beide, ja plump und geschwätzig in den Weg, dabei soll er doch lediglich Mittler sein (wie einst der Hohepriester, der mein Opferlamm auf dem Altar des Tempels verbrennt). Wenn der Zelebrant *mein* Gesicht sehen will anstatt das Antlitz des Herrn, ist offensichtlich eine Verkehrung des ganzen Sinns der Veranstaltung eingetreten. Die Messe wurde nun verstanden als „Herrenmahl“, aus Altären wurden Tische, die Gemeinde sollte „zusammenkommen“, um des Herrn zu „gedenken“ (so eine vom Papst später wieder entschärfte Einführung zum neuen Messbuch von 1970). Der Tabernakel wurde in irgendwelche Ecken verbannt[770], die Handkommunion (zuerst in den Niederlanden,

[768] Auch ausländische Unglücksstifter wie Möhler-Verehrer Congar, von einer „Kirche der Völker“ träumend, sind nur über ihre deutschen Einflüsse verstehbar.
[769] Die Messe mit einer Busfahrt zu vergleichen, hat vieles für sich – der Priester ist der Fahrer, wir dürfen mit. Wer beschwert sich im Bus, dass er das Gesicht des Fahrers nicht sieht? Der Priester allein bringt das Opfer dar, wir werden dagegen mitgenommen. Der unangenehmste Moment in der Neuen Messe ist sicher, wenn sich der Priester von allen bei seiner Kommunion zusehen lassen muss – für alle Anwesenden ist das peinlich. Es ist geradezu obszön, in seinem intimsten Moment derart zur Schau gestellt zu werden.
[770] Das nordisch-spätmittelalterliche „Sakramentshaus“ (eine seitlich stehende Art Säule) scheint den Ikonoklasten ein besonders „deutsches“ Vorbild gewesen zu sein, als sie den Tabernakel (ein

Deutschland und Belgien) eingeführt [771], das Latein de facto komplett abgeschafft. Während die Gläubigen früher gemahnt wurden, in der Messe sich bloß nicht miteinander zu beschäftigen, ja das bloße Ansehen bzw. Beobachten anderer Gläubiger zur Sünde erklärt wurde (so bei Martin von Cochem), ist das „Gemeinschaftliche" in der Neuen Messe das Zentrale geworden: sie stellt die „Gemeinschaft" vollends über das Individuum. Änderungen einer Generation, die ihre Jugend im Faschismus zugebracht hat. Der neue Messritus verunmöglicht bewusst das persönliche Gebet, permanent redet jemand, ständig soll man etwas mitplappern, auf Kommando seinen Text aufsagen, alles wird zu einem öffentlichen Akt, nichts ist mehr allein zwischen mir und Gott möglich. Weil die Betrachtung dessen, was auf dem Altar wirklich geschieht, nicht mehr möglich ist, wird es auch nicht mehr verstanden – ein scheinbares Paradoxon angesichts des doch so bemüht pädagogischen Charakters der neuen Liturgie. Viele Texte derselben sind (nervigerweise) erklärend[772] und kommentierend statt verehrend und anbetend - ohne dabei zum Verständnis beizutragen, welches eben nicht durch einen Schwall an Worthülsen, sondern beherztes Handeln erzeugt würde.
Bereits die Reformen zur Osterliturgie in den 1950ern waren freilich klar vom Willen der Hinwendung zum „Volk" geprägt – die Segnungen wurden abgekürzt („zu lang" für die Leute), die Wasserweihe vorne am Altar (statt still am Taufbecken) vor aller Augen

---

schönes Beispiel der von Rom ausgehenden „Rejudaisierung" des Kultus im 16. Jahrhundert, die Stellung auf dem Altar wurde in Trient zur Pflicht gemacht), dabei befahlen schon Synoden des 13. Jahrhunderts, das Allerheiligste über dem Altar aufzubewahren.

[771] Ausdruck von Antiklerikalismus: man will nicht vom Priester das Heil empfangen, sondern sich selbst nehmen, schließlich sei man doch „Christi Bruder", mit Ihm auf Augenhöhe; man ist aber noch nicht im Himmel, noch nicht ganz erlöst, muss sich die Rechte des erbenden Kindes erst noch in Demut verdienen! Schon im 5./6. Jahrhundert gab es erste Verbote der „Handkommunion", spätestens seit dem 9. Jahrhundert war überall die Mundkommunion für Laien verbindlich. Ein Sakrament wird nicht sich selbst gereicht (genau das wurde aber bei der erstmaligen Einführung 1966 in den Niederlanden ausdrücklich so gewollt); Geistliche der höheren Weihestufen bekommen die Hände geweiht, damit sie *Christi* Hände werden, *Er* also eigentlich das Sakrament gibt.

[772] Wenn das Konzil von Trient durchaus unglücklich sagte, es sollen künftig an Sonn- und Feiertagen „*inter* Missarum celebrationem" die Texte der Lesungen oder auch das Mysterium der Messe selbst erläutert werden, bezog sich das (schlimm genug) lediglich auf die nun nach den Lesungen eingefügten *Predigten*. Wo diese unselige Unterbrechung nicht eingeführt wurde, war der Zeitpunkt für solche Erklärungen *vor* oder *nach* der Messe, deren Mysteriencharakter ja gerade verteidigt werden musste und die also keinen Platz für stetes Erklären ließ. Es ist eine moderne Unsitte, dass Priester während einer Sakramentspendung meinen, die Handlung (auch z.B. die Taufe) die ganze Zeit erklären zu müssen, statt einfach zu machen. Es geht völlig der Sinn für den Moment, das heilige Geschehen verloren.

durchgeführt[773], das gemeinsame Erneuern der Taufgelübde in der Volkssprache eingeführt. Mit der Liturgiereform wurde nur endgültig festgesetzt, was sich in den Jahrzehnten zuvor bereits abgezeichnet hatte: die protestantische Auffassung, die sogenannte „Gemeinde“ sei in erster Linie liturgisches Subjekt und nicht der Priester (wozu mit dem „Gotteslob“ 1975 ein entsprechendes liturgisches „Rollenbuch“ für die Gemeinde erschien, was freilich Vorläufer in den diversen Diözesanbüchern zum „Mitvollzug der Gemeindemesse“ hatte), war nun offiziell übernommen.
Der Generationswechsel hatte in den 1940er/50er Jahren haufenweise laue, glaubensschwache Personen (bereits in der NS-Zeit unbehelligt ihre Lehren ausbreitend) an die Spitze der deutschen Diözesen gespült, von der Jugendbewegung verdorben, ohne frommes Gebetsleben, dafür mit viel Eifer für die Volksideologie. Mit wessenbergischem Furor waren sie darauf bedacht, den letzten Resten katholischen Lebens, welche die NS-Zeit überlebt hatten, die konfessionelle Eigenart auszutreiben und endgültig zu vervolksgemeinschaften in einem bei volkssprachlichen „Gemeinschaftsfeiern“ geistlos „zur Ehre Gottes“ grölenden, im Gleichschritt Haltung annehmenden und auf Kommando „Antwort“ gebenden Volkshaufen. Seit 30 Jahren pflegten sie die immergleiche Aufbruchsrhetorik, unbeirrt vom offensichtlichen moralischen Scheitern jeglicher nationalen Ideologie; sie hatten nie verstanden, dass ihre Aufgabe ausschließlich in einem glanzlos-demütigen Verwalten bestand, im quasi mechanischen Weitergeben ausschließlich dessen, was sie selbst von anderen empfangen hatten. Man war stattdessen weiter gegen alte Dogmen, Verbote, welche die jeweilige neue Welt (maßgeblich gestaltet von Kirchenfeinden) madig machten, gegen einen „Ghettozustand“, auch gegen die „fremdartige“ Liturgie. Pius XII, obwohl liturgisch leider selbst ein Reformist (vielleicht ungut von seiner Zeit als hiesiger Nuntius geprägt), war der Nachkriegsgeneration deutscher Bischöfe noch viel zu konservativ; die Verkündung des neuen Mariendogmas von 1950 traf hier besonders auf Kritik, man fürchtete päpstlichen „Autoritarismus“. Die deutschen Theologielehrstühle waren seit dem „Dritten Reich“ nur noch von antirömischen Jugendbewegten besetzt. Kardinal Döpfner, typischer Nachkriegsbischof, war schon Anfang der 1950er Jahre als Ökumenist bekannt, was sich nach seinem „Trauma“ von 1953 (als er in der deutschen Presse erwartungsgemäß angefeindet wurde, weil er, noch dem Kirchenrecht gehorchend, sich einer ökumenischen Veranstaltung angesichts einer Fabriksegnung verweigert hatte) umso schlimmer wurde. Er überbrachte 1959 Vorschläge nach Rom, die Ausrichtung des Konzils bestimmend (kontroverse Themen seien mit Blick auf die

[773] Auch, wenn die ganze Gemeinde den Priester bei irgendwelchen Segnungen laut mitbetend „unterstützt“ (wiederum typisch 20. Jahrhundert), ist dies unnötig und drückt die Idee aus, die Gemeinde wäre der Akteur und der Priester nur eine Art Vertreter oder Vorsteher. Die Segnung aber ist ein allein priesterlicher Akt. Ich bin daran nicht beteiligt, auch wenn das Zusehen interessant sein mag. Der Priester ist nicht Vertreter oder Gesandter der Gläubigen, sondern nimmt sich der Anliegen derselben an, als Vertreter seines Bischofs und letzten Endes Christi.

Ökumene zu vermeiden usw.). Aus Deutschland kam damals der größte Druck auf Veränderung der Liturgie. Die Enzyklika „Mediator Dei“ wurde (u.a. in Maria Laach) begeistert aufgenommen, da sie die Möglichkeit zu solchen Änderungen verhieß. In Trier wurde sogleich ein „Liturgisches Institut“ gegründet, zur „Förderung des liturgischen Apostolats“ [sic!] – Liturgie wurde bereits allgemein als Mittel zum Zweck betrachtet und als etwas, das „gemacht“ wird. Reformistische Bischöfe wie Landersdorfer (Passau), Keller (Münster) oder Seiterich (Freiburg) forderten schon Mitte der 1950er, es müsse endlich verboten werden, dass der Priester vorne alles still alleine macht und das „Volk“ nur Lieder singt (oder gar nur der Musik lauscht), zudem solle die „Vormesse“ in der „Muttersprache“ stattfinden. Die deutschsprachigen Bischöfe hatten nun auf dem Konzil einen immensen Einfluss, und sie wiederum waren vernarrt in den Star der neuen Theologie, den Häretiker Rahner[774], als Berater Kardinal Königs[775] zum maßgeblichen Konzilstheologen werdend. Ohnehin die Österreicher: der Bischof von Linz, es der Würde seines Amtes für angemessen haltend, ständig in Lederklamotten auf einem Motorrad herumzuknattern, drängte maßgeblich auf Einführung der Volkssprache, eifrig sekundiert vom melkitischen Patriarchen, einem hochpatriotischen Verschwörungstheoretiker, der finstere Wallstreetjuden hinter der Unterstützung amerikanischer Bischöfe für die „Judenerklärung“ vermutete: jede Sprache sei doch liturgische Sprache. Die „tote Sprache“ in der Liturgie freilich bekämpfte der Patriarch und behauptete eine Offenheit des Katholizismus für jede Kultur und jeden „Geist“[776].
1964 wurde allgemein die Regel aufgehoben, dass Latein die einzig zulässige Liturgiesprache (im römischen Ritus) ist – die priesterlichen Texte mussten nun nicht

[774] Sich seines revolutionären Tuns durchaus bewusst, bekannte er offen, die zurückgebliebenen „alten Menschen“ gerne für den Gewinn der „neuen Menschen“ für die Kirche zu opfern. Zu den engen Freunden Rahners zählte z.B. Luise Rinser, die es schaffte, Kim-il-sung ebenso zu verehren wie den Dalai Lama, sich für „Tierrechte“, Abtreibung und gegen Atomkraft einsetzte und 1984 für die Grünen als Bundespräsidentin kandidierte – als typische Deutsche quasi das weibliche Pendant zu ihrem Freund Grass, ebenso wie jener alle Welt über die eigene NS-Vergangenheit belügend (begeistert in der NS-Frauenschaft engagiert, dichtete sie einst Lobeshymnen auf den Führer).
[775] 1936 in Wien promoviert, während der NS-Zeit Domkurator in St.Pölten. Von irgendeiner Art von Widerständigkeit ist nichts bekannt. Später war König bekannt für seine „Aussöhnungspolitik“ mit sämtlichen nationalbegeisterten „Antiimperialisten“ dieser Erde, auch Präsident der stark antiisraelischen Organisation „Pax Christi“.
[776] Wer noch einen Beweis brauchte, dass das jahrhundertelange Umschmeicheln östlicher Schismatiker mit lauter Extrawürsten eine falsche Toleranz war, die völkische Ideologie beförderte, hatte ihn hier leibhaftig.

mehr auf Latein gebetet werden[777]. Der hinterwäldlerische Drang, liturgische Texte (und dementsprechend auch Gesänge[778]) in die Volkssprachen zu übersetzen, stammt aus einer Zeit, als man auch meinte, englischsprachige Lieder für den deutschen Radiohörer nochmal in einer deutschen Version aufnehmen zu müssen – so lächerlich dies jemandem mit heutigen Hörgewohnheiten zu Recht vorkommt, so lächerlich ist auch der Übersetzungsfimmel in der Kirche. Die Liturgie ist nunmal Latein. Die lateinische Messe war Ausdruck und Garant der Einheit der Kirche. Überall auf der Welt war sie dieselbe. Jeder Kleriker betete in derselben Sprache und in denselben Worten wie der Heilige Vater in Rom. Überall auf der Welt konnte der Katholik sich gleich heimisch fühlen. Der Fluch der Spaltung und Trennung der Menschheit wurde durch sie überwunden. Das Gottesvolk war wirklich spürbar eins.
Noch 1962 schrieb selbst der für liturgische Experimente ausgesprochen offene Johannes XXIII, die lateinische Sprache trage dazu bei, „bei allen Völkern die Kultur der Menschlichkeit zu fördern: sie erregt nämlich keine Eifersucht, bietet sich den einzelnen Nationen unterschiedslos an und bevorzugt keine Seite“. Genauso ist es. Wer heute als „ausländischer“ Katholik in ein Land kommt, wird in eine Ghettogemeinde (mit eigenen volkssprachlichen Gottesdiensten, getrennt von der eigentlichen Territorialpfarrei-Gemeinde) verbannt, wo er sich dann als „Ausländer“ bzw. Angehöriger der jeweiligen Nation fühlen darf, nicht mehr aber als Katholik, als Angehöriger eines weltweiten Volkes, einer Weltkirche. Das Sprachengewirr in der neuen Kirche ist Merkmal ihres Zerfalls – Katholiken wollen keine Einheit mehr, wollen nicht mehr „Volk“ sein, und die Hierarchie überlässt ihre Schafe den Nationalisten, die sie ganz für ihre „Völker“ vereinnahmen wollen statt sie zu Gott zu befreien, den Individuen den Weg hinaus aus der Welt und ihrer Enge zu weisen. Statt zu heilen, verbreitet sie die Krankheiten nur weiter - die göttliche Strafe der Sprachenvielfalt dient schließlich als Instrument der Spaltung.
Zahlreich waren jene, die händeringend für die Beibehaltung des Lateins im Dienste der katholischen Universalität plädierten. Gerade in Afrika, wo bei der Vielzahl an Stämmen viele Katholiken in den Städten einander nicht verstehen, das Latein aber alle eine. „Die lateinischen Gesänge werden von allen begeistert mitgesungen, die einheimischen nur von einem Teil der Gemeinde“ (so ein südafrikanischer Jesuit). Zahllos sind die Zeitzeugenberichte, welche die lateinische Messe in der jeweiligen

[777] Zudem wurde der „Volksaltar“, die Zelebration zum „Volk“ hin eingeführt. Sollte zunächst noch zumindest der Kanon weiterhin Latein bleiben, wurde jener ab 1967 ebenfalls in der Volkssprache ermöglicht.
[778] Gemeindegesang volkssprachlicher Lieder hatte vor der Liturgiereform niemals eine liturgische Funktion. Wenn Lieder während der Messe gesungen wurden, hatten sie einen klar außerliturgischen Charakter: man sang, während nebenbei die Messe geschah. Nun waren volkssprachliche Gesänge der Gemeinde, nach protestantischem Vorbild, ausdrücklich zum Teil der Liturgie erhoben.

Kriegsgefangenschaft als „völkervereinend“ schildern, etwa anfänglichen Hass zwischen Deutschen und Franzosen überwinden lassend. Die Feier der Messe für polnische Zwangsarbeiter wiederum brachte Priestern in der NS-Zeit größte Schwierigkeiten mit den Machthabern ein, machte sie aber moralisch zu Helden der katholischen Einheit. Ohne die gemeinsame Liturgiesprache und auch ohne den latreutischen Charakter der Messe (aufgrund dessen jeder Gläubige „gleich“ ist, egal woher er kommt und wie er spricht) wäre dies nicht möglich gewesen. Landessprachliche Gottesdienste dagegen gießen allerorts Öl ins Feuer des Nationalismus. Vor allem: liturgische Sprache dient der Vereinigung mit Gott, gerade nicht mit den Menschen - man redet zu Gott bewusst anders als zu jenen, nutzt eine heilige Sprache, passt sich damit symbolisch *Ihm* an statt zu erwarten, dass Er sich auf unser Niveau herablässt. Aber das erkläre man mal Leuten, die ihre Jugend zwischen Reformhaus und bündischer Sonnwendfeier vergeudet haben. Der Inhalt der liturgischen Texte, selbst der Tageslesungen, war für die Messteilnahme „alten Stils“ schlicht nicht relevant (was nicht heißt, dass sie nicht bekannt waren). Das Verstehen ist, angesichts ihres liturgischen Zwecks (Lob Gottes und Segen für die Anwesenden), im Kontext der Kulthandlung grundsätzlich nicht notwendig. Es ist gerade ein Vorzug der alten Liturgie, dass man die Sprache (die allein für Gott ist) nicht verstehen muss. Jeder kann dabei sein und in derselben Tiefe „profitieren“. Der Mitvollzug des Opfers auf meditative, betrachtende Weise (der Aufforderung „sursum corda“ wesentlich besser entsprechend als jede oberflächliche „aktive Teilnahme“ und eine Ruhe des Altargeschehens voraussetzend) wurde noch ein paar Jahrzehnte nach Einführung der Dialogmesse von Pius XII (immerhin) gebilligt, so dass sich letztere etwa im englischsprachigen Raum nie durchsetzte, der Kulturschock bei Einführung der Neuen Messe daher umso massiver war.
Das von deutschen und niederländischen[779] Theologen geprägte Konzil schuf nun de facto lauter Nationalkirchen mit ihren eigenen Riten (da eigenen Liturgiesprachen). Bei Papstwahlen schaut man inzwischen auf die „nationale Herkunft“ des Gewählten, als sei er nicht von Gott gegebener Vater, über allen „Nationen“ und sonstigen weltlichen Nichtigkeiten stehend, über ein Volk regierend, das älter ist als jede vergängliche

[779] Der häretische „Holländische Katechismus“ behauptet z.B., der Mensch, „so wie wir ihn kannten“, würde mit dem Tod zu existieren aufhören; vielmehr würde er wörtlich (aus dem Nichts) „neu erschaffen“, sei nicht dasselbe Individuum wie der „alte“, und kann demzufolge auch nicht verantwortlich gemacht werden für die Taten jenes verschiedenen „Vorgängers“. Kein Gericht, kein Fegefeuer (kein Gebet für Arme Seelen), keine Hölle. Keine Sorgen, kein Kampf um die Seele. Sünden gebe es zwar, seien aber ohne Bedeutung für das ewige Leben. Die Amsterdamer Pseudo-Erscheinung „Frau aller Völker“ nennt sich in Anlehnung an diese aus dem Protestantismus stammende Vorstellung die „Frau, die einst Maria war“. An ihr (umgarnt von allerlei weißen und schwarzen Schäfchen, die unterschiedliche „Nationen“ repräsentieren sollen) sieht man auch schön den Zusammenhang von Volkstumswahn und modernistischer Häresie.

„Nation“, sondern Vertreter irgendeiner irdischen *gens*, ein Exempel, wie die berüchtigte Schlagzeile der „Bild“-Zeitung („Wir sind Papst“) einst nahelegte.
Ein entscheidender Schritt dorthin war die Einrichtung von (vollkommen überflüssigen) „nationalen Bischofskonferenzen“[780] im Zuge des Konzils, die sich als Zwischeninstitutionen zwischen den einzelnen Bischof und den Papst geschoben haben. Immer häufiger wird die Kirche als ein bloßer Zusammenschluss solcher „Konferenzen“ gesehen, die irgendwie autonom, wenn auch „in Einheit mit dem Papst“ (der zu einer Art „Ökumenischem Patriarchen“ wird) seien. Die „katholische Kirche in Deutschland“ ist aber mitnichten ein eigener Corpus, sondern bezeichnet lediglich die Summe jener römisch-katholischen Bistümer, die zufällig auf dem Staatsgebiet der Bundesrepublik liegen. Alle Christen gehören zusammen, bilden *ein* Volk; Kirche im Plural zu denken ist an sich widersinnig. Bistums- und Kirchenprovinzgrenzen scherten sich traditionell nicht um Herrschafts- oder Sprachgrenzen[781].
Gleichzeitig mit den nationalkirchlichen Strukturen wurden Einrichtungen wie „Pfarrgemeinderäte“ geschaffen, die über den Gottesdienst (etwa in Ausschüssen wie „Liturgiekreisen“), der protestantischen Logik entsprechend, Entscheidungen treffen zu können meinen[782]. Überhaupt die Gemeinde („versammelte Menge“) als eigene Entität zu betrachten, ist ein Auswuchs modernen Kollektivismus[783]. Sie ist einfach nur die Gesamtheit derer, die zum Sprengel eines bestimmten Pfarrers[784] gehören. Sie existiert nicht von sich aus (die alte protestantische Irrlehre), sondern nur durch den Pfarrer, der

[780] Zuvor gab es in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Fuldaer und die Freisinger Bischofskonferenz, die lediglich inoffizielle Treffen der Bischöfe waren, vor allem um eine gemeinsame Linie gegenüber der antikatholischen Politik zu besprechen.
[781] Die Kirchenprovinz Köln z.B. umfasste die ganzen Niederlande und das (zweisprachige) Bistum Lüttich, die Kirchenprovinz Besançon u.a. das Bistum Basel; auch Venezien und Slowenien bildeten eine gemeinsame Provinz. Das zweisprachige Bistum Breslau erstreckte sich im 18. Jahrhundert über preußische und österreichische Gebiete. Erst ab den 1760er Jahren begann die Kirche, die Bistumsgrenzen an die Staatsgrenzen anzupassen; vorher war die Kurie demgegenüber zu Recht sehr ablehnend: weltliche Herrscher sollten keinen Einfluss auf die innere Verfasstheit der Kirche bekommen.
[782] Im Zuge des Konzils wurden „Gemeinden“ erstmals kirchenrechtliches Subjekt, Pfarrer dem Wohlwollen dieser nun allerorts geschaffenen Vereinigungen unterworfen.
[783] Gemeindepatronate z.B. sind ein vollkommen modernes Phänomen - Heiligenpatronate galten früher Kirchen*gebäuden*, nicht etwa „Gemeinden“, die als Nicht-Entitäten keinerlei Schutzes bedürftig sein können.
[784] Erst seit 1983 hat die Pfarrei (*parochia*, ein kirchlicher Verwaltungsbezirk für priesterliche Amtshandlungen innerhalb eines Bistums, für den ein Pfarrer zuständig ist) überhaupt einen eigenen kirchenrechtlichen Status, was vorher nur dem Bistum zukam (mit dem Pfarrer als Mitarbeiter des Bischofs). Die Pfarrei ist eine Untereinheit der Diözese und dient dem Bischof, seine Pflichten (vom Papst auferlegt) zu erfüllen; der Titel „Parochus“ war bis ins Spätmittelalter sogar dem Bischof vorbehalten (der Pfarrer war *sacerdos parochialis*).

vom Bischof in die Provinz geschickt wurde, um die Sakramente zu spenden und den Glauben zu lehren. Sie ist gerade nicht *communitas*, sondern *coetus* (Gruppe) *fidelium*, durch bischöfliche „Willkür" hergestellt. Das Zauberwort der letzten 60 Jahre schlechthin ist in der verdeutschten Kirche jedoch das der „Gemeinschaft". Die Konzilsgeneration ist im Nationalsozialismus aufgewachsen und hat dessen Denkmuster (Volk, Gemeinschaft, „Rationalismus" gegen „alten Aberglauben") verinnerlicht. Im Ökumenismus lebt das „deutschchristliche" Denken weiter: man erstrebt, bekenntnisfeindlich, eine „gemeinsame" Volkskirche („Ausländer" dagegen sollen ihre „eigenen" Gemeinden haben), Unterschiede zwischen den Konfessionen sind zu tabuisieren, mit Rom will man ohnehin nichts zu tun haben[785]. In Deutschland war das „Selbstbewusstsein" der Laien schon zu Konzilszeiten besonders ausgeprägt (klar, bei der antiklerikalen Schule, durch die man gegangen ist), ebenso die Romfeindschaft. Absolute Randthemen wie die priesterlich-zölibatäre Lebensform (die keinen Unberufenen irgendetwas angehen sollte)[786] oder ein Priestertum für Frauen rückten hier in den Vordergrund der Berichterstattung über die Kirche, für deren eigentliche Anliegen sich niemand zu interessieren scheint. Die überwältigende Mehrzahl der katholisch Getauften in Deutschland praktiziert den Glauben nicht mehr, lehnt noch die grundlegendsten Glaubenslehren ab, betet nicht mehr, es ist schon eine Leistung, noch zu wissen, was ein Rosenkranz ist. Auch bei den Priestern ist die Lage desolat. Unter dem Dach der Hierarchie (die sich weigert, ihrem Hirtenamt nachzukommen) tummeln sich Anhänger einer ökumenistischen Pseudoreligion, die behauptet, alle Religionen lehrten „eigentlich" dasselbe, nur je nach „Volksgeist" eben in unterschiedlichen Ausdrucksformen – die kirchliche Tradition wird als „europäische" reine Äußerlichkeit wahrgenommen. Es sind Nichtkatholiken, die sich als Katholiken ausgeben, Deisten, die sich für „Christen" halten wegen ihrer „Volkstradition". In der nachkonziliaren Ära setzte sich die von deutschen Theologen betriebene Versöhnung mit dem Heidentum

---

[785] Wenn z.B. der 1923 geborene Peter Manns, Schüler und Mitarbeiter des NS-freundlichen Progressisten Joseph Lortz, Luther als „Vater im Glauben" bezeichnend und herausragend im „katholisch-lutherischen Dialog", 1981 gemeinsam mit Werner Haverbeck das unsägliche „Heidelberger Manifest" gegen die „Überfremdung des deutschen Volkes" unterzeichnete, war dies absolut folgerichtig.

[786] Wer sich nur dann vorstellen kann, Priester zu werden, wenn er gleichzeitig eine Ehe führen darf, ist offensichtlich für das Priestertum (das voraussetzt, sich ganz allein Gott schenken zu wollen) ungeeignet. Wenn der Zölibat heute von fast 90% der Deutschen abgelehnt wird (gemeint ist natürlich nicht der buddhistische), ist dies angesichts der jahrhundertelangen Propaganda gegen die priesterliche Lebensführung nicht verwunderlich. Die monastische Existenz (als Reinform geistlichen Lebens) ist das Gegenbild zur bürgerlichen, und der Spießbürger fühlt sich traditionell vom Autonomen provoziert. Er hätte auch den Pfarrer gerne als guten Kumpel, nicht als die weltabgewandte, im Angesicht des Heiligen lebende, spirituellen „Hochleistungssport" treibende, distanzierte Respektsperson aus einer anderen Welt, die er nunmal ist.

unter Preisgabe der jüdischen Wurzeln im Lauf der Jahrzehnte dann bis an die Spitze der Kirche durch. Die häresieverdächtige Vorstellung eines Wirkens des Heiligen Geistes in heidnischen Religionen fand ihren Weg bis in päpstliche Enzykliken. Aber schon die nachkonziliare Rede, man wolle „Gott suchen“ (natürlich mit allen „gemeinsam“) ist höchst befremdlich; der Katholik unterscheidet sich vom Heiden ja gerade dadurch, dass er Gott nicht mehr „suchen“ muss, sondern gefunden hat. Er weiß, wo Er ist, wie er zu Ihm kommt, wie er Ihn rufen und lieben und mit Ihm eins werden kann, und tut dies auch ständig. Wer Gott erst noch „suchen“ will, hat dagegen offensichtlich seinen Glauben verloren.

Als Katholik glaube ich (in bester alttestamentarischer Tradition), dass ich auserwählt und im Besitz der Wahrheit bin, mein Gott der einzig wahre ist und der, der nicht glaubt, verdammt bleibt (was jeder Mensch vor seiner Taufe war) – moderne Christen halten so etwas für einen Skandal wegen ihrer antijüdischen Denkmuster, die sie vom harten Antisemitismus ihrer geistigen Ahnen übernommen haben. Gott sagt: „Ich bin ein eifersüchtiger Gott […], außer Mir gibt es keinen Retter“ (Is 43,10f), Christus bestätigt, der einzige Weg zum Vater zu sein. Den modernen, im Nationalismus sozialisierten Christen aber ist eine Religion peinlich, die „Angst macht“ vor dem Schicksal eines Nichtbekehrten; sie stören sich, wie die Heiden, vornehmlich am „jüdischen“ Teil ihrer Religion, am „eifersüchtigen“ Gott des Alten Testaments – dass Jesus (als Lehrer) ein besonders radikaler Ausleger desselben war schaffen sie irgendwie auszublenden. Sie wollen die Integration „ihres“ Gottes in ein allgemeines Welt-Heidentum, mit einer Art Pantheon und einer „Weltseele“, ein paganisiertes Gefälligkeitschristentum. Ihr (formal meist geleugneter) Hass auf das Judentum ist der Hass auf die Vorstellung, einem strengen und wählerischen Gott ausgeliefert zu sein. Genau dies ist die Wurzel der „Volkskirchen“-Bewegung und der „Deutschen Christen“ der NS-Zeit, die bereits lupenreinen theologischen Liberalismus predigten und von der Ablehnung des „jüdischen“, also „fremden“ und „unmenschlichen“ (als umso menschlicher gilt man, je „deutscher“ man denkt) Alten Testaments zusammengehalten wurden. Ein traditioneller Christ dagegen glaubt an die jüdischen Offenbarungen, glaubt „den Juden“, dass „ihr“ Gott der wahre ist; er ist nicht nur deshalb kein Antisemit, weil er Juden wie Jesus, Maria, die Apostel usw. mehr als alle anderen Menschen verehrt[787], sondern weil er den Glauben der Juden teilt, ihre Überlieferung für wahr hält und diejenige seiner mutmaßlichen leiblichen Vorfahren für unwahr. Alles, was die Moderne an der Kirche hasst, ist ursprünglich jüdisch, darum hängt der moderne Antisemitismus auch so eng it dem modernen Antikatholizismus zusammen[788]. Moderne Progressisten lügen sich ihren

[787] Wer das Blut Christi verehrt, verehrt „jüdisches Blut“. Noch Tizian, Caravaggio oder Rembrandt nahmen sogar „echte Juden“ als Modelle für ihre Darstellungen von Jesus und den Aposteln.

[788] Da die Kirche lange Zeit relativ mächtig war, vergriff man sich lieber an den Juden, die „hinter all dem“ stünden, als „Wurzel allen Übels“; gegen Katholiken, als Hauptgruppe

Rumpfkatholizismus zurecht, z.B. kenne das Christentum kein „auserwähltes Volk“ mehr – natürlich kennt es das: außerhalb der Kirche kein Heil! Wir selbst, die katholischen Christen, sind das auserwählte Volk, unverdient, aus reiner Gnade, wie die Israeliten des Alten Bundes. Die Kirche wird dafür gehasst, dass sie solch „jüdisches Denken“ fortsetzt: sie verkündet einen strengen Gott, der Gesetze gibt und auf dessen Gnade man angewiesen ist, der sich ein Volk aus Erwählten schafft. Wer von der Kirche abfällt, tut es vor allem deswegen[789]. Aus dem Alten Bund stammt die kirchliche Überzeugung einer Pflicht, Gott zu erkennen, Ihn zu lieben (von ganzem Herzen) und zu dienen. Die moderne Kirche will dagegen die „Befreiung“ vom Dekalog und den Kirchengeboten, den Protestanten in völliger Verkehrung der christlichen Tradition zustimmend, Jesus habe vom Gesetz befreit, gegen die „Werkgerechtigkeit“ polemisierend. Man will Freiheit zu dem, was die Kirche zur Sünde erklärt, sei es für sich selbst oder für die geliebten Heiden, aber zugleich nicht auf die schönen Verheißungen verzichten[790].
Der brave Spießbürger, treu zu Kaiser und Vaterland, unwillig, irgendwo anzuecken, sich für besonders „aufgeklärt“ haltend und integrationsbewusst überall anbiedernd, kulturantisemitisch, aber aus irgendeinem Grund nicht offiziell zugeben wollend, dass er protestantisch geworden ist – er ist immernoch da, und stärker als je zuvor; er vertritt protestantische Lehren in der Ekklesiologie, der Sakramentenlehre, in Sachen Anpassung an die Welt und die Herrschaft, aber weigert sich trotzdem beharrlich, aus der Kirche auszutreten, die er stattdessen im Sinne einer „Volkskirche“ nach seinen Vorstellungen verändern will. Im Rahmen ihres schismatischen „Synodalen Weges“,

---

„alttestamentarischen“, „semitischen“, antinationalen Denkens aber tobte sich der Hass, wie geschildert, durchaus auch immer wieder aus, besonders in der Französischen Revolution oder im Spanischen Bürgerkrieg.

[789] Joseph Roth meinte 1937 angesichts der zunehmenden Drangsalierungen gegen die katholische Kirche, die Barbaren hätten „im Messopfer eine körperliche Fortsetzung des Semitismus“ gesehen; zugleich habe man „den Davidsstern (der ohnehin nicht zu fürchten war) angespien, um das Kreuz anzugreifen“. Reichhaltig ist die völkische Literatur, die das Christentum als „echt jüdisch“ ablehnt. Kardinal Faulhaber meinte zu Recht: jeder Angriff auf die Juden ist immer auch gegen das Christentum gerichtet. Auch etwa Sigmund Freud schrieb 1938, der Judenhass der Nazis sei eigentlich Christenhass, und aufgrund der innigen Beziehung der beiden Religionen zueinander würden beide von ihnen so feindselig behandelt. Auch den Muslimen wirft man heute im „aufgeklärten“ Europa im Grunde ihre jüdisch-christlichen Elemente vor – den einen, strengen Gott, an den alle glauben müssen, verbunden mit einer strengen Lebensführung.

[790] Logisch ist, dass die Modernisten in ihrer Abneigung gegen alles „Alttestamentarische“ auch am Staat Israel kein gutes Haar lassen. Das deutsche Hilfswerk Misereor fördert im großen Stil Organisationen, deren Hauptbeschäftigung die Hetze gegen Israel ist. Der Schweinfurter Pfarrer Breitenbach, der sich gerne von „überholten Traditionen und Dogmen“, die er „Ballast“ nennt, trennen würde, schrieb auch ein Buch mit dem vielsagenden Titel „Jesus wäre heute ein Palästinenser“.

von Laienorganisationen und deutschen Bischöfen 2019 initiiert und vor allem der (kirchenrechtlich natürlich nichtigen) Aufhebung des Zölibats und der Einführung einer „Frauenordination“ dienen sollend, machten die hiesigen Nationalkirchler ausdrücklich klar, dass ihnen egal ist, ob ihre Beschlüsse der allgemeinen Lehre der Kirche widersprechen oder nicht.
Der deutsche Einigkeitsfanatiker hat nie kapiert: man muss mit seinen Nachbarn nicht über religiöse Fragen einig sein (etwa darüber, ob und wie der andere in den Himmel kommen kann), sondern allein darüber, wie man miteinander umgeht. Tolerant war z.B. der protestantische Landesfürst, der katholische Missionare in „seinem“ Land predigen ließ – nicht der Ökumeniker, der von Mission abhalten will, weil ja eh alles gleichwertig, ja beim angeblich „Entscheidenden“ inhaltsgleich sei.
Die religiöse Toleranz des 19. Jahrhunderts bestand vor allem darin, dass man wieder frei für seinen Glauben werben durfte – ein katholischer Missionar wurde aus protestantischen Gegenden nicht mehr gleich wieder vertrieben oder gar getötet, sondern konnte auf dem freien Markt der Weltanschauungen seinen Glauben der eigenen Überzeugung gemäß als den besseren anpreisen, um andere (denen aus seiner Sicht etwas fehlte) an seinem Glück Anteil zu gewähren. Auch heute ist es z.B. in islamischen Ländern mit Mangel an Religionsfreiheit ja keineswegs das Problem, dass Christen nicht ihren Glauben ausüben dürften, sondern dass es Muslimen dort nicht erlaubt ist, ihren Glauben zu wechseln bzw. Andersgläubigen verboten ist, für den ihren zu werben. Der Ökumenismus will ebenso keine Markt-, sprich Konkurrenzsituation, also echte Religionsfreiheit, sondern im Gegenteil, dass jeder bei seinem erlernten Glauben bleibt. Denn: im Wesentlichen sei alles dasselbe, Unterschiede seien unwichtig. Er trifft damit vollmundig nicht nur eine Aussage über die eigene, sondern über alle anderen Religionen gleich mit: der Ökumenist entscheidet, was in den einzelnen Religionen wichtig sei und was nicht. Er will nicht vom vorgeblich eigenen (in Wahrheit längst verlorenen) Glauben überzeugen (er gibt vor, Mission ganz schrecklich zu finden), sondern maßt sich an, dem anderen dessen Religion erst richtig erklären zu können. Sein Ziel ist nicht, dem anderen zu helfen, sondern er stört sich am Willen des anderen, „anders“ bleiben zu wollen – ein Mangel an weltanschaulicher Einigkeit ist für ihn eine Riesenkatastrophe. Dies ist der moderne Irrsinn einer weltanschaulich ungestörten, gleichgemachten Gesellschaft, nun unter dem Dogma, „wir“ dächten und wollten doch alle dasselbe, alles sei doch gleich und eins[791]. Wer nicht mitzieht und die schöne Harmonie stört, sei ein Problem: „wie kann dieser Muslim nur denken, ich käme nicht in den Himmel, welch ein Skandal“.

[791] Darüber, wie verdammenswert das Ungleiche wäre, verliert der Ökumenist kein Wort – dagegen sprechen seine Taten gegenüber jenen, die sich ihrem Dogma nicht beugen wollen, Bände; eine derartige Kälte und Herablassung hätte die Kirche früher keinem Heiden gegenüber an den Tag gelegt.

„Tolerant“ war ein Johannes Eck, jegliche antijüdischen Schauermärchen damals für bare Münze nehmend und den Juden von Brunnenvergiftung über Kindsmord bis Hostienschändung alles zutrauend, da er trotzdem für die Wahrung ihrer Rechte eintrat und im Gegensatz zu Luther dazu aufrief, sie nicht zu vertreiben, sondern in Ruhe und Frieden zu lassen, sofern auch sie sich an die Gesetze halten. Toleranz bedeutet gerade nicht, den Glauben der anderen für wahr oder „gut“ zu halten oder zu unterlassen, sich ein Urteil über jenen zu bilden (und auch auszusprechen), sondern, mit denen friedlich und freundlich zusammenleben zu können, deren Überzeugungen man überhaupt nicht teilt, ja sogar für gefährlich hält; es gehört zur religiösen Toleranz unbedingt dazu, zu akzeptieren, dass der andere die eigenen Vorstellungen für falsch hält (und das auch ausspricht). Daran hapert es bei Ökumenisten gewaltig; sie halten sich selbst für tolerantere und damit bessere Christen, bilden de facto aber einfach eine weitere Denomination, und zwar eine besonders intolerante, die ihren Ursprung in der deutschen, NS-affinen, Volkskirchenbewegung hat - Glaubensunterschiede im „Volk“, religiös-weltanschaulicher Streit gar seien ganz schlimm. Die großen Kämpfer für mehr Ökumene auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren Deutsche, noch von der kuscheligen „Volksgemeinschaft“ ohne „theologisches Gezänk“ geprägt und aufgeschreckt vom jähen Wiederaufbrechen desselben in den 1950er Jahren. Immernoch spielt die Ökumene vor allem im harmoniesüchtigen Deutschland die größte Rolle, sehr viel weniger dagegen im Mutterland der Religionsfreiheit, den USA. Klar, dass heute in Zeiten zunehmender Xenophobie und Harmoniebedürftigkeit die Ökumene besonders aggressiv idealisiert wird. Man akzeptiert Muslime nur noch, wenn sie möglichst wenig muslimisch sind, so wie man früher Juden umso mehr akzeptierte, je weniger „jüdisch“ sie sich gaben. Arabischen Bartträgern („Fundamentalisten“) unterstellt man per se eine Neigung zur Blutrünstigkeit, so wie früher osteuropäischen „Kaftanjuden“ – das nennt man Xenophobie. Auch jene Ökumenisten, die sich politisch gern einem diffusen „links von der Mitte“ zuordnen, können das Anderssein nicht ertragen - sie wollen es eben nicht mit Gewalt fernhalten, sondern leugnen es einfach. Dies meilenweit von echter Toleranz entfernt – wo jene anfinge (nämlich dann, wenn jemand sagt: nein, ihr habt Unrecht, und mein Glaube ist das Gegenteil von eurem) beginnt bei ihnen die Empörung. Wie aber kann man ernsthaft z.B. behaupten, Polytheisten hätten denselben Gott wie jemand, der bejahend das Alte (und Neue) Testament liest? So jemandem ist auch egal, was Polytheisten von dieser steilen These halten. Oder, dass das buddhistische Nirvana so etwas wie der christliche Himmel sei (und nicht etwa das krasse Gegenteil)? Und wie kann ein Katholik, an die katholische Sakramentenlehre glaubend, im protestantischen Fehlen von sechs dieser Sakramente etwas anderes als einen bedauernswerten Mangel erblicken? Die „Toleranz“ der Ökumenisten ist in Wahrheit Ignoranz (der Lehrunterschiede), sie nehmen nicht ernst, was Andersgläubige über ihren Glauben denken. Ich habe kein Problem damit, wenn mich jemand „bekehren“ will oder meint, mit meinem Glauben käme ich nicht in den Himmel (was ja

z.B. auch jeder Atheist denkt) – ein Problem habe ich damit, wenn jemand mich und meinen Glauben vereinnahmen will für etwas völlig anderes: der Ökumenist meint, mein Glaube, den er ja viel besser verstehe als ich, sei in Wahrheit nur Teil einer allgemeinmenschlichen Religiosität, die keine objektiven Wahrheiten kennt mit Ausnahme jener der Ökumenisten. Wer alles eint (weil er von vornherein, ungeprüft, „weiß", dass ja eh alles auf dasselbe hinausläuft), hat nichts Außenstehendes mehr, das er im eigentlichen Sinne „tolerieren" könnte.
Die deutschen Versuche, die Kirche mit Hilfe der Häresie von der „Nationalität" von innen zu zerstören, reißen nicht ab. Die sogenannte „Amazonas-Synode" 2019 stand offen im Zeichen einer „ganzheitlichen Ökologie" und damit übelster neuheidnischer Esoterik[792]. Das zugrundeliegende Arbeitspapier, von „überproportional vielen meist deutschsprachigen Europäern" verfasst, wie Kardinal Müller treffend feststellte, will zu einer eigenen (den katholischen Universalismus verleugnenden) „Teologia indigena" (mit denkbar geringen Bezügen zur „normalen" christlichen Theologie, z.B. ohne jedes Bußverständnis, und irgendwelche Juden wie Maria oder die Apostel zu verehren könne man solch fremdartigen „reinen Völkern" wohl auch nicht zumuten) hinleiten. Hier ist kein Unterschied zu einer „Deutschen Gotterkenntnis" Marke Ludendorff erkennbar. Die Autoren (einflussreich besonders der 1939 geborene Österreicher Erwin Kräutler) erklären allen Ernstes das „Territorium" (von dem man alles „Nichtindigene" gewaltsam fernhalten will[793]) zu einem „Quellgrund für die Offenbarung Gottes", einen Ort für „die Erfahrung Gottes in der Geschichte"; jeder „territoriale Raum indigenen beziehungsweise gemeinschaftlichen Lebens" sei ein solcher. Völkische Blut-und-Boden-Heimatvergötzung in Reinkultur. Alle „Indios" bzw. Angehörigen eines jedweden ethnisch definierten „Volkes" wären gleich, würden gleich denken und „erleben", ob Christen oder Heiden oder sonstwas – Hauptsache, „Indio". Einen reineren „volks-ökumenischen" Rassismus hätte man auch aus Reihen der „Deutschen Christen"[794] nicht vernehmen können. Blut und Boden sei alles, der freie Geist nichts. Göttliche „Offenbarung" wird auf die „Natur" beschränkt, bzw. einen bestimmten vermeintlichen Ausschnitt davon – eine undefinierte „Kraft", die hinter den angeblichen „Ethnien" stünde und sich in deren aktueller Lebensweise (als völlig zeitlos und „unverfälscht" imaginiert) ausdrücke. Vollkommene Einheit mit „der Natur" wird

[792] Kardinal Müller sagt richtig (gegen das neuheidnische „Mutter Erde"-Konzept): Jesus gab Sein Leben für die Rettung der Menschen, nicht für den Planeten.
[793] Im antiimperialistischen Duktus faselt das Arbeitspapier für die Synode etwas von einem „Schrei der Erde und der Völker".
[794] Welche sich in der Tat sofort 1933 gegen Mission aussprachen, um das „kulturelle Erbe" anderer Völker nicht zu zerstören. Deutsche Rassisten hielten stets am lautesten die so „arische" Tugend der (Pseudo-)„Toleranz" hoch, Wilhelm Hauers Deutschgläubige etwa betonten den „Respekt" für alle „authentischen" Menschen und ihre Religionen, was sie von den verhassten Kirchen abhebe.

gefordert, sowohl der eigenen (anscheinend unabänderlichen „Rassen"-Natur, eine ganz bestimmte Denk-, Lebens- und Glaubensweise bedingend[795]) wie der „natürlichen" Umwelt jener „Völker", die esoterisch spiritualisiert wird. Geboten wäre eher, den künstlich Abgeschotteten endlich zuzugestehen, sich um Einheit mit der Kultur der realen *Christen* bemühen zu dürfen.
Indios werden von europäischen „Befreiungstheologen" hemmungslos für innerkirchliche Zwecke instrumentalisiert. Ergebnis der Lobhudeleien auf die angeblich so tollen „indigenen Kulturen" ist z.B. das Festhalten am Töten behinderter Kinder – Gestalten wie Kräutler halten das ausdrücklich nicht für strafwürdig, es sei „Sache der Indios" (für die anscheinend nichtmal die 10 Gebote gelten sollen)[796]. Jener Apostelnachfolger meint, die „Indigenen" würden den Zölibat nicht „verstehen" – sie seien also dümmer als andere Heiden, denn nirgends gab es den Zölibat vor der Christianisierung[797]. Gegen jenen kämpfen Kräutler und seine Schergen als gute „Germanen" natürlich besonders, in ihrer Heimat wird gegen ihn ja so sehr wie nirgendwo sonst polemisiert, so etwas angeblich „Unnatürliches" könne man solch edlen Wilden wie den Indios natürlich nicht zumuten und müsse deshalb unbedingt verheiratete Männer zu Priestern weihen. Natürlich sind Indios ebensolche Menschen wie alle anderen auch, die es sehr wohl geschafft haben, ihrer Berufung im vollsten Sinne nachzukommen, und da Gott kein Rassist ist, schafft Er keine Sonderbedingungen für irgendwelche „Völker", die man von Deutschland aus als „total anders" stigmatisieren will. P. Herbert Douteil CSSP, langjähriger Missionar im brasilianischen Amazonasgebiet, meinte zurecht, dass es z.B. kein einziges liturgisches Element gibt, das „nicht auch den Indigenen zugänglich wäre" und gibt zu bedenken, dass eine

[795] Das idealisierte „arme und einfache Volk" soll ausdrücklich weiter „seinen Glauben" weiterführen dürfen, sämtliche Bilder, Riten und Sakralhandlungen inbegriffen; man stellt sich auch vor, gewisse Sakramente grundsätzlich von Laien spenden zu lassen. Die europäische Verniedlichung des „Indios", den man sich aus der Ferne anscheinend als eine Art putziges Äffchen vorstellt, ist völlig unangebracht. Es handelt sich um Menschen, die wie alle anderen Gutes und Böses tun können, und letzteres kommt leider (wie in allen nationalisierten Gesellschaften) immer häufiger vor: in Lateinamerika kommt es zunehmend zur Gewalt gegen Missionare in autonomen „indigenen" Gegenden, weil die Wortführer dort ihre „eigene Kultur" und Unabhängigkeit bedroht sehen; Konvertiten in den „eigenen Reihen" (sprich: vom völkischen Mob vereinnahmte freie Menschen) werden, wie auch in Asien, schwer bedrängt.
[796] Bereits Sahagun berichtete im 16. Jahrhundert über die heidnischen Sitten in Mexiko, Kranke und Alte mit Pfeilen zu töten, aus „Mitleid" – die Kirche hatte stets diese Barbarei bekämpft, aber heute ist sie in den Herkunftsländern der modernistischen „Bischöfe" selbst bereits so verbreitet, dass damit natürlich nicht mehr zu rechnen ist.
[797] Kein Leib wird allgemein so sehr sexualisiert wie der des männlichen Schwarzen – von ihm müsste man, dem Klischee gemäß, am wenigsten erwarten, dass er zölibatär leben könnte und wollte; aber: gerade aus Afrika kommen die vehementesten Verteidiger des Zölibats (wie auch der kirchlichen Tradition überhaupt).

Auflösung des Mysteriums der Riten (die bei einem aufdringlichen Angleichungsversuch notwendiger Effekt ist – man geht dann auf die Menschen zu statt sie zu Gott zu führen) gerade bei jenen auf Unverständnis stieße, die ein ebensolches Mysterium bei ihren heidnischen Riten besonders achten.
Die unselige Synode verabschiedete mit knapper Mehrheit ein rassistisches Dokument, in dem der Zölibat zwar als „dem Priestertum angemessen“ bezeichnet wird, aber gleichzeitig trotzdem für die Indios nicht gelten solle. Dieses Dokument ist vielleicht der bisherige Tiefpunkt des „Volkstums“-Wahns in der Kirche.

Epilog

„*Die Deutschen sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten wie keine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche – aber es ist keine Freude, unter ihnen zu leben*."

- Hugo von Hofmannsthal

Der Wahn der „selbstbestimmten Völker" schwächte auch das Papsttum bis hin zur Selbstverleugnung. Dies erklärt sich besonders aus der Geschichte des neuen italienischen Nationalstaats der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in dem die dominierenden gesellschaftlichen Gruppen mit einem extremen Kirchenhass infiziert waren; personell setzten sich diese Gruppen aus Adel und Großbürgertum zusammen, aus jenen Familien, denen traditionell der höhere Klerus in Italien entstammte. Die nachwachsende Generation wurde stark vom Bild eines schmerzlichen Gegensatzes zwischen „Italienertum" und katholischem Glauben geprägt, der bei vielen den Wunsch provozierte, diesen Gegensatz aufzulösen, die Kirche mit der Nation zu versöhnen. In der Theologie kamen deutsche Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu unverdienten Ehren, da bei ihnen am gründlichsten die Anbiederung an die „Moderne" ausgebreitet war. 1903 kann man bereits feststellen, dass rund die Hälfte der Kardinäle (zu 70% Italiener) für eine tiefgreifende „Modernisierung" der Kirche waren (im Gegensatz zu einem Großteil der Landbevölkerung und des niederen Klerus), eine „Versöhnung" mit der modernen nationalisierten Welt anstrebten. Unter Leo XIII wurden massenhaft unwürdige Personen zu Kardinälen erhoben, durch welche der Heilige Geist nicht wirken konnte, da sie (zum nationalen Götzen gewandt) sich Ihm gar nicht öffnen wollten (ein bis heute anhaltender Missstand). Der liberale Kardinal Rampolla, familiär eng mit den politischen Eliten Italiens verbunden, war bei der Papstwahl klarer Favorit, er konnte nur durch das Veto Kaiser Franz Josephs verhindert werden. Papst wurde freilich nicht der konservative Kardinal Gotti, sondern der liturgische Reformer Pius X. Auch aus den nächsten Papstwahlen ging immer ein Mann der „Mitte" als Sieger hervor[798]. Da infolgedessen die ganze Zeit über der Kampf gegen die modernistische Zersetzung (trotz persönlichen guten Willens) bei weitem nicht rigoros genug geführt wurde, konnte sich unter der Decke einer außerhalb Italiens weiterhin konservativen (wenngleich vielerorts tendenziell aussterbenden) Führung an einigen Brandherden, wie geschildert insbesondere in Deutschland und dann Westeuropa, eine scharf antitraditionelle, an moderner Ideologie ausgerichtete Stimmung unter den jungen Katholiken ausbreiten, die stärker und stärker wurde. Auf

[798] 1914 drohte erneut ein Ultraliberaler gewählt zu werden, der gleichfalls höchsten politischen Kreisen nahestehende (und Galilei ein Denkmal setzende) Kardinal Maffi. Um jenen zu verhindern, rückten die Konservativen von ihrem Kandidaten Serafini ab, so dass man sich auf Benedikt XV einigen konnte; 1922 schlug Kardinal Gasparri (Kandidat der Liberalen gegen den Konservativen del Val) persönlich Pius XI als Kompromisslösung vor.

dem Konklave 1958 waren die konservativen Kandidaten bereits völlig chancenlos gegen Johannes XXIII. Dessen Konzil sollte dem geradezu allgemein gewordenen Wunsch nach weltangepassten Veränderungen nachzukommen. Anhand der Abstimmungen zu Grundsatzfragen kann man ablesen, dass maximal 25% der teilnehmenden Bischöfe noch traditionelle katholische Auffassungen hatten; die neugeschaffene Institution des „Bischofskollegiums“ wollten über drei Viertel mit „oberster Vollmacht“ (!) für die Gesamtkirche ausgestattet wissen (etwa Kardinal Döpfner erklärte ganz offen, dass er im Papst eher eine Art „Sprecher“ sah, nicht etwa das alleinige Oberhaupt der Kirche). Etwa 75% der Kardinäle stimmten beim Konklave 1963 dementsprechend für den Modernisten Paul VI. Karl Rahner malte sich schon ganz verträumt aus, wie einst Katholiken und Protestanten friedlich zu einer Kirche vereint werden könnten. Seit Paul VI wollen die von den Kardinälen Gewählten nun nicht mehr wahrhaft Stellvertreter des Christkönigs sein, sondern de facto nur noch „Bischof von Rom“ (ein Amt habend, von dem man auch jederzeit mal eben zurücktreten kann), ein *primus inter pares*. Sie wollen den „Völkern“ nicht mehr „reinreden“ in „deren“ Angelegenheiten. Sie verweigern die Krönung, das Tragen der Tiara[799] und sonstiger Insignien der christköniglichen Stellvertreterschaft, ja wehren sich gleichsam mit Händen und Füßen dagegen, ihr Amt im traditionellen Sinne auszuüben, wollen nicht wirklich Papst, sondern etwas anderes sein. So haben sie zwar gewisse päpstliche Vollmachten, die entscheidenden weigern sie sich aber, überhaupt anzunehmen. Sie glauben schlicht nicht daran, jene überhaupt haben zu können. Das Hirtenamt wird de facto nicht mehr ausgeübt; es werden so gut wie keine Häretiker mehr als solche benannt, keine Sakrilegien in den Kirchen unterbunden. Vorrechte in Sachen Dispens, Absolution usw. wurden an Untergebene verteilt - sollen die sich doch mit der lästigen „Schlüsselgewalt“ herumschlagen. Der Möglichkeit, von ihren Hirtenrechten in den einzelnen Bistümern Gebrauch zu machen, begegneten die modernen Päpste mit der Schaffung von „nationalen Bischofskonferenzen“, denen sie eine Autorität zusprachen, die eigentlich ihnen selbst vorbehalten ist. Man glaubt auch nicht mehr, die Wahrheit über des Menschen Erlösung lehren zu können, Nichtkatholiken sollen dementsprechend nicht mehr bekehrt werden, alles Interesse gilt sozialen und moralischen Fragen, nicht den eigentlichen Glaubensinhalten. Über Heiliges und Heiligendes verfüge man ohnehin nicht, Schismatikern werden mit Freuden Petrusreliquien als Geschenke

[799] Paul VI legte sie 1963 ab und schwor, sie nie mehr zu tragen. Keiner seiner Nachfolger setzte sie jemals auf (damit gegen geltendes Kirchenrecht verstoßend). Die Krönung aber wurde im 13. Jahrhundert zum konstituierenden Element des Amtsantritts (danach hatte der nun Papst Gewordene das Recht, den römischen Bischofssitz einzunehmen; dass der persönliche Petrusnachfolger zugleich Bischof von Rom ist, ist rein menschliches Recht und keine Notwendigkeit). Benedikt XVI tilgte die Tiara vom päpstlichen Wappen, auf dem nur noch eine Bischofsmitra zu sehen ist. Er erklärte ein von ihm eingeführtes, an das Amtssymbol eines Metropoliten erinnerndes Pallium zum hinreichenden Symbol seiner Jurisdiktion.

hinterhergeschmissen, die Riten dem eigenen Unglauben angepasst[800]. Bloß nicht mehr den „klerikalistischen“ Anspruch haben, anderen hohepriesterlich in den Himmel helfen zu können. Der Papst-Titel ist heute nahezu so sinnentleert und ausgehöhlt wie es der Kaiser-Titel seit Maximilian I war. Wenn seine Träger doch hin und wieder Entscheidungen mit anhaltenden Folgen für die Gesamtkirche fällen, sind diese oft Glauben und Praxis zerstörend (protestantische Liturgie, laxistisches Kirchenrecht[801]) – wenn aber das Papsttum als zerstörerische Kraft dient, obgleich seine Mission die *Stärkung* von Glaube und Praxis ist, ist dem offenkundig zur Amtsführung unfähigen Amtsträger natürlich der Gehorsam zu verweigern, zumal er dem Seelenheil schadet. Die Sichtbarkeit der Kirche scheint insofern aufgehört zu haben, an die Einheit mit Rom gebunden zu sein, zumal dort der Glauben nicht zuletzt an das eigene Amt verloren ist und de facto materielle Apostasie herrscht: wenn ein unter maßgeblichem Einfluss von Personen wie Walter Kasper stehender „römischer Bischof“ in offiziellen Erklärungen alle Religionen „gottgewollt“ und, in deistischer Weise, kulturgemäße (damit scheinbar automatisch „legitime“) Ausdrucksformen von allgemeiner „Religiosität“ nennt, genügt das Wort Häresie dafür schon nicht mehr. In einer Apostolischen Konstitution (Episcopalis communio) kann heutzutage bereits implizit die mehrfach verurteilte Irrlehre vom demokratischen Aufbau der Kirche verkündet werden, wenn der Bischof zum „Lernenden“ erklärt wird, dessen Aufgabe es sei, der unfehlbaren „Gesamtheit der Gläubigen“ eine „Stimme zu verleihen“, da doch Christus durch das „Volk“ spräche[802].

---

[800] Gutgläubig gehorsame Priester, die den eindeutig unkatholischen Ritus anwenden, welchen der den Opfercharakter der Messe zumindest stark relativierende (die Liturgie dementsprechend für „überholt“ haltende) Paul VI einführte, können sicher dennoch aus ihm eine gültige Messe entstehen lassen: seine äußeren Mängel dürften durch Christus suppliert werden, da Er die Bitten des gutwilligen Priesters erhört, schließlich geht es um das Heil der geliebten Seelen.

[801] Reformen wie die Verkürzung der eucharistischen Nüchternheit auf eine Stunde (!) sind in Wahrheit eine bösartige Verhöhnung der in antijudaistischer Weise als „legalistisch“ verachteten kultischen Gebote.

[802] Das Konzilsdokument Lumen Gentium, auf das verwiesen wird, besagt, die Gesamtheit der Gläubigen könne in Glaubensaussagen nicht irren, wenn „vom Bischof bis zum letzten Laien“ Übereinstimmung herrscht (was im Normalfall deshalb der Fall ist, weil die Aussagen eben der uralten Tradition entsprechen); in Episcopalis communio wird diese Übereinstimmung nun dadurch hergestellt, dass die Hierarchie vom „Volk“ lernt, womit nicht gemeint ist, dass der Bischof sich an das halten soll, was die (überzeitliche) Kirche immer gelehrt hat (bzw. vom Kanon an überlieferten Glaubenssätzen übriggeblieben ist, die vor dem Eindringen des Modernismus von allen Katholiken geglaubt wurden), und dass dieses eifrig zu studieren ist. Unter dem „Volk“ versteht Franziskus nämlich eine der Hierarchie aktuell gegenüberstehende Menge an Laien, die „Auftraggeber“ des Bischofs sei, der sich als „Volksvertreter“ nach dem Mehrheitswillen zu richten habe: der Bischof solle explizit auf *seine Gläubigen* hören (quasi das reine, unschuldige Volk, mit einem per se gerechten Einheitswillen), hören, was „der Geist den

Da in weiten Teilen Europas der Unglaube beim „Volk“ inzwischen sogar noch weitaus größer ist als beim Klerus (logisch, nach der jahrzehntelangen Verweigerung von letzterem, das *depositum fidei* weiterzugeben), ist klar, dass somit endgültig Lehre und Wirken in den einzelnen Bistümern von den Launen von, de facto, Nichtkatholiken bestimmt werden soll. Das moderne Ideal ist eben eine „Kirche“, die den Menschen vor Ort „Gutes“ tut nach den Vorstellungen, die jene dort vom „Guten“ haben, während alles eigentlich Religiöse in den Bereich des Folkloristischen rückt.
Die einzige Möglichkeit, aus dem Strudel des Niedergangs wieder herauszufinden (neben der verwerflichen Taktik, Gott durch träge Passivität zu einem Wunder zu nötigen), scheint für die Kirche eine friedliche institutionelle Spaltung zu sein: ein von den verbliebenen rechtgläubigen Kardinälen gewählter Papst würde die übriggebliebene Herde übernehmen, ein progressistischer Gegenpapst die abgefallenen Ökumenisten. Man wird abwarten und beten müssen. Eine offizielle Zurückstufung der Kirche auf den Kreis der gutwilligen, bibel- und traditionstreuen Anhänger des Messias würde auch Glauben und Praxis wieder reinigen und, mit Gottes Hilfe, auf den Stand nicht nur vor den konziliaren Verirrungen, sondern vor jeglicher nationaltümelnden Zerstreuung zurückführen können. Die Kirche wäre wieder das Sprachrohr Gottes, wieder missionarisch, käme ihrer Sendung endlich wieder nach. Es ist noch so viel Glaube da, nur wird er von den vorgeblich eigenen Leuten behindert, befruchtend in die Welt hineinzuwirken!
Freilich behindern ihn auch die anderen, so massiv, dass die Situation der Kirche vielerorts inzwischen wieder jener der ersten drei Jahrhunderte gleicht, mag auch weniger Blut fließen. Parallel zur formellen „Spaltung“ der Kirche (die in Wahrheit nichts anderes wäre als die seit langem überfällige förmliche Exkommunikation jener, die ohnehin längst die Einheit mit ihr verlassen haben) sollten die Menschen daher auch eine friedliche *politische* Spaltung in jenen Ländern anstreben, in denen die Zerwürfnisse zwischen Anhängern eines freiheitlichen sowie jenen eines repressiven Systems besonders groß und nicht mehr zu kitten sind (besonders naheliegend auf dem amerikanischen Kontinent – nicht die gesellschaftliche Spannung ist das Problem, sondern der progressistische Unwille, sie auszuhalten). Ein paar Staaten mehr auf der Landkarte schaden niemandem. Den vereinzelten glaubenstreuen Christen, die in sehr repressiven Ländern leben müssen, könnten dann in den neuen freiheitlichen Staaten die Tore geöffnet werden. Aber auch, wenn eine solche Spaltung nicht geschehen sollte, wäre es für Christen in tyrannischen Gesellschaften nicht unklug, sich schon einmal mit der Aussicht eines zukünftigen „christlichen Exodus“ in dennoch nach wie vor freiheitlichere Weltgegenden auseinanderzusetzen – idealerweise im Austausch gegen dort notorisch unzufriedene Minderheiten von „Weltverbesserern“. Das

---

Gemeinden sagt“ (hier Bezug nehmend ausgerechnet auf Offb 2,7, wo Johannes im Auftrag des „Geistes“, der gerade nicht direkt zum „Volk“ spricht, verschiedene Gemeinden tadelt).

Zusammenpferchen der Menschen in ethnisch definierten Nationalstaaten bedrohte von Anfang an die Kirche in ihrer Existenz – das „tausendjährige“ Friedensreich geht überall dort zuende, wo der Nationalismus Staatsideologie ist und „Nationen“ zu Gesetzgebern geworden sind. Es mag sein, dass so, wie vor 100 Jahren die Menschen (zumeist unfreiwillig) nach ethnischen Kriterien umsiedelten, sie dafür in naher Zukunft gezwungen sind, nach weltanschaulichen Kriterien umzusiedeln. Warum nicht? Die Zukunft gehört den Mutigen (Ronald Reagan). Passt dies denn zum weltweiten Missionsauftrag der Kirche? Es muss wohl. Ein neues (vorübergehendes) „Westfälisches System“ wäre eine den Zeiten (leider) angemessene Lösung. Heute, wo die Bedrängnis durch die Welt Tag für Tag zunimmt, wird immer deutlicher: die Kirche braucht *eigene* Schulen, Medien, Krankenhäuser, ja in manchen Weltgegenden eventuell gar eigene Siedlungen, und sie braucht einen Staat, der sie beschützt. Nun gehört z.B. Deutschland (den Siegermächten sei es gedankt) strukturell fraglos nach wie vor zu den verträglicheren Staaten der Erde – wenn nur seine Bevölkerung nicht wäre. Umfragen zu grundrechtsrelevanten Themen[803] im neuen Jahrtausend zeigen immer wieder, dass für über 75% der Deutschen individuelle Rechte hochgradig relativ sind und sie sich somit bereits an der Schwelle zur Verfassungsfeindschaft aufhalten. Dialog ist mit vielen nicht mehr möglich, derart fanatisch ist der Hass gegen jegliche „Abweichler“ schon geworden. Sogar die Bundesrepublik kann angesichts dieser Stimmungslage mittelfristig schon nicht mehr verlässlich als Garant der freiheitlichen Rechtsordnung von 1949 angesehen werden[804]. Mit vielleicht 20% ihrer Bewohner kann man sich noch leidlich auf das eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollende Prinzip „Leben und leben lassen“ verständigen, und mit maximal kümmerlichen 3% dürfte man sich zumindest über Grundfragen des Lebens einig sein. Katholiken müssen nicht zwangsläufig (nur) unter Katholiken leben, aber zumindest unter Leuten, die sie in Frieden ihren Glauben leben lassen und ihre Meinungen (inklusive ihre Verweigerungen) respektieren[805]. Einfach die Augen zu schließen und auf bessere Zeiten zu hoffen ist naiv. Die

---

[803] Auffällig besonders in der „Corona-Krise“, aber bereits zuvor etwa zu Themen der Religionsfreiheit im Verhältnis zu „deutschen Sitten“, zur Verschärfung von „Sicherheits“-Maßnahmen, zur Strafverfolgung, zur „aktiven Sterbehilfe“ (beim großen Vorbild, den Niederlanden, wird inzwischen in fast einem Viertel der Fälle ohne ausdrückliche Aufforderung gemordet, die „Lebensqualität“ sei halt so gering…), zur Gesundheitsvorsorge, und und und.

[804] Investitionsabkommenslüstern (wer wäre der deutsche Autobauer, würde er sich Blutgeld entgehen lassen), entfernte man sich 2020 passenderweise ein weiteres Stück vom Westen, sich jenen ultranationalistischen Mörderbanden an den Hals werfend, die gerade hilflose Menschen für ihren Gottesglauben internieren, zwangssterilisieren, zur Abtreibung zwingen.

[805] Seine Niederlage 1945 hat der gemeinschaftsversessene Naturanbeter gut überstanden, in neuen Gewändern geht er, sich nicht als Missionar der Sünde (der ignorierbar wäre), sondern als Kammerjäger betrachtend, ungebrochen seinen Vernichtungsphantasien gegen unseren Glauben und unsere Lebensführung nach, die keinen Platz in seinem Utopia haben.

Entwicklungen in Ostasien zeigen: Totalitarismus funktioniert. Es funktioniert, Menschen zu einer willenlosen tumben Masse zu formen, von der noch in 500 Jahren nicht der Hauch eines Widerstandes oder selbstständigen Denkens ausgehen wird. Man wird im Großteil Europas, der sowohl für die Kirche als auch für die westliche Zivilisation auf ganzer Linie verloren scheint, als Christ zwangsläufig zusehen müssen, irgendwie die Weichen für die eigene Zukunft zu stellen, solange man noch kann. Die Heldenerzählungen etwa von russlanddeutschen Katholiken, die in Kasachstan über Jahrzehnte keinen Priester sahen, keine Messe hatten und trotzdem den Glauben bewahrten, können uns nur deshalb anrühren, weil wir um des Happy Ends wissen (und zugleich verdrängen, wie eben wegen dieser Umstände so viele andere den Glauben *verloren* haben). Mit einem solchen dürfen wir aber hier keineswegs rechnen. Die zwischenzeitliche Restauration des alten Rechts nach 1945 (mit amerikanischer Hilfe) war offenbar nur eine Verschnaufpause in der Geschichte seines steten Niedergangs seit der kontinentaleuropäischen Aufklärung. Konservierte die Bürgergesellschaft des 19. Jahrhunderts immerhin noch die christliche Vorstellung eines allgemeinen, natürlichen Menschenrechts, erklärte es gar feierlich zur Grundlage nationalen Lebens (nützte es doch der nun herrschenden Klasse) und vergötzte den Staat als seinen Garanten, bereinigte die NS-Volksbewegung (seither Prototyp nahezu aller politischen Massenbewegungen außerhalb Hongkongs[806]) den Nationalismus von den letzten Zwängen, auch den unangepassten, „eigennützigen" Minderheiten helfen zu müssen, verträgt sich eine Herrschaft von „Gleichen" (=Nationalismus) nunmal nicht mit Rücksicht auf „Ungleiche". Die „Gleichen" aller Klassen (sich als „das Volk" sehend) wollten nicht nur keinem „Fremdherrscher", keinem Monarchen mehr gegenüberstehen, sondern keiner einzigen Institution, die gegen sie ein abstraktes höheres Recht verteidigt. Der NS-Staat verwarf in ihrem Auftrag jedes universale Recht, ersetzte es im besten Rousseau'schen Sinne mit den Interessen der „Völker". Minderheiten verloren ihren institutionellen Schutz, weil die Mehrheit ihre Entrechtung wollte. Wie dargelegt, sind wir gerade mittendrin, erneut in eine Barbarei partikularer Stammesrechts-Gesellschaften zu verfallen – das alles an die „Nation" und ihre derzeitigen Ideale heransaugende Prinzip der Inklusion ist das Gegenteil von liberaler Offenheit, nämlich totalitaristisches Erzwingen eines ruhigstellenden Bewusstseins von eigener Normkonformität, wie immer im Totalitarismus gegen alles „Zurückgebliebene" gerichtet (also gegen freiheitsliebende Minderheiten, die zur ungeheuer mächtigen

[806] Die kümmerlichen antirepressiven Proteste 2020/21 waren weltweit das Gegenteil einer Massenbewegung, ja ihre Marginalität der Beleg dafür, wie massiv angewachsen der antizivilisatorische Affekt und die allgemeine Verherdung mittlerweile sind. Wie gerade selbsternannte „Linke" sämtliche Ideale von Freiheit und „gutem Leben" jubelnd über Bord warfen (als Reaktion darauf, dass Trump sie zunächst verteidigen wollte, der sei ja schließlich „Faschist"), belegt nachdrücklich die Abwesenheit von Prinzipien im Progressismus, die ihn so anfällig für dumme Ideen macht.

„Gefahr“ aufgebauscht und als Gruppe geradezu aus der Menschheit ausgeschlossen werden); jenes, als das „Widernatürliche“ (die Norm gebe ja die „Natur“ vor, die aus Nationen bestehende Menschheit wachse in der Erkenntnis von deren „Gesetzen“), dürfe keinen Platz in der gesunden „Nation“ haben, welche nach wie vor als Kampfgruppe der „Natur“ gegen unseren Gott erscheint. Die in den letzten Jahrzehnten vielerorts radikal dezimierte Kirche bedarf daher einer Bündelung der Kräfte; dazu gehört der Wiederaufbau lokal gelebter christlicher Kultur, eines christlichen Umfelds, die Schaffung blühender Oasen in der geistig vertrockneten Welt, unter dem Schutz einer noch wahrhaft Recht und Freiheit verteidigenden Macht. Der Auftrag an die Kirche, das Gottesvolk, ist, weiterzutragen, was sie von Christus und den Aposteln empfangen hat: die Sakramente zur Heiligung, die Lehre als Voraussetzung für den Empfang. Sie soll die Menschen heiligen, in den Himmel führen. Von ihr kommt das Heil wie vormals von „den Juden“. Voraussetzung für ihr Wirken aber ist ihre Freiheit. Die Mission des Volkes Israels war stets, Gottes Bote bis ans Ende der Welt zu sein (Is 42), alle zum Glauben an den einen Gott zu führen. Dazu brauchte es eine Basis, ein „Land“, jenes war geradezu die Vorbedingung messianischer Wirksamkeit. Die Bekehrung der Mitmenschen konnte auch zur Zeit des Neuen Bundes nur funktionieren, wenn im Hintergrund eine starke schützende Hand (die nicht selbst christlich sein muss) vor sofortiger Vernichtung bewahrte. Man schaue auf unsere (noch wesentlich mehr gehassten) „Brüder“. Die Juden des alten Zarenreichs (nicht etwa erst des NS-Staates, als es vielfach zu spät war) scheuten sich keine Sekunde, zu fliehen, weil sie noch „eine präzisere Vorstellung von der Relativität der Beziehung des Individuums zum ‚Vaterland‘“ hatten, so Joseph Roth. Sie hatten nicht „das ungesunde Bedürfnis, zu beweisen, sie seien hundertprozentig national“[807]. Denn: „die Juden sind älter als der Begriff der Nation“. Gleiches gilt auch für uns Katholiken. Roth verabscheute die Aufteilung der Welt in „Vaterländer“, er wünschte sich die ganze Welt als ein einziges Land, in dem jeder „ohne Pass, ohne Namen herumwandern oder bleiben kann, wie es ihm beliebt“; aus dem Judentum sei der „Allerweltsgedanke“ geboren[808]; umso bedauerlicher war es für ihn, dass die Juden nun auch gezwungen seien, ein „Vaterland“ zu schaffen – aber eben unumgänglich. Den Antisemitismus erkannte Roth als „Neid der Gefangenen, denen die Freien ein Gräuel sind“. Dies gilt ebenso für den Antikatholizismus. „Die Häftlinge machen aus der Not eine Tugend und erklären, ihre Zelle sei das Paradies“. Aber „der Mensch ist kein Baum“. Der Mensch ist frei. „Beine und Füße hat Gott dem Menschen gegeben, damit er wandere über die Erde, die sein ist.

[807] Das heidnische Geschwätz einer „bedingungslosen“ Liebe zum „Vaterland“ kann dem Christen nur ein Gräuel sein, der nur eine bedingungslose Liebe kennt, jene zu Gott.
[808] Roth hielt es für keine Schande, keiner Nation anzugehören. „Weshalb schämt sich jedermann, wenn man ihm vorwirft, dass er eigentlich kein Vaterland habe? Ist es denn nicht ehrenvoller, ein Mensch oder ein Christ zu sein als ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer? Zwischen den Rassen zu stehen erscheint mir angenehmer, als in einer zu wurzeln“.

Das Wandern ist kein Fluch, sondern ein Segen“. „Wenn in Ihrem Vaterland Böses geschieht, und Sie lieben es, dann lieben Sie nicht Ihr Vaterland, sondern das Böse. Die ganze Erde ist vorläufig unsere Heimat. Wo Gutes getan wird, dort ist meine Heimat. Wer in einer Heimat bleibt, in der man gegen Gott sündigt, der verdient nicht, Füße zu haben. Er verdient nicht, Gott seine Heimat zu nennen. Unsere wirkliche Heimat aber ist der ewige Schoß Gottes. In Seinem erhabenen Schoß kann nichts Schlechtes geschehen, sondern nur Liebes und Gerechtes“. Die Aufgabe, Licht für die Welt zu sein und das Evangelium den Ungläubigen zu bringen, stand für Roth nicht im Widerspruch zum Recht, den Ungläubigen den Rücken zuzukehren, wenn jene feindlich gesinnt auftreten und die Gläubigen gar verfolgen. Jesus selbst sagte: „Wenn sie euch in der einen Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere“ (Mt 10). Es ist ein legitimer Wunsch, fern von Widrigkeiten und Hemmnissen für Leib und Seele „mit freiem Herzen“ [809] Gott dienen zu können. Warum sollte man sich gezwungen fühlen, dort leben zu müssen, wo man unwillkommen ist, abgelehnt, maximal „toleriert“ wird?
Das Beispiel des Staates Israel, der Zufluchtsstätte für die antisemitisch Verfolgten, gibt zwar zum einen Hoffnung, zum anderen dämpft es angesichts der permanenten Anfeindungen („dort leben die Juden, und die Welt erträgt es nicht, sie glücklich zu sehen“ - Tuvia Tenenbom) auch Illusionen. Die Welt würde auch nicht aufhören, die vergraulten Christen zu hassen, wenn sie sich aus der Bedrängnis (vorübergehend) an andere Orte zurückzögen, wo sie in Freiheit leben können, ja sie würde vielleicht umso feindlicher auftreten. Aber immerhin: diese Christen würden den Nationsgläubigen wieder zu „Fremden“ geworden sein, die man zwar nicht mag, die aber nicht mehr einfach vereinnahmt oder der zurichtenden Mobgewalt preisgegeben werden können. Im Schutz der oasenhaften Reste des römischen Friedensreiches kann, wie zu sehen ist, weiter das Reich Gottes aufgebaut werden – nicht nur in den einzelnen Seelen, sondern auch in dem, was in der Welt verbleibt, für die, welche uns überleben. Doch egal, ob nun im Schutz der freien Welt oder inmitten der unfrei werdenden: man liefere sich nicht passiv dem vermeintlichen Schicksal einer Zerstreuung des verbliebenen Gottesvolkes und der damit drohenden Isolierung der Christen in der Verfolgung aus. Dem wiederkommenden Messias sollen ja nicht nur in unseren Herzen, sondern auch in unserer Welt die Wege bereitet werden.

[809] Oratio am 19. Sonntag nach Pfingsten.